UC-NRLF

B 3 058 745

Digitized by Google

a. 1 Kupfertafel fehlt.

SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS

5044.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

LORD ARTHUR WELLINGTON.

Herzog von Ciudad Rodrigo.

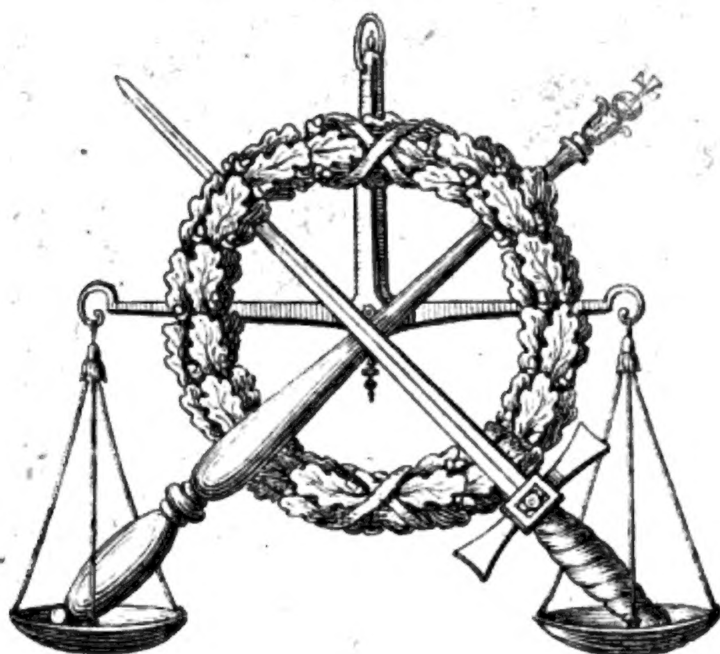
Digitized by Google

Nemesis.

Zeitschrift für Politik und Geschichte,

herausgegeben von

Heinrich Luden,
Hofrath und Professor der Geschichte zu Jena.



Dritter Band.

Mit Kupfern und Charten.

Weimar,
im Verlage des H. S. privil. Landes-Industrie-Comptoirs.
1814.

Digitized by Google

B1
N25
v.3

Digitized by Google

UNIV. OF CALIFORNIA

Nemesis.

Zeitschrift für Politik und Geschichte.

Dritten Bandes I. Stück. 1814.

I.

Die Zeichen der Zeit.

Vorbemerkungen zum dritten Bande der Nemesis.

(Geschrieben gegen das Ende des Septembers d. J.)

Seit dem Abschlusse des Friedens sind jetzt fast vier Monde verlaufen. In diesem Zeitraume hat man freilich der Segnungen des Friedens noch keineswegs recht froh werden können; solche Wunden, wie uns Allen geschlagen sind, erfordern eine lange Heilung. Aber der Geist, der in der kommenden Zeit herrschen soll, wird sich doch in vier Monden hinlänglich angekündigt haben. Und

491995

Digitized by Google

nun, was ergiebt sich, wenn man die Zeichen der Zeit beachtet?

So weit die Geschichte der Menschen geht, bietet sich kaum jemals ein so großes, reiches und schönes Leben dar, als das vorige Jahr und der Anfang des gegenwärtigen, unter Blut und Tod und Gräueln aller Art, bewährt haben. Während des heiligen Kriegs haben fast alle Völker Europa's in Einem Sinne zu jeglicher Tugend, zu jeglichem Opfer, die freudigste Bereitwilligkeit gezeigt. Sie haben eine Kraft entwickelt, welche die Bewunderung aller zukünftigen Geschlechter erregen wird; sie haben einen Geist bewiesen, der die höchste Achtung fordert und finden muß, und die schönste Liebe für Ordnung und Recht, für Freiheit und Gesetz, für Fürst und Vaterland. Die Völker sind zu großen Gefühlen gekommen; bis zu den untersten Gliedern der menschlichen Gesellschaft sind tiefe Gedanken über die wichtigsten Angelegenheiten der Menschheit verbreitet worden; und vielleicht ist in ganz Europa kein Mensch zu finden, in dessen Seele nicht irgend eine Regung vorgegangen wäre, die ihn über sich selbst empor gehoben hat. Jeder hat mit den freudigsten Hoffnungen der Zukunft entgegen gesehen; Jeder hat ein freies, glückliches Leben erwartet, und Gott dafür freudig gedankt, daß ihm vergönnt war, solche Tage zu sehen.

Aber kaum ruheten die Waffen, so verbreitete sich eine dumpfe Stille. Die Stille wurde dumpfer, als man in Paris den Frieden unterhandelte. Die Nachricht vom wirklichen Abschlusse des Friedens wurde von Einigen aufgenommen, wie etwa die Nachricht von einer Niederlage; von Andern mit Kopfschütteln und Schweigen;

und gewiß hat sie — wenigstens in Teutschland — nirgends solchen Jubel erregt, als man bei der Einnahme von Paris überall erhoben hatte. Es war, wie wenn eine schwere Ahnung die Seelen der Menschen ergriffen hätte. Die Bedingungen des Friedens aber haben die Gemüther nicht wieder gewonnen; viele Menschen bekannten, daß sie ungewiß würden über den Geist der Zeit; und wenn zuvor die wenigen Bedächtigen, Erfahrenen und Aengstlichen mit ihrer Zweifelfrage: „was denn werden sollte, wenn es in der allgemeinen Begeisterung auch gelänge, die Franzosen vom Teutschen Boden zu vertreiben?“ überall Aergerniß und Unwillen erregt hatten: so wurde von nun an die Zahl Derer sehr groß, welche dieses Mal das Ziel unserer Anstrengungen noch nicht erreicht glaubten.

Inzwischen hat sich von allen Seiten viel guter Wille gezeigt. Es ist Manches angeordnet und begonnen, welches, wenn es besteht und gedeiht, zuverlässig große und herrliche Folgen haben muß. Dennoch läßt sich nicht läugnen, daß der vorige Glaube an die Zukunft höchstens noch in Jünglingen und Schwärmern lebe, die in ihrer Seele die Welt gestalten, ohne die Welt zu beachten. Sieht man von den wenigen Staaten hinweg, welche entweder durch die großen Stürme der letzten Jahre in ihrem Innern nicht erschüttert worden sind, oder welche bei der Feier ihrer Siege noch keine Zeit gefunden haben, sich zu besinnen: so begegnet man freilich überall einem großen Gähren, Treiben und Drängen, aber man bemerkt auch, daß viele Menschen in sich gekehrt sind, zwar ohne Verzagtheit, aber nicht ohne Besorgniß, oder daß sie eine gewisse Heiterkeit erzwingen, um einen hohen Zorn oder eine tiefe Betrübniß zu verhalten. Es ist, wie wenn eine schwüle Luft das freie Athmen verhinderte.

Aber so peinlich dieser innere Zustand der Staaten häufig seyn mag, so ungewiß scheinen auch die Verhältnisse derselben zu einander. Der Friede hat den Krieg geendigt, aber noch keine Ruhe gebracht; man hört die Schwerdter nicht mehr klirren, aber man sieht sie noch blinken; Alles ist gerüstet, und bereit jeden Augenblick loszuschlagen. Die Völker aber wissen nicht, wo ihrer Fürsten Freunde oder Feinde sind; sie bewahren indeß auf allen Fall die kriegerische Stimmung.

Indem wir nun auf die Meinungen, welche verständige und wohlgesinnte Männer unter uns über die Ursachen dieser Erscheinungen hegen, geachtet haben, sind uns folgende Bemerkungen vorgekommen, die wir unsern Lesern mitzutheilen, uns erlauben.

„Wir sind so stark gewesen, so heiter und so bereit zu jeder That und zu jedem Opfer, weil wir einig waren, oder doch einig zu seyn glaubten. Die Fürsten schlossen sich den Völkern an, und redeten zu ihnen die schöne Sprache des Vertrauens, der Ehre, der Freiheit und des Vaterlandes, und die Unterthanen folgten mit frohem Glauben dem heiligen Rufe zu Blut und Tod. Der Adel stellte seine alten Vorzüge zurück, und schien sich mächtig über unglückselige Vorurtheile hinaufzuschwingen. Bürger und Bauern vernahmen mit Entzücken, was ein Russischer Feldherr, aber ein Teutscher Edelmann, der Graf von Wittgenstein, den Teutschen öffentlich zurief: daß die Ahnenlisten mit dem Jahre 1812 geschlossen seyen, und daß es jetzt darauf ankomme, durch Tugend und Verdienst für Volk und Vaterland neuen Ruhm zu gründen, und neue Ehre zu erwerben; und sie sahen mit Freude und Wonne den Sohn des Grafen neben dem

Söhne des Pflügers, Alle mit Einem Kreuze bezeichnet, Alle für Eine Sache ausziehend. Zwischen Geistlichen und Laien endlich fiel jede Scheidewand, wie zwischen Gelehrten und Ungelehrten; Alle ergriffen das Schwerdt, deren Arm dasselbe zu führen vermochte, und die Stärke des Schwerdts unterstützten mit der Kraft der Rede Alle, welche des Wortes Meister waren. Auf solche Weise wurden die Seelen gehoben; am Glücklichsten war, wer am Meisten zu leisten gewürdigt ward; im Allgemeinen ging das Besondere unter, und selbst der Feigling wurde fortgerissen zu kühnen Entschlüssen.

Aber die Gefahr ist, vielleicht unglückseliger Weise, zu schnell vorübergegangen. Die großen Gefühle haben sich nicht befestigen und eine neue Gestaltung der Verhältnisse bewirken können. Alte Leidenschaften, welche durch die allgemeine Begeisterung zum Schweigen gebracht waren, sind wieder hervorgetreten; alte Besorgnisse sind erwacht; alte Vorurtheile verwirren den Blick und verlocken die Seelen; und so kommt Trennung, die immer Mißtrauen erzeugt und Feindschaft, wieder unter Die, welche die Noth der Zeit vereinigt und hierdurch Allesammt groß und stark gemacht und mit den heiligsten Hoffnungen erfüllt hatte. Wer Schuld ist an diesem Unglücke, das theils schon hereinbricht, theils wenigstens hereindroht — das wissen wohl Viele, aber wer soll es aussprechen?

Man hat oft gesagt, die Geschichte der Vorzeit sey verloren für die späteren Geschlechter: soll aber auch das verloren seyn, was wir selbst erlebt haben? Ist es unserm Zeitalter nicht genug, seine eigenen Thorheiten zu haben: will es auch noch seine eigenen Thorheiten wiederhohlen, und sich von neuem allen den Gräueln aus-

setzen, von welchen wir kaum befreiet sind? Wahrlich es zerreißt die Seele und erfüllt mit unendlichem Jammer, wenn man den schnellen Rückfall in die alte Verstocktheit gewahrt.

Man erzählt von Menschen, welche, für die Erreichung theuerer Zwecke, die Kühnheit hatten, Geister zu beschwören, nachher aber, wenn ihnen gelungen war, dieselben zu bannen, vor ihrer Erscheinung erschraken und sie wieder zurückzutreiben wünschten in das alte Reich der Nacht, dessen Riegel sie zersprengt hatten; gewöhnlich jedoch war ihnen das Wort entfallen, vor welchem die gebannten Gestalten weichen mußten darum gelang ihnen der neue Wunsch nicht; ihr Beginnen war frevelhaft, weil es widersprechend war und sie gingen unter in ihrer eigenen Verkehrtheit.

Zu der Zeit, als die Throne der Fürsten wankten, und der Adel in Gefahr war, wurde der Geist des Volks aufgerufen und beschworen; und der Geist ist erschienen in seiner Größe und in seiner Herrlichkeit. Wie? seine erhabene Gestalt ist doch nicht etwa furchtbar, so daß man wünschen könnte, die freigegebenen Kräfte in die alten Fesseln zu schlagen?

Wahr ist: wie ein tiefer Strom hat sich die Völkerkraft dahin bewegt und hat niedergestürzt und fortgerissen, was sich ihrem Laufe hemmend zu widersetzen wagte. Aber wahr ist auch: dieser Strom hat sich in seinem Bette gehalten, und ist dem Ufer gefolgt; er hat überall befruchtet und nirgends zerstört. Seine reine, klare, durchsichtige Fluth hat nichts von jenem glühenden Lavastrom, der vor vier und zwanzig Jahren anfing, die

Länder der Erde zu durchbrausen, und Alles mit glühender Asche zu überschütten, oder mit erstickender Luft zu vernichten, was seine Flammen nicht erreichen konnten.

Die Völker sind aufgestanden für Fürst und Vaterland. Nie sind die Fürsten Europa's größer gewesen, als in dieser Zeit durch die Freiheit und die Liebe der Völker. Ordnung und Zucht haben überall geherrscht, und freies Gehorchen ist die Ehre des Mannes gewesen. Wo wäre nun einiger Grund gegeben zu Mißtrauen oder Argwohn? Sclaven zu befehlen, kann keiner edlen Seele genügen, aber unter freien Männern zu walten, ist ein Gedanke, des tiefsten Geistes würdig.

Gesetzt auch, es gelänge, den Strom aufzuhalten: was würde aus der köstlichen, hellen, befruchtenden Fluth? Ein stehender Sumpf, voll Moder und Ungeziefer, das weithin die Luft verpestete! Aber wie, wenn es nicht gelänge? wenn der Strom, im freien Laufe gestauet, seine Ufer durchbräche? Alsdann würde er Feld und Flur verschlingen, und eine Verwüstung bewirken, die Keiner zum Voraus berechnen kann. Und wer erkühnte sich wohl, die Quelle zuzutreten, die im Verborgenen sprudelt? wer unternähme es nur mit voller Seele, ohne Zweifel, ohne Wanken? Wird sie aber nicht verstopft, diese Quelle, so muß der Fluß ja Alles überwachsen.

Was Alle errungen haben, das soll Allen gehören. Es ist Raub, mir aus der Hand zu winden, was ich durch Opfer und Anstrengung erworben habe. Der Acker, den wir allesammt mit Blut und Thränen gedüngt haben, verspricht so reiche Frucht, daß wir gleichfalls allesammt finden werden, was wir bedürfen; aber man muß

die schönsten Stellen nicht einhägen, um sie mit dem Unkraute des Muthwillens und der alten Ungerechtigkeit zu bepflanzen. Die Kreise des Lebens laufen so mannichfaltig und schön neben einander, daß Keiner den Andern in seinem Fortstreben zu hindern braucht, wenn nur Keiner quer hineindringt und Alles durch einander wirrt.

Es ist wohl wahr: man hat noch nirgends gesagt, daß dieses anders seyn solle, aber hat man eine Versicherung gegeben, daß es so seyn solle? Etwas Geheimnißvolles, Zurückgezogenes zeigt sich überall anstatt des offenen Vertrauens. Völker aber, die edel gehandelt haben, verdienen wohl, daß man sie edel behandelt, daß man gerade und klar zu ihnen redet, um ihren Glauben zu stählen und ihren Willen zu befestigen. Und während sich die Fürsten in ihrer Stellung gegeneinander, zumeist mit Unterhandlungen über Abtretungen und Vertheilungen von Ländern (deren Zubehör die Menschen sind) zu beschäftigen scheinen, oder während, wie man das charakteristisch nennt, „die Schicksale der Völker bestimmt werden," begegnet man in dem, was im Innern der Staaten geschieht, zwar einem ganz entgegengesetzten und widerspruchsvollen Verfahren, aber darauf scheint doch das Meiste hinzugehen, das zu vernichten, welches edle Menschen als das Resultat unserer ungeheuern Zeit erwartet haben.

Einige Regierungen scheinen in dem Glauben zu handeln, die Zeit könne zurückgedreht, und der alte Zustand könne wieder gebracht werden, der durch den Gang der Weltbegebenheiten zerstört worden ist. Daher die Herstellung von Gesellschaften und Anstalten, welche durch den Geist früherer Jahrhunderte erzeugt waren! daher das Haschen nach alten Benennungen, die nur zu Verhält-

nissen passen, welche nicht mehr sind! daher die Wiedereinführung alter Kleidertrachten und Haarschnitte!

Gewiß: Keiner Regierung ist ein grimmiger Haß gegen die Entartung der letzten Zeit zu verargen; solche Fürsten, die persönliche Mißhandlungen oder Verfolgungen erlitten haben, suchen begreiflicher- und verzeihlicherweise aus ihrer Umgebung die letzte Spur zu vertilgen, die sie an jene Mißhandlungen erinnern könnte. Aber über der Entartung der Zeit ist der ursprüngliche Sinn der Zeit nicht zu vergessen, und in nachgemachten Formen hat man nicht das alte Leben. Jedes Rückstreben zum Alten — denn eine wirkliche Rückkehr ist eben so unmöglich, als daß die Sonne ihren Lauf änderte — ist in sich selbst, wenn auch nicht in der Seele Derer, die sie versuchen, böse, weil es der Natur des Geistes widerstreitet; und die Zeit ist nicht darum so schlecht geworden, weil die Dinge, die man jetzt herzustellen sucht, nicht mehr waren, sondern darum, weil man sich so lange an diesen Dingen gehalten hat. Das ist der Irrthum! Jedes Jahr, auch das unglückseligste, ist von Gott gesandt, und kein Tag kann aus der Geschichte oder aus dem Zusammenhange des Lebens geworfen werden. Wenn der Mensch die ewige Weisheit meistern will, so verfällt er in Narrheit; und als Hamlet glaubte, die Zeit sey aus den Fugen, da war er im Wahnsinn. Die letzten Jahre, die man so gern vertilgen möchte, haben auch das Leben vieler edlen Menschen in sich aufgenommen, das nicht umsonst gelebt seyn soll. Es ist ein schwerer Beweis gegen unsere Zeit, daß man im Aeußeren das Innere zu haben glaubt. Ihr könnt die Todten aus der Gruft zurückhohlen: aber ihr werdet nichts haben, als modernde Leichen ohne Seele; und wenn ihr die Hölle in Bewegung setzt, so treibt ihr Ge-

über die Erde, die keine lebendige Kraft bewältigen werden. Des Menschen Hand kann Augen machen, aber sie sehen nicht; Ohren, aber sie hören nicht; Köpfe, aber sie denken nicht. Und wenn gleich die Kaiserin Maria Luise in den Tuillerien das trauliche Zimmer wieder fand, in welchem sie die Kinderjahre mit Liebe und Lust verlebt hatte, so war sie doch nicht in dem glücklichen Schönbrunn, sondern in dem unseligen Paris; sie war nicht umgeben von Teutscher Wahrheit und Treue, sondern von Französischer Falschheit und Heuchelei.

Andere Regierungen hingegen scheinen sich von den Grundsätzen nicht trennen zu können, welche sie in Napoleonischer Knechtschaft eingelernt und liebgewonnen haben, nach welchen die Menschen nur dazu sind, damit sich an ihnen die Willkühr üben und politische Aufgaben lösen könne. Noch oft wird man an Napoleon's Sprache und Art erinnert, so daß man wohl mit dem Dichter sagen möchte: „den Bösen sind wir loß, die Bösen sind geblieben."

Wie aber? haben wir uns gegen den Tyrannen erhoben, oder gegen die Tyrannei? Wie? sollten die Völker, nachdem sie so kräftig und würdig das Joch fremder Gewaltthätigkeit zerbrochen haben, sich feig und elend unter die Last einheimischer Hudelei schmiegen? Wenn sie schweigen, haben sie deswegen vergessen? und wenn man ihnen das Schweigen auflegt, und den freien Umlauf der Ideen untersagt, und die Männer, welche es wagen, die Sprache des Rechts und der Ehre zu reden, hinabwürdigt oder kränkt: kann man das Denken hindern und die große Wahrheit läugnen, daß die Steine reden, wo die Menschen schweigen?

Das Schlimmste aber möchte seyn, daß weder jene Regierungen noch diese folgerecht zu handeln vermögen. Nur auf der rechten Straße wandelt man mit Vertrauen und freiem Sinn; ist man aber vom Wege abgekommen, so wird man ungewiß, und wendet sich hierhin und dorthin, um das Ziel der Reise nicht zu verfehlen Die Freunde des Alten sind nicht unergriffen geblieben von dem neuen Geiste, der furchtbar durch diese Zeit gegangen ist; sie können das Geschlecht nicht ganz verläugnen, zu welchem sie gehören, von welchem sie geboren, durch welches sie erzogen sind; indem sie daher die Ideen voriger Jahrhunderte auszuführen suchen, möchten sie ändern und bessern. Die Anhänger des Napoleonischen Systems aber fürchten den Zorn der Völker, und wagen nicht, sich selbst zu gestehen, was sie treibt, viel weniger wagen sie, dasselbe durch kühnes Wort und starke That vor der Welt auszusprechen; indem sie daher die Unterthanen zu beherrschen suchen, anstatt unter ihnen zu walten, zu gängeln, anstatt zu führen, zu behandeln und zu verhandeln, anstatt zu gewinnen und zu regieren, sprechen sie von Freiheit und Recht, und regen damit unaufhörlich den Geist an, gegen welchen sie streben.

Wenn man nun zu diesem Allen an die Verödung und Verwüstung Europa's denkt, die allgemein anerkannt und so häufig bejammert ist; wenn man die Armuth der Länder, das Elend der Völker, die unbeschreibliche Noth so vieler Einzelnen erwägt; wenn man sich an die Erschöpfung der Kassen, an die Zerrüttung der Finanzen, an die ungeheueren Schulden der Staaten, an die täglich wachsenden Steuern, und an die Zwangsmaßregeln zur Beitreibung derselben erinnert, und dann fragt: ob wohl bei kleinen oder großen Höfen durch diese Umstände Mä-

ßigkeit und Einschränkung bewirkt, ob in dem Leben der Großen der Aufwand vermindert, oder ob man bei öffentlichen Feierlichkeiten zu mehr Sinn und wenigerem Prunk gestimmt worden sey? — so erhält man überall Antworten, die nur schmerzliche Gefühle erregen können. Ist also zu verwundern, daß man überall zweideutigem Schweigen, Besorgnissen, Unruhen begegnet, und daß die Gemüther der Menschen noch nicht die Sicherheit wieder gewinnen können, die zu Glück und Gedeihen gehört?" —

Also sagt man. Wir aber, nachdem wir diese Bemerkungen abgerissen wieder gegeben haben, wie sie an uns gekommen sind, werfen einen Blick auf einzelne Verhältnisse Europa's, damit es bei den allgemeinen Bemerkungen nicht an besondern Gründen zur Bestättigung gebreche oder zur Widerlegung.

* * *

1. Napoleon.

Vor Allen fragt man wohl nach dem großen Gefallenen, welcher seit fünfzehn Jahren am meisten genannt worden ist. Ueber Napoleon's Ausgang aber liegt noch ein wunderlicher Schleier. Fast scheint es, daß man absichtlich Alles im Helldunkel zu erhalten sucht. Selbst der Vertrag, den man mit ihm geschlossen hat, würde uns wohl nicht bekannt geworden seyn, wenn ihn nicht die Engländer an's Licht gebracht hätten. Das System aber, die Geschichte zu betrügen, sollte doch nunmehr aufgegeben werden. Man hat so viel Abgeschmacktes über Napoleon verbreitet, daß man Keinem verdenken kann, wenn er nichts, also auch das Wahre, nicht glauben mag. Gewiß ist: die ganze Macht Europa's ist nöthig gewesen,

um ihn zu stürzen; er ist von einer ungeheuern Höhe herabgeworfen und doch nicht zerschmettert; jetzt lebt er im Schutze Derer, gegen welche er leidenschaftlich, bis zur Wuth, geredet und gekämpft hat, Einigen zur Hoffnung, Vielen zum Entsetzen, den Meisten zum Erstaunen; Aller Zukunft Geschlechter werden sich verwundern über das Verhältniß dieses Mannes zu seinem Zeitalter. Gewiß möchte ferner seyn: Napoleon hält sich noch keineswegs für überwunden; er glaubt noch nicht, daß sein Eiseneiland die Bühne seyn soll, auf welcher er endigen will; wenn er — wie die Zeitungen von ihm erzählt haben — platte Steinchen auf die Fläche des Meers wirft, und sieht, wie oft sie steigen und fallen, ehe sie sinken, so bewegen sich in seinem düstern Geiste furchtbare Entwürfe; mit bitterem Lachen mag er sich und Europa denken; und da er Kraft genug hat, zu leben ohne zu herrschen, so mag ihn allerdings der Gedanke, den er geäußert haben soll, mächtig stärken, daß Sclaven einen Herrn haben müssen, und daß er der Welt unwidersprechlich bewiesen habe: er verstehe der Sclaven Herr zu seyn. Endlich dürfte es auch keinem Zweifel unterliegen, daß Diejenigen, vor welchen er gefallen ist, gleichfalls ihre Plane und Absichten verfolgen. Wer indeß mag wissen, was sie mit ihm wollen? Wer mag auch läugnen, daß Fälle eintreten können, nach welchen er für gewisse Zwecke entscheidend seyn würde? Was soll man sagen! Die Verhältnisse sind seltsam verschlungen und ihre Entwirrung ist schwer. An manchem Knoten jedoch, den man leicht zerhauen haben würde, hat man sich die Finger zerbrochen, da man ihn aufzulösen suchte. Zunächst mag Napoleon dazu beitragen, daß einige Regheit fortdauere, daß man nicht sogleich in das alte träge Wesen zurückfalle, und daß Diejenigen vereinigt bleiben, deren Trennung großes Unglück

veranlassen würde. Inzwischen gebe der Himmel, daß die Politik nicht gar zu fein seyn wolle, und daß die Weisheit der Menschen, indem sie alle Fälle voraus zu berechnen sucht, nicht zum Aberwitz werde, und dadurch zum Verderben ausschlage.

* * *

2. Frankreich.

Aber Napoleon's Hoffnungen wurzeln in Frankreich. Dahin ist sein Blick gerichtet, da darf er Werkzeuge zu finden glauben für die Ausführung der Entwürfe, die sich etwa in seinem Geiste bewegen. Ludwig XVIII. hat es gewagt, den Thron zu besteigen, von welchem Napoleon kaum hinabgestürzt war, oder doch aus den Stükken des zerschlagenen Throns einen neuen zu erbauen. Wenn man nun die Ereignisse vor seiner Seele übergehen läßt, welche die letzten 24 Jahre ausgezeichnet haben; wenn man sich der Gräuel ohne Zahl und Namen erinnert, welche von dem alten Hause der Bourbonen erduldet sind, welche Frankreich selbst erlitten, welche die Franzosen endlich über die Völker Europa's muthwillig und frevelhaft gebracht haben; wenn man an das Sittenverderbniß denkt, was in Frankreich herrscht, und an den unsaubern Geist der Lüge, der unter den Franzosen umgeht; und wenn man sich alsdann die Verhältnisse Frankreichs zu Europa in dem Augenblicke vorstellt, in welchem Ludwig sich entschloß, König von Frankreich zu werden: so wird man eingestehen müssen, daß er unter den unglückseligsten Umständen zu der Krone gekommen ist. Die ganze Menschenmenge auf dem Boden Frankreichs war eine gährende und siedende Masse; ein Theil in Noth und Verzweifelung, ein anderer in Grimm und Wuth; die Völ-

ker Europa's, über schändliche Mißhandlungen in höchster Erbitterung, siegreich in der Hauptstadt des Reichs, dem sündhaften Heiligthume des Französischen Volks; Alles zerrissen, Alles zerrüttet; und nirgends Ruhe, und nirgends Glaube, und nirgends Glück! In der That, wenn Ludwig XVIII. mit voller Kenntniß von der Lage der Dinge sich auf den Französischen Thron hat setzen lassen, so würde dieses einen Heldenmuth beweisen, welcher der höchsten Bewunderung werth wäre! Aber freilich mag man einen solchen Heldenmuth weder von den Jahren, noch von der Persönlichkeit des Königs erwarten. Vielmehr wird man versucht zu glauben, daß in seinem Kopf eine Ansicht des Lebens und der Verhältnisse geherrscht habe, die Keiner begreifen mag, der nicht — im Purpur geboren ist.

Durch zwei Dinge indeß hat Ludwig XVIII. den Schutz der fremden Schwerdter zu ersetzen gesucht, unter welchem er die Herrschaft angetreten hatte: zuerst dadurch, daß er Frankreich den Frieden gegeben, und von den Drangsalen des Kriegs erlöset hat, dann durch ein kluges und gemäßigtes Benehmen überall. Aber wenn er hierdurch auch vieler Menschen Gemüther gewonnen hat, so ist doch keineswegs der alte, unruhige Geist des Volks bewältigt. Napoleon hat noch immer eine große Partei, die sich nach und nach auch äußerlich zu verbinden scheint; die Republik hat noch leidenschaftliche Anhänger, und die Gedanken der Freiheit und Gleichheit pflegen stets die kräftigsten Menschen zu gewinnen; der Thron Ludwig's XVIII. steht also noch immer über einem Vulkan, der mit neuen Ausbrüchen zu drohen scheint.

Es ist wahr: Ludwig hat einen so vortheilhaften Frieden abgeschlossen, wie die Franzosen, für die Ver-

wüstung und Zertretung Europa's, nicht verdient haben. Frankreich hat nicht nur alle seine Söhne behalten, sondern es beherrscht noch sogar Teutsch redende Gauen; es ist in politischer Rücksicht so einig geblieben, als es in volksthümlicher Rücksicht ist; hierdurch hat es ein großes Uebergewicht gegen das benachbarte Teutschland; endlich hat man den Franzosen den unermeßlichen Raub gelassen, den sie in den Ländern Europa's zusammen geplündert hatten, nicht nur an Geld und irdischem Gut, sondern auch (was mehr ist!) an den schönsten Werken des Geistes. Die verbündeten Mächte haben sich ihrer Großmuth gegen Frankreich gerühmt; die erstaunte Welt hat dieselbe unerhört gefunden; die Franzosen selbst haben sich gezwungen gesehen, sie anzuerkennen. Dennoch sind sie, die Franzosen, keineswegs mit dem Frieden zufrieden. Sie achten es für Verlust, daß man Länder von ihnen getrennt hat, die ihnen fremd waren, aber von ihnen beherrscht wurden; sie sehen ihren kriegerischen Ruhm dadurch befleckt, daß sie haben aufgeben müssen, was sie freilich nicht ohne Anstrengung und Blut erworben hatten; sie scheinen zu glauben, der Preis, um welchen sie gerungen haben, sey ihnen nur durch Uebermacht und Verrath entrissen. Also stehen sie noch unter den Waffen, und blicken nach Belgien und den Rhein, und fordern neuen Krieg.

Das gemäßigte Verfahren des Königs aber verdient unstreitig Bewunderung. Es kann nicht anders seyn: jeden Augenblick stößt er auf Dinge oder Namen, welche in ihm die schaudervollsten Erinnerungen aufrufen müssen. Dennoch sucht er sich überall gleich zu bleiben und allen Franzosen sanft und gütig zu begegnen, ohne wie es scheint, des Vergangenen zu gedenken, ohne das Gegenwärtige zu fürchten. Aber Diejenigen, welche das Bewußtseyn großer Schuld nicht loß werden können, trauen

ihm nicht, und ihn selbst mag ein verzeihliches Gefühl zuweilen übermannen. Alle die, welche an der Erbschaft der Revolution Theil gehabt haben, fürchten, diesen Theil zu verlieren, da Napoleon die ganze Erbschaftsmasse verloren hat; sie blicken zurück nach Dem, der ihnen Sicherheit gegeben. Eben so denken Alle, welche ihre Rechnungen auf die Weltherrschaft gemacht hatten, d. h. alle Kriegsgesellen Napoleon's, und alle zerrüttete, verwirrte, verwilderte Menschen. Das freche Benehmen der gemeinen Soldaten kann die Stimmung zeigen; aber am gefährlichsten sind die alten Helden der Revolution, die sich durch alle Umkehrungen, lauernd und schleichend und stürmisch und gewaltsam, je nachdem die Zeit lief, empor gearbeitet haben. Der König aber, wie gut er seyn mag, ist durch alles Unglück der Zeit nicht ganz über die alte königliche Art seines Hauses hinweg gekommen. Er ist als „König von Frankreich und Navarra" aufgetreten, und hat damit an die alten sclavischen Zeiten erinnert. Er hat es klar ausgesprochen, daß sein Bemühen seyn werde, die Kette der Zeit zusammen zu knüpfen, welche durch die Revolution gesprengt sey, und hat damit die Besorgniß erregt, daß er durch seine Regierung den Zustand herzustellen suchen werde, der vor der Revolution Statt gefunden hat. Er hat zwar der Besorgniß einer neuen Umkehrung der Dinge und einer Auflösung aller Verhältnisse, welche die Revolution geknüpft hat, durch eine Constitution begegnen wollen, aber diese Constitution hat er freiwillig und aus königlicher Machtvollkommenheit gegeben: und es scheint vielen Menschen, daß eine Verfassung, welche der Fürst, als eine Art von Gnade frei giebt, auch eben so frei wieder zurück genommen werden könnte, wenn etwa die Umstände sich ändern, welche ihn zu jener Bewilligung bewogen haben. Endlich

findet man die Erleichterung nicht, die man erwartet hat; die Abgaben sind nicht verringert; selbst die verhaßten droits réunies dauern fort, deren Abschaffung der Graf von Artois bei seinem Eintritt in Frankreich doch bestimmt versprochen hatte, und wenn gleich wahr seyn mag, daß die Zerrüttung der Finanzen den König zwinge, sie fortbestehen zu lassen: so ist doch die Wirkung auf die Stimmung des Volks einerlei.

Die Bewegungen, welche auf diese Weise sowohl in den Anhängern Napoleon's, als in den Freunden der Freiheit erregt worden sind, werden noch auf vielfältige Weise mächtig verstärkt. Zuerst sind, nach glaubwürdigen Zeugnissen die Glieder des Königlichen Hauses nicht einig unter einander über ihr Verhältniß zum Volk; und wenn auch Alle die Grundsätze der Mäßigung, welche der König befolgt, als richtig anerkennen, so widersprechen doch ihre Gefühle. Wird der König immer den Leidenschaften seiner Umgebung widerstehen? Leidenschaften, deren Grund er loben muß, die ihm selbst wohl als Tugend erscheinen dürften? und wenn Er widersteht: was soll werden, wenn er nicht mehr ist? Zweitens umgiebt den König ein Schwarm vom alten ergrimmten Adel, der nicht nur mit höfischer Anmaßung den neuen Adel wieder „zum dritten Stande“ hinab zu drücken sucht, und denselben dadurch zu einem festeren Zusammenhalten zwingt (selbst für den scheuslichen Davoust sollen sich die Marschälle verwandt haben), sondern der auch, unterstützt von der Geistlichkeit, die Güter wieder zu erhalten strebt, die für Nationalgüter erklärt und als solche in fremde Hände gekommen sind. Und der Gesetzentwurf, welchen der König in Beziehung auf diese Güter vor Kurzem vorgelegt hat, beweisst hinlänglich, wie sehr es den Emigranten gelungen ist, ihn geneigt

zu machen zu der Zurückgabe derselben an ihre vormaligen Besitzer, sey es unmittelbar, sey es mittelbar. Diese Geneigtheit des Königs ist begreiflich genug, theils weil es so verzeihlich als natürlich ist, daß er die Treue zu belohnen und Diejenigen wieder zu erheben sucht, die mit ihm gefallen sind; theils aber auch, weil er inzwischen genöthigt ist, eine Schaar von Grafen und Marquisen aus seiner Küche zu ernähren, und dadurch einen Aufwand zu machen, der in dieser Rücksicht unter Buonaparte nicht Statt fand. Es kann nicht fehlen: diese Umstände müssen mannichfaltige Unruhe erregen nicht nur in dem neuen thatenstolzen Adel, dem alten Ahnenreichen Adel gegenüber, sondern auch in einem großen Theile des Volks und zugleich müssen sie zu großem Aergerniß dienen. Endlich kommt hinzu, daß eine Schaar von Schriftstellern aufgestanden ist, welche die Begriffe der Zeit auf's Aergste zu verwirren suchen, welche alle Volksfreiheit aufheben und mit nichtswürdiger Fuchsschwänzerei den vollendetsten Despotismus auf den Thron setzen zu wollen scheinen. In der That gehen diese Menschen in ihrem Verfinsterungs- und Gängelungssystem so weit, daß man in Versuchung geräth, zu glauben: nicht von wahren Anhängern der Bourbonen werden solche Lehren verbreitet, sondern von geheimen Feinden derselben, die ihnen nur darum alle Gewalt heuchlerisch kriechend zuzuwenden streben, um sie, wenn sie sich bethören lassen, desto sicherer zu vernichten. Gewiß ist wenigstens, daß diese Schriftsteller nicht lauter Hofdümmlinge sind, sondern daß sich unter ihnen mehrere finden, welche die Freiheit vormals mit Begeisterung verkündigt haben. Wie sich aber auch die Sache verhalten mag: solche Schriften erzeugen Gegenschriften und es erhält sich eine große Gährung in den Geistern. Also sind die Leidenschaften aufgereizt; jede

Partei mißtrauet der andern, weil sie Argwohn in ihr voraussetzt; im Innern der Seele dauert der Sturm, die Hand liegt am Schwerdte, und Derjenige, dessen Geist auf Verwirrung sinnt, weil er nur im Sturme gewinnen kann, darf in seinen Hoffnungen beharren. —

* * *

3. Der Papst.

Auf der andern Seite wenden wir unsern Blick zuerst auf den heiligen Vater. Pius VII. hat in der schrecklichsten Zeit die Verehrung der ganzen Welt gewonnen. Wenn Er sich einen Augenblick durch Napoleon's Heuchelei, zum Vortheile der Religion und Kirche, hatte mißbrauchen lassen, so hat er dieses Versehen nachmals durch fromme Hingebung an seinen Gott, durch hohe Standhaftigkeit in seinem Beruf, und durch würdevolle Duldung mannichfacher Leiden vollkommen gut gemacht. Die Stärke des Glaubens hat einen großen Charakter ersetzt, die Noth der Zeit hat den Glauben gestählt, und der Herr hat sich in dem Schwachen mächtig gezeigt. An ein Abfinden, das einer geistlichen Herrschaft immer gefährlich ist, war auch nicht zu denken; was vorwärts nicht zu gewinnen war, das durfte rückwärts nicht gesucht werden. Der Ausgang aber hat Alles gerechtfertigt; die treuen Seelen, die festhielten am Haupt ihrer Kirche, sind in dem Glauben vielleicht auf Jahrhunderte bestärkt, daß der Herr diese Kirche auf einen Felsen gegründet habe, welchen die Pforten der Hölle nicht zu überwältigen vermögen, und daß die Gewalt und der Geist dieser Kirche noch eben so groß und stark seyen, als in alten Tagen. Aber die Rückkehr des Papstes in die alte Roma mußte eben deßwegen große Veränderungen in der entwei-

heten Stadt bewirken. Die Franzosen hatten Alles umgekehrt. Zwischen ihrer Herrschaft und der päpstlichen Verwaltung ist noch weniger Aehnlichkeit, als zwischen Schwerdt und Krummstab. Die unruhige Thätigkeit der Französischen Staatsbehörden; die Späherei und Lauscherei bis in das Innerste der Häuser; die aufklärende Einmischung des Staats in alle Verhältnisse des Lebens; die feinberechnende, habsüchtige und gierige Art, die Plackereien und Schindereien überall — Alles dieses stand der alten stolzen Ruhe der Römischen Herren, ihrem heiteren Vertrauen, ihrer behaglichen Beschaulichkeit, ihrem gläubigen Genuß, ihrer Gunst und ihrer Schonung auf's Grellste entgegen. Der Eine Zug, daß die Franzosen auf öffentliche Kosten die Straßen Roms kostbar erleuchteten, in welche unter der päpstlichen Regierung keine andere Helle gekommen war, als von den Lampen, die von frommen Menschen freiwillig vor den Bildern der Heiligen angezündet wurden — dieser Eine Zug zeigt deutlich den ganz verschiedenen Charakter. Der Papst konnte gewiß nicht wieder Herr von Rom werden, ohne Alles zu vernichten, was von den Franzosen ausgegangen ist: was sie geplündert, umgewühlt und verderbt haben, das läßt sich nicht wieder ersetzen und herstellen. Aber diese Umkehrung vieler Verhältnisse muß auch die mannichfachsten Verwirrungen erzeugen: denn das System der Franzosen hat, wie überall, so auch in Rom, seine Anhänger gefunden, wie man nicht bloß aus der Einkerkerung vieler Menschen nach des Papstes Zurückkunft schließen, sondern wie man auch nach der Natur des Menschen behaupten darf. Diese Anhänger widerstreben, und ihre Waffen sind furchtbar für die Art, mit welcher der Papst kämpfen muß. Wie hart diesem selbst sein Stand vorkommen mag, das erhellt auch wohl daraus, daß er alle

Mönchsorden, ja, daß er auch die Gesellschaft Jesu, als Stützen des heiligen Stuhls und Kämpfer für die Hierarchie herstellen zu müssen geglaubt hat. In dieser Herstellung möchte aber der heilige Vater einen Mißgriff gethan haben, den seine Nachfolger schwer bereuen dürften. Es wäre so merkwürdig, als bedeutend für Geist und Bildung, wenn selbst protestantische Monarchen, wie öffentliche Blätter versichern, die Herstellung der Jesuiten gewünscht hätten; damit dürften sie der Menschheit in einem ganz andern Sinne gedient haben, als sie gewollt. Denn wenn auch diese wunderliche Erscheinung den Schmerz guter Menschen erregen mag, weil ein Kampf, der schon geendet war, wieder entstehen und Kräfte verzehren wird, die edler hätten wirken mögen: so braucht doch Keiner Besorgnisse zu hegen vor diesen neuen Jesuiten. Die Gegenwirkung möchte leicht größer werden, als die Wirkung. Wohl dürften die neuen Jesuiten noch ganz die alten Grundsätze des Aufhaltens, des Zurückschiebens, der Verfinsterung, des Gängelns und, wir möchten sagen, der Verkinderung, bekennen, aber in ihnen ist gewiß nicht mehr die alte Kraft. Die alten Jesuiten gingen frei, kräftig und gläubig aus ihrer Zeit hervor und wurden vom Papste, wie von den Fürsten nur anerkannt; die neuen Jesuiten werden vom Papst, und etwa von den Fürsten, in eine Zeit geworfen, der sie fremd, von welcher sie schon einmal ausgeschieden sind, und doch sind sie wieder aus dieser Zeit genommen, und theilen derselben Licht und Art. Die Könige mögen ihnen Aufnahme verstatten, wie denn Ludwig XVIII. sich schon für sie erklärt haben soll, aber im Volke werden sie überall Viele finden, welche ihnen die Aufnahme verleiden, und indem sie das Leben zu umspinnen suchen, dürften sie vom Leben umschlungen und fortgerissen werden. Auch sind die Finanzen der Fürsten

überall zu erschöpft, und die Grundstücke haben zu viele Liebhaber gefunden, als daß ihnen die alten Mittel wieder zu Gebote stehen könnten. Indeß ist die Ermahnung des Heilandes, zu wachen und zu beten, wie überall, so auch besonders wichtig gegen diese Erscheinung.

* * *

4. Italien.

Das übrige Italien giebt Veranlassung zu mannichfaltigen Betrachtungen. Die Bewohner des nördlichen Theils dieses schönen Landes haben gewiß die Gräuel Französischer Knechtschaft hart erfahren, und ihre Treiber mit der Wuth südlicher Völker gehaßt. Aber Eins hatten sie, welches einigen Trost gab, und zu schönen Hoffnungen berechtigte, wenn es ohne die Französische Herrschaft gedacht wurde. Sie durften sich Italiäner nennen; die unglückselige Trennung in viele kleine Staaten, welche Italien beständig den Mißhandlungen der Fremden ausgesetzt, das Volk entwürdigt, entmuthigt, und mit kleinlichen Gefühlen erfüllt, welche den Italiäner zum Fremdling in Italien gemacht, und die Brust edler Menschen längst mit Ingrimm und Jammer erfüllt hatte — diese Trennung war zum Theil vernichtet, und der Italische Mann durfte den Gedanken des Vaterlandes fassen, der immer die Seele hebt und die Knochen stählt. Dieser Eine Gedanke hat in der That die Italiäner mächtig ergriffen und sie höher gestellt, als sie zuvor standen. Wie lieb er ihnen war, haben sie gezeigt, als sich die letzte Entscheidung nahete. Vielleicht vergessen sie denselben unter dem Scepter ihrer alten Herren [1]);

1) Durch eine Engländische Zeitung ist Folgendes erzählt: „Des Königs von Sardinien Majestät will die Kuhpockenimpfung nicht beibehalten, weil sie von der Französischen Regierung

vielleicht aber bleibt ihnen vergönnt, diesen Gedanken fortzunähren und sich mit demselben zu Tugend und That zu stärken, da der größte Theil des Landes, unmittelbar oder mittelbar, an das eben so milde und weise, als große und erhabene Kaiserhaus Oestreich gekommen ist. — Im südlichen Theil Italiens hingegen erblickt man noch einen Zweig, den die reiche Napoleonische Wurzel getrieben, und der diese Wurzel überdauert hat. Durch Namen und Art erinnert Mürat an die gräßlichste Zeit Europa's, und ruft Erinnerungen auf an gräuelvolle Dinge, welche von ihm mitvollbracht sind. Zweideutig wie sein Verfahren, ist sein Verhältniß; und Napoleon mag zunächst auf ihn rechnen. Ferdinand IV., der unter Umständen, die nicht hinlänglich bekannt sind, seinem Sohne die Krone überlassen, jetzt aber unter eben so wenig bekannten Umständen diese Krone wieder zurück genommen hat, fährt nicht nur fort, sich König von beiden Sicilien zu nennen, sondern er hat auch ausdrücklich vor ganz Europa erklärt, daß er auf keine Weise sein Königreich Neapel abtreten werde. Die Franzosen stellen Mürat nicht nur als ein getreues Werkzeug Napoleon's, sondern auch als thätigen Theilnehmer an einer Schändlichkeit dar, die gegen das Haus Bourbon verübt ist. Durch Teutsche werden unkönigliche, ja gemeine und unwürdige Dinge von ihm erzählt. Im Englischen Parlament endlich haben die Minister, wie wenn sie sich vor dem Volke chämten, jede Verbindung mit ihm abgeläugnet: nur ein

eingeführt ward; er wollte auch nicht über eine Brücke fahren, die auf Napoleons Befehl gebauet worden ist. Ja, wir erfahren sogar, daß er Niemanden anstellen will, dem die Kuhpocken eingeimpft worden sind." — Die Zeitung nennt dieses „eine merkwürdige Thatsache."

Waffenstillstand sey mit ihm geschlossen; anerkannt habe man ihn nicht. Hieraus scheint zu erhellen, daß er seltsam dasteht in der Reihe Europäischer Fürsten. Indeß haben andere große Monarchen Verträge mit seiner Majestät geschlossen; es sind bei ihm fremde Gesandte und Neapolitanische Truppen halten mehrere Provinzen des Kirchenstaats besetzt, zum Aerger der Römer, zum Erstaunen der Welt, aber, nach öffentlicher Erklärung, mit Uebereinstimmung der Europäischen Mächte, und bis — zur endlichen Bestimmung des Schicksals dieser Provinzen! —

* • *

5. Spanien.

Der Gedanke an Spanien erfüllt die Seele mit tiefer Wehmuth. Seit acht oder neun Jahren sind die Verhältnisse Spaniens theils so verwirrt, theils so unbekannt, daß es schwer, daß es fast unmöglich ist, ein richtiges Urtheil zu fällen. Folgendes jedoch dürfen wir im Allgemeinen anmerken, ohne daß wir fürchten müßten, eine Ungerechtigkeit zu begehen. Die alte Spanische Regierung war so schlaff und unsicher, zwischen alter Verderbniß und neuer Verkehrtheit unentschlossen und furchtsam hin und her schwankend, als irgend eine. Der Hof war ohne Tugend und Kraft, meist elenden Genüssen ergeben, und von dem neuen Geiste der Zeit nur zu arger Parteiung fortgetrieben. Das königliche Haus endlich war jammervoll zerrissen durch die widerlichsten, unnatürlichsten und sündhaftesten Leidenschaften; alle Mitglieder desselben waren Schwächlinge, Lüstlinge, Feiglinge, entweder gemeinen Lastern zugethan, oder jeder Frechheit und jedem Betruge zugänglich: auch nicht Eins hat einen starken Geist gezeigt,

oder eine große Seele. Bei solchen unglückseligen Verhältnissen konnte denn diesen Franzosen die ungeheuere Verrätherei gelingen, durch welche sie über das königliche Haus eine unerhörte Schmach gebracht, ganz Spanien mit unendlichem Unglück überschüttet, und ganz Europa mit Grauen und Entsetzen erfüllt haben. — Das Spanische Volk hingegen hat, in der Vergessenheit, in welcher es zu leben schien, das Heiligste bewahrt, welches ein Volk bewahren kann, den Sinn für seine Eigenthümlichkeit und treue Liebe zum Vaterlande. Hierdurch ist ihm die Fähigkeit geblieben, jedes Herrliche und Große zu erreichen und zu vollbringen; und so wie es jetzt der Schande der Beknechtung widerstanden, und mitten unter den Gräueln und Verlockungen der Tyrannei, allen edlen Völkern zum großen Beispiel, an Ehre, an Glauben, an sich selbst festgehalten hat, so würde es in jedem andern Kampfe den Preis entweder erringen, oder um den Preis untergehen, wenn sein innerstes, volksthümliches Leben für den Kampf angeregt würde. — Die außerordentlichen Cortes bestanden gewiß aus den gebildetsten und einsichtsvollsten Männern der Nation, die es mit dem Volk, im Allgemeinen, eben so redlich meinten, als mit dem Königlichen Hause. Zwei Dinge aber scheinen sie versehen zu haben. Einmal haben sie zu wenig den Zusammenhang der Geschichte ihres Vaterlandes, und mithin zu wenig die Eigenthümlichkeit ihres Volks beachtet; sie sind, bei ihrer Verfassung theils von allgemeinen Ideen ausgegangen, die zu dem besondern Leben der Spanier nicht passen konnten, theils hat ihnen die Verfassung Englands, die von einem ganz andern Leben erzeugt ist, zu sehr zum Muster gedient. Zweitens haben sie, durch ihre erhabenen Ideen von Freiheit geleitet, und vielleicht auch durch einiges Mißtrauen in sich selbst und in den Grund ihrer Gewalt, nicht gewagt, das

Volk zu der Kühnheit fortzureißen, die nothwendig war; sie haben zu sehr um die Volksgunst gebuhlt, da sie doch der Volksgunst hätten gewiß seyn können, wenn sie mit Entschlossenheit und Nachdruck die Volkskraft hätten gebrauchen mögen. Hierdurch ist geschehen, daß der Krieg in Spanien bei dem besten Willen des Volks verlängert, und also der Jammer vermehrt ist; es ist geschehen, daß sie die Gemüther in Ungewißheit gehalten haben, während man die Nothwendigkeit einer festen Zusammenhaltung so lebendig fühlte, daß verständige Männer im Volke einen Spanischen Robespierre gewünscht hatten; es ist geschehen, daß sie, da entschlossene Gegner auftraten, verlassen dastehen konnten mitten im Triumph ihrer Idee. — Nun mag zwar wahr seyn, daß der Geist, der gegenwärtig in Spanien waltet, wegen der Kraft, die er beweiset, indem er Fremdlinge und Verräther zu vertreiben, und das, was er für Eigenthümlichkeit von Land und Volk hält, frei zu erhalten sucht von allem verderblichen Einfluß, einige Achtung verdient. Aber daß ein König, der die Krone von des Vaters grauem Haupte genommen und auf das seinige gesetzt hat, der sich alsdann feig und unbesonnen, in eine schmachvolle Gefangenschaft hat locken lassen, der in dieser Gefangenschaft weder Ehre noch Würde bewiesen hat, der endlich von seinem Volke zurück erkämpft ist mit unbeschreiblichen Leiden und unbeschreiblicher Anstrengung — daß ein solcher König seine Ankunft unter einem solchen Volke damit verkündigt, daß er die Männer, die zur Zeit der höchsten Noth nicht am Vaterlande verzweifelt sind, und Alles gewagt und Alles geopfert haben, theils vertreibt, theils einkerkert und mißhandelt, und das ganze Resultat der großen Zeit für Volksfreiheit und Volksrecht zu vernichten sucht — das ist ein Verfahren, mit welchem sich gute Menschen nie versöhnen werden, und

welches zu richten die Geschichte nicht vergessen dürfte. Wie die Sachen laufen mögen, läßt sich nicht sagen. Durch Mönche und Inquisitionen ist allerdings Vieles zu erreichen. Aber das ist doch schwer zu glauben, daß ihnen, wie manches Opfer ihnen auch fallen mag, ihr Bestreben gelingen könnte; es ist schwer zu glauben, daß diese Morgenröthe, die einen herrlichen Tag versprach, zurücktreten sollte in die alte Nacht. Vielleicht war diese heftige Gegenwirkung nöthig, damit jede Uebertreibung vermieden und das wirklich Volksthümliche und Zeitgemäße gewonnen werden sollte. Ideen sind nicht vernichtet, wenn man Diejenigen umbringt, welche sie ausgesprochen haben; die Unruhen, welche häufiger und ernstlicher zu werden scheinen, beweisen ihre Fortdauer; auch würde Ferdinand, wenn er sich und sein Haus kennte, nicht wähnen, die Spanier hätten gekämpft, um Ihn oder sein Haus wieder zu gewinnen, sondern er würde einsehen, daß sie für eine Idee, für Ehre, Recht und Freiheit gestritten haben. Und der alte König, und die gefährdeten Colonieen, deren Verlust gewaltig wirken könnte, und die Umgebung anderer Völker, und die vormalige Anerkennung der Cortes durch große Mächte, ja selbst die Luft der Zeit — möchten wohl verhüten, daß den Verfinsterern der Sieg leicht würde. —

* * *

6. England.

England strahlt im schönsten Glanze. Es rühmt sich nicht mit Unrecht, durch Anstrengung und durch Festhalten an großen Grundsätzen sich selbst gerettet, und den Europäischen Völkern ein erhabenes Beispiel gegeben zu haben. Die Huldigungen, welche es hierfür empfängt, sind gerecht und wohlverdient; der Ruhm, daß es für die Freiheit Europa's kräftig gewirkt habe, soll ihm auf immer in

der Geschichte bleiben. Die Lage Englands war im Jahre 1812 gewiß so gefährlich, daß kein Besonnener ohne Besorgnisse gewesen seyn kann; jetzt wird Keiner umhin können, die Größe zu bewundern, wenn er gleich Besinnung genug behält, das Wesen von dem Scheine, das Wohlbegründete von Dem, was in der Luft hängt und den Veränderungen ausgesetzt ist, zu unterscheiden. Aber das scheint zweifelhaft zu seyn: ob die Engländer mit eben so großem Sinne das Glück ertragen werden, als mit welchem sie die Gefahr bestanden haben. Ein stolzes Gefühl ihrer Macht ist natürlich und gerecht, aber fast möchte man fürchten, daß sie sich dem Uebermuthe hingeben könnten. Ihre Herrschaft über die Meere ist nicht weniger unnatürlich, als die Herrschaft der Franzosen über die Länder. Und an ihnen wird es doch wohl nicht liegen, wenn sie dieselbe nicht behaupten. Während sie die großen auswärtigen Besitzungen vermehren, bauen sie, Raubvögeln gleich, auf allen Felsen rings um das Europäische feste Land her ihr Nest, um alles Europäische Land ihrem Handelszwange zu unterwerfen; und zugleich suchen sie Nebenreiche auf diesem Lande zu gründen, damit sie überall die Hände im Spiele behalten mögen. Durch zwei Dinge freilich kann es geschehen, daß ihre Herrschaft lange besteht. Einmal ist dieselbe, ihrer Natur nach, nicht so unmittelbar drückend für die Völker des festen Landes, als das Joch der Franzosen war, obgleich sie ebenfalls sehr zerstörend wirkt und den Geist hemmt; zum Andern benehmen sich die Engländer überall größer und edler im öffentlichen Leben, und kein einzelner Mann erscheint so windig, unverschämt und bettelhaft, als die Franzosen sich benahmen oder erschienen. Durch das Geld, welches sie Hülfsbedürftigen anbieten, und welches sie überall vorzeigen, gewinnen sie leicht viele Gemüther, weil die Menschen gegen Metalle gar reizbar

zu seyn pflegen und selten daran denken, woher dieses Geld und warum? Zwei Dinge aber könnten auch ihren Fall früh oder spät herbeiführen. Schneller würde dieser Fall erfolgen, wenn die Engländer in dem Wahne, mit allen Völkern Europa's den Kampf bestanden zu haben, ihre Gewalt trotzig mißbrauchten, wenn sie daher Ansprüche machten, die ihnen nicht zustehen, wenn sie Vergrößerungen, etwa für Hannover und Holland, verlangten, die ihnen nicht gebühren, wenn sie eine Entscheidung bei den Angelegenheiten des festen Landes forderten, die ihnen nicht geziemt, und wenn sie die Völker Europa's nicht über die Freiheit des Handels vorsichtig täuschten. Denn nicht mit diesen Völkern haben sie Krieg geführt, sondern höchstens mit den Regierungen; sie sind in dem Kriege glorreich bestanden, weil die Völker alle für sie waren; sie würden untergegangen seyn, wenn die Völker den Sinn Napoleon's getheilt hätten, und sie werden untergehen, wenn sie dieselben zu diesem Sinne reizen. Später würde der Fall erfolgen, wenn sie über ihrem Reichthum die Sitten versäumten, wenn sie fortführen mit Goldsäcken die Kraft zu lähmen, wenn sie mit Geld Alles erreichen zu können glaubten, und deßwegen dem stolzen Bau ihrer Herrschaft keine tiefere Grundlage zu geben suchten, als er hat. Die Tafel ist freilich unendlich reich besetzt, aber aus dem Keller ist auch ein großer Vorrath, der für die Zukunft bestimmt war, heraufgehohlt und ausgestellt. Wie, wenn ein Hagelschlag oder ein Wolkenbruch die Felder zerstörte, von deren Ertrag jener Vorrath ersetzt werden soll? — Inzwischen wäre zu wünschen, daß kein Teutscher Mann sich blenden ließe, und daß kein Teutscher Staat den unglückseligen und verrätherischen Gedanken faßte: er könne den Rücken an den Engländischen Felsen drücken, und

alsdann trotzig und frech Gesicht und Brust gegen das Vaterland kehren! —

* * *

7. Der Norden.

Die nordischen Reiche waren lange unerschüttert geblieben von den Stößen der Zeit. Die Weisheit, nach welcher der König von Dänemark sich fern gehalten hat von den großen Bewegungen der letzten zwanzig Jahre, ist von Schriftstellern aller Art eben so hoch gefeiert, als vom Kaufmann erhoben worden. Aber sie hat sich schlecht bewährt; denn sie war eigennützig und engherzig, und gieng weder aus von großen Ansichten, noch hin auf ein großes Ziel. Das aufgerufene Verhängniß ist endlich hart über Dänemark gekommen, und es ist den Dänen in der letzten Zeit unendlich schwer geworden, aus den verschlungenen Verhältnissen irgend einen Ausweg zu finden. Sie haben schwer und schmachvoll frühere Sünden gebüßt. Die kraftvollen Norweger aber haben, nach menschlicher Einsicht, in ihrem rauhen Lande und in ihrer Armuth, das große Unglück nicht verdient, welches über sie ausgebrochen ist. Es mag seyn, daß ihre Verbindung mit Dänemark weniger naturgemäß gewesen sey, als die mit Schweden seyn würde; aber haben deßwegen die Norweger Unrecht, daß sie sich nicht, durch einen Vertrag zwischen Fürsten, verhandeln lassen wollen, wie eine Heerde von Schaafen? Haben sie Unrecht, wenn sie behaupten, der König von Dänemark könne wohl ihre Krone niederlegen, aber er könne sie nicht verpflichten, einen Herrn anzuerkennen, den si enicht wollen? Haben sie Unrecht, die Herrschaft der Schweden nicht zu wollen, die so oft gegen sie gekämpft haben, die selbst sich keines großen Glücks rüh-

men dürfen, die von einer bewunderten Größe zur Unbedeutenheit hinabgesunken sind, die über innere Verwirrungen sich kaum jemals erhoben, und die sich zuletzt einem Geiste verschrieben haben, dessen Natur und Art wenigstens Mißtrauen erregen? Und, hatten sie endlich Unrecht, wenn sie den Glauben hegten, die Mächte Europa's würden nicht in einem Kampfe Partei gegen sie nehmen, den sie ja in demselben Sinne führten, in welchem Europa wider Frankreich zu stehen schien, nämlich für Freiheit und Recht? — Gewiß ist: die Sache der Norweger hat die Stimme guter Menschen für sich gehabt; die Art, wie sie ihre Sache geführt haben und führen werden, ob würdig oder unwürdig, läßt sich noch nicht beurtheilen; darum ist auch der Ausgang nicht voraus zu sehen; die Berichte ihrer Feinde zeugen von nichts als von der Schule ihres Urhebers: das möchten die Norweger auf jeden Fall wohl erreichen, daß sie regiert und nicht beknechtet werden. Das Benehmen der Europäischen Mächte aber wird einst die Geschichte gerechter würdigen, als wir es vermögen. —

* * *

8. Rußland.

Das Russische Reich — gewiß eine höchstmerkwürdige Erscheinung in der Geschichte — hat durch den schönen Sinn seines erhabenen Kaisers, durch den großartigen Trotz seines Adels, durch den frommen Glauben seiner Völker und durch den kriegerischen Geist Aller, der vor keiner That zittert und kein Opfer scheuet, einen herrlichen Triumph errungen; es hat sich selbst gerettet und den Völkern Europa's die Freiheit möglich gemacht. Der Mensch und die Natur gehören zusammen; und um die

Stärke der Völker zu messen, darf man sie nicht ausscheiden aus dem Klima, welches sie vertheidigen und von welchem sie vertheidigt werden. In Rußland hat man gesehen, daß dasselbe zwar nicht unantastbar, aber daß es unbezwingbar ist. Von außen haben die Russen nichts zu besorgen; so lange das Andenken an den grauenvollen Untergang der Franzosen in Rußland unter den Menschen bleibt, wird auch kein neuer Weltstürmer — mit welchem Gott die Europäer heimsuchen möchte, wenn sie etwa auch jetzt nicht verständig würden! — wagen, in das Innere Rußlands einzudringen. Also hat das Russische Reich nichts zu fürchten, als seine eigenen Völker. Die Klippe, welche ihm am gefährlichsten seyn möchte, ist Vergrößerung. Der Umfang der Russischen Herrschaft ist schon so über alle Gränzen ausgedehnt, daß das Zusammenhalten der ungeheuern, ungleichartigen Masse nur aus der großen Klugheit, mit welcher die Herrschaft geübt wird, und aus der Art und dem Charakter der Völker, die unter derselben stehen, zu erklären seyn möchte. Rußland bedarf nichts als Bildung. Die Völker, die gegenwärtig dem Russischen Scepter gehorchen, können sich vielleicht, durch diese Bildung zusammen leben; würde aber die Herrschaft über gebildetere Völker ausgebreitet, welche in jeder fremden Gewalt Beknechtung sehen: so möchte der Riese seine Glieder nicht zu beschützen vermögen. Bemerkt man jedoch, wie Rußland seit drei Jahrhunderten, erobernd und erwerbend, angewachsen ist; beachtet man den kriegerischen Geist und die kriegerischen Sitten seiner meisten Völker; erwägt man, wie die neuen herrlichen Siege auf diesen Geist und diese Sitten, und wie der Anblick der schönen Länder Europa's, mit ihrem Leben und ihren Genüssen, auf Die gewirkt haben mögen, welche dieselben gesehen haben; bedenkt man endlich, daß der Mensch dem Licht

und der Wärme nachzieht: so möchte man wohl mit Unrecht die Besorgnisse tadeln, mit welcher viele Menschen den Russischen Koloß schwer über Europa hängen sehen. Für jetzt indeß beruhigt der erhabene Charakter des Kaisers. Wie Alexander (um einen fremden Ausdruck zu gebrauchen) mit ritterlicher Großmuth dem überwundenen Feinde Schild und Lanze zurückgegeben hat, so wird Er auch, obgleich seine Heere noch in Teutschland und Polen stehen, keinem fremden Volke die Befreiung vom Joche der Franzosen in Knechtschaft verwandeln wollen, oder seinem eigenen Volke den Segen der Ruhe und Rettung in den Fluch neuer Kriege und Verwirrung.

* * *

9. Polen.

Das Schicksal der unglücklichen Polen ist so ungewiß als jemals. Mit schmerzzerrissener Seele sind die traurigen Reste des schönen Heers auf den Boden ihrer Väter zurück gekommen, nachdem sie der Zertrümmerung des Throns Dessen zugesehen, der ihnen die Herstellung des Vaterlandes versprochen hatte. Wie gut ihr Sinn, wie löblich ihre Anstrengungen gewesen seyn mögen: ihr Unglück war unvermeidlich, weil das Gelingen ihrer heißesten Wünsche Europa's Verderben gewesen seyn würde. Aber eben darum muß die Theilnahme guter Menschen um so inniger seyn. Die milde Behandlung, welche sie von dem großmüthigen Sieger, in dessen Gewalt sie sind, erfahren, bringt vielleicht alte Mißhandlungen in Vergessenheit. Vielleicht sind sie durch dieselbe zu der Hoffnung berechtigt, nach welcher sie in dem Jammer der Verzweifelung so gern greifen Vielleicht wäre es auch der Zeit würdig, die politische Verkehrtheit wieder gut zu machen,

die einen großen Theil der Gräuel hervorgebracht hat, unter welchen Europa fast erlegen ist. Aber freilich ist die Politik, die erhabenste und einfachste Wissenschaft, so lange und so tief mißbraucht und hinabgewürdigt, daß auch edle Männer ihre großen Wahrheiten entweder nicht verstehen oder ihre Befolgung für unmöglich halten. Indeß wird das Feuer so lange brennen, als es Nahrung findet!

* * *

10. Preußen.

Diesen Namen kann kein edler Mensch aussprechen, ohn'e tiefe Rührung, freudigen Dank und heitere Hoffnung. Aber wer vermöchte die Preußen in wenigen Worten würdig zu feiern. Sie haben das Herrlichste vollbracht, das Menschen leisten können, und das Schönste errungen, das Menschen gewinnen mögen. Ihr edler König hat mitten unter den erhabensten Triumphen die größte Bescheidenheit und Gerechtigkeit bewahrt, wie im höchsten Unglück das festeste Vertrauen zu Gott und seinem Volk. Es wäre schrecklich, wenn die Teutschen je vergessen könnten, was die Preußen durch That und Beispiel für sie gewesen sind; es wäre noch schrecklicher, wenn man aus Neid, Eigennutz oder anderen Leidenschaften je versuchen könnte, ihren Ruhm zu schmälern, und von dem herrlichen Kranze, den sie errungen haben, einige Blätter herabzureißen. Und doch rühren sich schon hin und wieder die ewigen Verneiner, es rühren sich Kurzsichtige und engherzige Menschen, die es nicht fassen können, daß wir alle Teutsche sind und daß Preußens Ruhm die Ehre der Teutschen ist! und doch suchen schon Verkehrte oder Verruchte durch bittere Erinnerungen an alte Sünden und an alte Zwiste die Leidenschaften aufzupeitschen, damit ja der Teutsche

mißtrauisch, argwöhnisch, feindselig gegen den Teutschen bleibe, und sich zu den Fremden wende, die uns gewiß Alle höhnen, plagen, treten, schinden werden, wenn wir zurückkehren zur alten Verderbniß. Diejenigen, die vor einem Jahre überall mit allgemeinem Jubel und beispielloser Freude empfangen wurden, begegnen jetzt schon häufig zweideutigen Gesichtern und kalten Herzen, die sie nie gefunden haben würden, wenn sie jenen Jubel zu benutzen nicht gescheuet, und nicht lieber überzeugen, als überraschen gewollt hätten. Soll denn nur die Noth die Menschen verständig machen und gerecht? und wollen sie nie die großen Gefühle, von welchen sie in Bedrängnissen und Unglücksfällen durchdrungen wurden, in wieder gewonnenem Glücke zu großen Grundsätzen umbilden und an denselben festhalten? Aber das leidet keinen Zweifel: die Blicke aller guten Teutschen sind auf Preußen gerichtet. Die Verständigsten wollen, daß Preußen groß und stark sey, nicht nur weil den Preis erhalten soll, wer die höchste Tugend gezeigt hat, sondern auch weil die Erhaltung der Teutschen Freiheit gegen die benachbarten Mächte große Kräfte fordert. Sie hoffen: wie die Preußen schon in Aufstellung einer neuen Volksbewaffnung vorangegangen sind, so werden sie überhaupt den Frieden in demselben Geiste benutzen, in welchem sie den Krieg geführt haben, und wie alle Stände und Geschlechter für den Sieg redlich mitgewirkt, so werden in Preußen auch alle Stände und Geschlechter des Sieges Früchte genießen. Hierdurch werden die Preußen abermals Beispiel und Vorbild seyn. Mögen sie nur nie vergessen, was und wieviel ihre übrigen Teutschen Brüder gethan haben, und was und wieviel sie ihnen dafür schuldig sind! Mögen sie ihr Verhältniß zu Oestreich richtig erkennen, redlich würdigen und treu pflegen! Möge ihnen besonders nie die große Wahrheit entschwinden, welche sie

selbst uns, den übrigen Teutschen, beim Anfange des Krieges zugerufen haben: „daß sie ohne uns, wir ohne sie zuverlässig verloren seyn würden!“

* * *

II. Oesterreich.

Das alte Glück, welches das erhabene Teutsche Kaiserhaus eine Zeitlang verlassen zu haben schien, ist zu demselben mit neuer Liebe zurückgekehrt. Oesterreich hat seine treuesten Söhne wieder gewonnen, seine alten Vormauern und das allverbindende Meer, von welchem es so schmachvoll abgeschnitten war. Das ist geschehen, weil Oesterreich entscheidend am Rechte festgehalten, und große Grundsätze groß bewährt hat. Der edelgesinnte Kaiser hat für den Schmerz der starken Ergebung, mit welcher er persönliche Gefühle und Verhältnisse den Forderungen seiner Völker und seines Staats nachsetzte, einen schönen Lohn empfangen. Oesterreich steht so groß und herrlich da, als je zuvor. Manche Uebel zwar drücken diese Monarchie. Das größte dieser Uebel ist jedoch keineswegs das Papiergeld, das in einem so reichen Lande bald aufhören wird verderblich zu seyn, wenn man es nicht nach den, so unglückseligen als ungewissen, und von Andern anders aufgestellten Regeln staatswirthschaftlicher Künste, sondern nach großen politischen Grundsätzen behandeln will; das größte dieser Uebel ist vielmehr die Verschiedenartigkeit dieser Völker, welche Bürger oder Unterthanen dieser Monarchie sind. Indeß werden diese Unterthanen alle unter der milden Herrschaft des Oesterreichischen Hauses nicht nur unter sich glücklich und froh seyn, sondern die Oesterreichische Monarchie wird auch gegen fremde Mächte fortdauernd stark und gewaltig bestehen können, wenn die Oesterreichische Regierung jede Scheu vor Licht und Bildung

überwindet, wenn sie die geistigen Kräfte ihrer Unterthanen, wie sie rühmlich angefangen hat, völlig frei giebt, und wenn sie auch von ihrer Seite Oesterreichs Verhältniß zu Preußen richtig erkennen, redlich würdigen und treu pflegen will. Sie soll sich erinnern, daß ihre Unfälle so lange gedauert haben, als die Feindschaft oder das Mißtrauen gegen Preußen, und daß die feste und aufrichtige Vereinigung mit Preußen sogleich das Glück zurückgebracht, und die alte Größe wiedergegeben hat!

* * *

12. Teutschland.

(Die Schweiz und die Niederlande.)

Aber was sollen wir von Teutschland sagen, unserm alten Vaterlande! und wie sollen wir die Worte stellen, daß man überall lesen dürfe, was wir geschrieben haben! Was die gesammten Staaten Europa's Gutes oder Schlechtes, Aufregendes oder Niederdrückendes, Großes oder Gemeines darbieten mögen, das zeigt Teutschland allein, wie wenn es ganz Europa eben so in sich selbst wiederhohlen wollte, wie es von allen Völkern Europa's mißhandelt oder überschwemmt ist, wie es Heere von allen Völkern Europa's in sich aufgenommen und genährt hat, und von seiner Armuth noch gegenwärtig fremde Heere nähren muß!

Sehen wir zuerst auf das Ganze: so wissen wir noch immer nicht mit Gewißheit, ob es künftig ein Teutschland, im politischen Sinne, geben wird oder nicht. Das Land, welches vom Teutschen Volke bewohnt wird, ist mit einer Viertheilung bedroht worden; man ist zu drei, zu zwei Theilen hinaufgestiegen; Das Volk indeß hat die Einheit verlangt. Aber das Teutsche Volk hat keine Stimme in

seinen Angelegenheiten; die Fremden dünken sich heimathlich in unserm Vaterlande. Setzen wir aber auch das Wahrscheinliche als gewiß; setzen wir: es werde Ein Teutsches Reich wieder hergestellt oder neu gegründet werden: wo sollen Teutschlands Gränzen seyn? — Die Schweizer, nachdem sie mit ihrem breiten, endlosen, widerlichen Gezänk, zuerst den Unwillen, nachmals das Gespött der Welt erregt und sich am unwürdigsten in der großen Zeit gezeigt haben, scheinen abgesondert von Teutschland bleiben zu sollen, wie der Pariser Friede versprochen hat. Daran möchte nun auch wenig gelegen seyn, wenn ihre armseligen Zwiste sie nur nicht in die Gewalt einer fremden Macht bringen: denn ihre Berge behalten immer einen hohen Werth für Teutschland. — Holland geht auch seinen Weg; es scheint sogar einen bedeutenden Theil der Niederlande, der noch bis zur letzten Umwälzung zum Reiche gehörte, vom übrigen Teutschland abreißen zu wollen. Ein Engländisches Heer, dienstbare Hannoveraner, geliehene Nassauer und Holländisch-Belgische Truppen halten Städte und Land besetzt. — Holstein ist früher dem Königreiche Dänemark einverleibt; soll es wieder zum Teutschen Reiche gezogen werden? — Und Oestreich und Preußen, — werden sie zum Reiche gehören? —

Blicken wir aber auf die innern Verhältnisse der Teutschen, so hat man stark zu kämpfen, um unter manchen Hoffnungen den Unmuth niederzuhalten, und den Schmerz zu bewältigen, der nagend aus der Tiefe der Seele steigt. Jede Teutsche Regierung, groß oder klein, geht ihren eigenen Gang, und Gemeinsames wird nichts oder wenig gesehen; nur die Großen sind sich darin gleich, daß sie gewöhnlich Französisch radebrechen. Hier verkündigt man den Frieden, indem man Länder

tauscht oder besetzt; dort lebt man in der peinlichsten Ungewißheit über den künftigen Herrn. Im Süden, dessen Bewohner übrigens redlich gekämpft und eine schöne Krone im heiligen Kriege errungen haben, scheint die alte Liebe der Großen zu dem Zerstörer Teutschlands noch nicht zu rosten; im Norden hingegen scheinen Staaten, die sich ihrer Thaten für Teutschlands Freiheit eben nicht rühmen dürfen, die Schande für eine Ehre zu halten, daß sie durch das Ansehen von Fremden gegen ihre Teutschen Brüder eine Schwere gewinnen, die sie weder haben noch verdienen. Hier hält man fest an den Grundsätzen der Franzosenzeit; dort gefällt man sich im Gebrauch alter Namen und Ertheilung von Würden, die auf eine ferne Zeit hindeuten oder im negativen Vornehmthun. Hier zerstört man Alles, was an die Französische Verwaltung erinnern könnte, nur das etwa ausgenommen, was für die Staats-Kasse einträglich ist, wenn es auch die Unterthanen schwer drückt; dort bauet man Neues auf, wie wenn man sich selbst genug wäre; und die Landstände, welche ein Fürst zu vernichten sucht, werden von dem andern hergestellt. Selbst die Volksbewaffnung findet da nicht Statt, wo man sich, unter fremdem Schutze, nicht fürchtet vor dem großen Geiste, der zu ihr hintreibt; und da, wo man folgen muß, macht es doch ein jeder auf seine Weise: es bilden sich Landstürme, aber kein Landsturm; auch scheint diese große Maasregel nicht eben im Einklange zu stehen mit dem übrigen Verfahren im Heere, gegen die Landwehr, oder bei der Besteuerung. Unterdeß fahren wir Schriftsteller fort auf unsere Weise, und loben und tadeln, und ermahnen und warnen; wir machen Verfassungen und Vertheilungen und sind rüstig für und für. Aber „wer achtet unserer Predigt, und wem wird der Geist des Herrn offenbar?“

Nicht davon soll die Rede seyn, was wir wollen müssen, wenn wir stark, achtbar und ehrenwerth seyn wollen, sondern davon, was wir wollen dürfen, nach höheren Absichten und Zwecken. — Dennoch ist überall guter Wille im Volk, und der herannahende große Tag der Befreiung Teuschlands, (der 19. Okt.), wird vielleicht wiederum große volksthümliche Gefühle wecken!

* * *

13. Der Congreß zu Wien.

Inzwischen häuft sich die Zahl der hohen und höchsten Gäste zu Wien. Der Congreß, der in dieser Stadt wahrscheinlich bald eröffnet werden wird, dürfte so glänzend werden, als die ewige Sonne nur selten eine Versammlung gesehen hat. Das ist aber auch fast das Einzige, das sich bis jetzt von diesem Congreß mit Gewißheit sagen läßt. Fragt man zuerst: wer soll den Congreß bilden? so kann man darauf keine andere Anwort geben, als was der Pariser Friede (Art. 32.) bestimmt hat: „alle die Mächte, die in den gegenwärtigen Krieg auf beiden Seiten verwickelt gewesen sind, werden Bevollmächtigte nach Wien senden." Aber was heißt das: Mächte? sind das die Fürsten oder die Völker? — Die Fürsten? Aber Napoleon, obgleich er den Titel Kaiser fortführen darf, schickt hoffentlich Niemand; der König von Westphalen auch nicht, auch Joseph von Spanien nicht; und doch waren diese Fürsten in den Krieg verwickelt. — Die Völker? — Aber die Spanier (oder die gefangenen Cortes) senden keine Bevollmächtigte, wohl aber Ferdinand VII., der nichts gethan hat; das Französi-

Volk hat keinen Gesandten, wohl aber Ludwig XVIII., den das Ende erst auf die Bühne brachte; auch die Norweger haben keinen, wohl aber der König von Schweden, der ihr Herr seyn will u. s. w. — Dagegen ist ein Gesandter vom mediatisirten Teutschen Fürsten in Wien angekommen: als Mitglied des Congresses? oder etwa als Supplicant, wie die Buchhändlerdeputation? — Fragt man zweitens: welches der Gegenstand sey, der von dem Congreß behandelt werden soll? so wissen wir auch darüber nichts, als daß der Pariser Friede sagt: der Congreß solle die Maasregeln festsetzen, welche die Verfügungen des (Pariser) Vertrags vervollständigen sollen." Außerdem ist in Reden und Proclamationen nur versichert: „man wolle die Ruhe Europa's auf lange Zeit sichern." Das Letzte wäre freilich gut. Aber hoffentlich wird man nur die Verhältnisse der Staaten zu einander, keineswegs aber wird man die Teutschen Angelegenheiten, des Reichs, wie der einzelnen Staaten, bestimmen wollen. Das sind ja Dinge, welche die Fremden nichts angehen sollten. Was soll der Französische, der Engländische oder der Russische Minister bei den Teutschen Einrichtungen? Es sind häusliche Sachen; es sind Angelegenheiten unter Brüdern, welche durch die Gegenwart von Fremden nur verdorben werden. — Fragt man endlich nach der Art und der Form des Congresses? so können wir nur die Antwort öffentlicher Blätter geben: „daß man noch nicht wisse, ob bloß dictirt, oder ob discutirt werden solle." Ist das Letzte der Fall: so möchte das Ende dieser Versammlung wohl sehr entfernt seyn; ist aber das Erste, d. h., wollen die großen Monarchen, unter sich eins, den kleineren Fürsten wie den Völkern nur sagen, wie es seyn soll: so haben Viele die Meinung, daß dieses auf einem kürzeren Wege geschehen könnte, und daß hierdurch den verarmten Ländern viel Geld erspart seyn würde. Aber alsdann hätte der

Weltgeschichte wenigstens ein glänzendes Schauspiel gefehlt, und der Ausgang wird ja Alles klar machen.

II.

Hamburg unter Französischer Herrschaft.

„Fühllos Geschlecht, vermessen
In eitlem Selbstvergessen
Und kalter Schwindelei!
Der Treue fremd, dem Rechte,
Bald Dränger und bald Knechte,
Und niemals mild und frei.“

Hamburg, von Carl dem Großen gegründet, war, wenige Plackereien abgerechnet, welche es zu Zeiten von den Nachbarstaaten zu erdulden hatte, ein Jahrtausend hindurch frei und glücklich.

Zu Ende des letzten Jahrhunderts erreichte es seine höchste Blüte. Während der Stürme der Französischen Revolution flüchteten Adeliche und Reiche mit ihren Schäzzen, aber auch Dürftige und Beraubte in diese gastfreie Teutsche Stadt. Alle fanden die freundlichste Aufnahme, Trost und Unterstützung und erwarben sich sogar bedeutende Gerechtsame. Der Handel, zwischen den großen Nationen gelähmt, gewann hier die wohlthätigsten Berührungspunkte: Franzosen und Engländer, die sich sonst überall befehdeten, tauschten hier die unentbehrlichsten Manufactur-

und Colonial-Artikel. So mehrte sich, während Französische, Holländische und Englische Schätze sich häuften, und die Stadt zum Markte des Continents wurde, auch der Reichthum der Eingebornen. Nicht ohne Neid gewahrte dies Buonaparte, der den unabhängigen und stolzen Kaufmann haßte, und unter die angenehmsten Belohnungen der Tapferkeit rechnete, alte, durch beharrlichen Fleiß von Jahrhunderten gesammelte, Schätze wegzuführen und zur Erweiterung seiner politischen Entwürfe zu nutzen. Zu verschiedenen Malen hörte man die Aeußerung Napoleons: „Hamburg muß wieder ein Fischerdorf werden! Es ist eine Englandische Colonie auf dem festen Lande; ein bevorrechteter Werbeplatz für ihren Handel" 1). Hamburgs beneidete Vorzüge aber gingen theils aus seiner glücklichen Lage, theils aus seiner freien Verfassung, vorzüglich jedoch aus dem Urcharakter seiner Bewohner hervor.

Die Stadt, wiewohl landarm, stand mit den bedeutendsten Völkern in lebhaftem Verkehr. Ihre drei Flüsse, Elbe, Alster und Bille, ihre Canäle alle sind eben so viel Arme, mit denen sie in die weite See hinausreicht, minder erheblich durch Fabriken, als durch Transitohandel, im Mittelpunkt Europa's, den nordischen Mächten gegenüber. Ihre Verfassung, mit der Englandischen vergleichbar, in zwei Kammern oder Häuser getheilt, Senat und Bürgerschaft, brachte unter die höheren und niederen Stände ein wohlthätiges, belebendes Gleichgewicht. Doch über all'

1) Il faut que Hambourg redevienne un village de pêcheurs! C'est une Colonie angloise sur le continent, une place d'enrôlement privilegiée pour leur commerce.

diesem steht der Grundcharakter des Hanseatischen Volks, den Biederkeit, Wohlthätigkeit, Religiosität, kaufmännische Thätigkeit und ein gewisser staatsbürgerlicher Freisinn ausmachen.

Die Fülle des Reichthums, die Leichtigkeit, mit der durch kühne Speculationen zuweilen ein groſses Vermögen zu gewinnen war, erzeugten wohl vor der Französischen Besetzung einige Abenteurer, vermochten aber den bestehenden Charakter der Eingebornen weder zu erschüttern, noch zu verwischen, er hob sich vielmehr bei vermehrten Mitteln nur desto kräftiger. Milde und Wohlthätigkeit traten in vollem Glanze hervor. Hiervon zeugten die wohleingerichteten Hospitäler und die vielumfassende Armenanstalt, welche der Noth Einheimischer und Fremder durch Geld, Kleider, angebotene Arbeit und jede nur mögliche Erleichterung abhalf, geleitet von angesehenen Bürgern ohne Entgeld mit Aufwand eigener Zeit und Mittel; hiervon das berühmte Waisenhaus, dessen Vorsteher, weit entfernt, sich für ihre Mühwaltung belohnen zu lassen, noch jährlich bedeutende Summen aus eigener Tasche zuschossen. Die bekannte Gastfreiheit erweiterte sich. Fremden schien die Rechtlichkeit der Kaufleute oft bis zum Eigensinn und zur Aengstlichkeit zu gehen: daher der Credit, der ihnen gegeben wurde, und den sie wieder andern zu Theil werden lieſsen. Den Stadtgesetzen, welche sie sich selbst gegeben, die ein groſser Theil von ihnen selbst zu handhaben und zu schützen hatte, folgten sie mit unbedingtem Gehorsam: leichtfertige Fremde, geniale Gemüther, welche Alles überspringen und jeden Zwang bekämpfen wollten, kamen leicht in den Ruf von Schwindlern und gefährlichen Menschen. Der Bürger, früh oder spät zu höheren oder minder bedeutenden Aemtern gerufen, pflegte gern, gleich seinen be-

wunderten Nachbarn in Albion, einen staatsbürgerlichen und wirthschaftlichen Sinn, und dachte auf Verbesserung und Erweiterung der inneren Anstalten, so weit die bestehenden Gesetze eine Aenderung zuließen; daher die praktischen Männer: Büsch, Kirchhof, Reimarus und andere. Streitigkeiten mit Nachbarstaaten, mit denen man gern in friedlichem Verkehre lebte, wurden kosmopolitisch und klug, entweder abgelehnt oder unter großen Opfern ausgeglichen.

Doch dieses durch Besonnenheit und Tugend erworbene Glück sollte nicht dauern. 1806, den 19. Nov., besetzte Marschall Mortier die Stadt. Mit seinen Truppen zogen zugleich Eitelkeit, Uebermuth und Sünde ein. Die Officiere, aufgedunsen vom Sieg über die sonst so hoch gefeierten Preußen, und geckenhaft verliebt in die eigne Gestalt, äugelten, Bewunderung heischend, nach allen Fenstern empor, welche mit neugierigen, aber ernsten Gesichtern angefüllt waren. Bald glaubten diese Herren Ursache zu haben, sich über den Geist der nordteutschen Stadt zu beschweren. Sie äußerten vielfältig, das prüde, fräuleinartige Wesen der Frauen, so wie das patrizische, diplomatisch-abgemessene Benehmen der Männer sollten mit Zeit und Umständen schon noch herabgestimmt werden.

Der Elbblockade ungeachtet, welche den Handel ungemein beschwert, aber nicht aufgehoben hatte, weil die Waaren in Tönningen ausgeschifft, und auf Frachtwagen nach Hamburg gebracht worden waren, galt vom Hamburgischen Kaufmanne noch, was das Alterthum von den Tyriern rühmt: „die Tyrischen Kaufleute sind Fürsten, und die Krämer die Herrlichsten des Landes.“ Statt den Fremdlingen klüglich die karge Seite zuzukehren, verläng-

nete sich auch hier der angestammte Charakter nicht: es wurde ihnen die freigebige, ja die goldene Seite zugewendet. Wer seine Soldaten, aus Mangel an Raum, nicht in's eigene Haus aufnehmen konnte, bezahlte für einen ausquartierten Gemeinen täglich 2 Mark und so im Verhältnisse für die Officiere. Noch bestand, weil die Stadt durch die Besetzung überrascht worden war, keine gehörige Einquartierungsordnung; also griffen schnell Mißbräuche, Anmuthungen und Beraubungen aller Art um sich, und schon fingen die unteren Stände an, bitterlich zu klagen.

Der erste Gewaltstreich war die Wegnahme alles Englischen Eigenthums und bald darauf die Confiscirung der Englischen Manufacturwaaren, sie mochten Einheimischen oder Fremden gehören. Bourrienne, Französischer Gesandter, einst Geheimschreiber Napoleon's und früher (in der Militärschule zu Brienne 1780) sein Liebling, war Dolmetsch der Gesinnungen und des Willens seines Kaisers. Er erklärte mit pomphaften, von so manchem unwissenden Franzosen nachgesprochenen, Worten [2]: „ihr seyd Englands Sklaven, und müßt dessen Interesse begünstigen; nicht Euch bekämpft Napoleon, sondern in Euch die Engländer; übrigens habt ihr euch auf Kosten aller Nachbarstaaten bereichert."

Indeß war es vorerst nicht sowohl auf die Waaren, als vielmehr auf den Geldbeutel der Hamburger abgesehen. Man gestand bald, daß die Aussonderung und Weg-

2) Vous êtes des esclaves de l'Angleterre et il faut bien que vous favorisiez ses intérêts sur le continent: ce n'est pas vous, ce sont les Anglois, que Napoléon combat en vous. Et d'ailleurs vous vous êtes enrichis aux dépens de tous les états voisins.

nahme der Englischen Fabrikate unabsehbaren Schwierigkeiten, Betrügereien auf der einen und unvermeidlichen Unbilligkeiten auf der andern Seite unterworfen seyen, indem man sie oft kaum von Americanischen, Sächsischen, oder Preußischen Artikeln unterscheiden könne. Aus diesen Gründen ließ man sich gerne gefallen, die ganze Masse dem Handelsstande für 16 Millionen zurückzugeben.

Was sollte man nun aber mit diesem theuer erkauften Gute beginnen? Wie konnten die Waaren sicher umgesetzt oder verschickt werden? Hier half Bourrienne's speculativer Geist. Für annehmliche Procente wurden Ursprungsscheine (certificats d'origine) ausgestellt; unverkennbar Englische Waare wurde als Sächsische, Americanische, Französische sogar, nach Frankreich versandt. Mitunter wurden Versendungen, über welche man im gesandtschaftlichen Büreau schon übereingekommen war, unterwegs angehalten, und mit einem einträglichen Straftribute belegt. Die Französische Gewinnsucht nahm allerlei Masken an. Noch war Geld die Fülle da. Der Gesandte, gern die Würde seines Amtes mit den klingenden Freuden eines Wechslers vertauschend, rief oft verwundert aus: „Die Reichthümer dieser Stadt sind unerschöpflich; selbst das Pflaster ist von Gold!“ 3)

Napoleon, dem der kaufmännische Hang seines ehemaligen Freundes zuwider gewesen war, hatte ihn, da er auf höhere Würden hätte Ansprüche machen können, nach Hamburg gewiesen, damit er hier seine Neigung befriedigen möchte. Sobald er sich einige Schätze gesammelt hatte, wurde auf ihn trassirt und der Wechsel mußte ohne

3) Les richesses de cette ville sont inépuisables, le pavé même y est de l'or.

Weigerung honörirt werden. Wer nur einigermaßen von dem Geist und der Weise der letzten Französischen Regierung Kunde hat, dem ist auch bekannt, daß die einträglichsten Stellen verkauft wurden, daß Armeelieferanten, Generale und Agenten in eroberten Ländern oft freie Hand erhielten, sich zu bereichern, der Regierung aber, welche ihren Theil davon haben wollte, auf dem genannten Wege zu Willen seyn mußten.

Um diese trübe Zeit war es, daß sich einige Deputirte aus Hamburg zum Kaiser verfügten, um ihn dringend zu bitten, die zerstörenden Maßregeln gegen den Handel, welche einen allgemeinen Ruin droheten, zu mildern. Es wurde vorgestellt, daß das Gebiet der Stadt zu klein sey, um die starke Bevölkerung durch den Ackerbau zu nähren, daß die Zerstörung des Handels eine allgemeine Nahrungslosigkeit hervorbringen müsse. Damals gefiel sich Napoleon in Vergleichungen mit Carl dem Großen, den er seinen Ahn und Vorgänger nannte. Ein Abgeordneter bemerkte, daß es unmöglich der Wille des Kaisers seyn könne, ein Werk seines großen Vorfahrs, der Hamburg zu Glanz und Würde gehoben hätte, zu zerstören. Diese Aeußerung machte Napoleon, der sich lange auf gewohnte Weise gegen die niedrige Krämerbetriebsamkeit herausgelassen hatte, stutzen. Doch sammelte er sich bald wieder und bemerkte, Carl habe den Hamburgern Kastelle gegeben, damit sie sich als tapfere Soldaten gegen die räuberischen Anfälle der Wenden vertheidigten. Er selbst brauche nur Bauern und Soldaten; ein einziges großes Ziel, die Vollendung des Continentalsystems, habe er unverrückt im Auge, da komme das Wohl einer einzelnen Stadt, wenn sie auch zu Grunde gehen müßte, durchaus nicht in Betrachtung. Das Resultat dieser Sendung,

welche versuchen sollte, einen vorgefaßten eisernen Willen zu schmeidigen, konnte nicht erfreulich seyn.

Den Gouvernören und höheren Officieren mußten große Geschenke gemacht, Tafelgelder und andere Begünstigungen bewilligt werden. Das Einquartierungswesen, welches sich allmählich in eine billigere Vertheilung aus einander setzte, drückte auf den Bürger, der, wenn er früher vom täglichen Erwerbe behaglich genug gelebt hatte, nun, da sich alle Stände zu beschränken suchten, unter den außerordentlichen Lasten seufzte. Hier muß dankbar in Erinnerung gebracht werden, daß Marschall Bernadotte, der jetzige Kronprinz von Schweden, manchen Mißbrauch abgestellt und die übertriebenen Forderungen der Soldaten herabgesetzt hat. Auch erwies er sich leutselig gegen die Einwohner, welche er, selbst zugänglich, gerne besuchte. Wenn er aus seiner Wohnung auf den großen Bleichen in den Wagen stieg, oder auf das Pferd, sammelten sich immer viele Menschen, welche er freundlich grüßte und die treuherzig den Hut vor ihm abnahmen, eine Ehre, welche der freie Bürger selten erweis't und die dem Davoust, wenn er auch zuweilen versuchsweise zuerst den Hut abgenommen, nie widerfahren ist.

Der bekannte Tarif von 1810 brachte die Stadt um zwei Drittheile der Colonialwaaren. Zu Ende dieses Jahres wurden alle Englischen Fabrikate, welche die Stadt für Millionen zurückgekauft hatte, auf's neue in Beschlag genommen, um — so lautete der ausdrückliche Befehl des Kaisers — aller früheren Opfer ungeachtet, nach dem rühmlichen Beispiele anderer Städte verbrannt zu werden. Diese tückische Maßregel, weil sie eine frühere Beraubung verdoppelte, setzte die selbstsüchtige Habsucht der Beamten

in die lebhafteste Bewegung. Alles, was nur Englischen Schein hatte, Tücher, kostbare Instrumente, Uhren, welche zum Theil schon Jahre lang im Gebrauche gewesen, wurden herangehohlt und gierig gemustert. Jeder las sich aus, was ihn zur eigenen Benutzung ansprach, der Rest wurde auf Wagen gepackt und außer der Stadt verbrannt.

Und doch bestand bei all diesen Bedrückungen noch ein Schein von bürgerlicher Freiheit; der Senat konnte noch manchen Vorschlag, der einer Drohung oder Züchtigung glich, zurückweisen; er konnte noch als Vermittler zwischen Militär und Bürger auftreten; aber der Muth im Allgemeinen war gedämpft; der Bürger, der mit unaufhörlichen Quälereien zu kämpfen hatte, und, stemmte er sich auch einmal entgegen, immer den Kürzern zog, wurde fügsamer und geschmeidiger, und so war, nach der Französischen Erziehungsweise der Völker, der passende Zeitpunkt eingetreten, Stadt und Gebiet dem großen Militärstaate einzuverleiben. Die Vereinigung geschah zu Anfang 1811. Davoust, dem überall in Teutschland der Schrecken vorangegangen war, wurde Generalgouvernör.

Und nun begonnen die bittersten Leiden, welche Anfangs nicht sowohl aus neuen Verlusten, als aus dem Widerstreite, aus den schneidenden Dissonanzen hervorgingen, welche der Nordteutsche Charakter mit Französischer Charakterlosigkeit oder vielmehr mit der, durch die Gräuel der Revolution und des Terrorismus genährten, Verworfenheit erzeugte. Man denke sich einen Augenblick die Gegensätze: Wohlthätigkeit und theilnehmender Bürgergeist gegen Bettelhaftigkeit und Eigennutz, welche in allen Gestalten hervortraten; Geradsinn bis zur Derbheit, und Of-

fenheit bis zur Unvorsichtigkeit gegen Verschlagenheit und Falschheit; ein Freimuth, der sich an einer republikanischen Verfassung herangebildet hat, gegen Tyrannen- und Sclavengeist; Weltbürgersinn am Strom und Meere, welche den Verkehr mit allen Völkern belebt hatten, gegen Verstricktheit des Geistes im Systeme eines eigensinnigen Welteroberers!

Der Hamburger schätzte den Menschen überhaupt sehr hoch. Dafür ließen sich auffallende Beweise beibringen. Er hat oft große Zahlungen ohne alle Quittung, auf Treu und Glauben, gemacht; er hat sich oft gegen Diejenigen bitter gezeigt, welche den Franzosen überall nichts Gutes mehr zutrauen wollten. Daher hat es ihm undenkbar geschienen, daß die Bank, welche im Angesicht aller Völker vom Französischen Thron aus für einen geheiligten Schatz (Dépôt sacré) erklärt worden war, genommen werden könnte. Daher haben sich angesehene Holzhändler geweigert, das kostbare Stabholz, welches sie doch zum Theil hätten retten können, auf die Seite zu bringen: sie meinten, der Frevel sey unausführbar, diese kostbare Waare als Brennholz zu vernichten. Und Bank und Stabholz sind zu Grunde gegangen! Dieses Vertrauen denke man sich, diese Völkerversöhnende Herzlichkeit, die ächte Blüthe aller Humanität, die Volksthümlichkeit der Teutschen, gegen verächtliche Begriffe vom Menschen überhaupt, insbesondere vom Teutschen. Man denke die Betreibung aller Staatsgeschäfte nach einem größeren Zuschnitte: die Verwaltung der wichtigsten Aemter ohne Vergeltung, einzig belohnt vom öffentlichen Zutrauen; die Administration der wohlthätigen Anstalten; den geheimen Schoß, wo jeder Bürger nach eigener Schätzung, ohne daß man ihm auf die Finger gesehen, seine Abgabe in eine öffent-

liche Kasse warf; — diesen Großsinn, mit Einem Worte, denke man, gegen jenen Kleinigkeitsgeist, der sich in dem Listen- und Rubrikenwesen aller Administrationszweige, in dem Mißtrauen von oben herab, in dem Aufpassersystem durch Procuröre und Controlöre auf's widerlichste ausgesprochen hat! Alsdann wird man jene Leiden begreiflich finden.

Die Ankunft der Französischen Beamten, welche die gute Stadt in die Fesseln kalter, fremdartiger Gesetze schmieden sollten, glich einem wahren Vandalenzuge. Die Straßen waren mit Wagen und Karren, Männern, Weibern und Kindern bedeckt, alle gierig, bei den Englischen Mäklern ihre Blöße zu bedecken. Denn Frankreich hatte zu den Bären des Nordens (ours du Nord), wie man uns zu nennen beliebte, nur Darbende, Unfertige, Unwissende, Abentheurer, alte Jakobiner, kurz Menschen geschickt, welche das Vaterland gern ausgespieen hatte, immer noch gut genug, die ungeschlachten Hammonier zu meistern. In anderer Hinsicht, wenn man die höheren Beamten, unter denen sich geistreiche und treffliche Männer gefunden, in's Auge faßte, erinnerte man sich der Römer, welche unter Quintilius Varus bis an die Elbe gedrungen, um dem freien Teutschen Volke der Römer Gesetz und Sprache anzumuthen. Anfangs ließen sich dies die gutmüthigen Leute gefallen, aber beim Anblicke der Ruthengebunde und der Beute empörte sich ihr Innerstes und die fremden Dränger wurden in den Teutoburgischen Wäldern in den Staub gerungen.

Nach der Civiloccupation Hamburgs haben sich in den einst so friedlichen, gemüth- und behaglichen Staat am furchtbarsten eingekrallt, Polizei, Censur und Gendarmerie.

Chef der Polizei war D'Aubignosc, ein Mann, der zuvor in Paris eine äußerst unbedeutende Rolle gespielt hatte. Der Mensch, der aus der Nichtigkeit auf einen hohen Posten gestellt wird, schwankt, wenn ihm der moralische Stützpunkt gebricht, in Willkühr und Gewaltthätigkeiten. D'Aubignosc nahm mit Gewalt eines der ansehnlichsten Gebäude, das einem Privatverein gehörte, und maßte sich den ganzen Inhalt desselben an: die Sache wurde nach Paris berichtet und der Polizeichef mußte wieder räumen. Die Policei-Commissäre und Agenten wurden aus den verrufensten Personen gewählt, damit sie sich, statt Ordnung- und Ruhestifter zu seyn, als Spione und Spürhunde gegen verbotene Waaren gebrauchen lassen möchten. Machte man Vorstellungen gegen solche Wahlen, erklärte man, der Mensch sey ein paar Mal aus Hamburg verwiesen worden und in England mit Mühe dem Galgen entwischt, so wurde vom Repräsentanten der höchsten Polizei dagegen bemerkt: Frankreich könne alle Menschen brauchen; man habe ein wachsames Auge auf sie; der Staat habe gewisse Formen gegeben, wer sich innerhalb der Schranken derselben bewege, thue seine Pflicht, übrigens gehe der moralische Charakter des Menschen das Publikum nichts an. Dann wurden eigene Büreaux für Angeber und freiwillige Spione eingerichtet: der Preis für die Angabe ward nach dem Profit bestimmt, den der Beamte daraus ziehen konnte. Und so gelang es, durch die bezaubernde Gewalt des Goldes und eitler Vorspiegelungen und Versprechungen eine Waffe über Hamburg zu schwingen, welche dem teuflischen Despotismus weit furchtbarer, als die Waffe des Krieges, erobert hat, ich meine, die moralische Verschlimmerung der untern Classen, welche unaufhaltsam um sich griff. Wie Unkraut aus wohlgedüngtem Boden emporwuchert,

so mehrte sich mit jedem Tage die Zahl der Angeber und der Schleicher. Oft wurde man vor die Polizei gefordert wegen freimüthiger Aeußerungen, welche man sich im abgeschlossenen Kreise zuverlässiger Freunde erlaubt hatte: der Bediente oder die Magd hatte es hinterbracht. Unter Kellnern, Marquören, Bettlern und Buhldirnen waren Aufpasser, welche, um für ihren Polizeilohn auch etwas zu leisten, je und je ein Opfer zu liefern bemüht waren. Licentiat Baumhauer, ein jovialischer, etwas kühner junger Mann, äußerte ein Mal im auffahrendem Humor im Wirthshause, die Bettler hätten sich seit dem Einzuge der Franzosen außerordentlich vermehrt. Hierauf wurde er von Gendarmen aufgehoben, ohne von den Seinigen Abschied nehmen zu dürfen; er wurde nach Magdeburg geschleppt und in eine dumpfe Kasematte geworfen. Da ergriff ihn die Lungensucht und er ist, nachdem er durch die Verwendung rechtlicher Franzosen endlich frei gekommen war, an diesem Uebel gestorben.

Mit der Polizei stand die Censur in Verbindung. Bei dieser waren Teutsche angestellt. Teutsche, die sich selbst entnationalisirten, und mit Verrath am eignen Volkscharakter ein Vogtamt im Zwinghause von Teutschland annahmen, wurden in ihrer Stelle weit gefährlicher und lästiger, als wirkliche Franzosen, weil sich durch ihr Weben und Treiben ein gewisser Zug von Ehrlichkeit und die Besorgniß, daß sie ihre Pflicht nicht recht ausfüllten, hindurch wand, und so manches an den Tag gezogen wurde, das unbemerkt hätte hingehen mögen und das erst durch sorgliche Deutung gefährlich erschien. Da wurde Alles gestrichen, was nur einen Anhauch von Teutschheit, auch nur den leisesten Unmuth über verhängnißvolle Zeiten verrieth, jeder Trost in den Predigten, jede Teut-

sche Gemüthserhebung in den öffentlichen Blättern. Den Gelehrten mußte seine Arbeit anekeln, weil sie nur verflächt und durchwässert die Presse passirte. Da die wenigen Arbeiter durch den Wust von Manuscripten sich nicht durchfanden, ergriffen auch die Weiber der Censoren die Feder und nun mußte — damit ja die liebe Ehehälfte in keine Verdrießlichkeit oder Verantwortung verwickelt würde — Alles, was sich aus unbekannten Sprachen, der Griechischen, Hebräischen, in die Schrift hereingeschlichen hatte, unbarmherzig über die Klinge springen. Doch das Unheil ging weiter: je und je sollten auch Libellisten nachgewiesen werden. In Hamburg wollte man keine Opfer fallen sehen; deswegen übersetzte man verdächtige Stellen aus auswärtigen Zeitschriften, welche in dem weiten Teutschen Gebiete erschienen, über welches die Französischen Waffen reichten. Von Hamburg aus ist der Bannstrahl gegen Zacharias Becker, gegen von Zimmermann und Villers gegangen. In allen Kirchen waren Lauscher unter den Kanzeln; in den Theatern wurde jedes Wort bekrittelt, ganze Stücke, wegen unschuldiger Anspielungen, geächtet und zugleich der Direction ein derber Verweis gegeben. Jedes Buch, das gedruckt werden sollte, mußte erst unter die Peitsche nach Paris wandern. Generaldirector der Buchdruckereien und des Buchhandels war der Staatsrath Pommereuil, ein, wie Französische Gelehrte versichern, unwissender, einem solchen Geschäfte durchaus nicht gewachsener Mann. Das Buch trieb sich da über ein Jahr herum und kam endlich, wenn es gut ging, tüchtig beschnitten, mit imprimatur oder auch mit veto zurück.

Die Gendarmerie unter der letzten Regierung konnte die furchtbarste, durch das ganze Reich verbreitete Leibgarde Napoleons genannt werden. Große Talente, wel-

che sich unter diesem Tyrannen abarbeiteten, wußten die gewaltthätigsten, alle Menschenrechte zertretenden Handlungen in so lieblichen, gemüthreichen, oft den ganzen Geist emporflügelnden Bildern und Worten zu verherrlichen, daß Derjenige, welcher zum Beispiele die Reden eines St. Jean D'Angely in einem fremden Welttheile gelesen hätte, ohne das Treiben der Franken in der Nähe zu sehen, wünschen mußte, in dem schönen Frankreich zu leben, wo der Fürst ein Halbgott und die Unterthanen wohlgebildete Seelen und spartanische Vaterlandsvertheidiger schienen, abwehrend den Strom der Barbaren und mit ihren gerechten Waffen nur die Civilisation ihres Erdtheiles erobernd. Um den verhaßten Wirkungskreis der Gendarmerie mit blendenden Farben zu malen, wurde feierlich erklärt, daß nur Veterane, verdienstvolle und tadellose Militärs in diese Schaar aufgenommen werden sollten, daß ihr schöner Beruf in Handhabung der Ordnung und Vollziehung der Gesetze im Innern bestehe, und sie daher der Generalpolizei untergeordnet worden wären. Was waren aber die Gefürchteten unter uns? Schergen der tückischen Grausamkeit eines blutdürstigen Marschalls! Ganz im Sinne ihres Meisters verfuhren sie allewege brutal und räuberisch. Starke Stricke bei sich führend, banden sie verdächtigen Personen die Hände auf den Rücken, daß zuweilen das Blut aus den Fingerspitzen quoll, oder sie knüpften dieselben an die Schwänze ihrer Pferde, daß die hintenan trabenden endlich athemlos niederstürzen mußten. Des Abends sah man sie lauernd unter den Fenstern der Wohnungen und verkleidet in den Kaffeehäusern. Einst schickte Davoust einen Gendarmentrupp nach Osnabrück, ließ einen angesehenen Mann aufheben und nach Hamburg führen. Dieser war sich bewußt, nichts verbrochen zu haben. Seine Wächter schwelgten im Wirthshause auf seine Kosten, er selbst, um sich

seine Lage einigermaßen zu erleichtern, mußte Geschenke über Geschenke machen. Endlich wurde er vor den Marschall gelassen; dieser äußerte in einem kalten und schadenfrohen Ton: er kenne die Cliquen in Osnabrück recht gut, in welchen sein Kaiser verläumdet werde; er solle sich in Acht nehmen. Hiemit wurde er entlassen, und konnte keine bestimmte Erklärung auswirken, ob er länger bleiben müsse, oder wieder abreisen könne. Nachdem er noch einige Wochen in Zweifel und Besorgnissen verlebt hatte, hieß es, nun könne er ziehen.

Wer auch so glücklich war, mit den Französischen Behörden in keine nähere Berührung zu kommen, konnte doch Einer Beschimpfung und Entwürdigung nicht entgehen, den Betastungen der Douaniers an den Thoren. Diese Menschen sind nirgends höhnischer und bitterer, als in Handelsstädten, wo sie als vogelfrei betrachtet werden. Die Natur hat uns unsere Körper frei gegeben und seine Cultur ist von den Begriffen der Anständigkeit, Züchtigkeit und persönlichen Würde unzertrennbar. Es konnte wohl einen besonnenen und geduldigen Mann in Wuth versetzen, wenn er, an der Wache vorübergehend, von einem Schurken angefallen wurde, den er vielleicht ein Paar Tage vorher als Vagabunden oder Gassenmusikanten abgewiesen hatte, und der ihn nun vom Haupt bis zu den Füßen betastete, ihn vielleicht nöthigte, seine Kleider abzulegen, ihm die Frau von der Seite riß, um sie in der Wachtbude von einem schamlosen Weibe auf's unanständigste befühlen und untersuchen zu lassen. Doch vergaß man seiner selbst und wurde von wehmüthigem Schmerze durchdrungen, wenn man die Schaaren von Kindern sah, welche, den Armenschulen entrissen, nach Anleitung ihrer Aeltern, das Smugglergeschäft trieben, weil die

Colonialwaaren, Kaffee, Zucker, Gewürze, im benachbarten Altona weit wohlfeiler zu Kaufe waren, wenn man sah, wie sie sich in leichtfertigen Diebereien und Angebereien, in Lug und Trug gefielen, und wie so das wenige Gute, das ihnen früher eingeimpft seyn mochte, vollkommen zerstört ward.

Im Prevotal- oder besser im Blut-Gerichte war alles Schreckliche vereinigt. Die Richter waren unwissende Menschen und hatten die Anweisung, recht strenge zu seyn. Die Verhandlungen wurden Französisch vorgenommen; Dolmetscher zwischen Richtern und Beklagten. Wer nur einigermaßen die Französischen Gesetze, den Handel betreffend, kennt, der weiß, daß sie mit ihren quälerischen Formalitäten und Clauseln nur gegen Schurken und den Anwachs eines Privatvermögens berechnet sind. Die Douaniers, natürliche Feinde der Kaufleute, zeugten mit Leidenschaft, und so wurde über Schiffer und Schleichhändler, welche, da aller Verkehr darnieder lag, die Douanenrechte geschmälert hatten, um mit Lebensgegefahr Weib und Kind vom Hungertode zu retten, Guillotine, Brandmark oder Zwangsarbeit ausgesprochen. Diese Sprüche sind mit blutigen Zügen in unsre Gedächtnißbücher eingezeichnet.

Die Conscription machte die Thränen der Aermeren fließen und schmälerte das Vermögen der Reichern.

Aber das Gemüth erheitert sich für die Augenblicke, in denen ich von dem Gerichtshofe für Civil- und Criminalsachen zu sprechen habe, einem Institute, welches heilig und unbefleckt unter den übrigen Gräueln bestanden ist. An der Spitze war als erster Präsident de Serre,

ein edler Franzose, in dessen Brust das Gesetz, das er handhaben sollte, reiner und einfacher geschrieben war. Die Richter waren durch einen glücklichen Zusammenfluß von Umständen aus den tüchtigsten Juristen Oldenburgs, Hannover's und Hamburgs gewählt, und bildeten einen Verein, welcher sich bei Allen, die sich für öffentliche Verhandlungen interessirten, Achtung und Liebe erwarb. Der Staatsrath Faure, der zur Einrichtung des Gerichtswesens vom Kaiser geschickt war, zeigte sich bereit, die Französischen Gesetze für die verschiedenen Verhältnisse der neuen Departementer abzuändern; er ließ daher Sachverständige reisen, an Ort und Stelle Nachforschungen und Untersuchungen anstellen, und Vorschläge aufnehmen. Doch vergebens! Der Kaiser verwarf das Alles. Damit Ueberinstimmung der Auflagen und Staatseinnahmen und ein einfacherer Ueberblick der Verhältnisse des ganzen Reichs sey, sollten alle Gesetze unmittelbar ihre Anwendung finden. Da sollten eingeführt werden alle Gränzzölle; das droit de mouvement, welches den Französischen Weinlanden gemäß ist, aber nicht dem Teutschen Nordwest, der sich die Franzweine, welche gewöhnlich als Tischwein getrunken werden, mit theuerer Fracht erst verschaffen muß; ferner der Artikel, die Haltung der Tauben betreffend, dem südlichen Frankreiche gemäß, der, auf Hamburg angewandt, die Ausrottung aller dieser Vögel zur Folge haben mußte. Um die Aufrisse der Grundsteuer nicht zu unterbrechen und dem Code rural die vollkommenste Anwendung zu geben, wurden den Hannöverschen Bauern, welche, auf untauglichem Moorgrunde wohnend, Weberei trieben, die Weberstühle zerschlagen, damit sie das Feld baueten und Grundsteuer erlegten. Die armen Menschen geriethen an den Bettelstab. So weit es indeß den Richtern des genannten Civilhofes möglich

war, suchten sie Unheil zu verhindern, Anklagen, welche der Teutsche Unmuth veranlaßt hatte, und die bei näherer Beleuchtung zu blutigen Strafen hätten führen müssen, als unstatthaft und unerwiesen niederzuschlagen, die Gesetze gegen junge Verbrecher, bei denen sich Leichtsinn und Unerfahrenheit eingemischt hatte, zu halbiren, damit sie unter ewigen Zwangsarbeiten nicht sinnlich und sittlich untergehen, sondern dem Staate noch nützlich werden möchten. Da aber der Französische Scharfsinn es für den höchsten Triumph der neuesten Gesetzgebung erklärt hat, alle öffentlichen Behörden und Verrichtungen haarscharf von einander getrennt zu halten: so konnten die edlen Richter ihren Einfluß nicht dahin verbreiten, wo er erquickend gewesen wäre; während sie über Vergehungen mit Weisheit und Milde entschieden, ließ man die Verhafteten in den Gefängnissen halb verfaulen, so daß sie oft wankend und leichenhaft vor den Schranken erschienen.

Was das Enregistrement und die Domänenverwaltung betrifft, so wurden z. B. mit einer kleinlichen und zudringlichen Raubsucht bei Erbschaften, ehe die Erben Hand an ihr Eigenthum legen durften, nach einem übertriebenen Anschlag von jedem Besitze, selbst von Schuldforderungen, welche vielleicht nimmermehr geltend gemacht werden konnten, große Procente für den Kaiser in klingender Münze abgezogen; anstatt Erbschaft blieb oft Schuld zurück. Ferner wurden Abgaben erhoben von Stempel und Einschreiben aller Acten und Verträge in ein öffentlich Register, wobei alle Papiere von einem Geschwornen in's Französische übersetzt, beigebracht werden mußten zum Verderb der Zeit und des Beutels. Zum Glück stand unter dem Director Ceillier ein braver

Osnabrücker, Nieberg, als Receveur, welcher das Verhaßte des Geschäftes zu mildern wußte, indem er ärmere Personen als insolvent in die Bücher trug, und den Reichern, welche im Begriff standen, die bestimmten Zahlungstermine zu übersehen, wobei harte Geldbußen Statt fanden, vorläufige Warnung zukommen ließ, ganz gegen seinen eigenen Vortheil, indem die Receveurgehalte in gewissen Procenten von der ordentlichen Einnahme und den Strafgeldern bestehen. Die Enregistrement-Einnahme allein hat im Jahre 1810 im Französischen Reiche, 107,800,000 Franken betragen. Dies Institut meistert und controlirt aufs empfindlichste alle Privat- und Familienverhältnisse.

Die *Droits réunis* betreffen bekanntlich Abgaben von Getränken, Tabak, Spielkarten u. dgl. m. Die Tabaklager, Wein- und Bierkeller wurden von diesen scheußlichsten aller Beamten unter allerlei fratzenhaften Anordnungen durchstöbert, ganze Lager unter dem Vorwande, der bestimmte Tarif sey umgangen, die gesetzliche Abgabe nicht entrichtet worden, weggenommen; keine Bouteille Wein konnte mehr mit Sicherheit über die Gasse getragen werden. Brach endlich Unmuth und Widersetzlichkeit aus, so erfolgten die härtesten Züchtigungen als gegen rebellische Unterthanen, welche den Kaiserlichen Beamten ihre Pflichterfüllung verkümmerten, sie beschimpften und die Einkünfte des Kaisers zu verringern suchten.

Das Verderblichste für die Hamburgischen höhern und niedern Stände war, daß die meisten Beamten bestochen seyn wollten, und bei eintretenden Verlegenheiten zu verstehen gaben, für Geschenke, für Verwendungs- und Beschwichtigungsgelder könnte viel abgewandt und

ausgeglichen werden. Nach dem Geiste der Verwaltung sollten die verschiedenen Behörden einzeln und unabhängig wirken; aber Militär- und Civilstände rückten nach und nach in ein undurchdringliches System der Täuschung und Beraubung zusammen, indem sie auf der einen Seite einen scheinbaren Angriff machten, und auf der andern beschwichtigend und zu Verwendungen und Fürbitten bereit, die Einwohner von Behörde zu Behörde wiesen, wo Sporteln und Mühwaltungsgelder ohne Zahl vorfielen. Der Receveur war natürlich zugänglich, pochte aber, wenn man ihn nicht zum Freunde behielt; der Payeur, schwierig, schützte, wenn man ihm auch die dringendste Noth vor Augen legte, Kaiserliche und Staatsbedürfnisse vor. Wer für die Regierung Lieferungen gemacht, wurde hin und hergezerrt, und durch vorgebliche Gesetze, deren Datum und Existenz, da sie bald aus der Kaiserzeit, bald aus den Jahren der Republick gegriffen waren, Niemand kannte, hingehalten oder betrogen. Doppelt bitter für einen alten Hamburger, dessen frühere Regierung nicht genug eilen konnte, einem Jeden, oft noch vor der bestimmten Zeit, gerecht zu werden!

Ueber dieser chaotischen Hölle aber waltete Davoust, das Einzelne zusammenhaltend und sich alles Bösen freuend. Marschall Davoust ist untersetzt, und feist, weil die physische Ruhe, welche über Menschlichkeit und Ewigkeit schwebt, die körperlichen Verrichtungen, im Mark blühender Länder schwelgend, nie gestört hat; er hat einen dicken, runden Kopf mit glänzend rother Glatze und einzelnen Seitenhaaren. Sein blaulichgraues Auge ist ruhig und hohnlächelnd. In dieser Ruhe haben Einige zu Zeiten Gutmüthigkeit finden wollen; wer aber die Aeußerungen und Thaten des Mannes mit seinen Augen ver-

glich, der erblickte nur Sattheit und Menschenverachtung, recht nach dem Vorbilde seines Kaisers, der sich zu rühmen gewagt, er sey der reichste Besitzer in Europa', denn er habe monatlich zehntausend Menschen zu verzehren, und der nach den Niederlagen in Rußland noch zu sagen vermochte, Menschen seyen leere Abstractionen, deren sich die Herrscher zur Lösung politischer Probleme bedienen, sie seyen elende Kröten.

Der furchtbare General-Gouverneur erklärte den Hamburgern zu wiederholten Malen: „Ich bin mit Leib und Seele meinem Kaiser ergeben; ich werde Euch nach Eurer Ergebung für ihn beurtheilen. Die meisten Teutschen Gelehrten sind Libellisten; ich will sie nicht todt machen, aber ich will sie wegjagen. Die Liebe der Menschen kümmert mich nicht, wenn sie mich nur fürchten [2]).“

Aecht Römisch wurde bekannt gemacht, der Kaiser gestatte uns den Gebrauch der Teutschen Sprache neben der Reichssprache. Indeß erschienen Zeitungen und Anschlagezettel Französisch mit Teutscher Uebersetzung; der Prevotalhof und einige andere Behörden verhandelten Französisch, damit unsere vieltönige, aufrichtige, geist-, gemüth- und tugendreiche Sprache allmählich weichen möge der Lügen- und Sündensprache der Ausländer.

3) Je suis dévoué de corps et d'ame à mon Empereur, je vous jugerai d'après votre dévouement pour lui. La plupart des hommes de lettres allemands sont des libellistes: je ne les ferai pas mourir, mais je les chasserai. Je ne m'inquiète pas de l'amour des hommes pourvu qu'ils me craignent.

In der Nacht vom letzten März auf den April, machte sich Davoust, der Menschenverächter, den Spaß, seine Adjudanten um Mitternacht zu den ehemaligen Magistratspersonen zu schicken: sie sollten unverzüglich vor ihm erscheinen. Die ehrwürdigen Männer eilten. Man fand verschlossene Thüren. Sie waren in April geschickt.

Der Präfect de Coninck, ein Niederländer, war ein arbeitscheuer, ängstlicher Mann, Null in der Nähe des Prinzen; der Maire dagegen, Abendroth, früher Hamburgischer Senator, war voll Kraft und Charakter. Er hatte in verhängnißvollen Tagen das schwierigste aller Aemter, in der Mitte stürmischer Behörden der Pfleger und Schützer einer großen Stadt zu seyn, um zu retten, was noch zu retten war, übernommen, sich verderblichen Anmuthungen entgegengestemmt, und Tag und Nacht bei Verdruß und überhäufter Arbeit, gestrebt, ohne zu ermüden: aber, da schon der Französische Name seines Amtes verhaßt war, so ging sein Werth erst im vollen Glanze hervor, als die Stadt unter seinem Nachfolger seufzte. Wie er fortwirkte für das Beste des Staates, zeigt seine neueste Schrift: Wünsche bei Hamburgs Wiedergeburt im Jahre 1814.

Die Munizipalräthe waren rechtliche Männer, sollten aber, zu ihrem größten Verdrusse, oft zu Bedrückungen ihrer Mitbürger gebraucht werden, wobei sie das Popesche: God educing good from ill, als Muster der Nachahmung im Auge behielten.

Bald zeigte sich die bekannte Zerstörungssucht des Gouvernementschefs. Gegen das ausdrückliche Versprechen seines Kaisers, wohlthätige und nützliche Anstalten beste-

hen zu lassen, verwandelte er das Armenhaus, eine große Lehranstalt für arme Kinder, in eine Caserne und jagte die Lehrer, ohne ihnen Gehalt und Aussicht zu geben, aus einander. Dieser Gewaltstreich trug viel zur Verwilderung der unteren Classe bei. In Geldsachen wurde der Marschall vom Staatsrathe Chaban, Generalintendanten der Finanzen der 32. Militärdivision berathen. Dieser Mann, körperlich eine derbe Gewerkernatur, von flachem, bedeutungslosem Gesichte, war desto versteckterer Anlage, zuvorkommend höflich gegen Jedermann, um desto behaglicher einem Jeden mitspielen zu können. Das Geld, welches baar auf der Kammer war, wurde weggenommen und fürder die Zinsen von Kammerbriefen oder Staatsobligationen erst in kleinen Theilen durch Abschlag und weiter gar nicht mehr bezahlt. Auf der Kammer aber war nicht sowohl das Geld der Reichen, als insbesondere das der Wittwen, der Waisen, der Dienstboten, welche sich etwas erspart hatten, belegt.

1812 unternahm Napoleon seinen Feldzug nach Rußland, um sich entweder im östlichen Europa die Götterkrone aufzusetzen, oder sein berühmtes: „ses fatalités l'entraînent“ auf die eigene Scheitel zu wälzen. Davoust, in rüstigem Frohsinne, brach auf, sich mit seinem cher cousin, wie sie sich nannten, zu vereinigen, sich selbst aber die Polnische Krone zu erkämpfen; er äußerte, sein Kaiser habe einst mit kleinen Mitteln Wunder gethan, es müßte das Wunder aller Wunder seyn, wenn er nun, da ihm halb Europa zu Gebote stehe, seinen Zweck nicht erreichte.

Aber die Zeit war um, welche die langmüthige Gottheit den Völkern anberaumt hatte, auf der einen

Seite den frevelhaftesten Uebermuth zu treiben, auf der andern, sich kränkelnder Selbstentmuthigung hinzugeben; da stieg sie vom Himmel herab, vor ihr her Pest und Hunger und Nordstürme, und die Begeisterung eines kräftigen Volkes, das die Brandfackel in die eigenen Paläste warf, um die Frevler zu vertilgen. Im Brande Moskaus, der leichenwälzenden Beresina, und den Todtengefilden Leipzigs, wird die Nachwelt, wie einst die kindliche Vorzeit in ähnlichen Fällen, nicht lose Berechnungen, verunglückte Plane und militärische Mißgriffe erblikken, sondern in höherem Sinne Gottes Wort und Gericht.

(Die Fortsetzung folgt).

III.

Aus einem Briefe F. H. Jacobi's an Fr. Nicolai.

Pempelfoort, den 28. Jul. 1788.

— — — Sie behaupten, was Lavater in seiner Rechenschaft von einem Spionen-Orden und einem Plane gegen das Christenthum beibringe, gelte nicht, wie er nun versichere, die Illuminaten, sondern die Berliner; denn, sagen Sie, „es würde ja höchst lächerlich gewesen „seyn, wider ein so unwirksames Ding, wie der Illumi„naten-Orden war, ganz Teutschland feierlich aufzuru„fen und nicht einmal zu sagen, was er meine.“

Was er meine, hat Lavater, so viel ich mich erinnern kann, deutlich genug gesagt, nur nicht, wie es

heiße; und hiezu konnte er mehrere wichtige und gute Gründe haben. Wahrscheinlich sah er den Illuminatismus nur für die zufällige Larve eines Geistes an, der mehrere Gestalten, und wohl auch mehrere zugleich annehmen könne. Dieser Geist aber blieb überall derselbige, und mußte sich auch in allen seinen verschiedenen Formen und Einkleidungen auf eine sehr ähnliche Weise äußern. Lavater mag daher wohl auch an die Berliner gedacht, an Sie wohl gar vornehmlich gedacht, und nicht allein Illuminatismus und Berlinismus im Grunde für einerlei Ding, sondern diesen sogar für das **Urding** gehalten haben.

Sollten Sie im Ernste diesen Geist und sein Treiben als so unmächtig ansehen, daß es darum allein schon lächerlich wäre, seinen Unternehmungen sich zu widersezzen? Sollten Sie dieses auch nur in Ansehung des Illuminaten-Ordens, wie inconsistent er auch gewesen sey, behaupten wollen? Mir däucht, eine jede Form, die aus den herrschenden Neigungen und Meinungen einer gegenwärtigen Zeit zusammenfließt, ist leicht consistent genug, um in einem solchen Zeitraume zu wirken. Was jene Neigungen befriedigt und erhöht, was diese Meinungen entwickelt, mannichfaltiger zusammensetzt und ausbildet, wird, so lange die Periode dauert, mit Eifer durchgängig umfaßt, mit fruchtbarer Liebe gehegt, und Alles scheint zu einem Ganzen der Vollkommenheit, in immer wachsenden Harmonien, durch die Vorsteher einer solchen Bildung geleitet zu werden. Aber sehr gut ist es, wenn man dabei sich des vom Abbate Gagliani angeführten Bratenwenders erinnert, wo ein künstlicher Mann in Einem fort den Spieß zu drehen scheint, da es im Gegentheile doch der Spieß ist, welcher, durch ein sehr com-

plicirtes, verborgenes Räderwerk getrieben, selbst den Mann in Bewegung setzt.

Nur entgegen dem herrschenden Geiste einer gegenwärtigen Zeit, entgegen einem allgemeinen Schwunge, dem eine Verwickelung unzähliger Ursachen Richtung, Maß und Dauer bestimmt, läßt sich, durch Veränderungen an diesem oder jenem Theile, der schon mit im Schwunge ist, nichts Erhebliches ausrichten; und so bin ich weit entfernt, von einer andern Seite die allerhöchste Unwirksamkeit des Systems der Illuminaten zu läugnen. Denn in der That, es hatte Zwecke, die in der gegenwärtigen Verfassung keine Antriebe fanden, deren Abgang durch die Macht der Predigt zu ersetzen zwar versucht wurde, aber nothwendig mißlingen mußte. Dazu kann man die Menschen durch Unterricht und Ueberredung allmählich und mit genauer Noth wohl bringen, daß sie zu Erreichung solcher Gegenstände, für welche sie schon in Bewegung sind, die zuträglicheren Mittel anwenden, vorausgesetzt, daß diese nahe genug bei der Hand seyen; nicht aber dazu, daß sie Gegenstände ihrer wirklichen Neigung gegen ein Gewebe von Begriffen vertauschen, und sich von nun an treu und standhaft, mit einem kalten oder warmen Enthusiasmus behelfen, der seine eifrigsten Adepten selbst bei der ersten Gelegenheit im Stiche läßt. Es liegt aber in dem Geiste unserer Zeit, das Gegentheil zu glauben, und mit allen Kräften der Ueberzeugung zu widerstreben, daß *Grundsätze, die wirklich befolgt werden, immer nur Abstracte einer anderswoher schon bestimmten Thätigkeit sind, folglich nie dieser Thätigkeit das Daseyn geben und ihr Anfang seyn können.* Darum erregt eine jede Grille so leicht unsere Aufmerksamkeit; wir begreifen nicht, warum,

was sich einigermaßen denken läßt und in der Einbildung erscheinen kann, nicht auch wirklich gemacht werden und in der That erscheinen könnte; und lassen, über dem Räsonniren und Imaginiren, Natur, Geschichte und Erfahrung aus der Acht.

Ich rede nicht bloß von gemeinen Köpfen, sondern auch von den besten, und wundere mich also gar nicht darüber, daß unter diesen so viele waren, die dem Systeme der Illuminaten, so fern es wirklich die Welt verbessern sollte, ihren Beifall schenkten. Sie werden es also nicht als eine Beleidigung aufnehmen, wenn ich auch Sie, wenigstens dem Princip nach, unter diese Gläubigen setze. — — —

IV.

Die Buonapartisten in Teutschland.

O miseras hominum mentes, o pectora coeca!

Diejenigen, welche durch Buonaparte emporgekommen sind oder emporzukommen hofften, sind ihm größtentheils noch jetzt ergeben, wie in Frankreich, so in Teutschland. Dies versteht sich, und darüber oder dagegen etwas zu sagen, wäre ganz unnütz.

Betrachtenswerther ist die uneigennützige Anhänglichkeit an den Mann und seine Werke, die von jenen

Emporkömmlingen geheuchelt, und von einer Menge anderer, sogenannt Gebildeter, unter welchen viele ehemalige Republikaner sind, aufrichtig bekannt wird. Denn der gründlichste Despot, welchen die Erde je getragen, hatte von den Außenwerken der Republik so viel als Stütze oder Zierde seines Thrones beizubehalten gewußt, daß viele Freiheitsfreunde noch immer einen ihres Gleichen, so wie viele Soldaten einen Kameraden in ihm sahen; und daß seine Anhänger in Nordamerica und zum Theil auch in der Schweiz die Demokraten genannt wurden. Es soll einmal in einer neuen Ordnung eines Französischen Klosters vorgeschrieben worden seyn: „die Mönche sollen wie bisher, schwarze, das heißt: weiße Kutten tragen." Wir haben Freiheitsfreunde, das heißt: Freunde des Kaiserthums, gesehen.

Diese Leute sind meist in mittleren Jahren; am Anfange der Revolution waren sie Knaben, höchstens Jünglinge. Sie sind zumeist im Staatsdienst angestellt. Sie haben mit Bequemlichkeit studiert, mehr auf neue als auf alte Sprachen sich gelegt, mehr Compendien und Encyclopädien, als ächte Geisteswerke, und vorzüglich viel Französisches, wenigstens in der Uebersetzung, gelesen und in das achtzehnte Jahrhundert sich ganz eingesponnen. Der Philosophie und der Geschichte pflegen sie die Mathematik und die Statistik vorzuziehen.

In ihrer Jugend nahmen sie ein vielfältiges Aergerniß an allerlei Gebrechen der Staaten. Sie dünkten sich etwas Rechtes zu wissen, wenn sie über Vorrechte des Geburtsadels, unthätige Mönche, unduldsame Priester, träge Staatsbeamte, pflichtvergessene oder gelähmte Landstände, mangelhafte Polizeianstalten, schläfrigen Geschäfts-

gang, todte Formen u. s. f., unwillig wurden. Da es in Frankreich losbrach, jauchzten sie nicht sowohl über die Hoffnung des Besseren, als über den Untergang des Schlechten.

Seither bewunderten sie die Kraft, die sich fortwährend entwickelte. Um den Zweck derselben bekümmerten sie sich wenig. Der Haß gegen das Alte machte und erhielt sie blind gegen die Häßlichkeit des Neuen. Sie liebten den Gegner desjenigen, was ihnen einmal mißfallen hatte, ohne zu bedenken, ob nicht der Gegner selbst noch ärger sey. Der Staat nahm sich so viel heraus, als je vormals die Kirche; sie achteten es nicht, ja sie hielten es für recht; denn die ihnen verhaßte Kirche war doch unterdrückt. Es gab zehnmal mehr Soldaten, als vorhin Mönche: das kümmerte sie nicht; die Klöster waren doch aufgehoben. Man verkaufte die Domänen, und erhöhete die Steuern übermäßig; das Enregistrement war so drückend und viel weiter greifend, als vormals die Handlöhnigkeit; das that ihnen nichts, die Feudalität war doch gebrochen oder erschüttert. Die Schläfrigkeit des Geschäftsganges schlug um in eine fieberhaft-unruhige Thätigkeit; die Polizei gerieth in eine, manchmal ihnen selbst lächerliche Geschäftigkeit; die Formen wurden noch häufiger und steifer als die alten, und waren schon bei ihrem Entstehen so gehaltleer, als diese an ihrem Ende; die Staatsbeamten wurden mechanisch-ämsig und gegen den Unterthan anmaßender als ehehin der Adel; anstatt der Landstände, die ihre Bestimmung nicht erfüllt hatten, traten Repräsentanten, denen man nicht erlaubte, sie zu erfüllen, oder gar Niemand; das alles machte sie nicht irre. Der Geburtsadel selbst ward endlich wieder eingesetzt; auch das überwanden sie und wußten es zu deuten;

war es doch in seinem Ursprunge Verdienstadel, und hatte man ihm doch keine feudale Ausstattung gegeben. Buonaparte errichtete auch Lehen; ganz recht, doch es sind Lehen neuer Art. Alles neufränkische geht und gefällt; macht es doch dem altfränkischen ein Ende [1]).

Und dann: wie hat der große Mann, der Mann des Schicksals, die ihm verliehene Macht benutzt, um den liberalen Ideen einen Sieg zu verschaffen, welchen die Autoren des achtzehnten Jahrhunderts mehr gefordert, als gehofft hatten? Die Schmach der Menschheit, Leibeigenschaft, Frohndienste, Vorrechte herrschender Religionen, Mißhandlung der Juden, Inquisition, hat er, wohin immer der Sieg ihn führte, ausgerottet. Daß er den Sclavenhandel wieder herstellte, Tausende von Schwarzen auf den Inseln, weil sie in die Sclaverei nicht zurücktreten wollten, martervoll umbringen ließ, seiner Polizei Gestalt und Macht der Inquisition gab, ganze Völker als ihm leibeigen behandelte, allen Religionen ihre Rechte nahm oder schmälerte, sein politisches Credo mit so großer Strenge und Verfolgungssucht, als je ein Schwärmer sein religiöses, handhabte, eine Bücher-Censur und Sperre, wie zuvor nirgends eine bestand, einführte, und durch seine Kriege so viel Menschen als Tamerlan durch die seinigen, dem Tode überlieferte — das schmälert bei seinen Anhängern nur wenig seinen Ruhm als Held der Menschheit; und wurden sie etwa einmal über seine morgenländische Pracht unwillig, so versöhnte sie wieder das

1) Ganz kürzlich spottete ein solcher über Leute, die den Vitriarius illustratus jetzt hervorsuchen, der doch ungleich weniger verwirrt, und besonders viel unschuldiger ist, als das noch dickleibigere bulletin des lois.

erhabene Wort: der Thron ist nur ein Stück Holz, mit Sammet bedeckt.

Von seinen Grundsätzen sind sie durchdrungen, und es wird ihnen nicht schwer, sie aus dem Contrat social, den er ja auch gelesen hat, zu erklären. Einheit, Untheilbarkeit, Unveräußerlichkeit der Souveränetät hat Rousseau gefordert, Buonaparte geschaffen. Der Mittelpunct ist ihnen alles; und der muß recht hervortreten, besonders aber muß alles von ihm ausgehen, nicht etwa in ihm zusammenlaufen. Alles muß für das Volk, gar nichts von dem Volke selbst geschehen; der Regent regiert ja nicht mit seinem Willen, sondern mit dem Gesammtwillen; Er repräsentirt sein Volk; wie ist denn neben ihm noch ein Repräsentant denkbar? Niemand hat eine Befugniß über Andere, außer von ihm, durch ihn übertragen. Niemand soll ein Gewerbe treiben, außer von ihm dazu ermächtigt; er mag dafür Concessionsgelder erheben; das ist doch etwas ganz anderes, als was sonst an den Zunftmeister bezahlt wurde. Jede Selbständigkeit irgend eines Gliedes in der Staatseinrichtung ist widersinnig; sie widerstrebt der Einheit und Untheilbarkeit.

Worauf diese Leute ausgehen, das ist scheinbar die unbeschränkte Monarchie, in der That aber ein oligarchischer Despotismus wie in China. Die Menschen werden eingetheilt in Mandarinen und Nicht-Mandarinen. Die ersteren, vom Staatsminister an bis zum Abschreiber hinab, sind die wahren Inhaber und Erklärer des Gesammtwillens, weil es unmöglich ist, daß es der Kaiser, und wäre es ein Buonaparte, selbst sey; nur bleibt diesem das Vergnügen, manchmal mit seiner Laune durchzufah-

ren. Da aber die Europäer auch jetzt noch etwas weniger geduldig sind als die Chinesen, so scheint diese Regierungsform bei uns nicht anwendbar, und die Versuche, sie einzuführen, auch für ihre Liebhaber gefährlich.

Diese Leute erkennt man übrigens leicht an ihrem Hange zu kleinlichem Tadel; an ihrem Hasse gegen die Englische Verfassung, die ihnen ganz albern und rechtswidrig erscheint, weil z. B. ein alter Marktflecken Deputirte zum Parlamente wählen darf, manche neue Stadt aber nicht; und an ihrer eigenthümlichen Sprache, woraus man sich besonders folgende Lieblingsworte merke: Geist der Zeit, Fortschreiten mit dem Zeitgeiste, Cultur, liberale Ideen, Civilisation, Organisiren, Toleranz, Humanität; veraltet, Altfränkisch, Feudalität, Bigotismus, Anarchie, Finsterniß des Mittelalters.

Es sind unter ihnen übrigens auch gutmüthige Menschen, die es mit dem allem nicht so böse meinen als die Andern.

H.

V.

Ueber stehende Heere und Volksbewaffnung.

Mit Rücksicht auf die neue Preußische Wehrordnung.

(Hierzu die Beilage A.)

Schon im ersten Stücke der Nemesis haben wir — bei Erwähnung der Verkündung des Landsturms in Frankfurt — unsere große Freude bezeugt

über die allgemeine Volksbewaffnung in unserm Vaterlande, die damals verheißen ward, und die, wie man ausdrücklich sagte, in wenigen Wochen sich von den schneebedeckten Alpen bis zu den Niederungen Teutschlands an der Nordsee erstrecken würde: hierzu hätten sich die Teutschen Fürsten feierlichst verpflichtet, als sie dem großen Bunde wider Frankreich beigetreten wären. Wir versprachen damals in einem der nächsten Stücke der Nemesis einige Betrachtungen über diese große Maßregel mitzutheilen, die, wie wir überzeugt sind, allein eine neue Zeit begründen muß, wenn sie Leben und Dauer erhält. Dieses Versprechen haben wir noch nicht gelöset. Das Teutsche Volk zeigte überall eine so schöne Bereitwilligkeit, die Waffen zu ergreifen und sich in den Waffen zu üben; es war, wenn es auch den hohen Sinn der allgemeinen Bewaffnung nicht fassen mochte, überall von der Nothwendigkeit so innig durchdrungen; das große Beispiel, welches besonders die Preußen gaben, wirkte so tief auf die Gemüther; endlich wurde von so manchem wackern Manne kräftig zum Volke geredet und der Geist überall mit der Gewalt des Wortes so stark geweckt oder geschärft, daß es nicht nöthig schien, auch noch unsern Beitrag zu geben für des Volks Gewinnung, Reizung, Aufklärung. Dagegen glaubten wir bei manchen Regierungen, ungeachtet sie eben so beredt als gründlich zu Entschluß und Thätigkeit für die große Angelegenheit aufgefordert wurden, viele Abneigung und Lauheit, Zögerung und Entgegenstrebung, Bedenklichkeit und Klügelei zu bemerken; das, was geschah, schien hin und wieder, unter so argen Windungen und Zuckungen zu geschehen, daß wir anfingen zu besorgen, der herrliche Gedanke würde schwerlich überall zur Ausführung kommen, er würde wenigstens in der Ausführung verkrüppeln und das Leben

weder heben noch bessern. Und wie hätten wir hoffen können, bei Denen, welche durch die ungeheuern Ereignisse nicht belehrt waren, und von der starken Stimme des Volks nicht durchdrungen wurden, irgend etwas mit unserer Rede zu vermögen?

Indeß scheint die Sache anders laufen zu wollen. Es giebt freilich noch Staaten in Teutschland — (Teutsche Staaten verdienen sie nicht genannt zu werden!) — die, obgleich sie sich etwas Rechtes dünken, ihre verneinende Art auch darin bewähren, daß sie sich auf eine allgemeine Volksbewaffnung nicht einlassen; andere mögen noch immer nur mit geheimem Widerwillen für diese Volksbewaffnung thun, was sie zu unterlassen nicht wagen. In Preußen aber ist ein Gesetz über die Verpflichtung zum Kriegsdienst [1]) erschienen, welches von der großen Ansicht ausgeht, daß die Freiheit nur durch dieselben Mittel zu behaupten sey, durch welche man sie gewonnen habe, und welches dafür zu bürgen scheint, daß auch im übrigen Teutschland nach

1) M. s. d. Beilage A. Der Verfasser dieser Bemerkungen würde dieses Gesetz lieber, wie in der Ueberschrift geschehen ist, Wehrordnung genannt haben. Er will nichts davon sagen, daß das Wort Dienst vielleicht einen falschen Begriff geben könnte, auch davon nichts, daß das Wort Kriegsdienst vielleicht nicht passend ist, wenn man sich an Staatsdienst, Herrendienst, Frauendienst u. s. w. erinnert: aber es will ihm nicht schicklich scheinen, daß man überhaupt eine Anordnung auf den Krieg bezieht, in welcher man doch selbst „die sicherste Bürgschaft auf einen dauernden Frieden" erblickt. In dem Worte Wehrordnung scheint hingegen die ganze Kraft und Würde zu liegen, die man bezweckt und zu welcher man strebt.

wiedergekehrter Ruhe nicht untergehen werde, was Noth und Drang erzeugt haben. Zu gleicher Zeit erheben sich überall Stimmen gegen die stehenden Heere, und selbst gegen das neue Preußische Gesetz ist schon angemerkt, und gewiß von Günstigen angemerkt worden, daß man in denselben eine gewisse Vorliebe für das Stehende gewahre. Alles dieses macht uns geneigt, in einem Augenblick, in welchem die Formen noch jung und biegsam, oder in welchem sie noch gar nicht bestimmt ausgebildet sind, einige Betrachtungen über stehende Heere und Volksbewaffnung mitzutheilen. Wir wollen aber die Sache keineswegs, auch nur soweit, als wir vielleicht vermöchten, erschöpfen: es scheint uns vielmehr gut, daß sich eine so große Erscheinung zunächst im Halbdunkel, unter kräftigem Treiben und unmächtiger Hemmniß, emporarbeite und gestalte. Wir wollen nur Etwas beitragen zur richtigeren Würdigung der großen Erscheinung im Allgemeinen und des Preußischen Gesetzes im Besondern, und denken von Zeit zu Zeit auf diesen Gegenstand zurückzukommen, so wie derselbe mehr Gestalt und Schönheit gewinnet und auf die Zeit zurück wirkt, aus welcher er hervorgegangen ist.

Bei den Bruchstücken aber, die wir hier geben und die wir nach und nach zu ergänzen hoffen, gehen wir, um ihnen wenigstens einigen Halt zu geben, von zwei Voraussetzungen aus, die wir auch schon in diesen Blättern gerechtfertigt zu haben glauben.

Erste Voraussetzung. Jeder Staat muß sich auf alle Weise vor Unterjochung durch fremde Staaten zu sichern suchen; er ist aber in beständiger Gefahr, bald mehr bald minder, und nur mit der Gewalt der Waffen, kann er,

drohend oder schlagend, diese Gefahr bestehen; oder jeder Staat kann seiner Selbständigkeit vor andern Staaten nur in so fern gewiß seyn, als er sie auf die Stärke der Waffen zu gründen vermag.

Zweite Voraussetzung. Kein Staat muß sich vor fremder Unterjochung bloß der Erhaltung wegen, lediglich in der Absicht, da zu seyn, sichern wollen, sondern er muß diese Erhaltung und Sicherheit wollen, damit sich die gesammten Kräfte seiner Bürger frei und in ihrer Eigenthümlichkeit entwickeln sollen; oder die Selbständigkeit muß von ihm wegen der Freiheit seiner Bürger erstrebt werden, durch welche sie nur Werth erhält.

Sollte irgend Jemand Bedenken tragen, die erste dieser Voraussetzungen in ihrer Allgemeinheit zuzugeben, und der Meinung seyn, es ließe sich wohl eine solche Ordnung der menschlichen Verhältnisse denken, in welcher kein Staat gegen den andern der Waffen bedürfe: so wollen wir hier gegen einen Solchen keineswegs streiten: das aber wird gewiß Keiner bezweifeln, daß in der wirklichen Welt die Sicherheit der Staaten sich nach dem Maße ihrer Waffenkraft richtet. Die zweite Voraussetzung hingegen: daß die Selbständigkeit nur Werth habe um der Freiheit willen, die sie gewährt, dürfte keinen Gegner finden.

Sind aber beide Voraussetzungen richtig: so ergiebt sich von selbst, worauf es ankommt, wenn eine bleibende Maßregel zur Sicherung der Selbständigkeit von einem Staat ergriffen werden soll. Einmal muß gesehen werden auf die Größe der Gefahr, die den Staat bedroht, aber zugleich muß zweitens gesehen werden auf den in-

neren Zustand des Staats selbst; und die Maßregel wird die beste seyn, welche die größte Stärke gegen die Gefahr gewährt, und doch die freie Entwickelung der Kräfte in der Gesammtheit der Staatsbürger keineswegs hindert, sondern vielmehr fördert. Oder mit andern Worten: die beste Maßregel, welche ein Staat zur Erhaltung seiner Selbständigkeit ergreifen kann, besteht in der Ausgleichung der Forderung, welche aus der Lage des Staats, der seiner Fortdauer gewiß seyn will im Verhältnisse zu andern Staaten, hervorgeht, mit den Ansprüchen, welche der einzelne Mensch im Staat auf die freie und ungestörte Ausbildung seiner Menschheit macht.

Die größte Stärke, die ein Staat gegen andere Staaten beweisen kann, hat man unstreitig gedacht, wenn man alle menschlichen Kräfte in demselben gänzlich gegen diese andern Staaten gerichtet, und, mit Benutzung der Naturkräfte, zu Einer wahrhaftigen Gesammtkraft geworden denkt. Ist die Gefahr so groß, daß sie selbst von dieser Gesammtkraft nicht bewältigt werden kann: so muß der Staat nothwendig zu Grunde gehen. Kann hingegen diese Gesammtkraft zwar wohl die Gefahr abwenden, aber nur alsdann, wann sie sich fortdauernd und beständig gegen sie kehrt: so muß der Staat gleichfalls zu Grunde gehen; an seiner Erhaltung wäre alsdann auch deßwegen nichts gelegen, weil das Mittel den Zweck verschlänge: das Leben würde um seinen Sinn gebracht, und der Anspruch, den der einzelne Mensch auf freie Ausbildung seiner Menschheit unaufhörlich machen muß, bliebe gänzlich unerfüllt. Ein Staat kann wohl alle menschlichen Kräfte zu Einem Gewaltstoße vereinigen, um eine große Gefahr auf einmal niederzuschmettern, aber er kann keineswegs alle menschlichen Kräfte zu einer beständigen Ab-

mehr fortdauernder Gefahr vereinigen wollen. Ein Theil dieser Kräfte muß hinreichen, das Ganze vor Unterjochung zu sichern, während ein anderer Theil sich frei in andern Kreisen des Lebens bewegt, oder das Leben zerstört sich selbst und der Staat ist der Erhaltung nicht werth. —

Die Wehrordnung eines Staats muß sich nothwendig nach der Kriegsverfassung der andern Staaten richten, von welchen er umgeben ist. Wenn diese Nachbarstaaten z. B. stehende Heere haben, d. h. wenn in diesen Nachbarstaaten ein Haufe von Menschen, in der Kunst der Waffen wohl geübt, allzeit bereit steht zu Angriffe und Schlacht, so wird es unserm Staate keineswegs genügen, daß er seine sämmtlichen Bürger von Zeit zu Zeit in den Waffen übt, und dabei den übrigen Geschäften des Lebens nachgehen läßt. Wohl mag es wahr seyn, daß er durch das bewaffnete Volk den stehenden Heeren der Nachbaren weit überlegen sey: aber das Volk ist zerstreuet und wegen der Geschäfte, die es treibt, keineswegs schnell zu vereinigen. Ehe dasselbe seine Kraft geltend machen kann, mögen die stehenden Heere der Nachbaren tief in unsern Staat eindringen und bewältigen und zerstören, niederwerfen und beknechten. Wollen wir der Sicherheit gewiß seyn, mit Vertrauen der Freiheit genießen und uns vor Schaden und Unglück bewahren: so müssen wir entweder mit unserer gesammten Volkskraft die Nachbarstaaten zur Auflösung ihrer stehenden Heere, die uns unaufhörlich Gefahr drohen, zwingen, oder wir müssen uns entschließen, gleichfalls ein stehendes Heer zu unterhalten, das wenigstens stark genug ist, uns gegen einen Ueberfall zu schützen, und die Feinde so lange aufzuhalten, bis die Kraft des Volks vereinigt werden kann. Das Erste mag das Beste seyn;

sind wir aber dazu nicht im Stande, oder mögen wir uns dazu nicht entschließen, so bleibt nur das Zweite übrig.

In einem stehenden Heere, d. h. unter einem Haufen von Menschen, welche das ganze Leben daran setzen, die Behandlung der Waffen zu lernen, und sich der widerstehenden und zerstörenden Kräfte der Natur, in jeder Rücksicht zu bemächtigen, wird die Kriegskunst vollendeter werden können, als unter Menschen, welche anderen Beschäftigungen des Lebens nachgehen, und die Waffen nur als eine Nebensache ansehen, als eine Sache, die mit ihrem besondern Leben nur in einem fernen Zusammenhange steht. Nun ist aber nothwendig für jeden Staat nicht in der Kriegskunst zurück zu bleiben, weil er schon dadurch die Ueberlegenen reizen würde, an ihm ihre Geschicklichkeit zu bewähren; und wenn auch das Herz den Kopf ersetzen mag, so ist dieses doch nur mit Aufopferungen möglich, die man zu ersparen suchen soll. Das Rechte und Tüchtige geschieht nur von Staaten, wie von einzelnen Menschen, wenn Geist und Herz zusammen wirken. Wenn daher ein Nachbarstaat in einem stehenden Heer die Kriegskunst ausbildet und sich dadurch über uns erhebt: werden wir nicht genöthigt seyn ihm nachzustreben? und werden wir ihn zu erreichen oder ihn zu übertreffen hoffen dürfen, ohne ein stehendes Heer?

Der große Widerwille, der sich fast überall gegen die stehenden Heere zeigt, und dem sich höchstens alte Soldaten entgegensetzen, die ihre Schaam zu verbergen suchen, und die sich eigentlich um ihr Leben gebracht sehen würden, wenn dieselben aufhörten — dieser große Widerwille ist erklärlich und verzeihlich genug aus den Ereignissen der Zeit; aber eben deßwegen dürfte er auch mehr gegen

eine geschichtliche Erscheinung gerichtet seyn, als gegen das Wesen der Sache. Die stehenden Heere, wie sie sich in den letzten Zeiten dargestellt haben, sind ein wahrer Gräuel der Menschheit gewesen. Durch ihre ungeheuere Masse schon lagen sie schwer über den Völkern, und hemmten die Kräfte und lähmten den Geist, und verderbten die Sitten und verbreiteten Unglück und Verderben; noch mehr thaten sie dieses durch die Art, wie sie zusammengesetzt waren, durch den Sinn, der in ihnen lebte, und durch den Gegensatz, den sie gegen die Völker bilden mußten, um sich den Platz zu erzwingen und zu ertrotzen, den ihnen Achtung und Ehre nicht erwerben konnte. Es scheint, man verwechselt diese, theils gezwungenen, theils gedungenen, immer schlechtbezahlten, trotzigen und feigen Schaaren, ohne Vaterland, mit einem stehenden Heere überhaupt, in welchem man nichts zu erblicken vermag, als verwegene Diener der Willkühr und der Gewalt. Eben deßwegen ist begreiflich, wie man durch eine allgemeine Volksbewaffnung der stehenden Heere gänzlich entbehren zu können glauben mag; denn die Staaten des Alterthums und des Mittelalters hatten ja keine stehenden Heere, in sofern sie nicht etwa Eroberungen zu sichern suchten, die wir gar nicht machen wollen; und die neuesten Ereignisse haben bewiesen, daß das Rechte nur geschützt oder wieder gewonnen wird, wenn die Völker für dasselbe aufstehen. In der That wird auch niemals ein Staat ohne Volksbewaffnung diejenige Sicherheit, die er verlangt, erhalten, und das ganze Leben das Gedeihen bewähren können, dessen es sich erfreuen muß. Aber die Wahrheit liegt in der Mitte. Ein Staat, der seine Sicherheit bloß einem stehenden Heer anvertrauet, hat sich selbst aufgegeben; ein Staat hingegen, der sich bloß auf Volksbewaffnung verläßt, setzt sich großer Gefahr

aus, mißhandelt zu werden; ein Staat aber, der ein stehendes Heer in seinem bewaffneten Volke, und ungetrennt von seinem bewaffneten Volke hält, scheint die größte Sicherheit erreichen zu können, die möglich ist: das stehende Heer mag der Kriegskunst allein leben und vor jedem Ueberfalle schützen, das bewaffnete Volk aber mag den Kampf endigen mit Ehre und Freiheit. Ein stehendes Heer ohne Volksbewaffnung gleicht einem See, dessen schöner Spiegel allgemeine Bewunderung findet, der aber voll von Moder ist und darum nicht in Bewegung gesetzt werden kann, ohne Ekel und Abscheu zu erregen. Ein bewaffnetes Volk ohne ein stehendes Heer gleicht einem köstlichen Quell, der mit unerschöpflicher Kraft sein helles Wasser emportreibt, der aber den unermeßlichen Sand, der ihn umgiebt, nicht zu bewältigen vermag, und sich deßwegen unbemerkt und wirkungslos, gleichsam in sich selbst, verliert. Ein stehendes Heer aber und Volksbewaffnung, dergestalt verbunden, daß sie in Einem Geiste und Einem Sinne wirken und streben, sind einem tiefen Strom zu vergleichen, der schön und allgewaltig, und mit stets gleicher Stärke, durch die Länder dahin zieht zum allverbindenden Meere. —

Die Staaten des Alterthums und des Mittelalters konnten, so lange sie nicht Eroberungen schützen wollten, der stehenden Heere, neben der Volksbewaffnung, oder vielmehr in der Volksbewaffnung, gar wohl entbehren; aber daraus folgt nichts für uns. Die Verhältnisse jener Staaten waren von den Verhältnissen unserer Staaten ganz verschieden. Zuerst gab es weder im Alterthume noch im Mittelalter Staaten, welche alle Menschen, die auf ihren Gebieten lebten, umfaßt, oder als freie Bürger betrachtet hätten. Der größte Theil der Menschen war un-

frei und hatte mit dem Staate nichts zu thun, oder hieng doch nur durch seine Herren mit demselben zusammen. Auf diese Unfreien wurden die Lasten des Lebens gewälzt, und die Freien behielten vollkommen Zeit, besonders bei den viel einfacheren Verhältnissen, sich auch der Kunst der Waffen zu bemeistern. Die Freien bildeten daher gewissermaßen ein stehendes Heer, d. h. sie waren zu jeder Zeit zum Kriege bereit und gerüstet. (In den despotischen Staaten des Morgenlandes gab es Krieger-Casten, in welchen das Recht und die Pflicht der Waffen erblich war: Diese Casten mochten über sich einen Despoten haben, dessen Knechte sie waren, gegen die andern Classen der Gesellschaft aber waren sie die eigentlich Freien.) Den Unfreien gab man nur im Fall der höchsten Noth die Waffen in die Hand; ja selbst den armen Freien, dem besitzlosen Pöbel mochte man sie nicht anvertrauen; denn man hielt dafür, daß nur Derjenige sie, ohne Mißbrauch, würdig gegen Fremde führen würde, dem an der Erhaltung des Staats etwas gelegen seyn könnte. — Unter uns ist das nicht also. Der Staat nimmt alle Menschen in Anspruch. Freie Menschen müssen die Lasten des Lebens tragen. Der Begriff des Volks ist viel weiter; und die Volksbewaffnung ist etwas ganz Anderes, als was sie in früheren Zeiten war. Unser Volk, alle Männer, die auf dem Gebiet unsers Staats leben, umschließend, kann nicht die Stelle des stehenden Heers vertreten. — Zweitens standen die Staaten des Alterthums und des Mittelalters nicht in so enger Verbindung, und waren nicht so abhängig von einander als gegenwärtig die Staaten Europa's; durch ihre Lage, oder durch den Stand ihrer Bildung waren sie von einander sehr getrennt, während alle Staaten Europa's gegenwärtig Eine große Gesammtheit ausmachen. Wenn daher im

Alterthume auch dieser Staat ein stehendes Heer errichtete (etwa, weil er eine Eroberung gemacht hatte) so durften die Nachbarstaaten keineswegs folgen, wie gegenwärtig nothwendig ist. Drittens endlich wurden die öffentlichen Geschäfte in den Staaten früherer Zeit auch öffentlich betrieben, und deßwegen war an einen Ueberfall, wie bei unserer geheimnißvollen Kabinetspolitik leicht möglich ist, keineswegs zu denken, des Einflusses nicht einmal zu erwähnen, den im Mittelalter der Papst hatte. —

Staaten, die durch Eroberungen entstanden waren — wie die, welche aus des großen Alexanders Herrschaft hervorgiengen — sind auch im Alterthume durch gemiethete Heere geschützt worden. Denn solche Herrschaften ruheten auf Gewalt, und waren nur durch dieselben Mittel zu erhalten, durch welche sie erworben waren. Den unterworfenen Völkern konnte man nicht trauen; man mußte vielmehr wünschen, daß sie allen Sinn für Freiheit und Ehre, daß sie jeden Gedanken an die verlorne Selbständigkeit verlieren möchten, damit ihnen das Gehorchen desto erträglicher würde. Daß aber einheimische Fürsten, die aus ihrem Volk hervorgegangen waren, gegen dieses Volk, oder wenigstens unabhängig von diesem Volke stehende Heere hielten, die nur ihnen anhingen, und die nichts band als der Eid, den sie ihnen geleistet hatten, und der Stock, mit welchem der Gehorsam erzwungen ward: diese eigenthümliche und — erhabene Erscheinung ist erst in den letzten Jahrhunderten vorgekommen. Es würde indeß ganz verkehrt seyn, wenn man die Fürsten beschuldigen wollte, sie hätten die Völker wehrlos gemacht, und die Waffen, bei welchen nur die Freiheit seyn kann, Miethlingen übergeben, um Willkühr und Gewalt zu üben. Vielmehr ist gewiß, daß diese Erscheinung aus dem Zusammenhange der

Verhältnisse hervorgegangen, und daß die Fürsten sie nicht mehr verstanden haben als die Völker. Der Untergang eines alten Lebens und die Nothwendigkeit eines neuen, mußten so etwas erzeugen. Der Verfall des Lehenwesens, das Aufkommen des Geschützes und manches Andere hingen mit dieser Veränderung genau zusammen. Aber die Wirkung war in jedem Falle, daß die Völker den Sinn für Freiheit und Vaterland verloren, daß die Kräfte schmachvoll gebrochen wurden, daß sie dastanden, wie entartete, abgelebte, beknechtete, entsittlichte und verfaulte Nationen, und daß sie einheimischer Despotie eben so träg und unwürdig ausgesetzt waren, als fremder Gewaltthätigkeit. Das ist ein großes Gut, welches aus der Französischen Revolution hervorgegangen ist, daß die Völker wieder erweckt sind, und daß diese elenden Soldatenspiele aufgehört haben, durch welche das Leben lange entweiht und geschändet ist! Die Bewaffnung der Völker wird den Geist hegen und die Seele stärken auf eine Weise, die Derjenige nicht begreifen kann, der noch aus der alten Zeit ist; in sittlicher Rücksicht muß ein ganz anderes Geschlecht erstehen, und das Leben muß sich veredeln und verschönern. Darüber aber ist schon so viel gesagt worden, daß wir nichts hinzufügen mögen.

Aber wenn die Nothwendigkeit eines stehenden Heers in und mit der Volksbewaffnung in den Verhältnissen unserer Staaten in sich selbst und zu einander erkannt worden ist: so entsteht nun zuerst die Frage: wie soll das stestehende Heer gebildet werden? dann aber: wer soll im Volke die Waffen tragen, und wie soll das bewaffnete Volk zu diesem Heere stehen?

Die erste dieser Fragen jedoch scheint nicht schwer zu beantworten. Das Heer muß aus den Bürgern des Staats

gebildet werden, und zwar aus solchen Bürgern, die sich freiwillig dazu stellen, weil sie sich innerlich für die Waffen berufen fühlen. Wir sind ja alle freie Menschen in unsern Staaten (die Staaten, in welchen noch Sclaverei herrscht, beachten wir nicht.) Aber von freien Menschen kann der Einzelne nur zu dem gezwungen werden, wozu sich Alle verpflichtet haben, und was deswegen von Allen geleistet wird. Würde ein Zwang gegen Diesen geübt, der Jenen nicht träfe: so würde die Gewaltthätigkeit an die Stelle des Rechts gesetzt, und nicht die Freiheit herrschte, sondern die Knechtschaft. Es kann nichts Gräuelhafteres erdacht werden, als wenn man aus der Gesammtheit gleicher Bürger diesen herausgreifen und, auch nur auf eine kurze Zeit, zu irgend einer Lebensart zwingen wollte, während man seinem Nachbaren seinen freien Willen läßt.

Bei dieser Weise, das stehende Heer zu bilden, kann es dem allerdings geschehen, daß dasselbe nicht groß genug werde; aber es kann nur alsdann geschehen, wenn die Nachbarstaaten so große stehende Heere halten, als mit dem Höchsten, das wir wollen, mit unserer Freiheit unvereinbar ist. Also werden wir die ganze Kraft unsers Volks aufbieten müssen, um sie zu einem Verhältnisse zurück zu bringen, bei welchem uns ein menschlichfreies Leben möglich ist.

Was hingegen die zweite Frage betrifft: so ist es durchaus in der Natur der Dinge begründet, daß jeder Staatsbürger, d. h. jeder freie Mann sich zur Wehre setzen muß, wenn die Selbständigkeit des Staats bedroht wird. Denn der Staat ist ja in den Bürgern; wird nun der Staat unterjocht, so werden eben die Bürger dessel-

ben Knechte; und darum kann Keiner, der nur irgend etwas werth ist, und nur einigen Sinn hat für die heiligsten Güter des Lebens, für Freiheit und Ehre, sich dieser Pflicht entziehen wollen. Aber auch nur von Dem ist die Vertheidigung des Staats zu fordern, weil sie nur von ihm zu erwarten ist, der in der Selbständigkeit desselben etwas Eigenes rettet; der wirklich die Freiheit theilt und die Ehre. Die Freiheit jedoch ohne Besitz ist ein elendes Gut: wenn der Arme auch keines Menschen Knecht ist, so ist er doch der Diener eines Jeden, der ihn brauchen will, und dadurch vielleicht nur um so unglücklicher; und die Ehre ohne Freiheit ist ein Wort ohne Sinn. Derjenige aber, der die Selbständigkeit des Staats vertheidigen soll, der muß nicht nur die Waffen führen, sondern er muß sie auch zu gebrauchen verstehen und zu gebrauchen Lust haben. Da aber der Staatsbürger, der nicht zum stehenden Heere gehört, die Waffen nur gebrauchen soll, wenn wirklich die Gefahr dringend wird, und das stehende Heer dieselbe nicht mehr abzuwenden vermag, also nur im Fall eines wirklichen Kriegs; da ein solcher Bürger vielmehr, wenn eine solche Gefahr nicht vorhanden ist, irgend ein anderes Geschäft, welches das Leben fordert, und zu welchem die eigenthümliche Kraft seines Geistes ihn drängt, betreiben soll und will; so möchte die Hauptsache seyn, daß durch die Erziehung aller Bürger alle Kräfte derselben soviel als möglich ausgebildet, das Gefühl für Freiheit und Ehre auf jegliche Art geweckt und geschärft, und hierdurch der Sinn für Wehr und Waffe lebendig erhalten werde; und daß alsdann der heranwachsende Jüngling, im Spiel und im Ernste, soweit in den Waffen geübt werde, daß ihm ihr Gebrauch im Fall der Noth leicht werden müsse.

Aber zwischen diesen Bürgern und dem stehenden Heer ist jede Reibung, welche nicht die Geister wetzt und die Seelen schärft, zu verhüten; und am besten würde sie verhütet werden, wenn der Bürger im stehenden Heere und der Bürger außer dem stehenden Heere sich beide nur — als Bürger Eines Staats betrachteten, zu gleichem Zweck verbunden, gleicher Freiheit froh, gleicher Ehre theilhaft, von gleichem Glück und gleichem Unglück erfaßt; wenn sie sich als Brüder ansähen, die, Eins und Dasselbe wollend, nur darum Verschiedenes betreiben, weil das Eine mancherlei Beschäftigungen fordert. Der Name Soldat muß ein Bürgername seyn, wie der Name Kaufmann und Schreiner oder Tischler; der Officier sollte nirgends gelten, als gegen die Soldaten, im übrigen sollten Alter und Bildung entscheiden.

Für diese Vermischung der Soldaten mit den übrigen Bürgern aber würde es sehr viel austragen, wenn jene sich nicht durch eine besondere Kleidung auszeichneten, sondern wenn eine Nationaltracht Alle gleich machte, wenn das Schwerdt das Zeichen wie die Zierde jedes freien Bürgers wäre. —

Blicken wir nun, mit dem Sinne dieser Bemerkungen, auf die neue Königlich-Preußische Wehrordnung: so tritt uns zuerst das große Bekenntniß entgegen: „daß die glückliche Befreiung des Vaterlandes durch die Anstrengung Aller, ohne Ausnahme und Unterschied, errungen sey:“ und in diesem Bekenntnisse liegt ja wohl die öffentliche Zusicherung, daß auch Alle, ohne Ausnahme und Unterschied, des errungenen Glücks froh werden sollen. Hierauf wird als Grundsatz aufgestellt, „daß ein jeder Eingeborne, sobald er das zwan-

zigste Jahr vollendet habe, zur Vertheidigung des Vaterlandes verpflichtet sey!" Schön! denn dieses Vaterland soll doch sein, d. h. eines jeden Verpflichteten Vaterland seyn! er soll in demselben etwas Eigenes zu vertheidigen haben; er soll wirklich Staatsbürger seyn, welches ohne Freiheit und Besitz nicht möglich ist. Alsdann wird vortrefflich, „damit die Fortschritte der Wissenschaften und Gewerbe nicht gestört werden," die ganze waffenfähige Mannschaft in zwei Theile getheilt, in stehendes Heer und Landwehr und diese letzten in drei Aufgeboten: denn die Unterscheidung des Landsturms von der Landwehr ist wohl unwesentlich und der Landsturm ist nichts anders als die dritte Abtheilung oder das dritte Aufgebot der Landwehr [2]). Vortrefflich ist ferner die Bestimmung, daß das stehende Heer immer bereit seyn solle in's Feld zu rücken und daß es alles Wissenschaftliche umfassen solle, welches sich auf die Kriegskunst bezieht, so wie es sich von selbst versteht, daß gerade hierdurch das stehende Heer die Hauptbildungsschule der Nation für den Krieg sey. Endlich ist Alles mit eben so viel Schonung und Milde, als Verstand und Umsicht abgefaßt, was über das Verhältniß der verschiedenen Abtheilungen zu einander, über die Dienstzeit und über die Uebungen in den Waffen vorgeschrieben ist. Manches bliebe wohl noch zu fragen übrig, z. B. über die Officiere der Landwehr, über

2) Wir müssen bekennen, daß uns die Benennung: Landsturm, nicht recht gefällt als Bezeichnung einer dauernden, für Frieden und Krieg gleichgeltenden Anstalt. Sturm ist die empörte Natur, nicht die ruhige; wir stürmen, wenn es brennt. Der Aufbruch aller waffenfähigen Mannschaft in der Zeit hoher Noth — das ist der Landsturm. Die Landwehr wird Landsturm, wenn auch die letzte Abtheilung aufstehen muß zur Rettung des Vaterlandes.

den Gehorsam, über die Bekleidung u. s. w.; allein, wie wichtig auch dieses Alles in Rücksicht auf das stehende Heer seyn mag, so scheint es theils nicht das Wesentliche zu betreffen, theils möchte es aus früheren Verordnungen zu erkennen seyn.

Aber Ein Punkt scheint wohl eine nähere Bestimmung zu verdienen und der Aufmerksamkeit besonders werth zu seyn. Es ist nämlich gesagt (3.): „die Stärke des stehenden Heers und der Landwehr werde nach den jedesmaligen Staatsverhältnissen bestimmt.“ Das hat wohl einen guten Sinn, aber so wie es dasteht, dürfte es vieldeutig seyn. Die Stärke der Landwehr wird, wie uns vorkommt, durchaus nur von der Stärke des stehenden Heers, nach dem Verhältnisse der Volksmenge, abhängen: denn zur Landwehr (mit dem Landsturm) sind alle waffenfähige Männer (ohne Ausnahme) verpflichtet, vom zwanzigsten bis zum funfzigsten Jahre, die nicht etwa im stehenden Heere sind. Also wird es lediglich auf die Stärke des stehenden Heers ankommen. Diese Stärke aber scheint man von oben herab, ohne Rücksicht auf Wollen und Absicht der einzelnen jungen Bürger, nach dem jedesmaligen Stand der Sterne am politischen Himmel bestimmen zu wollen; wenigstens muß man dieses aus dem vorliegenden Gesetze schließen, und zwar aus Aeußerungen, die auch noch sonst höchstbedeutend sind.

Das stehende Heer nämlich soll (5) aus zwei sehr verschiedenen Massen bestehen: aus Freiwilligen und „aus einem Theil der jungen Mannschaft der Nation vom zwanzigsten bis zum fünf und zwanzigsten Jahre.“ Da also dieser Theil des stehenden Heers nicht durch freien Ent-

schluß zu demselben kommt, so fragt sich: auf welche Weise will man zu demselben gelangen?

Fast sollte man glauben, es gebe nur einen doppelten Zwang. Entweder muß das Loos entscheiden, wer von der gesammten jungen Mannschaft dieses Alters (vom zwanzigsten bis zum fünf und zwanzigsten Jahr) zu dem stehenden Heere gehen soll bis die willkührlich gesetzte Zahl voll ist; oder man greift willkührlich aus der Gesammtheit der jungen Mannschaft Diejenigen heraus, die sich etwa durch Wuchs, Stärke oder Schönheit auszeichnen, bis die Menge voll ist, die man wiederum willkührlich, nach Berechnung der Verhältnisse, gesetzt hat.

Welche von diesen beiden Arten die gerechtere ist, möchte schwer zu entscheiden seyn: sie sind beide ungerecht, weil ein Zwang, der nur einen Theil der Bürger trifft, unmöglich gerecht seyn kann. Aber weniger auffallend, weniger anstößig und das menschliche Gefühl beleidigend, ist unstreitig die erste. Denn wenn alle junge Männer gleicher Ungewißheit unterworfen sind, und nur der Zufall des Looses diesen zu einer Lebensweise zwingt, die ihm vielleicht verhaßt ist, weil seine Seele auf ganz andere Bestrebungen gerichtet war, so beugt sich der Mensch wohl vor dem waltenden Verhängniß; er hat Keinem etwas vorzuwerfen, und mag höchstens Klagen erheben gegen die höhere und unerreichbare Macht, die ihn gegen seinen Wunsch und Willen fortreißt. Wenn aber Menschen auftreten und beschauen und berechnen, und diesen erwählen und jenen verwerfen: so muß Unmuth entstehen und Erbitterung, und manche andere Leidenschaft muß erregt werden. Es bilden sich, weil die Menschen weder alle redlich sind, noch sich alle gegenseitig Redlichkeit zutrauen, Verhältnisse, welche auf

Ehre und Sittlichkeit, auf Geist und Bildung unselig zurückwirken.

Freilich ist in der Wehrordnung die Härte, welche in dieser Unbestimmtheit über die Größe des stehenden Heers und dessen Aushebung liegen möchte, auf mehrfache Weise gemildert. Zuerst (6) dadurch, daß jeder Jüngling, der zum stehenden Heere gezogen wird, nur drei Jahre bei den Fahnen zu bleiben verpflichtet ist. Aber ein Zwang hört nicht auf ein Zwang zu seyn, wenn er auch nur eine kurze Zeit dauert; und bei der Gerechtigkeit kommt es auf den Grundsatz an und nicht auf die Wirkung. Ferner dadurch, daß den jungen Leuten aus den gebildeten Ständen (7) möglich gemacht ist, schon nach Einem Jahre von dem stehenden Heere zur Landwehr überzutreten; aber einmal hängt diese Möglichkeit doch von dem Umstande ab, daß sie sich selbst bekleiden und bewaffnen können, und dann hebt die Begünstigung der gebildeten Stände, die immer lobwürdig seyn mag, doch die ungleiche Bedrückung der übrigen nicht auf. Endlich dadurch, daß man (16 und 17) zum freiwilligen Eintritt in's stehende Heer und zum freiwilligen Bleiben in demselben, über die pflichtmäßige Zeit hinaus, zu ermuntern gesucht hat, indem man dem Eintretenden die Wahl der Waffengattung erlaubt, und dem Bleibenden Auszeichnung und Belohnung versprochen hat: und gegen diese Maßregel möchte nichts Gegründetes zu erinnern seyn; vielmehr könnte sie vielleicht noch mehr ausgedehnt werden, und dürfte alsdann jeden Zwang überflüssig machen. —

Es ist schwer, die vielfach verschlungenen Verhältnisse der Menschen so zu entwirren, daß Keiner verletzt werde, und die mannichfaltigen Anforderungen des Lebens so auszugleichen, daß Keiner über Härte klagen mag. Darum

kann kein Verständiger eine im Ganzen groß gedachte und weise berechnete Maasregel tadeln wollen, wenn er Bemerkungen über diese oder jene Bestimmung ausspricht. Indem wir aber den theuern Wunsch wiederhohlen, daß unser gemeinsames Vaterland eine solche Kriegsverfassung erhalten möge, daß wir vor jeder fremden Knechtschaft gesichert bleiben und gefürchtet und geachtet, und zu Wehr und Ehre, fröhlich und selbständig, dastehen, wünschen wir zugleich, daß überall, so viel als immer möglich, jeder menschliche Anspruch geachtet und jedes menschliche Gefühl geschont werde, damit die Kräfte sich frei ausbilden, damit der Mensch sich zum Rechten und Guten selbst bestimme, damit die Geister ihre Eigenthümlichkeit freudig auf das Ganze richten, und damit wir auf diese Weise zu einem lebenreichen Volke werden und ein freies und großes Vaterland gewinnen mögen.

VI.

Preußen als militärischer Musterstaat *).

Im Januarstück der Minerva führt ein Aufsatz die Ueberschrift: „Einige Bemerkungen über die Revolutio„nen in der Kriegskunst.“ In diesem Aufsatze kommen die beiden folgenden Behauptungen vor. Zuerst: „Aller Volks-Krieg muß endlich der Krieg stehender Heere werden, um

*) Dieser Aufsatz ist schon vor dem Abschlusse des Friedens geschrieben, und uns vor Erscheinung der neuen Wehrordnung aus dem Preußischen zugesandt worden. Wir haben aber nicht eher Gelegenheit gefunden, ihn mitzutheilen.
D. H.

zu gelingen, und das Volk kann auf die Dauer den Feind nicht bezwingen, wenn es sich nicht der regulirten Militärmacht anschließt, und in sie übergeht." — Dann: „die drei Stufen, welche von einsichtsvollen Männern für die Preußische Macht festgesetzt waren, Landsturm, Landwehr und regulirte Regimenter kommen nach und nach allenthalben in Anwendung." — Diese beiden Behauptungen veranlassen die folgenden Bemerkungen.

So lange die Verhältnisse bleiben, wie sie im Jahre 1813 waren, so lange werden wir gewiß die drei Abstufungen, Landsturm, Landwehr und Soldaten behalten müssen; aber daraus soll Niemand folgern, daß diese Einrichtung gut sey auch bei besseren Verhältnissen; sie ist vielmehr nur der Anfang einer bessern Ordnung der Dinge. Sie enthält wohl das Geständniß, daß stehende Heere nicht hinreichen, die neueren Kriege zu führen, sondern daß das Volk Theil nehmen müsse; das aber liegt nicht in ihr, daß es nicht besser seyn würde, wenn wir gar kein s. g. stehendes Heer mehr gebrauchten. Und in der That: wer sind denn die Soldaten, die Landwehr und der Landsturm? Lauter Landessöhne! Sind aber diese etwa an Vollkommenheiten verschieden? und sind nicht Alle von einerlei Fleisch, Bein und Seele?

Die Soldaten bestehen freilich aus größeren und schöneren Leuten, als die Landwehr und der Landsturm; für den Krieg sind sie aber nicht besser. Nur darin findet ein Unterschied Statt, daß diese nicht gleich gut mit gleich vollkommenen Waffen umzugehen wissen, und daß jene blaue Röcke mit rothen und gelben Kragen, diese zum Theil Kittel tragen. Dies sind indeß Vorzüge, die

den Landstürmern theils sogleich, theils in vier Wochen beigebracht werden können.

Aber etwas Geistiges nimmt das Officier-Corps stehender Heere für sich in Beschlag. Dies ist nichts Geringeres, als wie sich der Verfasser jenes Aufsatzes in der Minerva ausdrückt: „das Ehrgefühl, nichts Schlechtes unter sich zu dulden, und stets bereit zu seyn, für Regenten und Vaterland sich zu opfern, u. s. w." Aber sollte denn nicht durch Erziehung des Volkes bewirkt werden können, daß dieses Ehrgefühl nicht bloß das Eigenthum des stehenden Heeres, sondern des ganzen Volkes würde? Was sollte hieran hindern?

Der bleibende Vorzug stehender Heere vor Volksbewaffnungen besteht, nach unserer Einsicht, darin: daß die stehenden Heere im Besitze der Wissenschaften und Künste des Kriegs sind, und in diesem Besitze bleiben werden, weil sie sich mit denselben gänzlich beschäftigen können. Daraus folgt denn allerdings, daß wir stehende Heere im nächsten Frieden behalten müssen. Denn die Kriegswissenschaften sind sehr umfassend, und man kann nicht verlangen, daß die Gebildeten im Volke, neben ihrem Hauptgeschäfte, jene Kriegswissenschaften verstehen und üben sollen. Aber zu läugnen ist doch auch nicht: die meisten Officiere wissen, außer dem praktischen Theile der niedern Taktik, gar wenig; und der größte Theil der Gemeinen ist im Frieden, wenn man die Exercierzeit abrechnet, nicht bei den Fahnen. Also ist die Hoffnung wohl nicht zu gewagt, daß Landwehr und Landsturm gar leicht zu denselben Kenntnissen und Geschicklichkeiten zu gelangen im Stande seyn würden, deren sich der größte Theil des stehenden Heeres zu rühmen gehabt hat. Endlich ist fol-

gende Thatsache bekannt. Wir hatten während des unglücklichen Zeitraums von 1807 bis 1813 eine stehende Armee. Von derselben waren nur 42,000 Mann sichtbar, sie war aber 150,000 Mann stark, weil in der Stille unaufhörlich die Cantonisten durch die Regimenter hindurchgingen, um die Fertigkeit in den Waffen zu erlangen. Auf diese Thatsache aber, die schon die Ueberflüssigkeit großer stehender Heere beweiset, und auf die vorhergehenden Bemerkungen, bauen wir folgende Vorschläge.

In Berlin befand sich im Jahr 1811 eine vortreffliche Kriegsakademie, zu welcher aus allen Regimentern die besten Köpfe geschickt wurden. Diese Anstalt müßte nicht nur hergestellt, sondern auch erweitert werden. Alsdann stehe der Satz fest: Jeder Staatsbürger ist Soldat vom 17ten Jahre bis zum 60sten, wenn anders sein Körper es gestattet, und wenn er nicht vom Staate zu andern Arbeiten berufen wird. Die Begriffe von Landsturm, Landwehr und stehendem Heer aber werden in Beziehung auf innere Tüchtigkeit in einander geschmolzen; das ganze Volk, mit Einem Worte, wird stehendes Heer, und theilt sich dergestalt in drei Theile, daß der erste Theil aus den jugendlichsten, kräftigsten Männern bestehend, voraufgehe, und, wo er nicht auslangt, der zweite Theil folge, und, wo dieser nicht auslangt, der dritte. Diese Eintheilung führt aber keine Rangordnung mit sich; ein Wehrmann aus der dritten Classe ist so viel, als aus der ersten, und dieser darf auf seine größere Jugendlichkeit so wenig Vorzüge begründen, als ein Soldat aus dem ersten Gliede vor dem des zweiten Gliedes, oder des dritten. Die Officiergrade gehen durch das ganze Volk, und jeder Civilbeamte muß seinen Grad

und Rang als Officier haben. Hierdurch scheint der so lächerliche als schädliche, Oppositionsgeist, des s. g. Civils und Militärs seine Endschaft erreichen zu können; und damit wäre gewiß sehr viel gewonnen.

Angenommen, Preußen erhielte einen Zuwachs wieder bis auf 10 Millionen Menschen, so könnte es füglich 500,000 Mann bewaffnen. Rechnet man nun auf 3000 Mann 50 Officiere, so würden 500,000 Mann etwas über 8000 Officiere erfordern. Von diesen 8000 mögen nun 1000 als stehend betrachtet werden; 7000 aber könnten bürgerliche Geschäfte treiben. Immer nehmlich brauchten nur 60,000 Mann Truppen, aus der ersten Abtheilung der Mannschaft genommen, auf den Beinen zu seyn und bezahlt zu werden, etwa 10,000 Garden, 20,000 M. zu Fuße, 20,000 M. zu Pferde und 10,000 fürs Geschütz. Diese erfordern 1000 Officiere; dazu mögen 500 aus jenem stehenden Officiercorps, 500 aber aus dem Civile bestimmt werden. Die andern 500 Officiere aus jenem stehenden Officiercorps, werden sich 3 Jahre lang in den Kriegsschulen (zu Berlin, Breslau, Königsberg) befinden, und beide Hälften werden so oft mit einander wechseln, die Stabsofficiere ausgenommen, als nöthig seyn wird. Nach einer bestimmten Dienstzeit werden diese stehenden Officiere in Civilämter übergehen, welche kein großes Studium, sondern nur die gewöhnlichen Schulkenntnisse erfordern. Von jenem stehenden Heere bleiben nur die Garden als Normal-Truppen 6 Jahre im Dienst; bei den übrigen 50,000 Mann aber dauert der Dienst nur 6 Monate. In den Königlichen Gestüten indeß werden immer 20,000 Pferde für die Reiterei gehalten und zugeritten, damit diese sogleich um 20,000 Mann vermehrt werden

könnte; außerdem könnten noch 20,000 Pferde im Lande für die Reiterei aufgezeichnet seyn.

Jene 60,000 Mann werden, mit der Bewaffnung und ohne den Werth der Pferde, der sich alle 8 Jahre erneuert, etwa 7 Millionen kosten. 3 Millionen möchte die Erhaltung der Festungen, der Munition und der Artillerie hinwegnehmen. Mithin würde das Kriegswesen im Frieden 10 Millionen erfordern. Im Jahre 1805 aber kostete dasselbe 22 Millionen, und der Soldat wurde schlecht unterhalten.

Ferner wird das ganze Land in militärische Kreise getheilt, so daß jeder Theil 3 Bataillons zu Fuße und verhältnißmäßige Reiterei enthält. Diese Truppen mögen sich einzeln jede Woche einmal in den Waffen üben, und alle Jahre einmal ein Lager beziehen. Sie können im Innern den Polizeidienst verrichten. Die Uniform, die keineswegs von der Kleidung der stehenden Soldaten verschieden seyn darf, sondern sich nur nach den Waffen und Regimentern unterscheiden soll, müssen sie sich selbst anschaffen; für die Waffen muß der Staat sorgen. Die Kreistruppen sind aber den militärischen Gesetzen unterworfen. Ihnen wird das Ehrgefühl eingeprägt, von welchem oben die Rede war. Deshalb sollte das Duell gesetzlich gemacht werden, unter Aufsicht von Kampfrichtern. Man sollte gewisse Ehrenpunkte feststellen; wer dagegen handelte, der sollte durch ein Judicium parium verstoßen, und je nachdem er sich vergangen hat, bestraft werden. Der militärische Gemeingeist, (Esprit du Corps) hat gewiß in der Schlacht und im Kriege wohlthätig gewirkt; aber im Frieden ist er für alle übrigen Staatsbürger höchst drükkend geworden. Er war auch bisher nicht rein und auf wahre

Ehre gebauet, welche nur der Abglanz der Tugend seyn kann: denn er ließ Handlungen hingehen, die ins Gebiet gemeiner Laster gehörten, und bestrafte andere sehr hart, die weniger schändlich waren: deshalb ist die Festsetzung von Ehrenpunkten nöthig, als allgemeiner Norm für jeden wehrhaften Mann, damit das Ehrgefühl die ganze Nation durchdringe, dessen sich bisher nur eben die Officiere haben rühmen wollen.

Wenn aber auf solche Weise das ganze wehrhafte Volk sich zum stehenden Heere ausbildete: so dürfte endlich noch zweierlei nöthig seyn, um das Volk schon im Knabenalter für den Krieg taugbarer zu machen. Dies wäre die Errichtung militärischer Volksschulen, und eine strenge Subordination im ganzen Volke nach den militärischen Graden.

Der Bauer ist frei gemacht von allen persönlichen Pflichten gegen seinen Grundherrn, aber er steht noch immer wie ein unbehülfliches Wesen da, ohne Beweglichkeit, ohne Muth, ohne Gefühl für Ehre. Wenig belebt ihn, außer einem rohen Geschlechtstrieb, und der Lust zu Essen und zu Schlafen; das Soldatenleben ist ihm ein Gräuel. Seinen Ackerbau treibt er nach gewohnter Weise, ohne zu bedenken, warum dies so und nicht anders geschieht. Bei allen Speisen, die er genießt, kommt es ihm nur auf die Masse an; die Qualität ist ihm ziemlich gleichgültig. Dazu kömmt das Uebermaas an schlechtem Branntwein, den er verschluckt, und der das wenige Geistige, was in ihm ist, vollends erstickt. In den Schulen lernt er fast nur Lesen und Schreiben; und das vergißt er schneller, als er es gelernt hat. Wenn er nun im Leben hin und her gestoßen wird, so wird er tückisch, mißtrauisch und bos-

haft. Die einzige Schule für's praktische Leben war für den Bauer bei uns von jeher das Militär, ungeachtet der früheren Tirannei und der Stockprügel; und so ist es noch fort und fort.

Die Erziehung unserer Bauerknaben ist ganz zweckwidrig gewesen. In der Schule wollte man früher seinen Geist bilden, als seinen Körper, ohne die Mittel dazu zu haben, und ohne zu bedenken, daß gar keine Anstalten auf dem Lande sind, um die Geistesbildung nach der Schule fortzusetzen. Was haben wir denn für öffentliche Anstalten, um dem Erwachsenen die nöthige Ausbildung zu geben? Die Kirche? Ja, wenn unsere Seelenhirten selbst besser erzogen wären, für den Zweck, wohin sie streben sollen! Der Pfarrer wäre gewiß eine der wichtigsten Personen im Staate, wenn er sich als eine, unter den rohen Haufen versetzte, edlere Natur bewiese, um denselben beständig zur höheren Ausbildung anzuregen. Leider aber finden wir, daß der rohe Haufe mehr auf diesen s. g. Gebildeten einwirkt, und er in ihm eher untergeht und verbauert, als daß Er auf den rohen Haufen wohlthätig wirkte! Die Kirche ist mehr der Sammelplatz für alle diejenigen geworden, die der benachbarten Schenke zueilen, als für Andächtige. Was also praktische Bildung für's Leben betrifft, so hat der Bauerknabe, wenn er die Schule verläßt, gar kein Mittel, sie zu betreiben. Wozu hat er nun Lesen und Schreiben gelernt? und wozu soll es ihm nützen? Wenn er Talente hat, so wird er ein Winkeladvocat, ein Aufwiegler und Querulant.

Unter diesen Umständen möchten wir nun folgenden Vorschlag machen. — In allen Provinzialstädten werden gymnastische Lehranstalten eingerichtet, wohin alle Knaben

vom 10ten Jahr an zu senden sind. Hier werden sie unterrichtet: zuerst in den Künsten des Kletterns, Springens, Laufens, Ringens, Werfens u. s. w. Nachmals im Reiten, Schwimmen, Schießen, Tanzen, Schwingen, u. s. w. — Aus diesen gymnastischen Schulen mögen sodann die Geschicktesten in alle Städte und Dörfer des Landes gehen, und in den Uebungen Unterricht geben, die sie gelernt haben. Dieser Unterricht mag fortdauern bis in's 17te Jahr, wo jeder gesunde Jüngling in die Exercierschulen aufgenommen wird. Ist der rohe Mensch am Körper ausgebildet, ist seine Muskelkraft erhöht, und die todte Masse in ihm beweglich gemacht, so wird man leicht auf seinen Geist einwirken können, der schon durch die Uebung des Leibes eine Menge neuer Begriffe empfangen, und die Nothwendigkeit eingesehen hat, auch den Geist zu bilden. Der Schullehrer wird dann leichter Spiel mit seinen Schülern haben, vorzüglich wird man aber des Anblicks überhoben seyn, faule Bauersöhne, mit Furcht und weinerlichen Gebärden, das Gewehr in die Hand nehmen zu sehen, denn jene körperlichen Uebungen erhöhen den Muth und geben das Bewußtseyn innerer Kraft.

Was aber die Subordination betrifft, so merken wir nur an: daß uns an dem rohen Menschen der Gehorsam gegen das Gesetz und die Leitung des Gebildeteren, die erste Tugend scheine, weil er Vieles thun und Vieles leisten muß, ohne daß er die Nothwendigkeit einsähe; daß der militärische Gehorsam der beste sey, weil er für die große Idee der Volksfreiheit und der Selbständigkeit des Staats gewährt wird, und daß daher nichts wünschenswerther für uns seyn könne, als daß unser sehr vernachlässigter Bauer im militärischen Gehorsam von Jugend auf geübt werde.

Von den großen Folgen, welche die Ausführung dieser Gedanken für das Volk, in geistiger und sittlicher Rücksicht, auf den Verkehr und den Genuß des Lebens haben würde, sagen wir nichts, weil sie zu stark in die Augen fallen. Dagegen erlauben wir uns, diese Gelegenheit zu benutzen, und noch einige Bemerkungen hinzuzufügen, welche den früheren nicht ganz fremd zu seyn scheinen.

Es ist nämlich anerkannt, daß wir noch sehr zurück sind in Ansehung der Lazareth- und Verpflegungsanstalten; bei beiden herrscht noch immer der Geldteufel, die Gewinnsucht der Beamten und die Knickerei der Finanzbehörden. Fragen wir aber zuerst einmal: woher es doch komme, daß unsere Soldaten, ungeachtet der besseren Bekleidung, noch so häufig die Lazarethe füllen? so kann man nur antworten: der Grund liegt theils in der Unsittlichkeit, die auf dem Lande herrscht, theils in der schlechten Nahrung, die der Bauer zu sich nimmt.

Der Bauerknabe, kaum halb reif, treibt schon Unzucht und vergeudet seine Kräfte. Bei den gewöhnlichen Belustigungen in der Schenke sind der Tanz, der Branntwein und die Unzucht an der Tagesordnung. Die Listen in den Städten geben freilich auf gleiche Volksmenge mehr uneheliche Kinder an, als auf den Dörfern; indeß sind gewiß uneheliche Schwängerungen auf dem Lande häufiger, als in den Städten; sie werden aber auf dem Lande leichter die Veranlassungen zu Heirathen, und verstecken dadurch das Uebel, das in Städten sichtbar wird. — Auch dagegen würden öffentlich einzuführende Leibesübungen an Sonn- und Festtagen wirksam seyn. Vor 50 Jahren gereichten unter dem Volke Unzucht und Ehebruch zur Schande. Da traten aber auf der einen Seite die Productions-

beförderer auf, die das Glück der Welt darein setzten, daß jährlich einige Kinder mehr geboren wurden, als starben, und einige Scheffel Korn mehr wuchsen, als verzehrt wurden; diese redeten den unehelichen Kindern das Wort, und vernichteten die öffentlichen Strafe der Unzucht. Auf der andern Seite kamen ihnen die Humanitätsprediger zu Hülfe, die den Kindermord auf Rechnung der Kirchenbuße setzten. Daher ist denn die Unzucht auf dem Lande so allgemein geworden, und zugleich die Kunst, dieselbe zu üben.

Die Schwächlichkeit der jungen Leute, die hieraus entsteht, wird dann noch durch die schlechte, nahrungslose Kost vermehrt, die diesseits der Elbe im Bauer- und Mittelstande üblich ist. Jemehr man sich von der Weichsel und Oder dem Rheine nähert, desto kräftiger wird alles Gemüse und jede Fleischart von der Natur erzeugt. Eben so verbessert sich die Kochkunst. Am Rheine sucht man die Säfte in den Speisen, die ihnen die Natur gegeben hat, zu erhalten. An der Oder und Weichsel geht man darauf aus, die Säfte aus den Speisen herauszuziehen, und in langen Brühen zu verdünnen; ist dies im Mittelstande der Fall, wie viel mehr bei'm gemeinen Volke! Wenn man Pommern, einen Theil der Marken und Preußen ausnimmt, so könnte man zweifeln, ob im alten Teutschlande nicht das Vieh besser genährt werde, als in der Lausitz, in Schlesien und Polen das Volk. Es giebt hier Gegenden, wo das Gesinde nur 3 Mal des Jahrs Fleisch zu essen bekommt; die übrige Zeit erhält es Kartoffeln, Grütze, Graupen und Klöße mit einer klebrigen Substanz zugerichtet, die man Mächsel nennt, und die aus verschiedenen Arten von verdorbenem Fette besteht. Hiezu kommen bei den Katholiken, während der Fasten, die Oelspeisen, nebst dem allgemein schlechten, ungesunden Getränke.

Fragt man aber zweitens nach dem Zustande der militärischen Lazareth- und Verpflegungsanstalten, insofern sie Sachen des Staates sind, so möchte gleichfalls Vieles zu erinnern seyn. Es ist bekannt, daß die Frauenvereine viel zur besseren Verpflegung und Wartung beigetragen haben, dies ist um so löblicher, da es aus eigener Bewegung geschah; es ist aber, wie es mir scheint, ein Fehler gewesen, daß die chirurgischen Anstalten im Verhältniß zu den verstärkten Armeen nicht auch vermehrt worden sind. Es würde der Sache sehr angemessen seyn, wenn man bedeutende Lazarethgeräthe mit in's Feld nähme. Ins Besondere würden leichte Karren, mit einem Pferde bespannt, zum Fortschaffen der Verwundeten vom Schlachtfelde heilsam seyn. Wie viele müssen da umkommen, weil es an Fortschaffungsmitteln fehlt, und wie viele gesunde Soldaten werden zum Wegtragen der Verwundeten gebraucht, die im Feuer thätig seyn könnten! Man hat die Zelte abgeschafft; man hätte aber wenigstens eine Anzahl für die Verwundeten beibehalten sollen. Denn im Sommer ist es gewiß für Verwundete sowohl, als für Kranke zweckdienlicher, daß sie unter Zelten und Barracken in freier Luft behandelt, als daß sie in engen Wohnungen auf einander gepackt werden; hierdurch wird ein Gift hervorgebracht, welches eine eigene bösartige Krankheit, das Lazarethfieber, erzeugt. Solche Zelte könnten also, wenigstens im Falle des Sieges, sogleich neben dem Schlachtfelde errichtet und hiermit den Unglücklichen viele Leiden erspart werden.

Was endlich die Militärverpflegung im Allgemeinen, wie im Besondern in Lazarethen betrifft, so ist der Beweis, daß solche bei keiner Armee etwas taugt, in der Unwissenheit, Trägheit und Gewinnsucht der Verpfle-

gungsbeamten zu suchen, wozu bisher nicht ausgesuchte redliche Beamte, sondern oft Menschen angestellt wurden, die nichts zu verlieren haben, die ihr Glück schnell machen wollen, und von dem Sprichwort Gebrauch machen: Wo Holz gefällt wird, da fallen Späne. Wäre dies nicht der Fall, so wäre es unbegreiflich, warum nicht längst die Erfahrungen eines Rumford, Deveau und Anderer benutzt worden sind. Durch dieselben ist ja allgemein bekannt und erwiesen, daß man durch Einkochen des Fleisches und der Knochen, die Kraft von 8 Pfd. Fleisch z. B. in 16 Loth Suppentafeln concentriren, und daß man von 1 Loth Suppentafel, 4 Loth Reiß und ½ Loth Salz eine bessere Suppe machen kann, als von ½ Pfd. Rindfleisch. Hätte man diese Erfahrung benutzen wollen, so hätten wir nicht die Ochsen zu Tausenden aus dem Innern von Rußland ankommen sehen, von denen auf ihrer großen Reise zur Armee, die Hälfte unterwegs zu Grunde geht, und die andere so verhungert die Armee erreicht, daß ihr Fleisch nur geringen Werth hat; die Knochen aber, als der bessere Theil, werden nicht beachtet. Wenn man diese Ochsen an ihrem Geburtsorte einkochte, und die Suppentafeln selbst mit Extrapost zur Armee sendete: so würde dabei immer noch weniger Verlust seyn, als bei der Versendung lebendiger Heerden nothwendig ist. —

Wir schließen diesen Aufsatz mit dem Wunsche für bessere Zeiten! —

VII.

Ueber die Verbessernng des öffentlichen Gottesdienstes in der protestautischen Kirche.

Von dem Königlich = Preußischen Ministerium des Innern ist vor Kurzem ein Ausschreiben, die Verbesserung des öffentlichen Gottesdienstes betreffend, erlassen worden, das gewiß allgemeine Aufmerksamkeit und allgemeine Theilnahme erregen muß. „Schon lange — so lautet dieses Schreiben — fühlt man ziemlich allgemein in den Preußischen Staaten, daß die Form des Gottesdienstes in den neuesten protestantischen Kirchen nicht das Erbauliche, Feierliche habe, was die Gemüther erregend und ergreifend, sie zu religiösen Empfindungen und frommen Gesinnungen stimmen, und erheben könnte. Der Symbole giebt es wenig, und die eingeführten, sind nicht immer die bedeutungsvollsten, oder haben einen Theil ihrer Bedeutsamkeit verloren; die Predigt wird als der wesentliche Theil des Gottesdienstes angesehen, da sie doch, obgleich höchst wichtig, eigentlich nur die Belehrung und Ermunterung zum Gottesdienste ist; die Liturgien sind theils so unvollständig, theils so ungleich und unvollkommen, daß vieles der Willkühr der einzelnen Geistlichen überlassen bleibt, und daß die Gleichförmigkeit der kirchlichen Gebräuche, eine der Hauptbedingungen ihrer wohlthätigen Wirkung, beinahe ganz verloren gehet. Diese Mängel sind sichtbarer geworden in der letzten Zeit, wo der durch die großen Weltbegebenheiten, durch die Drangsale, den Kampf und die Siege des Vaterlandes neu belebte religiöse Sinn des Volkes, das Bedürfniß, sich

auf eine würdige Art auszudrücken und auszusprechen lebhaft und tief gefühlt hat. Es wäre zu bedauern, wenn dieser, zu zweckmäßigen Reformen in dem Gottesdienste besonders günstige und geeignete Zeitpunkt unbenutzt vorübergehen sollte. In diesem Geiste sind mehrere der würdigsten Geistlichen insbesondere aus der Hauptstadt und der Kurmark bei Sr. Majestät dem Könige eingekommen, um zu bitten, die gewünschte Reform einzuleiten und herbeizuführen. Se. Majestät haben dieses fromme Anliegen der Geistlichkeit, welches mit höchst Ihren eigenen Ansichten in dieser wichtigen Sache vollkommen übereinstimmt, mit besonderer Aufmerksamkeit und Wohlgefallen aufgenommen. Dem gemäß haben Sie eine Auswahl von Geistlichen getroffen, die mit der reinen Absicht, das Reich Gottes zu befördern, die gründlichste Einsicht in das ganze Kirchenwesen, und die nöthige Rücksicht auf alle zu beherzigende Umstände verbinden, und Se. Majestät haben ihnen aufgetragen, nach reifem Ueberlegen, Vorschläge über die zweckmäßigsten Verbesserungen des Gottesdienstes durch die obere geistliche Behörde nach höchst Ihrer Zurückkunft aus Wien, vorzulegen. Der Wunsch und der Wille des Königs gehen dahin, daß dieser engere Ausschuß der Geistlichkeit die Liturgien und die Gesammtheit der kirchlichen Gebräuche der ausländischen protestantischen Kirchen nach dem Ausspruche des Apostels: prüfet Alles, und das Beste behaltet, untersuche, prüfe, mit dem unsrigen vergleiche, und mit dem Geiste und den Grundsätzen unserer heiligen Religion zusammenhalte, um die besten liturgischen Formen aufzustellen, die, indem sie den reinen Lehrbegriff der protestantischen Kirche aufrecht erhalten und bewahren, dem Gottesdienste neue Kraft und neues

Leben geben, und die Religiösität des Volks immer fester begründen mögen.

„Die mit Genehmigung Sr. Majestät hiezu beauftragten Geistlichen sind: Herr Ober-Consistorialrath und Hofprediger Sack, die Herren Ober-Consistorialräthe und Pröbste Ribbeck und Hanstein, Herr Ober-Consistorialrath Hecker, Hr. Consistorialrath und Feldprobst Offelsmeyer, Hr. Consistorialrath u. Hofpred. Eylert."

„Beiträge und Vorschläge zu Beförderungen dieses Zweckes von einsichtigen und erfahrenen Geistlichen beider protestantischen Confessionen, werden von diesen Herren Beauftragten gerne angenommen, und sorgfältig geprüft werden, weshalb wir hierdurch diejenigen, die hiezu den Beruf und die Kraft in sich fühlen, auffordern, sich durch baldige Einreichung ihrer Beiträge um diese wichtige Angelegenheit verdient zu machen. Berlin, den 17ten September 1814."

Der Herausgeber dieser Blätter war im Begriff selbst etwas über dieses Ausschreiben und über die Bedeutsamkeit desselben in unserer Zeit, anzumerken, als ihm eine Zuschrift von einem ungenannten und unbekannten Mann, aber wahrscheinlich aus dem Preußischen, eingehändigt wurde. In dieser wurde ihm eine Reihe von Bemerkungen in Bezug auf jenes Ausschreiben in der Absicht mitgetheilt, daß er dieselben in die Nemesis aufnehmen sollte, wenn er es, „theils der Mühe werth, theils unbedenklich fände." Aber der Mühe werth ist es ja wohl, die Meinung eines verständigen Mannes über einen so wichtigen Gegenstand zu lesen; und wenn auch

ein Jeder zu so vortrefflichen Männern, als von welchen die Idee ausgegangen und gefördert ist, und von welchen sie ausgeführt werden soll, das größte Vertrauen hegt; so ist ja doch zu Beiträgen und Vorschlägen in dem ministeriellen Schreiben aufgefordert; freilich nur zu Beiträgen von erfahrnen Geistlichen, aber, warum sollten andere unwillkommen seyn, wenn sie nur gut sind? Was hingegen Bedenkliches dabei seyn sollte, Zweifel bescheiden zu äußern, Bemerkungen vorsichtig und anständig darzulegen, und gutgemeinte Vorschläge, die ohnehin nichts weniger als neu seyn möchten, zu machen — das begreift der Herausgeber nicht. Also giebt er die Zuschrift, wie er sie erhalten hat, nur das hinweglassend, was an ihn gerichtet war. —

„Die Geistlichen scheinen, nach dem ministeriellen Schreiben, ihre Bitte an den König auf die doppelte Voraussetzung gegründet zu haben, daß der Zweck des öffentlichen Gottesdienstes Erbauung sey, und daß diese Erbauung vorzüglich durch Feierlichkeiten und durch Symbole erreicht werden könne.

Die erste dieser Voraussetzung mag unbezweifelt bleiben. Das Wort Erbauung ist allerdings bildlich und dunkel, aber wir wissen Alle, was wir mit demselben bezeichnen wollen. Wir erbauen uns, wenn die tiefste Sehnung unserer Seele zu dem Unendlichen gestillt, wenn jeder Zweifel bewältigt, jedes Widersprechende ausgeglichen wird, und unser ganzes Wesen zur Einheit mit sich selbst gelangt und aufgeht in Gott. Wir erbauen uns, wenn wir uns über alle irdische Dinge dergestalt erhoben fühlen, daß wir nichts Unreines mehr denken, daß wir von nichts Gemeinem berührt werden, sondern

durch heilige Entschlüsse für Leben und Handeln ausgesöhnt sind mit uns selbst, mit der Welt und Gott. Wir erbauen uns, mit Einem Worte, wenn wir so voll sind von göttlichen Dingen, daß unser Wesen gleichsam ein Tempel Gottes ist.

Aber ist nun auch die zweite Voraussetzung richtig, daß eine solche Erbauung bewirkt werden könne durch Feierlichkeiten, das heißt doch wohl durch äussere Handlungen, durch bestimmte Bräuche, welche die Sinne beschäftigen, die Einbildungskraft aufregen, und auf ein Höheres geheimnißvoll hindeutend, das Aeußere an das Innere knüpfen? ist die Voraussetzung richtig, daß eine solche Erbauung bewirkt werden könne durch so genannte Symbole?

Es giebt Menschen von höchst beweglichem Geiste, lebhafter Phantasie und sehr reizbarer Sinnlichkeit, aber ohne sittliche Kraft und ohne Klarheit der Ideen, ja ohne das Bedürfniß, nach Klarheit zu streben. Das Zwielicht ist ihre Freude, das nasse Gewand ihre Lust, und mit dunkeln Vorstellungen, die große Gefühle anregen, umgeben sie gern ihre Seele und täuschen sich und Andere. Solche Menschen sind es, die in den letzten Jahren ihre Stimmen erhoben haben, theils gegen den Geist der Reformation überhaupt, theils im Besondern gegen die Einfachheit des protestantischen Gottesdienstes, der ihrer Art begreiflicherweise keineswegs zusagen konnte. Einige von ihnen, die man vielleicht als die Häupter der ganzen Schaar ansehen darf, haben die Kirche ihrer Väter verlassen; da sie keine gläubig = sittliche Protestanten seyn konnten: so haben sie ästhetisch = klügelnd den Weg zum Katholicismus gesucht. Ob die Katholische Kirche an

ihnen gewinnen kann, das mag ungewiß bleiben; gewiß ist, daß die protestantische nichts an ihnen verliert. Helden der Sittlichkeit würden sie nie geworden seyn; und hoffentlich wird ihnen die Probe erspart, ob sie Muth genug haben, Märtyrer des Glaubens zu werden.

Ich gestehe aufrichtig, es ist mir etwas auffallend, daß die Meinung solcher Menschen, nicht über die Reformation, aber über den öffentlichen protestantischen Gottesdienst, Eingang gefunden hat bei so ehrwürdigen Geistlichen, als in dem ministeriellen Schreiben genannt sind. Ja wenn alle Sinnenberauschung, wenn jedes Entzücken, jedes Vergessen seiner selbst — Religion wäre: so leidet keinen Zweifel, daß man durch äußere Bräuche den Menschen zur Religion bringen könnte. Aber ist man dann vom heiligen Geist ergriffen, wenn man voll süßen Weins ist? Einer jener Priester des ästhetischen Katholicismus unter den Protestanten soll zwar die Umarmung eines Weibes für eine Aeußerung hoher Religion ausgegeben haben; auch ist uns nicht unbekannt, daß es Religionen gegeben hat, in welchen solche fleischliche Dinge für gottesdienstlich gehalten sind: aber im Sinne des Christenthums scheint uns dieses nicht zu seyn. Die Heiligkeit unsers Willens; die Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit; ein Glaube, der sich durch die Liebe in Werken thätig zeigt; ein kindliches Hingeben an Gott — das ist christlich und scheint weder durch etwas, das die Sinne ergötzt oder betäubt, noch durch etwas, welches die Einbildungskraft ergreift und entzückt, gewonnen werden zu können.

In den ersten Zeiten des Christenthums war der Gottesdienst der Gläubigen gewiß höchst einfach. Was

konnten denn diese armen, ausgestoßenen, verfolgten Menschen in ihren Winkeln, Gewölben und Höhlen, Feierliches veranstalten? was hatten sie überhaupt anders, als ihr volles Herz, ihren Glauben und ihre Liebe? Dagegen hatten die alten Religionen eine große Zahl von wunderbaren Formen, und von geheimnißvollen Bräuchen, welche die Aufmerksamkeit zu erregen, und der Menschen Gemüther zu ergreifen geeignet zu seyn schienen. Die Römische Religion im Besondern zeichnete sich aus durch eine Menge sinnreicher Zeichen, bedeutender Weihungen und seltsamer Veranstaltungen; sie zeichnete sich aus, durch Fröhlichkeit, Schmuck, Reiz, Pracht und Gepränge aller Art. Dazu war sie in alle Verhältnisse der Menschen und Bürger bewunderungswürdig verschlungen; das politische Leben und das religiose waren ganz von einander abhängig und bedingten sich gegenseitig. Endlich wurden gerade zu der Zeit, als die Religion Jesu aufkam, in Rom, man möchte sagen, alle Religionsgebräuche, die Asien und Aegypten erzeugt hatten, dergestalt vereinigt, daß der Mensch sich der wunderbaren Eindrücke nicht erwehren gekonnt zu haben scheint. Und dennoch siegte das Christenthum schnell und allgewaltig mitten unter aller dieser Pracht und allen diesen Herrlichkeiten! Wenn aber durch Aeußerlichkeiten, wenn durch Symbole und Feierlichkeiten die Seelen der Menschen gelenkt werden könnten, auf die Dauer gelenkt werden könnten: wie wäre dieser Sieg zu erklären? Können sie aber nicht auf die Dauer gelenkt werden: was nützt der augenblickliche Eindruck, der nur die Sinne, nicht das innerste Wesen des Menschen trifft!

Im Fortgange der Zeit, als das Christenthum seinen Sieg vollendet hatte, als die Völker Europa's alle

zu dem Heiland beteten, und nun das Kirchenwesen sich ausbildete, und die Hierarchie sich gestaltete: da wurde auch der christliche Gottesdienst reich und prächtig; Manches fiel schön in die Augen, Anderes wirkte auf andere Sinne, Alles schien einen hohen Geist zu enthalten und eine tiefe Bedeutung. — Dennoch ist der Protestantismus mitten im Schooße des Katholicismus entstanden; und vor dem Einfachen, dem Nicht-Feierlichen, und dem (angeblich!) Nicht-Erbaulichen des protestantischen Gottesdienstes ist das Prächtige, das Mannichfaltige, und das Ergreifende des katholischen gewichen. Wenn religiose Handlungen und Veranstaltungen das Gemüth zu religiosen Empfindungen und zu frommen Gesinnungen erheben, und die wahrhaftig christliche Erbauung bewirken könnten: wie wäre diese Erscheinung möglich? wie wäre ein solcher Verfall, als welcher die Reformation mit allen ihren Folgen erzeugt hat, möglich gewesen?

Wo mehr ächt christlicher Geist und Sinn zu finden gewesen ist und noch zu finden seyn mag, ob unter den Katholischen mit ihrem vielfach anreizenden, und reichprangenden Gottesdienste, oder unter den Evangelischen, mit ihrer prunklosen, schlichten Art: das darf kein Mensch fragen. Gott nur kennt die Herzen und prüft die Seelen; aber schöne und menschliche Tugenden sind hier geübt und dort. Die Kirchen in katholischen Ländern mögen im Allgemeinen mehr besucht seyn, als die Kirchen in protestantischen; aber sie sind auch hier nicht leer gewesen. Vieles ist überall auf die Verhältnisse angekommen. Wenn man jede weltliche Veranlassung zum Besuch oder zur Vermeidung der Kirchen kennte, und lediglich die religiose Gesinnung abwägen könnte: so möchte wohl weder diese Schale sinken noch jene. Und haben

nicht die Preußen selbst, unter welchen die Mängel des Gottesdienstes fühlbar geworden sind, in den letzten Zeiten eine tiefe religiose Gesinnung, in schönen Thaten und großen Tugenden, auf's Vortrefflichste bewährt? Was soll ich also an die Brüdergemeine erinnern, oder an andere Kirchenzweige, bei welchen man die größte Einfachheit des Gottesdienstes mit wahrem christlichen Sinne zu vereinigen sucht!

Mit diesen Bemerkungen soll keineswegs geläugnet werden, daß Symbole und religiose Bräuche höchstwichtig und wohlthätig seyn können. Der ächte fromme Glaube erzeugt nothwendig Symbole. Wie der Jüngling und die Jungfrau, deren Herz eine wahrhaftige Liebe zu einander füllt, in vielen irdischen Dingen, an welchen Andere kalt vorübergehen, eine Beziehung auf ihre Liebe finden, wie sie ihr Verhältniß erkennen, wie sie besondere Zeichen und Erscheinungen aufstellen, an denen sie sich verstehen und beruhigen: so findet jedes volle Herz, so findet jede religiose Seele Aeußerlichkeiten, die für sie eine höhere Bedeutung haben, an welchen sie sich labt und stärkt, an welchen sie ihre Sehnsucht stillt, und in welchen sie mit gleichgestimmten Seelen zusammen trifft und ihre Andacht feiert. Wenn sich nun religiose Symbole und Bräuche gleichsam von selbst machen, oder vielmehr, wenn der Glaube und die Lehre sie erzeugen, und sich in ihnen unter den Verhältnissen der Zeit gestalten: so mögen sie freilich auch wohl, rückwirkend, zu diesem Glauben und zu dieser Lehre hinführen, und menschliche Gemüther für dieselben gewinnen. Sie sind alsdann der Leib des Glaubens, und darum von demselben unzertrennbar; im Leibe spiegelt sich die Seele, und von dieser mag durchdrungen werden, wer sich zu jenem hinneigt; wer

hingegen den Glauben hat und der Lehre anhängt, der befolgt auch den Brauch und bewahrt das Symbol und klügelt nicht und deutelt nicht. Aber ganz anders scheint die Sache zu werden, wenn man Symbole und Bräuche einführen will; wenn einzelne Männer, mit klarem Bewußtseyn, wägend die Meinungen, berechnend die Bedürfnisse, hierhin blickend und dorthin, Formen aufstellen wollen, die ihnen die besten scheinen. Bringt man auch nicht in Anschlag, daß eine Form ohne Inhalt ein Unding ist, und daß mithin eine Veränderung in der Form ohne Veränderung im Glauben und in der Lehre widersprechend zu seyn scheint: so ist doch das gewiß, daß ein neues Symbol, oder irgend ein neuer Brauch — mag man ihn nun erfunden, oder mag man ihn von außen gehohlt haben — den Gliedern der Kirche etwas Fremdes ist; daß sie außer dem Brauche stehen; daß ihnen derselbe gegenständlich und, man möchte sagen, schauspielartig erscheint; daß sie also denselben beurtheilen und überlegen, ob er gut ist, oder nicht, ob er gut ausgeführt wird oder nicht u. s. w. Solch' eine Betrachtung und Beurtheilung aber scheint die Seele nicht zur Andacht stimmen zu können; vielmehr möchte man fürchten, daß dieselbe, durch dergleichen Neuheiten, um ihre religiosen Gefühle und frommen Gesinnungen gebracht werden könnte. Und dieses möchte man ja wohl doppelt fürchten, da es wohl der menschlichen Natur gemäß zu seyn scheint, daß die Gestalt altert und verfällt, während der Geist bleibt und gewinnt, keineswegs aber, daß die verfallene Gestalt zu frischer Jugend gelangt, oder daß der alte Geist willkührlich seine Hülle verließe und sich mit einer neuen Form bekleidete.

Endlich — denn wozu sollten diese Bemerkungen vermehrt werden? — endlich scheint noch Folgendes eine be-

sondere Rücksicht zu verdienen. Der König von Preußen hat, wie in dem ministeriellen Schreiben gesagt wird, eine Auswahl von Geistlichen getroffen und diesen aufgetragen, Ihm, durch die obere geistliche Behörde Vorschläge über die zweckmäßigsten Verbesserungen des Gottesdienstes vorzulegen. Wenn aber der König diese Vorschläge billigt: so sollen sie doch gewiß auf seinen Befehl ausgeführt werden. — Nun ist bei einem Fürsten von so großer Denkungsart, von so edler Gesinnung, und von so tiefer Ehrfurcht für das Heilige und das Rechte, wie König Friedrich Wilhelm, allerdings in keiner Rücksicht etwas zu befürchten; man gönnt Ihm gern jede Gewalt, weil Er keine Gewalt mißbraucht. Auch rechtfertigt die Auswahl der Geistlichen, welchen der König das wichtige Geschäft aufgetragen hat, Alles auf's Vollkommenste; denn diese ehrwürdigen, kenntnißreichen, besonnenen und frommen Männer werden dasselbe gewiß mit höchster Schonung und im reinsten Geiste der evangelischen Kirche zu vollbringen suchen. Aber sollte der Grundsatz, der bei dieser ganzen Sache befolgt zu seyn scheint, Beifall verdienen? sollte er der richtige seyn? der Grundsatz nämlich: „daß der Fürst eines protestantischen Landes das Recht habe, Verbesserungen im öffentlichen Gottesdienste anzuordnen, nach Vorschlägen von einigen Geistlichen, die er selbst willkührlich ausgewählt hat?" Wohl mag der protestantische Fürst (wie Heinrich VIII. von England) das Haupt der Kirche seines Landes seyn wollen; aber theils kann er das doch wohl nur seyn, in sofern diese Kirche vom Papst und von jedem äußeren Verband unabhängig und frei seyn will, theils ist ja auch das Haupt nichts ohne die Glieder. Selbst in weltlichen Angelegenheiten kann ein Fürst wohl Befehle geben, aber keine Gesetze: Gesetze müssen von Denen ausgehen, die nach ihnen leben sollen: er kann die Ausführung

seiner Befehle vielleicht erzwingen, aber einen freien Gehorsam wird er nur finden, wenn er, in Einheit mit seinen Unterthanen, Gesetze aufstellt, die Alle gewollt und anerkannt haben. Aber in geistlichen Dingen möchte der Despotismus noch viel verwerflicher seyn, als in weltlichen, weil er viel verderblicher ist. Wie nun? wenn ein König zu einer fremden Religion hinge und gern die Gebräuche dieser Religion einführen wollte? wie, wenn er Vergnügen fände an Schauspielerei, an Aufzügen, Fahrten und Mummereien aller Art? wie, wenn er ein s. g. starker Geist wäre, und mit frommen Gefühlen ein Gespött zu treiben vermöchte? Würde ein solcher König nicht einige Geistliche finden, die gefällig genug wären, solche Formen, wie ihr Herr sie wünscht und liebt, für Verbesserungen des öffentlichen Gottesdienstes auszugeben? Fand nicht Carl II. dienstbare Männer genug? und würde Schottland nicht die Pracht der Hochkirche, und würde England nicht das Gepränge des Römischen Ritus wieder erhalten haben, wenn sich nicht das Volk widersetzt, und ihm das Recht solcher Veränderungen streitig gemacht hätte? — Wie aber? sollte auch das wohl ein gutes Beispiel seyn, daß einige Geistliche — etwa „aus der Hauptstadt und der Kurmark" — ohne eine Versammlung aller Geistlichen des Landes, unmittelbar einkommen, und den König bitten, „die (von ihnen) gewünschte Reform einzuleiten und herbei zu führen? Wissen diese würdigen Männer denn gewiß, daß Allen Bedürfniß ist, was sie für gut halten? Und steht das Recht, welches ihnen zugestanden wird, nicht allen übrigen Geistlichen auch zu? und werden die aus Pommern und aus Preußen nicht erwarten dürfen, daß man auch auf ihren Antrag eingehe, und vielleicht die Reform — reformire? und wo soll das endigen? —

Aber so bedenklich auch aus diesen und ähnlichen Gründen die Einführung neuer Symbole und Bräuche — denn nur hiergegen sind sie gerichtet! — seyn möchte: so höchstwünschenswürdig, wichtig und heilbringend würde es seyn wenn die bestehenden Symbole und Bräuche die ganze Reinheit, die ganze Fülle und Würde erhielten, deren sie fähig sind. Dieses zu bewirken ist offenbar auch der Hauptzweck, den sich nach des Königs Willen, der Ausschuß von Geistlichen setzen soll; in dieser Hinsicht enthält das ministerielle Ausschreiben vortreffliche Grundsätze über den protestantischen Gottesdienst, und es ist höchsterfreulich, daß diese Grundsätze auf eine solche Weise öffentlich ausgesprochen sind.

„Die Predigt, obwohl höchstwichtig, ist kein wesentlicher Theil des Gottesdienstes; sie ist nur die Belehrung und Ermunterung zum Gottesdienste." Vortrefflich! der größten Beachtung, der innigsten Beherzigung werth! Einem großen Haufen von Theologen wird dieses nicht gefallen; denn diese haben zum Theil den Grundsätzen der Kanzelberedtsamkeit viele Kraft und Zeit gewidmet — obgleich von einer Predigt das Wort des Dichters zweifach gilt, „daß Verstand und rechter Sinn mit wenig Kunst sich selber vortragen;" — zum Theil scheinen sie das Predigtschreiben zu einem besondern Erwerbzweig gemacht zu haben. Aber das scheint keinem Zweifel unterworfen zu seyn, daß darum, weil die Predigt zur Hauptsache gemacht worden ist, die Kirchen an manchen Orten fast leer gestanden haben und gewöhnlich von gebildeten Menschen wenig besucht worden sind. Einmal ist ja klar, daß bei dieser Annahme der ganze Gottesdienst von der Persönlichkeit des Geistlichen, von dessen Sittlichkeit, von dessen Eigenschaften und Gaben abhängt. Wenn derselbe ein un-

sittlicher, leidenschaftlicher, gemeiner Mensch ist: wie soll man von ihm heilige Wahrheiten, und die großen Lehren der Sittlichkeit vernehmen wollen? Die Wirkung ist verloren, wenn der alte Spruch auf ihn angewendet werden kann: thut nach meinen Worten und nicht nach meinen Werken! Wenn er hingegen keine Beredtsamkeit besitzt, keine Gabe der Entwickelung und Darstellung, keine gute und deutliche Stimme, keinen Anstand, keine Würde in Haltung und Bewegung: was soll die Menschen anziehen? was sie fesseln? Zweitens aber ist eben so klar, daß der Prediger, wenn ihm auch keineswegs schöne Gaben fehlen, doch dem gelehrten und gebildeten Mann selten etwas sagen kann, was dieser entweder nicht eben so gut wüßte, oder doch auf seiner Stube eben so gut, und mit mehr Bequemlichkeit, lesen könnte. Kommen nun aber drittens solche Künsteleien hinzu, als zu welchen die neueren Theorien manche Prediger verführt haben; kommen hinzu das Zieren und Winden auf der Kanzel, das geschmückte Reden, die theatralische Stellung, die wundersamen, herumreisenden Declamatoren abgeborgten, Geberden: wie ist es möglich, daß ein gebildeter Mensch so etwas Unwürdiges aushalte! Das Alles wird ganz anders, wenn die Predigt aufhört, Hauptsache zu seyn beim Gottesdienst, und wenn der Ausspruch des Heilands in Erfüllung geht: mein Haus soll ein Bethaus seyn. Alsdann wird auch der Streit seine Bedeutung verlieren: ob Gegenstände aus dem gemeinen Leben auf die Kanzel gehören, oder nicht? So lange die Predigt das Wichtigste bei dem Gottesdienst ist, so lange mag es frommen und gemüthreichen Menschen anstößig seyn, daß von der Politik, von den Kuhpocken, oder von der Stallfütterung auf der Kanzel geredet wird. Aber zu läugnen ist doch auch nicht: gerade solche Dinge liegen dem gewöhnlichen Menschen am nächsten; und warum

soll er nicht auf dem Wege zu Gott geführt werden, auf welchem er vielleicht am willigsten folgt?

Nicht minder vortrefflich ist die Ansicht des ministeriellen Schreibens, „daß Gleichförmigkeit der kirchlichen Gebräuche eine Hauptbedingung ihrer wohlthätigen Wirkung sey, daß der Willkühr des einzelnen Geistlichen hierbei so wenig als möglich überlassen bleiben, und daß eben darum die Liturgie so vollständig als möglich seyn müsse." — Das hat gewiß unendlich geschadet, daß jeder Geistliche auf seine Weise beten und taufen, das Abendmahl reichen und trauen durfte. Die menschliche Seele verlangt in geistlichen Dingen Bleibendes und Unveränderliches; der Wechsel verwischt und verweltlicht alle Gefühle. Der Heiland lehrte uns Ein Gebet: und seit achtzehn hundert Jahren ward es von unzähligen Millionen mit Andacht gesprochen, bis man in unserer Zeit durch Erklärung, Einschiebung und Umschreibung gleichgültiger gegen dasselbe gemacht hat. Unsere frommen Vorfahren hatten Ein Gebet, oder ein Paar, vor dem Essen und nach dem Essen, beim Schlafengehen und beim Aufstehen: und Keiner aß und Keiner schlief und Keiner verließ den Tisch oder das Bette ohne seine Seele in diesen Gebeten zu Gott erhoben zu haben; in unserer Zeit aber meinte man, es sey gut, Abwechselung hineinzubringen, damit das mechanische Sprechen der Gebete verhütet werde; und seitdem ißt man und schläft man, und denkt nicht an Gott. Ueber die s. g. Perikopen ist seit Jahrhunderten gepredigt worden, und die Kirchen konnten die Hörenden kaum fassen; denn ein Jeder wußte den Text des Tages auswendig und nahm zum Voraus Antheil, und verglich nachher diese Predigt mit der Predigt des vorigen Jahrs. Was geschehen ist, seit diese Perikopen nicht mehr genügt ha-

ben, das wissen wir Alle. — Wieviel könnte man anführen, um zu zeigen, wie das Bleibende die Seelen erquickt und auch die Menschen an einander knüpft! Ich erlaube mir aber nur Folgendes anzuführen. Bei der Taufe meines ersten Kindes wurde ich im tiefsten Herzen ergriffen von den Gebeten, welche der Geistliche würdig und schön sprach. Am lebendigsten blieben in meiner Seele aus einer Anrede an das Kind, die Worte: „der Gott, der Dich in's Leben rief, und Der Dir einst wird sterben heißen u. s. w." Nun ließ ich abermals taufen. Da forderte mein Herz diese Worte wieder; ich möchte sagen, es schmachtete nach ihnen. Aber der Geistliche hatte eine andere Formel gewählt; diese mochte an sich vortrefflich seyn: sie war aber ungenügend für mich, und stillte nicht die Sehnsucht meiner Brust. — Also sey die Liturgie vollständig, aber nicht mannichfaltig; jede religiöse Handlung sey an Eine Form so gebunden, wie das Abendmahl oder die Taufe, kräftig, einfach, erhaben! 1)

Auf diese Weise wird das Meiste erreicht werden.

1) Beiläufig sey zu bemerken erlaubt, daß mir gereimte Gebete immer besser gefallen haben, als ungereimte. Ein Gebet ist schwer zu machen und schwer zu sprechen. Der Reim bewahrt vor manchen unschicklichen Ausschweifungen und versöhnt durch seinen Wohlklang das Ohr mit der Stimme und der Art des Redenden; auch möchte er die Aufmerksamkeit mehr reizen. Ich selbst kann gestehen, daß mich ein kurzes gereimtes Gebet, das der Prediger am Schlusse der Predigt sprach, oft mit mehr Andacht erfüllt hat, als die ganze Predigt; und ich glaube bemerkt zu haben, daß die Stille niemals größer ist, als bei solchen gereimten Gebeten.

Damit ich aber nun doch auch etwas vorschlage, was mitwirken könnte zur Beförderung einer ächtreligiösen Gesinnung, möchte ich Folgendes hinzufügen.

Zuerst muß ich bekennen, daß ich an eine schnelle Rückkehr zur Religiosität nicht besonders glaube. Man hat Beispiele von Bekehrungen; das gebe ich zu; aber selten sind sie gewiß; und was bei einzelnen Menschen geschehen mag, das läßt sich nicht eben so leicht bei einem ganzen Geschlecht ausführen. Ein Heuchelvolk wollen wir doch nicht werden, und mit uns selbst Mummerei treiben? Also wäre ich der Meinung, man müsse seine Hoffnung auf die Kinder stellen, oder auf das Geschlecht, welches auf uns folgen wird. In diesen, denke ich, muß man eine Ueberzeugung zu gründen suchen, nach welcher sie deßwegen gern leben mögen, weil sie für dieselbe zu sterben bereit sind. Solch' eine Ueberzeugung, die sie im Leben überall bewährten, möchten sie aber schwerlich erlangen, wenn nicht die ganze Jugend, ohne Ausnahme, auf gleiche Weise für die Wahrheiten der Religion gewonnen und begeistert und zu Einer religiosen Ansicht geführt wird. Dem öffentlichen Gottesdienst und mit ihm, wenn ich so sagen darf, der staatsbürgerlichen und volksthümlichen Religiosität, ist es gewiß sehr nachtheilig gewesen, daß die s. g. gebildeten Stände ihren Kindern eine bloß häusliche Erziehung haben geben dürfen. Der eigentliche Unterricht mag vielleicht im Hause gegeben werden können; aber wenn die Erziehung bloß häuslich ist, so wird der Mensch selten den Sinn für's Gemeinsame gewinnen, der ihm nothwendig ist, den Sinn für Volk und Vaterland, und in der Religion im Besondern wird er, man möchte sagen, seine besondere häusliche Ansicht haben, nach welcher er sich dem öffentlichen Gottesdienste gerne entzieht, und mit welcher er

oft an Andere, zu gegenseitigem Nachtheil anstößt. Vom zehnten Jahre an sollten die Kinder ohne Unterschied eine öffentliche religiose Erziehung erhalten.

Zweitens halte ich dafür, daß die Religion, so viel es die Grundsätze des Christenthums gestatten, mit dem staatsbürgerlichen Wesen verschlungen und verwebt würde. Dieses möchte zum Theil erreicht werden können, wenn einmal Alles, was der Staat thut und unternimmt, mit einem öffentlichen Gottesdienste begonnen und geendigt, und jedes Staatsbürgerliche an das Göttliche geknüpft würde; und wenn zweitens von jedem Staatsdiener, er mag der erste oder der letzte seyn, verlangt würde, daß er den öffentlichen Religionsgebräuchen eben so gut Genüge thue, als den öffentlichen Sitten. Wenn Derjenige, der gegen die Moral öffentlich sündigt, jedes Staatsdienstes unwürdig seyn kann, warum sollte es Derjenige nicht seyn, der öffentlich sündigt gegen die Religion? Es ist in mehreren, vielleicht in allen christlichen Staaten in der That vorgeschrieben, daß ein Jeder sein Kind vor Ablauf einer bestimmten Zeit taufen lassen solle; zur bürgerlichen Ehe wird unter uns die kirchliche Trauung erfordert: würde es inconsequent seyn, wenn man auch die übrigen religiosen Bräuche und Symbole beachtete?

Drittens würde es nicht unwichtig seyn, wenn jede religiose Handlung, Nothfälle ausgenommen, nur in der Kirche vollzogen werden könnte, wie Taufe, Abendmahl, Trauung. Die Hoffahrt der Laien und die Nachgiebigkeit und die Gewinnsucht der Geistlichen haben veranlaßt, daß man eine Ehre darein gesetzt hat, im Hause zu vollziehen, was nur in der Kirche würdig vollzogen werden kann. So weit ist es gekommen, daß nur arme Leute oder ge-

meines Volk an heiliger Stätte die Taufe verrichten, oder sich trauen läßt. Dadurch aber hat man sich nicht bloß vom Volke ungeziemend abgesondert, sondern man hat sich auch gewöhnt, die Kirche mit Gleichgültigkeit zu betrachten, und als einen Ort, der sich vom gemeinen Hause durch nichts unterscheide, als durch größere Unfreundlichkeit. Es ist natürlich, daß die Stelle, auf welcher sich die größten oder theuersten Verhältnisse des Lebens ereignen, eine besondere Heiligkeit erhalte, und daß wir an Stellen kalt vorübergehen, die uns an nichts Bedeutendes erinnern. Als die Kinder in der Kirche getauft wurden, da war der erste Gang der Mütter nach den Wochen in die Kirche, um Gott zu danken für die Gnade, die sie erfahren hatten; jetzt da die Kinder im Hause getauft werden, danken die Mütter Gott allenfalls im Hause, ihr erster Gang aber ist etwa auf den Tanzsaal, zum Conzert oder auch zum Thee.

Viertens aber möchte heilsam seyn, daß man den Kirchen mehr Aufmerksamkeit schenkte, sie reiner erhielte und freundlicher, und ihnen überhaupt das Gefällige und Würdige gäbe, dessen sie fähig sind. Das scheint sowohl der Zweck zu fordern, zu welchem sie bestimmt sind, als das natürliche Gefühl derer, die sie besuchen sollen. Es ist doch ein Gräuel, daß man zuweilen auf den Gedanken kommt, die Kirche sey das unsauberste und verfallenste Gebäude an einem Orte! Welchen Reiz kann das große, kalte Haus haben, dessen Fußboden ausgetreten und ausgewühlt ist, dessen Sitze bestäubt und wankend sind, und dessen Wände, mit Spinngewebe und Schmuz überzogen, das Auge noch mehr beleidigen würden, wenn nicht zum Glücke die blinden Fenster das Licht abhielten? Ist das ein Aufenthalt für eine große Gesellschaft von Menschen, die doch nicht immer im Sack und in der Asche Buße thun, sondern die

auch Lob-, Dank- und Freudenlieder anstimmen wollen zu ihrem Gott?

Fünftens dürfte nicht weniger wichtig seyn, die Menschen von Jugend auf daran zu gewöhnen, daß man einen heiligen Boden betritt, wenn man den Fuß in die Kirche setzt, und daß besonders während des Gottesdienstes auf strenge Zucht und Ordnung, durch öffentliche Aufseher, gehalten würde. — Wenn die Kirchen — an gewöhnlichen Tagen — offen stehen, zum Durchgange dienen, etwa um die Wege abzukürzen, oder von den Kindern zu Tummelplätzen gebraucht werden können: wie sollen die Menschen an Festtagen mit einem andern Gefühle die Kirche betreten, als welches sie auf der Straße haben, oder auf dem Markte? Ja, sollte die Erinnerung an irgend ein größeres oder kleineres Abenteuer, das man an dieser Stelle erlebt hat, und das mit der gegenwärtigen Feier in einem sonderbaren Gegensatze steht, nicht der Andacht des Herzens schaden, oder sie vielleicht ganz zerstören? Also sey die Kirche verschlossen; nur mit entblößtem Haupte, leise und still, müsse man sie betreten! — Wenn man aber, ablegend die gewohnten Vorstellungen, während des öffentlichen Gottesdienstes, in die Kirche kommt: kann man glauben, daß diese Versammlung in dem Sinne vereinigt sey, in welchem der Heiland gelebt und gelehrt hat? Die Verhältnisse des Lebens trennen die Menschen von einander, und stellen diesen hoch und jenen tief: in der Kirche aber, wo Alle von Einem Gefühle durchdrungen seyn wollen, sollten doch die Ketten fallen, die das gewöhnliche Leben binden, und der Mensch sollte als des Menschen Bruder erscheinen, Eines Heils bedürftig, Einer Erlösung theilhaftig, Eines Gottes Kinder. Nun aber, wie stellt sich die Gemeine dar? Zunächst fällt eine mannichfache

Sonderung auf: Vornehme und Reiche haben ihre eigenen Stellen, eingeschlossen, vorspringend, auf besondere Art, nach eigenem hohen Geschmacke, verziert, das Ganze der protestant. Kirchen abscheulich verunstaltend, während der gemeinere Haufe seltsam gemischt untereinander sitzt, und in den Gängen junge Herren mancher Art erscheinen; auch haben wohl ganze Collegien und Behörden ihre besonderen Plätze, gleichsam als wollte man dem lieben Gott begreiflich machen, daß hier gar verschiedene Menschen vor ihm erschienen, die er nicht verwechseln müßte. Achtet man ferner auf das, was die einzelnen Theile der Versammlung thun und treiben, so fällt Folgendes auf. Der Haufe läßt seine Stimme die mächtigen Töne der Orgel verstärken, und sitzt übrigens ruhig und etwas leidend; dagegen aber legt sich hier ein vornehmer Herr weit über das Geländer vor, und fängt mit schreiender Stimme vorlaut jeden Vers an, wie wenn er den lieben Gott oder die Gemeine auf seine ansehnliche Person aufmerksam machen wollte; dort dehnt sich ein Anderer in seinem weichgepolsterten Armstuhle behaglich au und scheint Anstalt zu einem angenehmen Schläfchen während der Predigt zu machen; hier möchte man, wenn man die Umgebung nicht gewahrte, ein Conversationszimmer in einem Gasthause vermuthen, so lustig wird geplaudert und gelacht; dort betrachten die jungen Herren durch scharfe Gläser die zierlich und züchtig erscheinenden Fräulein und Frauen und zischeln sich lachend ihre Bemerkungen zu, alter Abenteuer, wie es scheint, eingedenk, und auf neue sinnend. Inzwischen geht es ab und zu, und Mägde und alte Weiber kommen mit schreienden Kindern und stören die Andacht der christlichen Gemeine. — Gott, wenn Doctor Luther in eine solche Versammlung träte: würde er umhin können mit dem Flammenschwerdte des Worts so drein zu schlagen, daß Keiner ohne Schmerz

und Wunden bliebe! — Ich sollte meinen, in der Kirche wären wir Alle gleich; wie wir mit Einem Geiste getauft sind, wie wir von Einem Brode essen und aus Einem Becher trinken, so sollte Jeder Unterschied aufhören, und der Mensch neben dem Menschen kindlich zum allgemeinen Vater beten. Die Kirche, anständig und reinlich überall, sollte Allen angehören; den ersten Platz sollte erhalten, wer ihn zuerst betritt, und den zweiten der Folgende; Männer und Frauen jedoch sollten getrennt seyn, um die gewohnten Verhältnisse des gemeinen Lebens an heiliger Stätte zu zerreißen. Alsdann aber sollte jede Unanständigkeit, wie Plaudern und Lachen, Zischeln und Beäugeln, Kindergeschrei und Getappel, durch angestellte Kirchendiener aufs strengste verhütet werden. Nur einige Beispiele, daß die, welche vergessen können, wo sie sind, hinausgeführt werden, und bald wird Ordnung und Anstand seyn.

Endlich möchte ich noch über die Geistlichen reden, über ihr Leben, ihre Art und Verhältniß zum Staate und dessen Dienern. Aber das möchte in wenigen Worten kaum geschehen können. Wollen Sie? so gebe ich darüber gelegentlich einen eigenen Aufsatz. Diesen aber schließe auch ich mit den Worten des Apostels: prüfet Alles, und das Beste behaltet!"

VIII.

Das Fest aller Teutschen.

Am 18. und 19. October 1814.

Die heiligen Tage, an welchen durch die großen Schlachten bei Leipzig Teutschland von dem Joche schmachvoller Sclaverei erlöset und die Selbständigkeit aller Europäischen Staaten gegen hereindrohende Knechtschaft gerettet worden ist, sind zum ersten Male wieder gekehrt, und sie sind von allen Teutschen mit einem so frommen Jubel begrüßt und mit einer so erhabenen Festlichkeit gefeiert worden, daß wir den kühnsten Glauben an unser Volk hegen und die größten Hoffnungen auf dasselbe setzen dürfen. Auf allen Teutschen Höhen [1]) haben große Feuer gebrannt [2]): als Beweise der Freude, der Hoffnung und des Aufwärtsstrebens Derer, die sie angezündet hatten; als leuchtende Zeichen für andere gute Söhne des Vaterlandes, um sie mit Vertrauen zu erfül-

1) Das heißt, auf allen Höhen, an welchen wirklich Teutsche wohnen.

2) Von Jena aus konnte man längs des Saalgrundes und hier und dort in das Land hinein mehrere Hundert Feuer sehen. — Vor 8 Jahren hatte Napoleon auf dem s. g. Landgrafenberge seine Beiwacht vor der Schlacht bei Jena. Schmeichelei und elender Knechtsinn nannten seitdem diesen Berg den Napoleonsberg, und der g. HR. E** in Jena suchte diese Benennung und das Jahr (1806), in welchem er jenen unglückseligen Sieg erfocht, durch ein lateinisches Chronostichon zu verewigen, das Kenner bewundert haben. Auf derselben Stelle nun, auf welcher jene Beiwacht

len, und ihnen die Zuversicht zu geben, daß sie auf die Brüder rechnen dürfen, wie im Glücke, so in jeglicher Noth; als freundliche Versuche, die schlechten Seelen auszubrennen und die kalten zu erwärmen, die sich in selbstsüchtiger Verstocktheit zu den großen Gefühlen des Volks für Vaterland und Freiheit nicht erheben können; als drohende Warnung endlich für den alten argen Feind, wenn er sich etwa in seiner Raubgierde und Verblendung noch einmal gelüsten lassen könnte, den Teutschen Boden zu betreten. In diesen Flammen hat sich der Geist des Vaterlandes gezeigt, ihm selbst zur Lust, den Feinden zum Schrecken [3]). In vielen Städten, ja in vielen Dörfern, hat das Geläute aller Glocken die große Feier des Tags verkündigt. Es ist Gottesdienst gehalten, hier in den Kirchen, dort unter freiem Himmel, und fromme Lieder des Preises und Dankes sind überall mit voller Seele gesungen worden. An einigen Orten ist der Landsturm feierlichst beeidet; Waffenspiele aller Art haben Statt gefunden und hin und wieder hat das Geschütz darein gedonnert. Auch an Saitenspiel, an Tanz, und andern Lustbarkeiten hat es nicht gefehlt!

war; brannte jetzt ein herrliches Weißfeuer und flammte weit in die Welt hinaus, die Schande der Schmeichler verkündend und den Fall des Abgottes der Erde! Um Weimar her sah' man vom hohen Ettersberge fast ganz Thüringen in unzähligen Freudenfeuern brennen.

Zusatz vom Herausgeber.

3) Daß die Teutschen Feuer den Franzosen keineswegs gleichgültig gewesen sind, beweiset ein Artikel in der Allgemeinen Zeitung aus Straßburg Num. 300. Man hielt sie für Zeichen des Landsturms und gerieth in Besorgniß und Angst.

Zus. v. H.

Aber die Beschreibung der Festlichkeiten können wir den Zeitungen überlassen, uns sey nur vergönnt, ein Paar Betrachtungen hinzuzufügen.

Schon als ein Fest aller Teutschen würde die Feier eben so merkwürdig als erfreulich seyn; aber recht bedeutend wird dieselbe erst durch die Art, wie sie zu Stande gekommen ist. Die Feier nämlich ist im eigentlichsten Sinn aus dem Volke hervorgegangen; was geschehen ist, das ist, mit wenigen Ausnahmen, durch den eigensten und freiesten Trieb des Volks geschehen. Nur wenige Regierungen haben die herrliche Gesinnung des Volks benutzt, und das tiefe Gefühl in Anspruch genommen. In den freien Städten haben sie sich vortrefflich gezeigt; einige andere haben sich angeschlossen; viele sind kalte, vielleicht mißbilligende Zuschauer der allgemeinen Freude gewesen, und einige haben die Bezeugung theils verschoben, theils geradezu unterdrückt. In Baden z. B. hat man — nach öffentlichen Blättern — geschehen lassen, was man nicht wohl verhindern konnte, und das Volk hat sich um die Lauheit der Regierung nicht bekümmert. In Württemberg hat die Regierung jede Feier, wie behauptet wird, verboten und das Land hat kalt dagelegen und finster, als ringsumher die Berge flammten und glüheten. Das scheint indeß erklärlich. In den großen Tagen, in welchen die Freiheit der Welt glorreich erkämpft wurde, standen Baden und Würtemberg noch auf der Seite des Unterdrückers. Die Griechischen Staaten, die bei Platää kein Grab aufzuweisen hatten, weil sie nicht gegen die Perser für die allgemeine Befreiung Griechenland's im Kampfe gestanden, fühlten einen ungeheuern Schmerz, als diese Befreiung ohne sie errungen war. Solch' einen Schmerz fühlte

vielleicht die Badensche und Württembergische Regierung. In demselben mögen sie eine solche Feier nicht recht passend gefunden haben. Und wenn es auch wahr ist, daß Alle erlöset sind, obgleich nur Einige für die Rettung gestritten und geblutet haben, und wenn eben deßwegen, ungeachtet dieses traurigen Verhältnisses, eine Feier aller Teutschen, obgleich nicht mit Einem Gefühle, doch in Einem Sinne gar wohl hätte Statt finden können: so begreift man doch, wie die Regierungen haben ungewiß seyn mögen, was zu thun wäre; es ist wenigstens nicht eben nothwendig, vorauszusetzen, daß sie die Regung des vaterländischen Geistes haben unterdrücken wollen. Weniger begreiflich ist hingegen, warum in Baiern die Feier untersagt worden ist, wie doch geschehen seyn soll; denn die Baiern hatten ja schon die Teutsche Sache ergriffen, und wenn sie auch nicht bei Leipzig für Teutschland's Freiheit geschlagen haben, so haben sie doch im Geiste der Leipziger Tage bald rühmlich nachgehohlt, was ihnen dort nicht vergönnt war. Endlich ist Hannover seinen eigenen Gang gegangen. Am 18. October ist der Sieg bei Leipzig erkämpft; am 25. October hat Georg III. vor 53. Jahren den Thron bestiegen. Also hat die Hannöverische Regierung die Feier auf den Sonntag, den 23. October, angeordnet. Hierdurch hat sie nun freilich einen Arbeitstag für die Hannoveraner gewonnen; auch hat sie, wie man im gemeinen Sprichworte sagt, zwei Fliegen mit Einer Klappe geschlagen: aber zugleich hat sie etwas Zweideutiges, zwischen Teutschland und England Schwebendes, gezeigt; sie hat die Hannoveraner von ihrem Volke getrennt, und vergessen, daß lahm ist, wer auf beiden Seiten hinkt. Indeß haben einzelne Städte und Ortschaften, es haben einzelne Gesellschaften und Familien überall die Erlösungstage feierlich begangen, und

also den Teutschen Volkssinn, den Regierungen seltsam gegenüberstehend, schön bewährt.

Diese Staaten aber, Baiern und Hannover, Baden und Würtemberg sind die bedeutendsten in Teutschland, und einige andere haben nicht minder Ungewißheit gezeigt, Unentschlossenheit, Zweideutigkeit. Also kann man mit dem vollsten Rechte sagen: was geschehen ist, das ist vom Volke geschehen. Ein Teutscher Mann ist aufgetreten, und hat nur das Wort gesprochen, wie man feiern soll; und auf dieses Wort ist der Geist hervorgetreten, der das ganze Volk ergriffen hat. Also hat sich der Spruch des Dichters bewährt:

Wenn Einer: Vorwärts! rufet,
Sogleich sind Alle hinter drein!

Das ist ein eben so großes, als erfreuliches Zeichen der Zeit; und die Regierungen würden wohl thun, sich mit dem Volke zu verbinden, da sie seinen Geist sehen.

Bedenkt man aber zugleich die Umstände, unter welchen die Feier begangen ist: so erhält dieselbe vielleicht noch einen größern Werth und einen tiefern Sinn. Was ist denn bis jetzt gewonnen für unser Volk? und welche Aussichten hat unser Volk auf eine bessere Zukunft? Das fremde Joch ist zerbrochen, und das ist unendlich viel, weil damit die Möglichkeit eines freien und ehrenwerthen Lebens gegeben ist; übrigens ist Alles in höchster Ungewißheit; die Nachwehen voriger Leiden dauern schrecklich fort. Hart liegt die Last des Lebens auf den gebeugten Menschen; wenig Tröstliches bietet sich dar, und nichts ist sicher als der Volksgeist, der sich in den Flammen gezeigt, und das Volksgefühl, das auf allen Teutschen Hö-

hen geglänzt hat. Und eben deßwegen hat jeder Einzelne, der wirklich Teutsch denkt und das Vaterland sucht und liebt, mit solchem frommen Jubel die leuchtenden Berge begrüßt, und sich durch jedes Feuer, das durch die Nacht brach, gehoben, und gestärkt und getröstet gefühlt.

Aber eben deßwegen sollen auch diese großen Tage, so oft sie jährlich wiederkehren, von allen Teutschen begangen werden, und sie sollen auf dieselbe Weise begangen werden, wie dieses Mal, weil diese Weise am Besten die Guten offenbart und die Schlechten. Volksfeste sollen sie seyn, und von Allen, die zum Volke gehören, mit dem Volke gefeiert werden, und nicht in abgeschlossenen Gesellschaften, nicht in geheimen Winkeln, nicht von einzelnen Haufen, wie Rang, Stand oder Beschäftigung die Menschen trennt. In der Sprache des Volks soll zum Volke reden, wer die Kraft des Worts zu gebrauchen weiß, und den Geist des Volks hat. Vom Volke soll man reden, von Teutschland's Größe, von Teutschland's Unglück, von Teutschland's Herrlichkeit, und von dem, was jenes Unglück erzeugt hat, und diese Herrlichkeit herstellen, gründen, sichern kann; keineswegs aber soll man sprechen von einzelnen Fürsten, Gauen, Stämmen, und am wenigsten von Griechen oder Römern. In den Kalendern soll das Fest Aller Teutschen roth bezeichnet werden, auf daß es auch in dem kleinsten Ort im Andenken bleibe. Und wenn es dann wirklich ein Fest Aller Teutschen in dem Sinne wird, daß Die, welche es feiern und Teutsch sprechen, auch Teutsche sind in Gesinnung und Art: so kann Teutschland mit kühnem Vertrauen auf die Anschläge der Mächtigen auswärts und daheim blicken, und seiner Freiheit und seiner Größe gewiß seyn, so lange diese Tage mit dem Geiste begangen

werden, mit welchem sie dieses Jahr gefeiert sind. Aber wenn auch die Ungewißheit dieser Zeit, der Drang und die Noth, die noch fortdauern, dieses Mal die Ausschließung einzelner Teutscher Staaten verzeihlich machen möchte: so wird hoffentlich künftiges Jahr keine Regierung dem Volkssinne Fesseln anlegen wollen. Denn Alle sollen sich des alten Spruchs eines heiligen Buchs erinnern: „Verflucht sey, wer sich von seinen Brüdern sondert; seine Seele soll ausgerottet werden aus der Gemeine und alles Volk soll sagen: Amen!“

G. L. W.

IX.

Ueber die Beilage zu Nro. 128 des Rheinischen Merkurs.

In der angezeigten Numer wird von einem Ungenannten gegen den ersten Theil meiner Abhandlung: über die künftige Teutsche Verfassung behauptet: es sey darin von mir die Willkühr der Fürsten und ihrer Regierungen in Schutz genommen worden, denn ich hätte mich gegen die Reichsgerichte und gegen die Landschaften erklärt. Diese seine Behauptungen sucht er vorzüglich durch Beispiele aus dem Coburg'schen Lande zu erläutern; und es erscheint aus dem ganzen Aufsatze sehr deutlich, daß er eigentlich gegen die Coburg'sche Regierungsweise aufzutreten, nur Gelegenheit gesucht habe.

Auf die angebrachten Beispiele dient zur Antwort: beinahe Alles das, was er aus der Zeit der Kretschmann'schen Verwaltung anführt, fällt in die Zeit, wo die Altteutsche Reichsverfassung noch ganz aufrecht stand, und trifft also meine Behauptung: daß während der Rheinbündischen Verfassung die Fürsten sich keine Ungerechtigkeiten gegen ihre Unterthanen erlaubt hätten, gar nicht, sondern müßte sie eher bestärken. Der Ungenannte scheint aber zu unsern Fürsten und ihren Regierungen überhaupt gar kein gutes Zutrauen zu haben, was bei mir der entgegengesetzte Fall ist. Wenn er ferner versichert, daß das Coburg'sche und Saalfeld'sche Land es einigen Dienern und vorzüglich mir zuschreibe, daß diese Landschaften nicht mehr wirksam seyen, so möchte ihm nun doch wohl der Beweis davon schwer zu führen werden. Indessen da er gegen meinen Fürsten noch so viel Gerechtigkeit ausübt, daß er demselben seine Gerechtigkeitsliebe nicht abspricht, so dürfte und müßte er sich nur, wenn er sich dazu befugt findet, an diesen wenden, um sich Beruhigung zu verschaffen. Ich kann dem Ungenannten versichern, daß mich als Geschäftsmann nichts drückt; daß ich aber auch als solcher gar keine Verbindlichkeit, weder rechtlich noch sittlich fühle, Jedem der mich öffentlich und überdies ungenannt überläuft, Rede und Antwort zu geben; die bin ich als Geschäftsmann nur meinem Fürsten und dem Staate schuldig, dem ich zu dienen die Ehre habe. Aber als Gelehrter, als Schriftsteller ist es etwas ganz Anderes, da muß ich Rede stehen in dieser freien Republik; und das will ich auch dem Ungenannten. In der Gelehrtenrepublik ist freier, aber redlicher Verkehr der Gedanken die erste Bedingung. In allen den Untersuchungen, die ich dem Publikum mitgetheilt habe, wollte und suchte ich nur das Wahre und Gute; und daher

habe ich auch niemals Scheu getragen, meinen Namen beizusetzen, Recensionen ausgenommen. Kein Pro steht fest und sicher, wenn das Contra nicht auch untersucht ist. Den Schaden muß man bei politischen, wie bei chirurgischen Operationen sondiren. Ein Gegner ist daher kein Unglück. Nur muß er auch redlich zu Werke gehen; er darf nicht einzelne Sätze aus dem Zusammenhange reißen, er muß das Ganze, die Hauptidee auffassen.

Hiernach habe ich den Ungenannten zuerst zu fragen: warum er nur den ersten Theil meiner Abhandlung und nicht auch den zweiten abwartete? Wenigstens zu der Zeit, da sein Aufsatz dem Rheinischen Merkur beigelegt wurde, war schon lange das dritte Stück des II. Bandes der Nemesis erschienen. Ich sollte glauben, daß die zweite Hälfte meiner Abhandlung ihm manche Besorgniß schon hätte heben müssen. Ein Prediger der Willkühr in dem heiligen Geschäfte der Völkerregierung habe ich nicht seyn wollen; ich würde mich geschämt haben vor mir selbst, und ich würde geglaubt haben, die edeln Teutschen Fürsten auf die schnödeste Weise zu beleidigen. Ich habe im Gegentheil geglaubt, es wagen zu dürfen, diesen edeln Fürsten vorzuschlagen, der Willkühr noch festere Schranken entgegen zu setzen, als in den vorigen Verfassungen. Aber waren denn Reichsgerichte und Landschaften die einzigen, die sichern und die wahren Schranken?

Ich hege die Ueberzeugung fortwährend, daß das wahre Wohl unsers Teutschen Vaterlandes am sichersten dadurch mit begründet werde, wenn der Zunder zu Uneinigkeiten und Streitigkeiten der Fürsten unter sich, und der Fürsten mit ihren Unterthanen ganz vernichtet werde.

Um dahin zu gelangen, habe ich vorgeschlagen, daß in dem künftigen Reichsgrundgesetz

1) einem jeden Reichsstande der Bezirk seiner Länder bestimmt und zugesichert werde;

2) daß alle, in der Rheinbundsacte bereits aufgehobenen Staatsdienstbarkeiten ferner aufgehoben verbleiben, wo alsdann jedes Teutsche Fürstengebiet von fremdem Einflusse frei und wohlthätig handeln kann.

Auf diese Weise könnten nur sehr wenig Streitigkeiten unter den Fürsten selbst entstehen, für deren Entscheiduug der Reichstag sorgen würde.

Um die Streitigkeiten zwischen Fürsten und Unterthanen zu vernichten, habe ich vorgeschlagen:

1) daß alle Teutsche Länder nach einerlei Gesetzen gerichtet, daß diese Gesetze auf dem Reichstage entworfen, und daß sie von diesem als allgemein geltend ausgesendet werden möchten;

2) daß alle Steuerfreiheiten ferner aufgehoben blieben; daß

3) aber auf dem Reichstage bestimmt werde, welche Staatsausgaben durch die Steuern, welche durch die Domänen und Regalien bestritten werden sollen;

4) daß in Ansehung der Regalien eine höchste Bestimmung gegeben werde, was darunter zu rechnen sey, damit dem Unterthan nicht in seinem Eigenthum zu nahe getreten werde;

5) daß, da Fürsten aber Menschen blieben, Vorkehrungen getroffen werden müssen, daß das Ganze nicht aus dem Geleis komme, daß die Verfassung erhalten und Recht gehandhabt werde; dazu wurde vorgeschlagen, daß die Justiz im Lande gut hergestellt, der Staatsdiener ohne rechtliche Untersuchung und fremdes Erkenntniß seiner Dienste nicht entsetzt, ein offenes Verfahren und Preßfreiheit eingeführt, und einem Ausschusse rechtlicher, einsichtsvoller Männer die Aufsicht über Erhebung und Verwendung der Steuern übertragen werde.

Heißt dieses nun den Regierungen Willkühr predigen? Kein Unbefangener wird dieses behaupten. Und ebensowenig wird ein Unbefangener finden können, daß ich durchaus Reichsgerichte und Landschaften verworfen hätte. denn

1) in Ansehung der Reichsgerichte, habe ich vorgeschlagen, die wenigen Streitigkeiten, die noch unter den Fürsten vorfallen können, auf dem Reichstage entscheiden zu lassen; dies würde ja nichts anders als ein Reichsgericht seyn; ein Reichsgericht ist doch dasjenige Gericht, vor welchem die sämmtlichen Fürsten des Reichs Recht geben und nehmen. Ich habe dabei aber bemerkt, daß man nicht wünschen könne, das ehemalige Reichsjustizwesen wieder in seiner vorigen Form hergestellt zu sehen. Ich habe aufmerksam auf die vorigen Mängel gemacht. Besonders müßte ein solches Gericht nicht bloß für die mindermächtigen, sondern auch für die mächtigern Stände des Reichs bestellt seyn, und ein solches Gericht dürfte der Schmach nicht ausgesetzt seyn, deren in Winkopp's Rheinbund [1]) gedacht wird, daß nämlich öfter

1) S. III. Band S. 339.

bedrohliche Schreiben von Ministerien mächtiger Kurfürsten an die Reichsgerichte erlassen, und besonders in denen an das Kammergericht, mit der Einbehaltung der Kammerzieler gedroht worden. Daß die Unterthanen ihre Landesherrn vor den Landesgerichten verklagen, kann nicht für gefährlich angesehen werden, sobald die Gerichte gerecht und sicher hergestellt sind. Schon nach dem ureigenen Geiste des Teutschen fand dies Statt; denn von den gewillkührten Austrägen konnte nicht nur der Fürst von dem ebenbürtigen Fürsten, sondern auch von einem Geringern belangt werden, und im letzteren Falle setzte der beklagte Fürst von seinen eigenen Räthen fünf adeliche und vier gelehrte zur Entscheidung der Sache als Richter nieder. Aber auch zwischen Fürsten und Unterthan könnten nach meiner Ansicht wenige oder gar keine Streitigkeiten Statt finden; sollten diese wenigen Streitigkeiten aber gleichwohl vor einem allgemeinen Reichsgericht angebracht werden, so dürften keine Ausnahmen Statt finden, alle Reichsfürsten müßten von ihren Unterthanen dort belangt werden können, denn sonst wäre es kein Reichsgericht.

2) In Ansehung der Landschaften sind nach meiner Ansicht die beiden Hauptgegenstände, womit Landstände sich beschäftigen, Gesetzgebung und Steuerverwilligung in die Hände des Reichstags sicherer gelegt worden; damit aber die Aufbringung und Vertheilung der Abgaben am mindesten drückend für den Unterthan geschehen, und damit die Verwendung auf das Gewissenhafteste bewirkt werde, habe ich dazu die Bestellung eines Ausschusses rechtlicher, einsichtsvoller Männer in Vorschlag gebracht. Ich glaube, man kann den Landständen keinen ehrenvollern Namen beilegen. Auf diese Weise wären die Geschäfte der Landstände versorgt worden. Ich habe da-

het keineswegs im Allgemeinen die Landstände aufgehoben wissen wollen, sondern nur daran erinnert, daß die landschaftliche Verfassung, so, wie sie in Teutschland war, für die jetzige Zeit nicht nützlich sey; und die Worte: so wie sie in Teutschland war: habe ich den blöden Augen zum Besten mit gröberer Schrift drucken lassen.

Man mag nun das mächtige Mittel, das künftig die Verfassung der Teutschen Länder im Geleise halten soll, auf die angegebene Weise bestimmen, oder durch eine ständische Verfassung zu erhalten suchen, so bleibt doch auch im letztern Fall nothwendig, daß man den ernsten Willen haben muß, die Sache besser zu machen, als sie war. Um dies zu können, ist es nothwendige Bedingung, daß man unbefangen die vorige Verfassung in allen ihren Theilen untersuche, und sich ihre Mängel nicht selbst verheimliche. Es ist sehr weit bös, wenn man das Sondiren des Schadens nicht mehr vertragen kann. Ich habe in dem, von dem Ungenannten ebenfalls sehr übel aufgenommenen, Aufsatze über Teutsche Landstände in Winkopp's Rheinischem Bund einen Versuch gemacht, die Mängel der alten Verfassung aufzustellen. Man prüfe diese, und stellt man mir eben so viele Tugenden dagegen auf, so bin ich jeden Augenblick zum Widerruf erbötig. Kann man dies aber nicht, so suche man eine feste, in allen Teutschen Staaten gleichgeltende, auf das Wohl der Länder berechnete ständische Verfassung zu erbauen, und man wird sich ewiges Verdienst erwerben. Mit einer solchen würde es unmöglich gewesen seyn, daß Debitcommissionen erschienen, daß Brühl's Regierung das gesegnete Sachsen in's Verderben geführt. Wozu Landschaften, wenn sie da nicht helfen? Aber ständische Verfassungen, die auf einem unsichern, zweideutigen Herkommen beruhen, das jeden Au-

genblick in Zweifel gezogen werden kann, das nur vollen Markt verderblicher Processe für die Fiscale der Fürsten und für die Consulenten der Landschaften bereitet, wo nicht fest bestimmt ist, was Jeder soll und darf, wo jeder Theil nur immer darauf lauert, den andern Theil zu bevortheilen, — solche Verfassungen sind mir ein Gräuel. Und nun möge der Unbefangene die Vorwürfe des Ungenannten beurtheilen; ich habe von diesem Urtheil nichts zu befürchten. Ich würde selbst darauf gar nicht geantwortet haben, wenn es nicht eine mir sehr heilige und unverletzliche Sache gegolten hätte.

Gruner.

X.

Eine Recension der Nemesis.

Mit Prologus, Anmerkungen und Epilogus.

Prologus

empfiehlt, mit Reverenz, die Sprüche Salomons Kap. 26. V. 3, 4 und 5.

Die Jenaische Allgemeine Literatur-Zeitung bringt in ihrer 203. und 204ten Numer eine Recension der fünf ersten Stücke der Nemesis. Wir glauben den Lesern derselben ein kleines Vergnügen zu machen, wenn wir sie ihnen gleichsam als eine Dessert-Schüssel aufsetzen, und nur durch einige Anmerkungen zu würzen und etwas schmackhafter zu machen suchen. Wegen des Urhebers derselben kann Niemand zweifelhaft seyn, da ihr sein famöser Stempel zu deutlich

aufgedrückt ist. Von ihm ist wiederhohlt in der Nemesis die Rede gewesen. Es ist Herr C. L. v. W., und seine Recension lautet wie folgt:

* * *

Weimar, im Verlage des Industrie-Comptoirs: Nemesis. Zeitschrift für Politik und Geschichte. Herausgegeben von Heinrich Luden, Hofrath und Professor der Geschichte zu Jena. Erster Band. Mit Kupfern und Charten. 555 *S.* 8. *Zweiten Bandes erstes Stück.* 157 *S.* 1814.

Geht man von einem so gediegenen Juristen und Historiker, wie der kaum beurtheilte [1]), zu dieser *Nemesis* über: so glaubt man aus dem Rath erleuchteter Staatsmänner plötzlich in eine gewöhnliche Bufspredigt [2]) versetzt zu seyn. Schon der Titel dieser Zeitschrift deutet dahin, dafs in ihr Politik und Geschichte mehr zu erbaulichen Betrachtungen benutzt [3]), als mit feinem politischen Sinn, einer durch Erfahrung gereiften Einsicht und jenem genialen Tact genommen werden, welchem sich die Welt aufschliefst [4]). In der Ankündigung verspüren wir dann sogleich einen Predigerton [5]) von phrasenreicher Breite.

---

1) Herr Reitemeier.

2) Und Bußpredigten sind nicht Jedermann angenehm; am wenigsten Hrn. v. W.

3) Bekanntlich konnte auch Napoleon den Namen Nemesis nicht leiden; ja es war gefährlich, ihn auszusprechen. Uebrigens zeugt es von schönen Kenntnissen des Recensenten in der Mythologie, daß er unter dem Namen Nemesis „erbauliche Betrachtungen" erwartet.

4) Wohl gesagt: ein Tact, und zwar ein genialer Tact, dem sich die Welt aufschließt!

5) Der alte arme Witz ist also gegen Johannes Mül-

Der Verf. scheint sich redlich für das Wohl und die Freiheit der Völker [6]), auch für geschichtliche Aufklärung zu bemühn; aber *wir* haben in diesen fünf Heften umsonst nach einer tieferen, lichtgebenden politischen Idee oder historischen Auffassung gesucht. Fast immer hört man nur einen *schwachen Nachhall* von einigen kraftvollen und fruchtbaren politischen und historischen Gedanken, die ausgezeichnete Köpfe [7]) unserer Zeit zum Eigenthum gaben.

Der Plan zerfällt in drei Abtheilungen: Zeitgeschichte, Abhandlungen, Gedichte. Wie wenig diesen Abschnitten irgend eine feste Unterscheidungsnorm zum Grunde liegt, sieht man am deutlichsten an den Unterabtheilun-

---

ler noch immer nicht zu Tode gehetzt! Vergl. Nemesis I. B. S. 388.

6) Mit diesen Worten will der Rec. zurückgeben, was der Herausgeber von ihm, dem Rec., gesagt hat. Als er nämlich die Nemesis begonn, da trat gerade dieser Rec. der Schriften über die Tagesgeschichte in Teutschland in der Jen. A. L. Z. mit Bemerkungen hervor, die zur Einleitung in die Recension dieser Schriften dienen sollten, und in welchen er sogleich seine ganze wohl bekannte Art zeigte. Der Herausgeber der Nemesis deutete auf dieselben (Band I. S. 132.) nur in einer Note leise hin, indem er ein Paar Sätze zusammenstellte, die durch Inhalt und Form charakteristisch waren; alsdann setzte er hinzu: „der Verfasser scheine übrigens eine achtungswürdige Gesinnung zu haben." — In jenen Sätzen hieß es z. B. „durch Kutusow's Proclamation würden zwei Werke zu ihrer Erscheinung gleichsam aufgefordert" — wie wenn die Werke hinter den Coulissen bereit lägen, und von Kutusow auf die Bühne gerufen würden! — „Von der Teutschheit stürmen viele dunkele Vorstellungen, wenn gleich kraftvolle Gefühle umher." Schön! dunkele Vorstellungen, die kraftvolle Gefühle sind, stürmen umher.

7) Nämlich der Recensent und sein Gott Buonaparte und sein Freund B...?

gen. Die Zeitgeschichte soll merkwürdige Züge aus der Geschichte unserer Zeit, Berichte von interessanten Ereignissen u. s. w. liefern, und unter den Abhandlungen sollen auch Bemerkungen über die Verhältnisse unserer Zeit im Allgemeinen und über die Verhältnisse einzelner Staaten, und Bemerkungen über einzelne Ereignisse und Begebenheiten der Zeit vorkommen, ja sogar historische Darstellungen aus der vaterländischen Geschichte, ohne den Zusatz, daſs dieselben aus der Zeitgeschichte seyn sollen [8]. Wie kommen solche Darstellungen unter Abhandlungen? [9]) und wie können jene versprochenen Bemerkungen *füglich* von der Zeitgeschichte getrennt werden? [10]) Der Herausgeber hätte mit gleicher Befugniſs, wie die angegebenen, noch eine lange Reihe von Unterabtheilungen aufführen können. Uebrigens hat er durch diese [11]) schlecht gerathenen Rubriken nur den Inhalt seiner Zeitschrift ungefähr anzeigen wollen, und ihre Materialien nicht unter denselben geordnet. So wenig der Plan aus einer bestimmten Idee sich entwickelt hat, eben so wenig sind Publicum und Zweck fest in's Auge gefaſst. Durch das ganze Institut geht ein Schwanken, ob es für wissenschaftliche Politik oder ein historisches Archiv, oder nichts als eine Art von Volksschrift [12]) seyn solle.

---

8) Wenn sie das seyn sollten, so kämen sie eben unter I. vor und nicht unter II.

9) Und historische Darstellungen können keine Abhandlungen seyn? Thaten, Ereignisse kann man in der Geschichte nicht, wie im Drama, abhandeln? Eine Abhandlung ist nämlich — nun, was denn?

10) Füglich? —

11) Soviel Rec. einzusehen vermag.

12) Welche für einen Menschen, der keinem Volk angehört, allerdings etwas sehr Geringes seyn muß. Einem Vagabunden z. B., ist, denken wir, keine Idee abscheulicher, als die des Volks. Die Nemesis will Volkssinn und Vaterlandsgeist wecken oder stärken, gründen oder verbreiten, und es ist ihr einerlei, wie das geschieht.

In den vorliegenden Heften sind die allgemeinen politischen Abhandlungen überwiegend. Wir wollen eine sehr weitläuftige näher betrachten, und damit die Nemesis von *dieser* Seite einmal für allemal charakterisiren. Die Ueberschrift ist: *Das Vaterland, oder Staat und Volk*; und der erste Abschnitt, *die Geschichte* betitelt, dehnt sich von S. 14 bis 39. Das Leben der Menschen, heifst es daselbst, sey in allen Ländern und Zeiten, wo es gesellschaftliches oder gemeines Leben werde, von zwei Kreisen umschlossen, welche man *Staat* und *Volk* nenne. Manche undeutliche Weitläuftigkeiten wären vermieden, wenn der Vf. hier sogleich ausgesprochen hätte, was er einen Staat nennt. Wir erfahren es erst S. 209 im zweiten Heft: nämlich „einen freien Verein von Menschen, die sich gegenseitig einen Kreis freien Wirkens — Rechte — zugestanden, und verbunden haben, für gemeine Sicherheit zu einander zu halten, und unter sich solche Einrichtungen zu erstreben, dafs einem jeden Mitgliede unter allen Verhältnissen freie Auslebung — freie Entwickelung seines Selbst, Bildung — möglich bleiben soll.“ Was an einer solchen Beschreibung auszusetzen seyn könnte, kümmert uns hier nicht: wir hätten nur früher erfahren sollen, was in der Abhandlung der Staat heifst, so wie zu Anfang gesagt ist, was Volk sey, eine Masse von Menschen, welche sich durch ihre gemeinsame Individualität von allen anderen Menschen sondert. So nämlich hat der Verf. seinen Begriff ausdrücken wollen. Wenn er von einer gewissen Eigenthümlichkeit, einer gewissen Anzahl von Menschen in Sprache, Geist und Art redet: so taugt jenes *gewisse* eben so wenig in den Begriff, als die Einzelnheiten der Individualität darin aufgeführt werden dürfen, weil sie nur historisch mit Bestimmtheit und erschöpfend aufgeführt werden könnten. Wichtiger bleibt indessen bei jenem Gedanken, dafs die Kreise *Volk* und *Staat*, zwischen welchen das gesellschaftliche und gemeine Leben laufe, von keinem gröfseren umschlossen seyn sollen. Diefs führt auf eine beschränkte Ansicht in der ganzen Politik: denn *Völkervereine* und *Staatenvereine* sind ohne Zweifel gröfsere Kreise, die jene umschliefsen. Damit kann sich der Vf.

unmöglich hier ausreden, dass dieselben wegen des einzelnen Volkes, des einzelnen Staates vorhanden sind, und der Wichtigkeit nach also denselben untergeordnet. An sich hiesse diess nur eben so viel, als wenn Jemand behauptete, dass das einzelne Volk, der einzelne Staat, den Individuen in ihnen untergeordnet bleiben; sie sind nämlich der Individuen wegen da, wie Völker- und Staaten-Vereine wegen der einzelnen Völker und Staaten. Genug, dass jene Kreise diese wieder umschliessen, wie z. B. das Germanische Europa unser Teutschland, oder wie dieses die einzelnen Teutschen Völker und Staaten [13]).

Natürlich muss das Volk streben, „sich auf das innigste mit dem Staate zu verbinden, so wie dieser, sich jenem anzuschliessen," und beider Leben gewinnt an Kraft, Freiheit und Glück, je mehr sie sich vereinen. Diess in der Geschichte wahrzunehmen, ist sehr leicht [14]), und es bedarf dazu keiner so gedehnten historischen Ausführung, als wir hier finden.

Indessen zeigt sich das *Talent der Weitläuftigkeit* [15]), welches der Verf. in einem hohen Grade besitzt, noch üppiger, indem er die Erscheinungen, an welchen jene Wahrnehmung hängt, nach seinem Ausdruck aus einem *Gesetz* erklären will. Seite 192 — 233. Er braucht sehr viele Worte, um darzuthun, dass der Mensch zwar ein Ganzes für sich, aber auch ein Theil der Menschheit

---

13) Ei! Wir sind über diese erhabene Weisheit erstaunt und hätten nicht gedacht, daß von eines Menschen kleinem Kopfe so große Ideen gefaßt werden könnten.

14) Gewiß. Und dem Rec. wird der Beweis auch nicht schwer werden, daß er es, im Sinn unserer Abhandlung, schon früher wahrgenommen habe?

15) Wir glauben gern, daß der Rec. das Dicke, Breite, und Feiste vorziehe, und daß er, wie Falstaff, gegen das weite Laufen einen natürlichen Widerwillen empfinde.

sey, und die Widersprüche, welche dadurch in ihm entstehen, nur durch Volk und Staat ausgleichen könne. Kraft der Einheit von diesen beiden erhalte er dann ein *Vaterland*, welches Wort dem Verf. aber selbst etwas zu schwer ins Ohr für den Begriff fällt, den er damit verbinden will, und auf kein *Land* zu gründen weiſs. Wir könnten ihm dazu mittelst des dritten Abschnittes seiner Abhandlung, der überschrieben ist, *die höchste Aufgabe der Politik*, S. 303 — 328, füglich verhelfen. Er achtet die *Naturmarken* höher, als die übrigen (?) Volksgränzen, und nicht bloſs für die Urvölher, sondern auch die vermischten, oder nach seiner Benennung *Mangvölker*. Warum nimmt er nun die Naturmarken nicht in seinen Begriff vom Vaterland auf, und sagt, daſs es da vorhanden sey, wo ein Volk in Einheit mit dem Staat innerhalb der Naturmarken hause? So hätte seine Definition auf einmal Land gewonnen, aus der Wasserfluth der Worte gerettet. Ob übrigens das Vaterland die höchste Aufgabe der Politik sey? Die Frage hängt mit der beschränkten Ansicht zusammen, nach welcher Volk und Staat schon als die höchsten Kreise, die unser Leben umschlieſsen, genommen wurden [16]).

Indem wir zu dem Artikel übergehen, welcher, *das Jahr* 1813 überschrieben, insonderheit bestimmt scheint, die Zeitgeschichte zu umfassen, werden wir inne, daſs das philosophische Räsonnement noch eher Redseligkeit erträgt, als die Geschichte, bei welcher dieselbe aber dann am allerwenigsten zu entschuldigen ist, wenn weder neue Thatsachen, noch neue Quellen, noch eine gelehrtere Ergründung und scharfsinnigere Benutzung der vorhandenen Quellen gegeben werden können. Nur der Geschichtschreiber des Tages, der durch lichtvolle politische Combinationen die Zeitungsnachrichten aufzuhellen, durch darstellende Kraft die zerstreuten Schilderungen der neuesten groſsen Ereignisse zu concentriren, und in ein wahrhaft historisches Gemälde zu fassen, endlich die vornehmsten handelnden Personen der Tagesge-

---

16) S. Anmerkung 13.

schichte mit einem Blick zu prüfen weiſs, welcher ihr Individuum den Zeitgenossen anschaulicher macht, vermag seiner Arbeit über die Tagesgeschichte einigen Werth zu geben. Noch darf man von ihm fodern, daſs er den gröſsten Schauplätzen, wo sich die Weltgeschichte bildet, nicht zu fern stehe, um von Nachrichten abgeschlossen zu seyn, welche ihm Sichtung und Würdigung der Zeitungsberichte einigermaſsen möglich machen. Schon darum sollten sich Lehrer auf den hohen Schulen nicht mit der politischen Tagesgeschichte befassen, zumal da ihnen in der Regel dafür der Takt entsteht, welchen man nur in der Nähe des groſsen Geschäftsganges erhält. Wenn wir aber auch billig genug sind, ihn deshalb vom Herausgeber der Nemesis nicht zu fodern: so liegt uns zugleich ob, hinzuzufügen, daſs er selbst in den oben angeführten Erfodernissen eines Geschichtschreibers der Tagesbegebenheiten sogar hinter manchen unserer Zeitungen und Flugschriften zurück bleibe. Nach den Schilderungen, welche in diesen von dem schauerlichen Rückzuge der Franzosen aus Ruſsland geliefert sind, welches historisches Gemälde von demselben hätte sich componiren lassen! und wie matt ist die Beschreibung, welche uns diese Nemesis giebt, wie entblöſst von aller Phantasie und darstellenden Kraft [17])! Dagegen erfahren wir, daſs ein Freund den Herausgeber versicherte: *die Kälte, welche das Französische Heer zu Grunde gerichtet, sey keineswegs auſserordentlich gewesen; nur hätte man etwas auf dem Leibe, und darin ha-*

---

17) Wann fand denn „der Rückzug der Franzosen aus Rußland," wie der Rec. aus alter treuer Anhänglichkeit sich ausdrückt, Statt? etwa 1813? Indem wir das Jahr 1813 beschreiben wollen, sollen wir also ein Gemälde von einem Ereignisse aufstellen, das 1812 geschah? — Wir wollten nur, um anzuknüpfen, an jenes Ereigniß erinnern; wir pflegen überhaupt die Geschichte nur wahrhaft zu erzählen, Gemälde zu componiren überlassen wir der Phantasie und der Kraft des Rec. und seiner Gesellen.

den müssen [18]). Von den politischen Combinationen, die besonders das Oesterreichische Cabinet beim Anfang des Krieges wider Rufsland schon entwarf, und in welchen es durch sein Vertrauen auf England gestählt wurde, die zuletzt dann auch am meisten entschieden haben, finden wir hier keine Ahndung [19]). Ueberhaupt hat der Verf. die Geschichte der Staaten bei weitem nicht mit genug Tiefsinn betrachtet, um zu den Quellen ihrer *nothwendigen* Politik gelangt zu seyn [20]). Eben so wenig vermag er endlich eine grofse Persönlichkeit zu fassen. Wie schwankend, widersprechend, sind alle seine Vorstellungen vom Kaiser *Napoleon!* Gemeiner und mehr im Klatschsinn und Klatschton hat wohl kaum über den Ausgang desselben irgend eine Frau geurtheilt, als diese Göttin Nemesis. „So tief ist er gesunken, heifst es S. 540, dafs ihm weder ein Freund geblieben ist, der ihn durch einen raschen Stofs von der Schande verworfener *Wehrlosigkeit* gerettet hätte, noch die Kraft, sich selbst zu befreien von dem Hohn der Menschen, vom Gespötte der Welt und von demüthigendem Mitleiden.“ Hiebei erwacht das ganze erbauliche Unwesen dieser Zeitschrift. Sie imaginirt, dafs *Napoleon* seinen (bal-

18) Und zwar ein Kaiserlich-Russischer Hofrath und Professor. Der Rec. möchte gern Alles auf die Kälte schieben, um auch die Russen um Ehre und Ruhm zu betrügen. Uebrigens steht jene Versicherung in einer Note.

19) Ist denn schon von Oesterreich die Rede gewesen? wenn die Erzählung bis dahin kommen sollte, so hoffen wir etwas mehr als Ahndungen zu geben.

20) Die Staaten sind unbegreiflich einfältig, daß sie diesen Rec., von welchem sie zu den Quellen ihrer nothwendigen Politik geführt werden könnten, nicht in ihre Dienste nehmen, sondern seine Weisheit ruhmlos in Recensionen nicht sowohl auskramen, als rühmen lassen. Oesterreich könnte eine schwere Acquisition an ihm machen. Man hätte ihn billig mit zum Wiener Congreß ziehen sollen; und er sollte noch dahin wandern. Nur muß er nicht vergessen seine Manuscripte mitzunehmen.

digen) Tod finde; und so wird ihm die Leichenrede gehalten, dafs er lange genug gelebt habe, um zu erkennen, „wie er dastehe, der Mitwelt ein Fluch, und den kommenden Geschlechtern ein Grauen.“ Dann imaginirt sie weiter, dafs er seine Erniedrigung überleben könne, und tröstet sich damit, „dafs die Hölle in seinem Inneren um so entsetzlicher auflodern werde.“ Absonderlich kann sie den Gedanken nicht fassen, „dafs er im Stande sey, *die Summe ruhig zu verzehren*, welche ihm die Grofsmuth der erhabenen Fürsten zugestanden habe;“ tröstet sich aber wieder damit, „dafs er alsdann um so widriger vor Welt und Nachwelt dastehe [21]).“ Diese Donnerworte machen sich um so komischer, weil zwischendurch [22]) eine kleine Schrift über die Insel Elba empfohlen wird, die in einem und demselben Verlage mit dieser Nemesis erschienen sey. Wir haben schon in der vorhergehenden Recension bei der Parallele zwischen *Georg Podiebrad* und *Napoleon Bonaparte* von guter Hand versichert, dafs es mit der hier beschriebenen *Wehrlosigkeit* des letzten in den Momenten seiner Abdankung keineswegs seine Richtigkeit hat, und ebenso wagen wir, der Richterin Nemesis zu insinuiren, dafs derselbe wirklich auf seiner Insel seyn solle, was seine Münze sagt: *imperator et rex, ubicunque felix.* Auch verdanken die Einwohner seiner Hauptstadt diesem *Höllengeiste*, was sie nie hatten, schon kühles Trinkwasser [23]).

21) Diese Stellen sind aus einem Aufsatze gerissen, den Hormayr in das Archiv für Geographie, Statistik und Geschichte aufgenommen hat, und der dann als eigene Beilage zur Allgemeinen Zeitung wiederum abgedruckt ist.

22) In einer Note, nicht zwischendurch.

23) „Freunde hat doch der Satan wohl nicht mehr?“ fragt Kotzebue. Doch, lieber Herr! doch! „So sollte man ihnen einen gelben Lappen anheften, damit man schon von Ferne vor ihnen ausspucken könnte;“ sagt Kotzebue. Ist bei diesem Freunde nicht nöthig: Gott hat ihn gezeichnet. Uebrigens scheint er in bedenklicher Verbindung mit Napoleon zu stehen.

In den übrigen Aufsätzen über die neueste Geschichte in diesem Journal sind gleichfalls gute Bestrebungen nicht zu verkennen, doch der Gehalt von ihnen ist eben so gering, wie in dem bisher beurtheilten. *Feuerbach's* Flugschrift an die *Baiern*: Was sollen wir? mag in dem Augenblick, wo sie im Druck erschien, gut gewirkt haben; doch weder ihre Gedanken, noch ihre Sprache berechtigen sie, über jenen Augenblick hinaus zu leben, und darum hätte sie hier nicht wieder abgedruckt werden sollen [24]). Auf gleiche Weise verdient die Einleitung zu Vorlesungen über die politische Geschichte Europa's, von dem Preufsischen Staatsrath *Süvern*, allerdings Lob, weil sie eine Ansicht der Geschichte anmeldet [25]), welche die Gemüther zu Königsberg unmittelbar nach dem Tilsiter Frieden erheitern und ermuthigen konnte: aber *jetzt* kommt ihre Bekanntmachung in diesem Journale zu spät.

Der schätzbarste Beitrag zu den fünf ersten Heften dieser Zeitschrift sind die authentischen Nachrichten über *Erfurt* während der Französischen Herrschaft. Weniger Glauben verdient die Unterredung Napoleons mit dem Grafen von Bubna, oder **a, wie es hier heifst; aber wozu noch eine Geheimhaltung mit einem allgemein bekannten Namen, welchen der Inhalt hinlänglich ausspricht? Dieser Aufsatz soll nach dem Berichte des Grafen bearbeitet seyn, und an der Aechtheit der Bearbeitung dürfe man nicht zweifeln, da sie von hoher Hand mitgetheilt sey. Allein *wir* hegen schon darum gegen die Glaubwürdigkeit dieses Aufsatzes Bedenklichkeiten, weil der Bericht des Gesandten nicht selbst gegeben ist, weil uns auch nicht gesagt wird, warum und in wiefern eine Bearbeitung desselben gegeben wurde. Bei einem solchen Charakter, wie Napoleon, und vorzüglich in einem so gespannten Zustande, wie er am 10. März 1813 zu Paris seyn mochte, kommt ungemein viel

---

24) Nicht *sollen*? wer hat das Recht, solches zu verbieten?

25) *Anmeldet*!

darauf an, mit welcher Wendung, mit welchen Gedankensprüngen, er eine Aeufserung hinwarf. Manches, was er hier sagt, erschiene vielleicht anders, hätten wir den Bericht des Grafen Bubna selbst vor uns. Wir möchten nach äufseren und inneren Kennzeichen annehmen, dafs die Unterredung, wie sie hier gegeben wird, nach einem gewissen Hörensagen aufgezeichnet sey. Der Herausgeber erwähnt selbst des bekannten Berichtes vom Schwedischen Gesandten. Er wird sich indefs erinnern, dafs denselben als ein officielles Actenstück der Schwedische Hof selbst herausgab [26]).

Die literarischen Bemerkungen über die neuesten politischen Schriften sind so flach, wie der ganze Geist dieser Zeitschrift, und gröfstentheils *mit Bewunderung gegen ungebildete Kraft, und noch mehr gegen Ohnmacht, die um Kraft buhlt* [27]), *wenn es nur mit einem Schwall*

---

26) Es versteht sich, daß wir auf diese Bemerkung, welche gleichfalls wie Alles, für die alte Liebe zu Buonaparte'n zeugen, nichts antworten können. Was wir gegeben, das haben wir von hoher Hand erhalten; unsere Meinung haben wir ausgesprochen. Mehr zu sagen, ist uns nicht erlaubt worden.

27) Da der Herausgeber nun bekanntlich das schöne Talent der Weitläuftigkeit besitzt, und da die von ihm, in den literarischen Bemerkungen, gelobten Männer ihre ungebildete Kraft und ihre Ohnmacht, die um Kraft buhlt, in einem Schwall von Worten darlegen sollen: so scheinen auch diese Männer ja wohl das Talent der Weitläuftigkeit zu haben, folglich, nach dem Rec., des Herausgebers Geistesverwandte zu seyn? Also sey uns gegrüßt, edler Kreis! dreimal und viermal gegegrüßt! wir wollen sie nennen diese Männer allesammt, die in den literarischen Bemerkungen der ersten fünf Stücke nicht gerade mit Bewunderung, aber mit Freude, Dankbarkeit und Verehrung genannt sind. Es sind folgende:

Herr Geheimer Rath A. W. von Schlegel.
— General-Major von Müffling.

von Worten geschieht, wahrscheinlich sämmtlich vom Herausgeber *abgefasst* 28). Eine besondere Rüge verdient das Urtheil über die Actenstücke, welche *von Berlepsch* in Betreff der Gesetzgebung im ehemaligen Königreich Westphalen mit der Ueberzeugung herausgab, dass nicht Alles in ihr verwerflich, und es unmöglich sey, alle alten Verhältnisse unbedingt wieder herzustellen. Die Nemesis meint dagegen, es könnte Jemand auf den Gedanken kommen, durch die sieben Jahre, die das Königreich Westphalen existirt hat, einen einfachen *Nullitätsstrich* zu ziehen. Wir müssen ihre eigenen Worte S. 396 anführen, um die ganze Abgeschmacktheit ihres Urtheils ansichtig zu machen. „Dann fiele," fährt sie fort, „die siebenjährige Null aus, die beiden Enden diesseits und jenseits der Null rückten zusammen, und würden wie die beiden unter Heftpflaster gelegten Wände

---

Herr General-Lieutenant von Gneisenau.
— Geheimer Rath von Feuerbach.
— Professor E. M. Arndt.
— Staatsrath von Berlepsch.
— Staatsrath Süvern.
— Hofrath Jacobs.
— Landkammerrath Bertuch.
— Consistorialrath Marezoll.
— Professor Jahn.
— Minister Freiherr von Gagern.
— Professor Radloff.
— Legationsrath Bertuch.
— Hofrath Becker.

Also heißen die Männer von „ungebildeter Kraft," die Männer, deren „Ohnmacht mit einem Schwall von Worten um Kraft buhlt."

28) Der Herausgeber der Nemesis will diese Veranlassung wahrnehmen, um zu erklären, daß nur die Aufsätze von ihm sind, unter (oder vor) welchen kein Name und kein Zeichen steht.

einer Schnittwunde nothdürftig an einander geheilt, und damit wäre der politische Schaden kurz und gut curirt." Wir haben über diese Stelle lachen wollen; doch es erregt uns Ekel und Verdruss, dass man im Namen der *Geschichte* und *Politik* den Glauben erregen will, als könnten sieben Jahre des bürgerlichen Lebens aus einem Volke wie etwas durchaus Nichtiges herausgestrichen werden[29]. Aber

---

29) Unter der Anzeige, aus welcher die gerügte Stelle genommen ist, steht ein W.; sie ist also nicht vom Herausgeber, aber sie ist von einem sehr würdigen, gelehrten und berühmten Manne. Zur Erläuterung glauben wir folgende Bemerkung schuldig zu seyn. Damals, als jene Anzeige geschrieben wurde, war, theils durch Proclamationen und Ausschreiben, theils auf andere Weise im nördlichen Teutschlande der Glaube allgemein: in Hessen und Hannover wollten die Regierungen das Leben da wieder anfangen, wo sie es vor der Franzosenzeit gelassen hatten. Ueber diesen Gedanken, auf den — Jemand — nämlich die Regierung — etwa kommen könnte, spottet die Nemesis in der ausgezogenen Stelle im Namen der Geschichte und Politik, keineswegs aber wollte sie den Glauben erregen, dessen der Rec. sie beschuldigen möchte. Wir dächten, das gewählte Beispiel könnte wohl die Ironie ansichtig machen; der Gedankenstrich vor dem — Jemand steht doch auch deutlich da, und der folgende Gegensatz: „Indeß bezeugen wir dem Verf. gern unsern Beifall" ist nicht minder klar. Wie die Nemesis hierüber denkt, das ist nicht erst in diesem Stücke (S. 10 ff.) gesagt, sondern auch schon im ersten Bande S. 175 steht wörtlich Folgendes: „wehe Denen, die diese, von Gott gesandten Unglücksjahre ansehen könnten, als wären sie nicht gewesen, als einen langen, schrecklichen Traum, um jetzt, beim Erwachen, sich wieder in die alten Kleider zu werfen, und das alte Leben gerade so wieder anzufangen, wie sie es abgebrochen hatten." — Diese Stelle hatte der Rec. vor sich; also möchte ihm der Ekel wohl nur gekommen seyn, weil sich seine sinnliche Natur gegen die Gedanken empörte, mit welchen er umging. Ob er wohl Folgen gehabt hat, dieser Ekel?

wir brechen ab, um uns nicht zu hart [30]) auszudrücken, *zumal da der Redacteur dieser Literaturzeitung* auf unsere Vorstellung, dass wir die Nemesis nach *unserem Gewissen* [31]) nicht loben könnten, *uns* zwar *ersuchte* [32]) *eine gerechte Kritik über dieselbe* [33]), da auch sie in die Reihe der von uns zur Beurtheilung übernommenen politischen *Schriften über die Tagesgeschichte in Teutschland* gehöre,

30) Hat nichts zu bedeuten! Solche Härte, als von daher kommen kann, vermögen wir wohl zu ertragen. Also nur heraus!

31) Ei, Hahn — (in Falks heiligen Gräbern zu Rom) — so schreie dir doch die Kehle nicht aus!

32) Was stand wohl sonst noch in dem Briefe, in welchem dieses geschah?

33) Und eine solche Kritik über sie — nämlich weit über sie hinaus, in die Luft hinein — hat der Mann denn auch nach seinem Gewissen redlich geliefert. Wie aber: eine gerechte Kritik und zugleich Berücksichtigung persönlicher Verhältnisse: reimt sich das zusammen? Doch das ist die Sache der berühmten Männer, die hier über die Nemesis zu Rathe gehen. Wir aber wollen nur Folgendes unsern Lesern, denen nicht Alles so gegenwärtig seyn möchte, bemerklich machen. — Die fünf Stücke der Nemesis, über welche sich diese gerechte Kritik erstreckt, enthalten, ohne die Beilagen, 46 Numern. Hiervon mögen 11 als Fortsetzungen angesehen werden (wie das Vaterland; über Erfurt; das Jahr 1813.) Mithin enthalten sie 35 verschiedene Aufsätze. Nun hat der Rec. 9 Aufsätze berührt: 1) die Einleitung; 2) Staat und Volk; 3) das Jahr 1813; 4) Feuerbach; 5) Süvern; 6) die Unterredung mit **a; 7) über Erfurt; 8) Napoleon's Ausgang; 9) die literar. Bemerkungen. Also ist von 26 Aufsätzen gar nicht die Rede gewesen. Unter diesen aber sind nicht bloß Aufsätze des Herausgebers, sondern auch Beiträge von Männern, die Teutschland zu seinen Ersten zählt. —

nicht zu unterlassen, doch seine collegialischen Verhältnisse mit ihrem Herausgeber berücksichtigen zu wollen [34]).

---

34) Epilogus
(den Hut in der Hand.)

Gehorsamer Diener!
Werden's rühmen und preisen weit und breit,
Daß Plundersweilern dieser Zeit
Ein so hochgelahrter Doctor ziert,
Der seine Collegen nicht schikanirt.

(Göthe; im Jahrmarktsfeste zu Plundersweilern.)

Beilagen.

Digitized by Google

Beilage.

A.

Königl. Preußisches Gesetz über die Verpflichtung zum Kriegsdienst.

Wir Friedrich Wilhelm, von Gottes Gnaden König von Preußen 2c.

Die allgemeine Anstrengung Unsers treuen Volkes ohne Ausnahme und Unterschied, hat in dem so eben glücklich beendeten Kriege, die Befreiung des Vaterlandes bewirkt; und nur auf solchem Wege ist die Behauptung dieser Freiheit und der ehrenvolle Standpunkt, den sich Preußen erwarb, fortwährend zu sichern.

Die Einrichtungen also, die diesen glücklichen Erfolg hervorgebracht und deren Beibehaltung von der ganzen Nation gewünscht werden, sollen die Grundgesetze der Kriegsverfassung des Staats bilden und als Grundlage für alle Kriegs-Einrichtungen dienen, denn in einer gesetzmäßig geordneten Bewaffnung der Nation liegt die sicherste Bürgschaft für einen dauernden Frieden. Die bisher über die Ergänzung der Armee bestandenen ältern Gesetze werden daher hiemit aufgehoben und dagegen festgesetzt:

1) Jeder Eingeborne, sobald er das 20ste Jahr vollendet hat, ist zur Vertheidigung des Vaterlandes verpflichtet. Um diese allgemeine Verpflichtung indeß, besonders im Frieden, auf eine solche Art auszuführen, daß dadurch die Fortschritte der Wissenschaften und Gewerbe nicht gestört werden, so sollen in Hinsicht der Dienstleistung und Dienstzeit folgende Abstufungen Statt finden.

2) Die bewaffnete Macht soll bestehen:

a. aus dem stehenden Heere;

b. der Landwehr des ersten Aufgebots;

c. der Landwehr des zweiten Aufgebots;

d. aus dem Landsturm.

3) Die Stärke des stehenden Heeres und der Landwehr wird nach den jedesmaligen Staatsverhältnissen bestimmt.

4) Die stehende Armee ist beständig bereit in's Feld zu rücken, sie ist die Haupt-Bildungsschule der ganzen Nation für den Krieg, und umfaßt alle wissenschaftliche Abtheilungen des Heeres.

Die stehende Armee besteht:

5) 1. aus denjenigen, die sich, mit Rücksicht auf weitere Beförderung, zum Dienst melden, und den in dieser Hinsicht vorgeschriebenen Prüfungen unterwerfen;

2. aus den Freiwilligen, die sich dem Kriegsdienste widmen wollen, aber keine Prüfung bestehen können; und

3. aus einem Theile der jungen Mannschaft der Nation vom 20sten bis zum 25sten Jahre.

6) Die drei ersten Jahre befindet sich die Mannschaft des stehenden Heeres durchgängig bei ihren Fahnen, die beiden letzten Jahre wird sie in ihre Heimath entlassen, und dient, im Fall eines entstehenden Krieges, zum Ersatz des stehenden Heeres.

7) Junge Leute aus den gebildeten Ständen, die sich selbst kleiden und bewaffnen können, sollen die Erlaubniß bekommen,

sich in die Jäger= und Schützen=Corps aufnehmen zu lassen. Nach einer Einjährigen Dienstzeit können sie, zur Fortsetzung ihres Berufs, auf ihr Verlangen beurlaubt werden. Nach den abgelaufenen drei Dienstjahren treten sie in die Landwehr des 1sten Aufgebots, wo sie nach Maaßgabe ihrer Fähigkeiten und Verhältnisse, die ersten Ansprüche auf die Officier=Stellen haben sollen.

8) Die Landwehr des 1sten Aufgebots ist, bei entstehendem Kriege, zur Unterstützung des stehenden Heeres bestimmt, sie dient gleich diesen, im Kriege, im In= und Auslande, im Frieden ist sie dagegen, die zur Bildung und Uebung nöthige Zeit ausgenommen, in ihre Heimath entlassen.

Sie wird ausgewählt:

a. aus allen jungen Männern vom 20sten bis 25sten Jahre, die nicht in der stehenden Armee dienen;

b. aus denjenigen, die in den Jäger= und Schützen=Bataillons ausgebildet worden;

c. aus der Mannschaft von dem 26sten bis zurückgelegtem 32sten Jahre.

Die Uebungen der Landwehr des ersten Aufgebots sind zwiefach:

a. zu gewissen Tagen in kleinen Abtheilungen in der Heimath;

b. einmal des Jahres in größeren Abtheilungen, in Verbindung mit Theilen des stehenden Heeres, welche zu diesem Zweck auf den Sammelplatz der Landwehr rücken.

9) Um im Allgemeinen körperliche und wissenschaftliche Ausbildung so wenig als möglich zu stören, ist das vollendete 20ste Jahr zum Anfang des Kriegsdienstes festgestellt, es bleibt aber jedem jungen Manne überlassen, nach vollendetem 17ten Jahre, wenn er die nöthige körperliche Stärke hat, sich zum Kriegsdienste zu melden, wodurch er dann um eben so viel Jahre früher wieder aus den verschiedenen Verpflichtungen heraustritt.

10) Die Landwehr des zweiten Aufgebots ist im Kriege entweder bestimmt, die Garnisonen oder Garnison=Bataillone

durch einzelne Theile zu verstärken, oder sie wird, nach dem augenblicklichen Bedürfniß, auch im Ganzen zu Besatzungen und Verstärkungen des Heeres gebraucht. Sie wird aus allen Männern, die sowohl aus der stehenden Armee, als aus der Landwehr des ersten Aufgebots heraustreten und aus den Waffenfähigen bis zum zurückgelegten 39sten Jahre ausgewählt.

11) Da die Landwehr des zweiten Aufgebots größtentheils aus gedienten Männern besteht, so wird sie in Friedenszeiten nur in kleinen Abtheilungen und an einzelnen Tagen jederzeit in ihrer Heimath versammelt. Wenn an den Uebungen der Landwehr des zweiten Aufgebots Jünglinge vom 17ten bis 20sten Jahre Theil nehmen wollen, so soll ihnen die gestattet werden, ohne daß sie dadurch in die Landwehr vor dem erreichten 20sten Jahre eintreten.

12) Diejenigen Leute, welche in der Landwehr dienen, können, wenn ihre bürgerlichen Verhältnisse es erfordern, nach vorhergegangener Anzeige an ihre Vorgesetzten, ungehindert ihren Wohnort verändern, und treten alsdann in die Landwehr des Orts, wo sie ihren Aufenthalt wählen.

13) Der Landsturm tritt nur in dem Augenblick, wenn ein feindlicher Anfall die Provinzen überzieht, auf Meinen Befehl zusammen, im Frieden ist es einer besondern Bestimmung unterworfen, wie er von der Regierung zur Unterstützung der öffentlichen Ordnung in einzelnen Fällen gebraucht werden kann; er besteht aus allen Männern

a. bis zum 50sten Jahre, die nicht in die stehenden Heere und die Landwehr eingetheilt sind;

b. aus allen Männern, die aus der Landwehr herausgetreten sind;

c. aus allen rüstigen Jünglingen vom 17ten Jahre an.

14) Der Landsturm theilt sich ein

a. in die Bürger-Compagnien in den großen Städten;

b. in die Land-Compagnien, welche nach Maßgabe der innern Kreiseintheilung in den mittlern, kleinen Städten, und auf dem platten Lande gebildet werden.

15) Im Frieden bestimmen als Regel, die in den obigen Gesetzen angegebenen Jahre, den Ein- und Austritt in die verschiedenen Heeres-Abtheilungen; im Kriege hingegen begründet sich dies durch das Bedürfniß, und alle zum Dienste aufgerufene Abtheilungen werden von den Zurückgebliebenen und Herangewachsenen nach Verhältniß des Abganges ergänzt.

16) Diejenigen, welche freiwillig in das stehende Heer treten, erhalten dafür die Begünstigung, sich die Waffengattung und das Regiment zu wählen; dahingegen die, welche von den dazu verordneten Behörden zum Kriegsdienste aufgerufen sind, durch das Kriegs-Ministerium vertheilt werden.

17) Wer in dem stehenden Heere nach dem Ablauf seiner dreijährigen Dienstzeit länger fortdienen will, verpflichtet sich dazu auf 6 Jahr, und bekommt dafür eine äußere Auszeichnung, bei einer zweiten Verlängerung seiner Dienstzeit bekommt er eine Soldzulage, und den Anspruch auf eine Versorgung, wenn er zum weitern Dienst unfähig geworden.

18) Diejenigen, die nach der gesetzlich zurückgelegten Dienstzeit im ersten oder zweiten Aufgebot der Landwehr aus eigenem Antriebe länger fortdienen wollen, erhalten ebenfalls eine äußere Auszeichnung, und die Ansprüche auf die ihren Fähigkeiten angemessenen Beförderungen in ihren Regimentern.

19) Um diese verschiedenen Eintheilungen der waffenpflichtigen Mannschaft mit Ordnung und Gerechtigkeit zu leiten, soll in einem jeden Kreise eine Behörde gebildet werden, die aus einem Offizier, dem Landrath und ländlichen und städtischen Gutsbesitzern besteht.

Berlin, den 3ten September 1814.

Friedrich Wilhelm.

C. F. v. Hardenberg. Kircheisen. Bülow. Schuckmann. Wittgenstein. Boyen.

I n h a l t.

Nemesis.

Zeitschrift für Politik und Geschichte.

Dritten Bandes II. Stück. 1814.

I.

Ueber die vorgeschlagene Einführung Teutscher Reichszölle zur Aufnahme der Industrie.

In jedem Zeit-Abschnitte der Geschichte findet man einen Hauptmoment so vorherrschend und leitend, daß dessen Einfluß nicht nur in den wirklichen Begebenheiten und in den Erzeugnissen jener Zeit, sie mögen dem Verstand oder der Kunst angehören, deutlich sich wahrnehmen läßt, sondern selbst in solchen Versuchen oder Unternehmungen, die mit ihm in gar keinem Zusammenhange standen, von ihm gar nicht herbeigeführt werden konnten, offenbart sich das Bestreben, an den sogenannten Geist der Zeit sich

anzuschließen, und, unter seinem mächtigen Schutze, des Gelingens sicher zu seyn. So wahr es ist, daß solche Hauptmomente wirklich die Entwickelung des Geistes waren, der lange schon, mehr oder weniger unbewußt, mehr oder weniger kräftig, in der Seele der Zeitgenossen ihm vorarbeitete, so natürlich ist es, daß alle Systeme, speculative oder praktische, alle Denkmäler, alle Reibungen, alle Dichtungen sogar das Gepräge jener Zeit, mehr oder weniger an sich trugen und an sich tragen mußten, da Alle im Anklang oder Andrange desselben Geistes erzeugt wurden. Es konnte aber auch nicht fehlen, daß nicht jeder, der mit einem wohl oder nichtwohl gemeinten Vorschlage durchdringen wollte, sich dieses Haupt-Triebrades alles Denkens, alles Schreibens und alles Handelns bediente, um zu seinem Zwecke zu gelangen. Ob ein solcher Vorschlag dem herrschenden Geiste wirklich anpaßte oder nicht, galt gleich; herbei mußte er gezogen und der Sache angepaßt werden; und so geschah es denn gar zu oft, daß man die heterogensten Dinge durch diesen sogenannten Geist der Zeit in Einklang zu bringen sich bemühete. — Ja nicht selten wurde dadurch das Gegentheil von dem, was der Geist der Zeit wollte, versucht und wirklich herbeigeführt, und, so wunderbar es auch klingt, so sahen wir doch durch den gemißbrauchten Geist der Religiosität im Mittelalter in Italien und nachher in Frankreich, unter Ludwig XIV., den Atheismus, und in den letzten Zeiten durch den der Freiheit, den Despotismus befördert. Auch der Geist unsrer Zeit giebt uns manchen Beweis davon. Die Vereinigung aller Classen und aller Stände hat die glücklichen Begebenheiten des Jahrs 1813 in Teutschland hervorgebracht. Diese Vereinigung zu Einem Willen ging aus der Einheit der Ueberzeugung hervor. Herrscher und Völker fühlten gleichzeitig das Joch, das Beiden aufgelegt

war und warfen es vereint ab und in so fern diese Einheit in Teutschland sowohl zwischen Regierern und Regierten, als zwischen den Regenten untereinander, die Herrschaft der Wahrheit bei dem Teutschen Volk ausspricht, in so fern kann sie den Geist unsrer Zeit bezeichnen. Weiter aber sie zu treiben, ist ein ganz willkührliches, eigenmächtiges Unternehmen. Einheit in Gesetzen, Religionen, Gebräuchen ꝛc. für Teutschland zu wünschen, ist allerdings natürlich; sie aber als seyend vorauszusetzen, oder als vom Geiste der Zeit gebieterisch verlangt, sie schon gewiß zu erwarten, darauf schon andere Gebäude er- und einrichten zu wollen, eine Verwaltung schon zu bestellen und einzelne Vorschläge darauf zu begründen; dabei aber von der andern Seite zuzugeben, daß mehrere Herrscher, mehrere Souveränetäten, mehrere Armeen, mehrere Flaggen u. s. w., also mehrere Interessen Statt finden werden — das heißt doch wahrlich: dem Geiste der Zeit etwas aufbürden. Und doch geschiehet es leider, nur gar zu oft. Vorschläge werden gemacht, als wenn das Gebiet von Memel bis Schafhausen und von Emden bis Triest Einem Regenten, Einem Gesetz und Einem Interesse unterworfen wäre. Ein solcher ist unter andern der zur Anlegung von Reichszöllen, um die National-Industrie der Teutschen zu heben, wovon mehrere einzelne Aufsätze schon Erwähnung thaten, der aber besonders durch einen im Rheinischen Merkur Nro. 126, unterschrieben B., weitläuftig auseinander gesetzt wird.

Der Verfasser jenes Aufsatzes fängt damit an, daß die Freiheit der Gewerbe nunmehr wieder hergestellt, Meere und Flüsse von den angelegten Fesseln wieder befreiet seyen und der Handel seine Rechte wieder erlangt habe; er schlägt daher vor, daß man fremde Industrie entweder

verbieten, oder mit hohen Abgaben beschweren solle, und endigt damit, daß Teutschland, zu seinem wahren Heil und als Folge der wieder erlangten Nationalität und Freiheit haben müsse: einen Continental-Tarif oder Sperre, ein Surrogat-System, als Runkelrüben rc. ein Heer von Douaniers und sogar ein, von der gewöhnlichen Justiz unabhängiges oder getrenntes (prevotal) Gericht. — Hingegen, gleichsam als eine Entschädigung, will der Verfasser, daß jedes einzelne Land (es lebe von Fabriken, oder vom Handel, oder vom Ackerbau) sich mit dem allgemeinen Interesse begnügen, und seinen Theil aus der Fiscalkasse dieses geschlossenen Handelsstaats am Ende wie aus einer Societäts-Handlung, beim Abschluß der Bilanz hohlen solle. Obgleich es nun hinreichend gewesen wäre, diese Resultate für sich selbst, oder vielmehr gegen sich selbst reden zu lassen, so scheint es mir doch nützlich, die Gründe des Verfassers näher zu beleuchten, um so mehr, da derselbe mit vielem Scharfsinne seinen Vorschlag zu motiviren sucht, und seine Gründe, wenn auch nicht auf diesen Gegenstand, doch vielleicht auf andere ihm ähnliche, Einfluß haben könnten. Es sey mir daher erlaubt, den Vorschlag in den zweien nur denkbaren Fällen durchzugehen:

I. Wenn Teutschland ein Staat, unter einem souveränen Oberhaupte werden sollte, oder

II. wenn mehrere uneingeschränkte und unabhängige Staaten und Regierungen darin, nach wie vor, verblieben. —

I. Vorausgesetzt, Teutschland mache eine einzige Souveränetät aus, sein Interesse wäre eins und unzertheilbar, die Früchte seines Sammt-Kapitals kämen einem Ganzen zu Statten, und trügen dem Ganzen seine Abga-

ben: so entsteht dann erst die Frage: ist es nützlicher prohibitiv, oder durch Erschwerung, dem Verbot ähnliche Gesetze zu geben, um die Bedürfnisse des Landes durchaus von den Erzeugnissen des Landes zu befriedigen, oder ist es besser der Industrie sowohl, als den Bedürfnissen desselben zu überlassen, welchen Weg sie wählen wollen, um Ueberfluß und Mangel auszugleichen oder abzuhelfen. Der Verfasser des erwähnten Aufsatzes gesteht, daß in weltbürgerlicher Hinsicht wünschen wäre, daß gar kein Zoll bestehe, daß jedes Land das hervorbrächte, was ihm am natürlichsten ist, und andere Bedürfnisse dafür austauschte. Warum nun der Verfasser dieses aus weltbürgerlichen Gründen wünscht, warum nicht aus staatswirthschaftlichen (wozu doch der Aufsatz ganz gehört) warum nicht aus den Gründen, welche die Sorgfalt für die Wohlfahrt des Landes oder der Länder darbietet, weiß ich nicht; er wird aber gewiß mir zugestehen, daß, (um mit dem Korypheus der politischen Oekonomie zu reden) wie der Schuster besser thut, sein Kleid beim Schneider zu bestellen, als es selbst zu verfertigen, oder umgekehrt, es auch für ein ackerbauendes Land besser ist, seine Bedürfnisse an Fabrikaten sich von Andern kommen zu lassen, als die Hände und die Capitalien vom Ackerbau wegzunehmen und sie den Fabriken aufzudrängen. — Die Manufacturen untereinander stehen in demselben Verhältnisse und es bedarf keines weltbürgerlichen Grundes, um jedes Zumuthen zu beseitigen, daß Schlesien durchaus auch die seidnen Tücher für seine weiblichen Bewohner selbst verarbeiten und dafür lieber einige Leinenfabriken aufgeben solle. Der Vortheil eines jeden Landes erfordert, daß man seiner Industrie keinen Gang vorschreibe, sondern daß sie mit ihrem Ueberflusse die Bedürfnisse und Bequemlichkeiten der Bewohner, wo sie am wohlfeilsten

gefunden werden, eintausche und anschaffe. „Aber, meint der Verfasser, wenn andere Länder ihr Gebiet unserer Industrie verschließen, wo sollten wir dann unsern Ueberfluß hinbringen? wo ihn vertauschen? „England und Frankreich verbieten unsere Fabrikate und belegen das rohe Product mit hohem Zoll.“ Ich gehe noch weiter, als der Verfasser und setze hinzu: selbst Teutsche Länder haben gegen ihre Teutschen Nachbarn dasselbe gethan; das gesamte Teutschland hat also nicht einmal Teutschland's Erzeugnisse zugelassen, wir waren gegen uns selbst gewissermaßen verschlossen. Und doch frage ich, wer hat denn die ungeheuern Erzeugnisse unserer Fabriken verbraucht? Haben denn die Schlesischen, Sächsischen, Böhmischen und Westphälischen Leinen keinen Absatz gefunden? Sind die Baumwollen-Zeuche von Sachsen denn nur in Sachsen bekannt? Haben die Kottune Augsburgs, Hamburgs und Mühlhausens, die Fabrikate von Nürnberg und Schmalkalden, die Hamburger rafinirten Zucker, die Glaswaaren von Böhmen und Thüringen, die Seiden-Zeuche von Elberfeld und Crefeld keinen Weg außer den Gränzen Teutschland's sich bahnen können? Haben sie nicht durch ihren Ueberfluß reichlich anzuschaffen gewußt, was man an „Wollen- und Baumwollen-Zeuchen, seidnen Waaren, Zucker und feinen Branntweinen,“ wie der Verfasser aufzählt, in Teutschland bedarf? Ich bin überzeugt, sie haben es — und wenn eine Handels-Bilanz von ganz Teutschland auszumitteln wäre in dem Falle, daß ganz Teutschland frei von Zöllen wäre (wie es jetzt nicht ist), so würde sie gewiß zu unserm Vortheile sich zeigen. Hat also unsere Industrie vor dem letzten verderblichen Weltkriege gewußt, sich in allen Welttheilen geltend zu machen, trotz allen Verboten Frankreichs, Englands rc. warum wird sie es dann nicht jetzt, wo aus dem Kriege selbst für die Zu-

Kunst (die ich weiterhin berühren werde) Vortheile entsprungen sind, und da ganze Länder, Zonen möchte ich sagen, (als Spanisch-America, Brasilien rc.) dem Absatz offen geworden sind? Wo ist also die Furcht begründet, daß wir nun, uns selbst besser bewußt und Andern besser bekannt, verdammt seyn sollten, gelähmt oder gefesselt ein Anschauungsleben zu führen, wenn wir nicht Runkelzucker rc. als Hülfsanker auswerfen wollten?

Zwei Hauptpunkte unterscheiden Teutschland in staatswirthschaftlicher Hinsicht von andern Ländern. Erstens. Die Lage desselben in dem Mittelpunkte Europens macht es zugleich zu einem Mittelpunkte des Austausches oder des Handels von Europa. — Die Hanse-Städte sowohl, als die großen Messen in Frankfurt, Leipzig, Braunschweig rc. vereinigen die verschiedenartigsten Erzeugnisse der Natur und der Kunst, aus allen Ländern. Das, was unsers Verfassers Nationaleifersucht erregt, die Zeuche Englands und Frankreichs bleiben nicht alle im Lande, der größte Theil derselben vielmehr macht den Weg durch viele Teutsche Hände, und erst nach Hinterlassung eines großen Theils seines Werthes an Teutsche Arbeiter, Teutsche Kaufleute, Teutsche Häuserbesitzer, Teutsche Frachtfahrer, und nach Bezahlung Teutscher Transito-Gefälle erreicht er seine Bestimmung: das Ausland — Rußland, Polen, Schweden, die Türkei rc. sind die Länder, deren Bewohner nicht nur jene Fabrikate, sondern auch andere fremde oder Colonial-Producte gegen die ihrigen, und gleichfalls nach solchen Abzügen, welche dem Teutschen Vaterlande zu gut kommen, eintauschen. Diese Güter werden wieder theils zum heimischen Gebrauche oder zur Bearbeitung und theils zum Versenden in's Ausland verwandt. Ein solcher Markt (weil er ein Markt, ein Zu-

sammenfluß von Menschen und Sachen ist) gewährt auch den Inländischen Erzeugnissen dadurch mehr Absatz, als es ohne ihn der Fall gewesen wäre. Wollte man nun von den Messen oder von den Häven, alles ausländische Fabrikat, selbst den Indischen Zucker, entfernen, so würde daraus folgen, 1) daß die Fremden, deren Arbeit man nicht zulassen will, auch selbst nicht erscheinen werden, und daß also die Waaren, die wir ihnen anbieten und zu verkaufen wünschen, sowohl Gegenstände unserer eigenen Industrie, als die rohen Producte des Auslandes, wenigen Absatz finden; 2) daß, wenn selbst unsere Fabriken im Stande wären, die des Auslandes auf solchen Märkten entbehrlich zu machen, sie dadurch ihre gewohnten, ihnen am meisten zusagenden Arbeiten in dem Maße verringern müssen, als sie die auswärtigen ersetzen sollen, denn die Kapitalien und die Hände lassen sich nicht nach Willkühr verdoppeln, das Gewohnte, Angemeßne müßte demnach dem Erzwungenen Platz machen — der Schade wäre also doppelt; Fabriken und Handel [1]) würden ihn fühlen. Sollte man aber zum Ausländischen Absatze die fremden fertigen Arbeiten in Transitu zulassen wollen, wodurch also Manchem abgeholfen wäre, so würde aber 3) folgen, daß außer dem Heer von Zöllnern an den Gränzen und Küsten Teutschland's, auch noch ein besonderes im Inlande nöthig sey, damit keine Meß- oder Havenwaare zur Consumtion gebracht werde, und wahrlich wir hätten an einem solchen Heere schon genug. Außer dieser ersten Eigenthümlichkeit Teutschland's, nämlich

1) Unter Handel ist nicht allein der Kaufmann zu verstehen, sondern Alles was von oder durch den Handel lebt: Arbeiter, Fluß- und Frachtfahrer, Schiffbauer, Rheder, Magazin-Eigenthümer u. s. w. u. s. w.

dem Zwischenhandel der Messen und der Hansestädte, folgt nun zweitens die Natur der meisten unserer Teutschen Manufacturen. Es giebt deren nämlich viele, welche nicht das rohe, erste Material, sondern den schon eine Arbeit erlittenen Stoff bearbeiten. Die meisten Baumwollen-Zeuche werden in Teutschland nicht aus der Baumwolle selbst, sondern von dem, in England in verschiedenen Graden der Feinheit, gesponnenen Garn verfertigt; die meisten Zuckerrafinerien arbeiten nicht aus dem ersten rohen Zucker, sondern aus dem schon gedeckten (Terrés) und sogar aus dem schon einmal rafinirten (Lumpen und Melis); und dennoch haben sie allein zu Hamburg, vor diesem Kriege, 450 Fabriken und mehrere Tausende von Familien beschäftigt. Die Zitzfabriken zu Augsburg, Hamburg rc. bearbeiten nicht Teutsches Gewebe allein, noch viel weniger Teutsches Gespinnst, sondern Indische und manchmal Englische Zeuche; nichts desto weniger waren ihre Arbeiten an allen Ecken der Welt bekannt und geschätzt und ernährten unzählige Menschen [2]). Würden

2) Bei der Verwandlung von Englischem Lumpen- und vollends Meliszucker in Rafinaden, gelangt der Fabrikant fast unmittelbar an sein Ziel, das Erzeugniß seines Fleißes wieder zu Gelde zu machen; anstatt er, um die Waare aus dem rohen Braunzucker zu fertigen, viele Monate verbrauchen würde. Er kann also sein Kapital weit öfter im Jahr umsetzen. Eben so bleiben bei der Entbehrung eigner Baumwollen-Garnspinnereien in den mehrsten Fabrik-Gegenden Teutschland's desto mehr Kapitalien zur Anlegung von Baumwollenzeuch-Fabriken frei und diese werden dadurch desto geschwinder und also desto öfterer umgesetzt. Zu geschweigen, daß wir in Bearbeitung der schlechterdings ersten Materien gegen den Engländer unmöglich Preis halten können, der im ersten Falle seinen ungeheuern Ueberfluß von rohen Zuckern aus den Colonien schon noth-

nun Zölle an den Gränzen des Reichs angelegt, so müßte man die Einführung dieses (man erlaube mir den Ausdruck), zweiten Materials von der einen Seite, als zu unserer Industrie nothwendig, erlauben und sogar aufmuntern, und

gedrungen selbst in die Arbeit nehmen muß, im zweiten die größere Auswahl der schönern Baumwolle zu dem billigsten Preise stets vor uns, durch die unmittelbare Zufuhr und seine großen Kapitalien, voraus haben wird, um besseres Garn billig liefern zu können. Im Ganzen kann man sagen, daß wir auf diese Weise in beständiger Thätigkeit unmittelbarer Hervorbringung der Waaren in ihrem letzten vollkommenern Zustande bleiben, und allen Verlust an Zeit und Kraft, der an die Verarbeitung des Rohen verwandt werden müßte, dem Engländer und Indier (in Betreff der rohen Kattune) überlassen. Wenn man nun hierzu rechnet, wie beträchtlich der Absatz unserer Fabrikate nach dem Auslande sich ausbreitet, so erscheint der Vortheil ganz unschätzbar, und wir stehen bei dem Steigen dieses Verhältnisses gerade auf der allerglücklichsten und rühmlichsten Stufe der Industrie, als Veredler dessen, was der cultivirte Britte uns vorarbeiten muß. Erfahrungen vor und nach der Hemmung des freien Verkehrs bestätigen unsern Satz. Schon vor 1807 wurden die Teutschen Stapelplätze durch die Brittische Uebertreibung des Manufacturirens mit den dortigen Baumwollzeuchen so überführt, daß die feinern Sorten kaum unterzubringen waren, während die geringern mit dem Teutschen Fabrikat nicht Preis halten konnten, und jetzt wieder kauft man alles dieses in den Häven und Messen für solche Spottpreise, daß die Brittischen Kapitalisten, welche dabei auf die Länge unmöglich bestehen können, genöthigt sind, ihre Kräfte mehr und mehr auf die Garnspinnerei zu verwenden, wie denn die Zufuhr von Garn in der That im Zunehmen, für die Zeuche im Abnehmen ist. Dasselbe Verhältniß zeigt uns die Erfahrung in den Zuckerfabriken; die Einfuhr der geringern, als Lump und Melis nimmt zu und die der Rafinaden, welche den Teutschen in der Qualität nachstehen, nimmt täglich ab. —

von der andern, weil Garn, Englische und Indische Musseline, Meliszucker auch als fertige Waare verbraucht werden können, bis zum Verbot hoch besteuern. Wie soll nun dieser Widerspruch gelöset werden, als durch eine Kette von Zollbüreaux, von Inländischen Douaniers, die von Hamburg bis Augsburg Etappenweise stehen, oder besser gesagt, hausen? Man kann freilich diese Schwierigkeit kurzweg heben, wenn man nämlich den Teutschen Fabriken befiehlt, von nun an, von der Wiedererlangung der Teutschen Freiheit an, einzig und allein das rohe Naturerzeugniß, so wie es der groben Erde abgewonnen wird, zu bearbeiten und es so lange zu handhaben, bis es des Tisches oder der Toilette des Fürsten würdig wird, — vielleicht surrogirt man auch am Ende, nach Weise der Napoleonischen Millionen-Prämie, das Ausländische erste Material und macht es, z. E. die Baumwolle, ganz und gar überflüssig. Damit wäre nun freilich geholfen, nur hieße das (um wieder mit Smith zu reden), durch Treibhäuser den Weinbau befördern, oder der Gefahr des Brandes durch das Auslöschen des Lichtes entgehen — und das will unser Verfasser wohl nicht. —

Diese beiden Punkte, welche Teutschland in staatswirthschaftlicher Hinsicht vor andern Ländern auszeichnen und die vom Verfasser nicht berücksichtigt worden, sind es aber nicht allein, die mich gegen die aufgestellte Meinung desselben bestimmen. Nicht, wie der Verfasser sagt, verbieten Frankreich und England Alles, was sie selbst machen können; nicht Alles, was sie im Lande erzeugen können, verweigern sie vom Auslande zu kaufen, sondern nur das, was sie leicht und natürlich erzeugen können, ohne dadurch andern Gewerben ihre Quellen zu entziehen, verbieten sie. Jedes Land kann durch Fleiß und Anstrengung Alles verfer-

tigen, was sein Nachbar kann, nur wird nicht jedes Land, wenn nämlich seine Regierung erleuchtet ist, es wollen. England kann seinen Tuchfabriken Hände und Kapitalien entziehen, um sie den Leinenfabriken zuzuwenden; es will es aber nicht; es läßt lieber Leinen, Battiste rc. zu, damit es um so viel, und für noch mehr, Tücher und Musseline ausführen kann. Durch Gewohnheiten, Oertlichkeit und andere Ursachen würden nicht mehr Hände, Zeit und Kapital, in England zu 150 L. Baumwollenzeuch erfordert werden, als wahrscheinlich zur Verfertigung von einem Werth von 100 L. an Leinen. England gewinnt also offenbar, wenn es 150 L. Baumwollenzeuche ausführt, um dafür 100 L. an Leinen und 50 L. an Geld einführen zu können. — Daß auf den, zur Einfuhr erlaubten fertigen Waaren in England hohe Zölle lasten, kann hier nicht in Frage kommen, weil diese Zölle nur zur Vermehrung der Landeseinkünfte gelegt sind, und den Wunsch zu erkennen geben, die Einfuhr aus dieser Ursache eher zu befördern, als zu unterdrücken. — Diese Zölle werden daher bis zu der Höhe aufgelegt, daß die Einfuhr dadurch nicht gehemmt wird. Ich werde weiter unten Gelegenheit haben, von dieser Art Zölle zu reden, die eher eine Aufmunterung, als Verbot enthalten. Nur sehr wenige Waaren sind in England ganz verboten, und manche auch aus Ursachen, die wohl keine Reciprocität unserer Seits erfordern, als katholische Breviarien, agnos dei etc. Alle Waaren werden übrigens sowohl in England, als in Frankreich, zum Lagern für eine künftige Ausfuhr eingelassen; sie werden freilich durch ein System bewacht, das uns nicht zusagt und bei uns einzuführen, nicht rathsam ist, wie die letzte Herrschaft der Franzosen beweis't. Wir würden demnach entweder weiter gehen müssen als jene Nationen und ausländische Waaren auch zur Durchfuhr nicht gestatten kön-

nen, weil wir die Mittel zur Bewachung nicht besitzen, oder sie auch zur Consumtion erlauben müssen.

Auch da kann ich nicht die Meinung des Verfassers jenes mehrerwähnten Aufsatzes theilen, wo er sagt: man müsse darum die Producte anderer Nationen verbieten, weil sie die Unsrigen nicht zulassen. Nur so lange als gehofft werden kann, durch diese Gegenverbote die andere Regierung zu gemäßigteren Grundsätzen zurück zu bringen, ist solches Mittel zweckmäßig. Ist dieses aber dadurch nicht zu erlangen, so wird das Uebel nur durch eine Maaßregel der Art vermehrt. In demselben Artikel, den der Nachbar nicht zulassen will, kann durch das Gegenverbot der Absatz zu Hauße nicht vermehrt werden, denn dieser muß ohnehin besser oder wohlfeiler bei uns, als bei unserm Nachbarn seyn, weil er ihn verbietet; unsre Consumtion ist also gewiß auch vor dem Verbote von unsern eignen Fabriken versehen worden, und das Verbot wird dadurch in dieser Hinsicht überflüssig. Wenn aber andere Artikel verboten werden, die bei uns nicht so gut und nicht so wohlfeil geliefert werden können, so wird allen Consumenten, dem Volke, dadurch nur das Mittel genommen, seine Bedürfnisse oder Bequemlichkeiten wohlfeil sich zu verschaffen, welches doch unstreitig ein Uebel ist, ohne daß dadurch irgend etwas bezweckt wird für die Classe von Arbeitern, deren Product man nicht zulassen will. — Ja dieselbe Classe leidet doppelt, denn auch sie muß dasselbe Bedürfniß theuerer bezahlen; und manchmal sogar zum Behufe derselben Fabrik. Wie manches Werkzeug ist nicht, aus England eingeführt besser als in Teutschland verfertigt. — Wenn der Tuchfabrikant Sachsens nun der Englischen Scheere oder sonstigen Werkzeug's, gut und wohlfeil, entbehren soll, weil England sein Tuch nicht haben will, so lei-

det er dreifach, als Fabrikant, als Verkäufer und als Consument. Ueberhaupt ist in dem ganzen Aufsatze keine Spur zu finden, daß der Verfasser auf den Consumenten, auf die Masse der Nation, Rücksicht genommen. Auch er sieht es als ein Uebel an, (mit so Vielen, die diese Materie behandeln) wenn der Ausländer seine Preise niedrig setzt, halb so niedrig als der Teutsche Fabrikant es kann, und dazu uns verkauft, und bemerkt selbst, bei einer andern Gelegenheit, daß er von wohlfeilem Tagelohne und von wohlfeiler Frachtfuhre billige Preise und das Aufblühen unsrer heimischen Fabriken erwartet. — Kann er diese Erwartung hegen, wenn nicht wohlfeile Bekleidung, wohlfeile [3]) Werkzeuge, u. s. w., selbst wohlfeile Bequemlichkeiten den Arbeiter, den Fuhrmann in den Stand setzen, seine Arbeit auch wohlfeil zu geben? Es ist dem Interesse eines jeden Landes, so wie dem eines jeden Kaufmannes angemessen, so wohlfeil als möglich seine Bedürfnisse einzukaufen und so theuer als thunlich zu verkaufen. — Die Teutschen Fabriken [4]) müßten entweder den Gewinn, den sie jetzt haben, aufgeben oder ihre Preise höher setzen und dadurch bei der Concurrenz mit andern Ländern vielleicht verlieren, wenn ihre Arbeiter, vom Unternehmer an bis zum geringsten Jungen ihren Rock, ihren

3) Gute Arbeit zu demselben Preise, wie schlechtere zu geben, heißt auch wohlfeiler, denn die Dauer oder die größere Zweckmäßigkeit zählt eben so gut, als die Pfennige, die bezahlt werden.

4) Besonders die Leinen-Fabriken, deren Arbeiter bekanntlich nur einen so geringen Lohn erhalten, daß jede Vertheurung ihrer Bedürfnisse eine Erhöhung desselben, folglich auch eine Steigerung der Preise der Leinen nach sich ziehen wird. —

Hut, ihre Werkzeuge, selbst ihren Caffee und ihren Zucker zweimal so theuer bezahlen müßten, als jetzt. Es ist also von höchstem Nutzen, die erwerbenden Classen zu dem zu verhelfen was wohlfeil ist, damit sie wieder nicht ihre Arbeit vertheuern müssen. — Wo ihre Arbeit Beschäftigung findet, gilt dem Staate gleich. Unser Verfasser, meint zwar, daß die Theurung einer solchen neuen (ich kann sie nicht anders nennen, als erzwungenen) Industrie mit der Zeit sich vermindern und am Ende zu einem Gleichgewichte mit der fremden, die seiner Meinung nach nur die Uebung voraus habe, kommen werde; er scheint aber ganz vergessen zu haben, daß Teutschland schon seit 1806. der Haupt-Einfuhr fremder Zeuche, nämlich der Englischen verschlossen war, und daß sieben Jahre eine hinreichende Probe-Zeit seyn sollten. Ein so langes Noviziat hat die Tugenden der verschiedenen Fabriken wirklich erprobt und die Zweige, welche einer Verbesserung fähig waren, haben wirklich von der Sperre den Nutzen gezogen, den Uebung und Fertigkeit gewähren. Was aber in diesen sieben magern Jahren nicht genügen konnte, kann in den hoffentlich fettern der Zukunft gewiß nicht ausreichen. Jeder Versuch hat seine Gränze an Zeit, so wie an Mitteln. — Drüber hinaus ist leere Speculation.

Ich muß noch wohl des, vom Verfasser als Exempel weitläuftig angeführten und von ihm in Affection und Schutz genommenen, Runkelrüben-Zuckers Erwähnung thun. Ohne mir ein Urtheil über die Natur und Cultur derselben in physischer und landwirthschaftlicher Hinsicht anzumaßen, ohne zu untersuchen, wie viel Raum und wie viele Hände dem Landbau dadurch entrissen werden, wie weit die Cultur getrieben werden kann, wie viel Zuckerstoff, und welchen, die Rübe liefert, wie viel Brennmaterial sie

erfordert, wie auf die Gesundheit des Menschen sie wirkt, will ich mit dem Verfasser annehmen, daß seine Berechnungen in Ansehung des Erzeugnisses richtig sey, daß der Zucker in seiner Natur und Wirkung dem Indischen nicht nachstehe und daß alle Schriftsteller bisher, besonders die, welche für dieses Surrogat geschrieben, ihre Bücher herausgaben, bevor sie die Sachen selbst verstanden hatten; will auch mit ihm voraussetzen, daß Teutschland jährlich 120 Millionen Pfund brauche — nur kann ich die Berechnung des Verhältnisses zu dem Indischen nicht ganz richtig finden und muß die Resultate, die er daraus zieht bestreiten. — Der Verfasser sagt nicht, ob er unter den 120 Millionen, die in Teutschland verbraucht werden sollen, den eingeführten rohen oder den verarbeiteten versteht; ich muß aber aus seiner Berechnung das Erste vermuthen. — Wenn ich den Mittelpreis des rohen Indischen Zuckers, vor dem letzten Kriege, hoch anschlage, so kann ich ihn doch nicht über 4 gr. Conv. Geld am ersten Ort der Einfuhr (12 pf. in Hamburg) setzen. Dieser hohe Anschlag giebt für 120 Millionen ein Resultat von Rthlr. 20,000,000. — Diese sollen nun nach des Verfassers Meinung aus Teutschland hinausgehen. Davon ziehet er aber nicht ab, was doch nothwendig ist:

a) was 16 Quadrat-Meilen an Getraide aufbringen, denn er gesteht selbst zu, Ackerland anwenden zu müssen;

b) das, was in dem Unterschiede von fl. 50 für 150 Ctr. Rüben zu fl. 150 für die daraus gefertigten 450 Pfund rohen Zuckers (welcher Unterschied 16 Millionen Rthl. beträgt) für Arbeit, Häuser, Miethe und Zinsen abgeht, und wovon doch der größte Theil andrer Arbeit entzogen ist. Das Weitere, was vom rohen Zucker

zu dem rafinirten erfordert wird, bringe ich nicht in Anschlag, weil es sich mit der Arbeit und dem Nutzen der Rafinerien aus Indischem Zucker hebt. —

Wenn ich nun auch annehme, daß 8 Millionen Thaler nach Abzug a. und b. dem Teutschen Vaterlande gewonnen werden, so sind aber nachfolgende Punkte in Betracht zu ziehen.

1) Die Zucker-Rafinerien in Hamburg, Bremen Berlin, Prag und allen Teutschen Städten werden dann in Runkelrüben arbeiten. Das Pfund solchen Zuckers kommt jetzt auf dem Orte der Fabrik, wie der Verfasser berechnet, auf 30 bis 35 Stüber (womit wohl Bergsche gemeint sind; Holländische Stüber betragen mehr als das Doppelte) oder 9½ bis 11 gr. Conventions-Geld. — Wenn man nun die gewöhnlichen Preise des rafinirten Zuckers, vor dem Ausbruche des Krieges, zu Hamburg 14 bis 20 pf. annimmt, so beträgt 17 als der Mittelpreis auf dem Fabrik-Orte kaum 6 gr. pr. Pfund — Von diesem Orte sind auch die Transport-Mittel leichter, als von den meisten andern und also weniger kostbar. — Die Consumtion würde also 50 bis 80 pCt. mehr bezahlen müssen für Runkelrüben-Zucker, als wofür sie den Colonial-Zucker haben kann — und wahrlich der Verfasser wird wohl diese Vertheurung durch den besseren Geschmack, das schönere Ansehen oder die heilsamere Natur der erstern Art nicht ausgleichen wollen. Der Zucker ist nun einmal eine, zum Bedürfniß fast erhobene, Bequemlichkeit geworden; er ist unschätzbar für die Gesundheit, sowohl zur Erhaltung, als zur Wiederherstellung derselben; mehr oder weniger verbraucht jeder Bewohner, sogar der ärmste, davon; und soll er nun mehr, so viel mehr dafür geben,

so gilt es ihm gleich, wem er die Uebertheuerung zahlt; er leidet!

2) Der Runkelzucker würde, wenn wir ihn aus Patriotismus verzehren müßten, bei dem Ausländer darum keinen Eingang finden; dieser würde ihn nicht dem wohlfeilern und bessern Colonial-Zucker vorziehen, der nun in dem Maßstabe noch wohlfeiler werden würde, als Teutschland von seiner Consumtion ausfällt. — Der Theil unsrer Industrie also, welchen andre Nationen bis jetzt beschäftigten, durch den Verbrauch des bei uns rafinirten Zuckers aus Indien, geht ganz verloren. — Wie bedeutend dieser Theil war, kann leicht in Hamburg, Lübeck und auf den Messen erörtert werden. Jedes Pfund roher Zucker kostet zum wenigsten 2 gr. bis zum Rafinirten. — Bei der Manier des Verfassers brutto zu brechnen, würde auf 40 Millionen nur, für das Ausland gearbeitet, ein Gewinn von 16⅔tel Millionen für Teutschland herauskommen. Die Hände und die Capitalien, die zu diesem Theile der Industrie verbraucht worden, können nicht mehr in den Runkel-Fabriken beschäftigt wrrden, da diese nur so viele bedürfen, als die **inländische** Consumtion erfordert. —

3) Der Verfasser berechnet, daß durch die Runkelrüben der Ackerbau nur $\frac{1}{200}$ Theil seines Raums verliert. — Diese Berechnung als richtig angenommen, entziehen sie also entweder der Ausfuhr oder dem inländischen Bedürfniß den $\frac{1}{200}$ Theil des sämmtlichen Getraides. Im ersten Falle ist es nicht der Werth allein, der in der Handels-Bilanz ausfällt, (welchen ich oben schon sub a. abzog,) sondern alle die, welche von dieser Ausfuhr leben, verlieren einen großen Theil ihrer Nahrung (denn $\frac{1}{200}$stel

auf Verbrauch und Versendung bringt auf diese allein ein viel größeres quotum). Land- und Fluß-Frachten, Arbeitslohn, Speichermiethe und Schiffsfracht zur Ausfuhr vermehren bekanntlich den ersten Werth des Getraides in einem ganz beträchtlichen Grade. Im zweiten Fall muß jedes Individuum $\frac{1}{200}$ Theil mehr für dieses allererste Bedürfniß zahlen, und da die Kornpreise hauptsächlich den Arbeitslohn bestimmen, so muß dieser durch ganz Teutschland um $\frac{1}{200}$ gesteigert werden, welches wieder auf alle Erzeugnisse der Arbeit Einfluß hat.

4) Bedenkt unser Verfasser denn gar nicht, daß die Colonial-Erzeugnisse genommen und verbraucht werden müssen, wenn wir den Colonisten unsere Leinen, unsere Tücher, unsere Glaswaaren u. s. w. verkaufen wollen? Was würde wohl aus unserm Ausfuhr-Handel, besonders aber aus unserer Fabrik-Ausfuhr werden, wenn jedes Land Runkelrüben statt Zucker, Biersuppe statt Caffee und Knoblauch statt Pfeffer brauchen wollte? Ein solches Umwälzen konnte nur einer Regierung zusagen und nothwendig werden, welche keinen andern Welt-Verkehr als den der Waffen anerkannte und die auch die Hände der Völker anderweitig zu beschäftigen wußte. Nur da, wo man Gold durch Eisen, Recht durch Gewalt, und Einkünfte durch Raub zu surrogiren versteht, kann man die Idee fassen, Meere, Colonien und Handel durch Machtsprüche an- und abschaffen zu wollen und zu können. Uns aber ist besser gerathen, wenn wir wohlfeileres Getraide, wohlfeileren Zucker, wohlfeilere Arbeit und einen größern Theil der Industrie zum ausländischen Gebrauche haben, als durch Zwangsgesetze, durch Beschränkung des freien Gewerbes, durch Entbehrung und sogar durch solche Systeme, die bis jetzt nur der Tyrannei gedient haben und

nunmehr nur der Geschichte angehören sollten, zu dem problematischen Erfolge einiger Privat-Unternehmungen beizutragen.

Wenn ich mich etwas länger bei einem einzelnen Punkte aufgehalten habe, so geschahe es, weil der Verfasser diesen Teutschen Zucker als einen Beweis, ein Exempel hervorhob. Im Allgemeinen bleiben die alten Wahrheiten in ihrer Würde: nur die Industrie-Zweige gedeihen dem Lande, welche seiner Oertlichkeit, den Sitten, Gebräuchen, Gewohnheiten und Neigungen seiner Bewohner anpassen und die sich durch das Zuströmen von Händen und Capitalien am natürlichsten und also am richtigsten offenbaren: nichts ist daher schädlicher als gewaltsamerweise der Industrie einer Nation eine Richtung geben zu wollen, oder von ihr eine All-Fähigkeit, ein Genugthun für jedes Bedürfniß zu verlangen, und da nur so viel hervorgebracht werden kann, als das Gesammt-Capital und die Gesammt-Arbeit eines Volks betragen, so ist es besser, Ueberfluß mit Bedürfniß zu vertauschen, als beides durch Zwang zu unterdrücken, d. h. nicht mehr und nicht weniger, als den Verbrauch des Landes erzwingen zu wollen.

Ich komme nun zu dem

IIten Theile meiner Untersuchung, nämlich, ob Reichszölle und Reichs-Verbote in dem Falle rathsam und ausführbar seyen, wenn Teutschland aus mehrern unabhängigen Souveränetäten, nach wie vor, bestehen sollte, oder ob es nicht nothwendig sey, wenn Zölle Statt haben müssen, daß solche von jedem einzelnen Staat ge- und erhalten werden. —

Die Eintheilung der respectiven Staaten mag nun künftig werden, welche sie wolle, so muß ich doch voraussetzen, daß jeder Staat, wenn es verschiedene geben wird, seine eigenen Einkünfte, seine eigene Armee, seine eigenen Ausgaben, seine eigenen Polizei- und Verwaltungs-Gesetze habe. Wenn ich nun bei der allgemeinen Frage für ganz Teutschland sagte: der Zoll ist ihm darum schädlich, weil seine Häven und Messen ihren Handel dabei verlieren und seine Gesammt-Industrie nicht nur dadurch nicht gewinnen, sondern abnehmen würde: so ist dieser Grund keineswegs anwendbar bei einzelnen Staaten, sowohl in ihren Verhältnissen zum Auslande, als zu andern Teutschen Ländern. Staaten z. B. die weder Messen noch Häven, noch ausländischen Handel überhaupt besitzen, haben keinen Vortheil davon, daß man durch die Zulassung fremder Waare den Handel befördert; ist nun ihre Industrie vollends so vertheilt, daß nichts nach dem Auslande verführt, hinreichend aber verfertigt wird, um sich selbst zu versorgen, so müssen sie natürlich ihren Nutzen in einem Verschließen gegen andre und wohlfeilere Waaren finden, denn sie haben nichts mit dem Auslande zu compensiren und doch genug, es zu entbehren. In solcher Lage mögen freilich wenige Staaten sich befinden; doch giebt's wohl einzelne; ja ich möchte sagen, die Mark Brandenburg, allein genommen, sey in diesem Falle. Andre Staaten, welche vom Ackerbau oder von der Ausfuhr einzelner oder mehrerer rohen Materialien leben, dabei wenige oder keine Fabriken haben, fordern zwar keine Verbote, wohl aber Zölle von denen die Regierung ihre Einkünfte zieht. Wieder andere haben selbst Fabriken, die kein Einfuhr-Verbot der fertigen Waaren, wohl aber Ausfuhr-Verbote einzelner roher Stoffe erfordern, um im Stande zu bleiben, wohlfeiler als der Aus-

länder zu verkaufen; kurz jedes Land, sobald es für sich besteht, bedarf eben so verschiedene Einrichtungen, als es verschieden in den Mitteln ist, seine Bewohner zu erhalten. Ich habe bereits oben bemerkt, daß es zwei verschiedene, ja manchmal entgegenwirkende Arten von Zöllen, oder vielmehr zweierlei Beweggründe dazu giebt, nämlich 1) um die Landes-Industrie zu heben, oder zu erhalten, um sie neben oder über der der Nachbar-Staaten zu behaupten, und 2) um die Einkünfte des Staats zu vermehren oder zu sichern. In dem ersten Falle wird die Frage berücksichtigt: wie hoch muß der Zoll seyn, um der heimischen Industrie den Vorzug zu sichern? in dem zweiten Fall aber kommt in Frage: wie hoch kann er seyn, um nicht die Einfuhr ganz zu hemmen? Die erste Gattung spricht den Wunsch aus, die Importation fremder Waare zu verhindern, die zweite hingegen den, sie zu befördern. Die Gränze der ersteren ist: Erhebung der inländischen Waare; sobald dieser Zweck erreicht ist, wird eine größere Besteuerung als beeinträchtigend angesehen — die Gränze der zweiten Art hingegen ist die Möglichkeit der Einfuhr; sobald diese in Gefahr ist, so wird er, aber nicht eher, heruntergesetzt. — In dem ersten Theile dieses Aufsatzes habe ich versucht zu beweisen, daß Teutschland im Ganzen die Zölle der ersten Art nicht nöthig habe, weil die ganze Industrie Teutschlands völlig ausreicht, mit dem Ueberflusse, den sie in den ihr angemessenen, leichten und natürlichen Gattungen hat, das Fehlende von Außen sich anzuschaffen; einzelne Staaten aber können sie nicht alle entbehren, weil sie nicht alle gleiche Tauschmittel besitzen. — Sachsens Baumwollenzeuche tauschen z. E. ein, an feinen Tüchern, zehnmal so viel, als es selbst consumirt; Sachsen gewönne also dabei, wenn durch eine allgemeine Freiheit es diesen Surplus in's Oesterreichische

loswerden könnte; nicht so aber Oesterreich, welches nichts dagegen aus seinen Fabriken auszusenden hat. Dieses Land muß durch Zölle oder Verbote verhindern, daß die ausländischen Waaren mit den Gegenständen seiner Fabrication in seinem Lande in Concurrenz kommen. Diese Verbote können ihm aber nicht genügen gegen das Nicht-Teutschland allein, sondern müssen auch gegen Teutsche Staaten Statt haben, die besser arbeiten, als seine Fabriken, ja meistentheils sind die Verbote gegen andere Teutsche Staaten nöthiger, als gegen das Ausland, weil die Gattung der Arbeit in Teutschland überhaupt fast dieselbe, und nur in der Qualität verschieden ist. Preußen kann die feinen Musseline eben so wenig als Sachsen verfertigen, und thut also wohl daran, sie vom Auslande kommen zu lassen, während es aber verhindern muß, daß seine geringeren Baumwollenzeuche nicht von den Sächsischen verdrängt werden. — Es muß sich also gegen Sachsen schließen, und gegen England offen halten, oder mehr Zoll auf geringe, als auf feine Gattungen legen. Einzelne Staaten können nicht immer so compensiren, wie es Teutschland im Ganzen kann, daher erfordert es oft das Interesse mancher Staaten, das zu verbieten, was der andere einzuführen aufmuntert.

Was jedoch die Zölle der zweiten Art betrifft, und welche die meisten sind, die die verschiedenen Staaten Teutschlands haben; so zeigt sich klar die Unthunlichkeit eines allgemeinen Zolls und die Nothwendigkeit der einzelnen. Sobald Verbote in einem Lande nicht Statt haben, es sey, weil die Fabriken des Orts ihren Ausweg schon anderweitig haben, oder weil deren keine da sind; so ist es eine Hülfsquelle der Regierung, die Consumtion durch Einfuhrzölle zu besteuern, bei welchen die fertige

Waare am meisten belegt wird, weil sie am meisten tragen kann. Nur in der Modalität sind die einzelnen Länder unter sich verschieden, eines kann mehr tragen, oder hat der Einkünfte dieser Art mehr nöthig, als das andere; eins hat mehr Ausfuhrartikel, als das andere, und muß daher bei dem Zoll auf die dafür ausgetauschten Gegenstände mäßiger seyn, als ein anderes Land, das mit Geld einkauft, oder zum wenigsten stark saldirt; ein Land ist der Contrebande leichter zugänglich, als das andere, und darf daher nicht zu stark besteuern; eins hat mehr oder weniger Zwischenhandel, als das andere. Die Gegenstände einzeln betrachtet, die besteuert werden sollen, bieten wieder eine Verschiedenheit der Interessen der einzelnen Staaten dar, die unendlich groß ist. Nicht nur auf fertige Waare, sondern auch auf jedes rohe Material dehnt sich diese Verschiedenheit aus. Was einem nothwendiges Bedürfniß ist, und daher gar nicht steuerbar, ist dem andern gleichgültig, und also einer Revenüe fähig, dem dritten schädlich, und muß entweder einem sehr großen Zoll oder einem Verbot unterworfen werden. Nordisches Eisen z. B. ist Mecklenburg, Holstein und anderen Schifffahrt habenden Nationen nothwendig; den inneren Ländern, wo es keine Fabriken giebt, gleichgültig; Preußen und Schlesien hingegen, die selbst Bergwerke haben, schädlich. Ebenso Gegenstände der Bequemlichkeit und des Luxus. Oesterreich und die Rheinländer können den Wein so hoch besteuern, als sie wollen, während Preußen und der Norden auf die Erträglichkeit Rücksicht nehmen müssen.

Nehmen wir nur einen Augenblick an, an der Gränze des Reichs sey ein Zoll, und keiner im Inlande, wie unser Verfasser es will, so würde der Wein Oesterreichs und Frankens frei in Preußen, Mecklenburg u. s. w. cir-

culiren, und der Staat also gar keine Einkünfte von dieser wichtigen Finanzquelle ziehen; das Eisen, das Mecklenburgs und Holsteins wegen, nur leicht besteuert ist, würde in Schlesien, zum Schaden der Bergwerke, Zutritt haben; die Baumwollenzeuche Sachsens würden in Preußen den seinigen vorgezogen werden, und also der Industrie und dem Landesschatz Abbruch thun. Von der andern Seite würden alle Artikel der Ausfuhr entweder gleich verboten oder gleich gestattet werden müssen. — Will Preußen seine Wolle aus dem Lande zu gehen verbieten, weil es deren für seine Fabriken bedarf, so muß es Mecklenburg auch; da letzteres Land aber nun einen großen Vortheil von der Ausfuhr hat, so folgt daraus, daß sein Nutzen entweder dem seines Nachbars aufgeopfert wird, oder daß einzelne Zölle in jedem Lande wieder Statt haben müssen. Auf diese Weise kommt jeder einzelne Staat in Collision mit dem Interesse des andern, wenn nicht jeder für das Seinige angemessene Verfügungen trifft. Die größeren Staaten Teutschlands, welche größere Heere zu besolden und größere Ausgaben zu bestreiten haben, als kleinere im Verhältniß zu ihrer respectiven Bevölkerung, werden bei dem Antheile, den sie aus der allgemeinen Kasse der Reichszölle ziehen, nicht das Erforderliche einnehmen, um ihren Bedürfnissen Genüge zu leisten, und besonders nicht solche, welche die Einkünfte vom Zoll höher setzen müssen, als andere Einnahmen, weil diese, anderer Ursachen wegen, geringer gestellt sind. Ein Land im Innern Teutschlands, das jetzt Zoll in seiner ganzen Peripherie einnimmt von dem, was alle seine Nachbaren ihm zuführen, und welches zu dem des Ausländers wie zehn zu eins sich verhalten möchte, würde sich mit dem begnügen müssen, was sein Antheil an der allgemeinen, nach Umfang oder Bevölkerung einzurichtenden Vertheilung

der Reichszölle seyn würde. — Dieser Theil kann aber niemals so stark seyn, um für seine bisherigen, (in Hinsicht Teutschlands sogenannten,) inländischen Zölle entschädigt zu werden; denn wäre er so stark, so würde ein solcher Reichszoll alle Einfuhr hindern und einem Verbote gleich seyn. Die Staaten, die überhaupt einer Revenüe vom Zolle bedürfen, müssen daher an ihren eigenen Gränzen einen, ihren eigenen Bedürfnissen angemessenen, und für ihre eigene Industrie zusagenden Zoll anlegen; sie müssen berechnen können, was wenig, was viel ertragen kann, um die Vortheile der Regierung und der Industrie zu vereinigen.

Und nun die Ausführung. Ein Heer von Zöllnern soll angenommen und unterhalten werden — wahrscheinlich auf Kosten Aller besoldet, und vom Reichs-Oberhaupte allein abhängig — denn wenn es jedem einzelnen Fürsten überlassen bliebe, sie zu wählen, so würden die Gränzstaaten entweder allein die Last tragen, wenn sie dieselben auch besolden sollten, oder wenn auf Kosten Aller, durch die Annahme von Landeskindern wohl auch den Vortheil ihrer eigenen Unterthanen zu befördern wissen, auf Unkosten der andern Staaten, die keine Oberaufsicht dabei anstellen können. Sollten aber in jedem Staate von ihm unabhängige, seiner Gerichtsbarkeit nicht unterworfene, sondern nur dem Reichsoberhaupt gehorchende Douaniers (immer eine Art bewaffneter Macht) gestattet werden, — welche Widerwärtigkeit, welcher Stoff zur Zwietracht für diese, unglücklicherweise an der Gränze liegenden Länder! Wo ist wohl da Ruhe zu erwarten, wenn Zollverwalter von oben bis unten in der ganzen Hierarchie sich unabhängig vom Gesetze des Landes und mächtig genug fühlen, darin nach ihren Gesetzen zu hausen? Es dürfte selbst einer

mehr beglückenden, mehr geliebten Classe von Menschen schwer werden, sich in solchem Verhältnisse in einem fremden Lande zu behaupten, aber vollends Zöllner, die das Volk in Jerusalem, so wie in Paris, zu Zeiten der evangelischen Geschichte sowohl, als zu der des Continental-Systems, zu würdigen versteht; eine Verwaltung, deren Zweck Beschränkung, und deren Mittel Inquisition ist! — Dieser Ursache allein wegen, dieser ewigen Mißhelligkeiten und Entzweiung wegen müßte schon jeder Gedanke von Reichszoll verbannt werden. Wenn nun gar von eigenen Gerichtshöfen die Rede ist, und also auch in fremdem Lande (wenigstens die erste Instanz, welche gleich untersucht und instruirt), da ist jedes Wort der Widerlegung zu viel schon, wenn bewiesen, oder alle zusammen zu wenig, wenn verabscheut werden soll; der Gedanke, die Erinnerung an die Prevotal-Gerichte empört schon. Aber auch die Besoldung eines solchen Heers, um ganz Teutschland mit Strenge zu bewachen, und dabei, wie der Verfasser will, bei mäßiger Einnahme des Zolls, ist eine Aufgabe, die wohl dem allgemeinen Teutschen Finanz-Minister, der doch erst da seyn muß, schwer zu lösen seyn wird. Freilich weicht unser Verfasser allen Schwierigkeiten dadurch ganz naiv aus, indem er die allgemeine Verfassung Teutschlands noch schwieriger glaubt. Es könnte sich jedoch gerade treffen, daß diese nicht so schwierig sey, wenn man nämlich höheren Orts nicht der Meinung des Verfassers wäre, der peremptorisch will, daß „Zölle, Posten, Heerstraßen ganz Teutschland zugehören müssen,“ mit andern Worten, wenn man nicht die Allgemeinheit so weit treiben wollte, als der Verfasser glaubt, sogar bis auf einzelne Regalien, und daß hingegen mit solchen Ideen die Schwierigkeiten gar nicht zu heben seyn möch-

ten. Es würde daraus der Beweis umgekehrt zu ziehen seyn; weil die allgemeine Verfassung Teutschland's schon ohnehin schwierig ist, so ist dieser Vorschlag, der die Allgemeinheit bis in's Unendliche führen will, gar nicht ausführbar. Ist etwas Allgemeines für Teutschland zu wünschen, oder ist es rathsam in dieser Hinsicht, so wäre es ein, auf Wechselseitigkeit beruhender, gleichvertheilter und mäßiger Durchfuhrzoll, wodurch alle Willkühr auf Flüssen und Landstraßen aufhörte, und jeder Zweig des Handels oder der Industrie berechnen könne, welche Unkosten er habe, um seine Production an den Ort der Consumtion zu führen. Kein Staat ist berechtigt, die Durchfuhr zu verbieten, wenn er für die nöthige Bewachung, für die Unterhaltung der Büreaux entschädigt wird, und noch obendrein eine mäßige Prämie erhält. Dieses Recht fordert um so mehr jedes föderative Bündniß, das auf Nationalität und Gegenseitigkeit gegründet ist, und eine Brüderschaft zu Wehr und Ehr bezweckt. — Es ist hier der Ort nicht, mich weiter darauf einzulassen, und bessere Einsichten, geübtere Kräfte mögen diesen Gedanken ausführlicher bearbeiten. Nur das erlaube ich mir noch, zum Schlusse dieses, vielleicht schon viel zu langen, Aufsatzes zu bemerken: mit voller Zuversicht auf den Geist der Zeit, auf die Einheit der Ueberzeugung bei der ganzen Teutschen Nation, daß nur die Herrschaft der Wahrheit sicher und dauernd ist, mit Vertrauen auf die laut sich äußernde Erklärung der Fürsten, alte Rechtlichkeit mit neuerer Aufklärung zu vereinigen, und bei der aus beiden hervorgegangenen beglückenden Freiheit, die verschiedensten Meinungen in allen Fächern mit Sicherheit äußern und widerlegen zu dürfen, läßt es sich erwarten, daß man zu den wahren Grundsätzen der Staatswirthschaft, langsamer oder schneller, hinkommen; daß man die

Natur, die Gewohnheiten und den Willen der Völker, hier wie überall, zu Rathe ziehen; daß man die möglichst größte Freiheit der Gewerbe und der Industrie als Grundlage der Glückseligkeit annehmen; daß man die verschiedenen Interessen des Ackerbaues, der Fabriken und des Handels nicht gewaltsamerweise durch einander werfen; daß man allen dreien ihre natürlichen Quellen und Canäle lassen; daß man in dem Verkehre der Völker unter einander nur gegenseitige Vermehrung, nicht Verminderung der respectiven Wohlfahrt sehen, und daß man für den Staat, wie bei dem physischen Menschen freie Bewegung, als ein Haupt-Erforderniß der Erhaltung anerkennen werde. —

Teutschland besitzt in seiner Lage und in dem Charakter und der Bildung seiner Bewohner, Vorzüge, deren sich wenige Nationen rühmen können; in der Theorie und in der Werkstatt galt und half bis jetzt der Teutsche den andern Völkern und überließ ihnen den davon hervorgegangenen Nutzen. Für die gründlichsten Schriftsteller und für die fähigsten Gesellen wurden die Teutschen in allen andern Ländern anerkannt. — Aber zwischen Lehrer und Handlanger ist eine große Kluft, die wir nicht auszufüllen verstanden. In der geringen Aufmerksamkeit und in den unrichtigen Ansichten lag der Grund zu der Nichtbenutzung unserer Fähigkeiten. — Die Lage der einzelnen Oerter wurde eben so wenig, als die Gewohnheit der Bewohner berücksichtigt; Vieles sollte mit Gewalt eingeführt werden; jedes Ländchen, jede Stadt, jeder Mensch sollte zu Allem geeignet seyn, und so traf es sich denn oft, daß Landstädte zu Handelsplätzen, Handelsplätze zu Festungen, Festungen zu Universitäten, und Universitäten zu Fabriköртern gemacht wurden. Daß jede Stadt, jedes

Gewebe, so wie jedes Organ im Menschen seine eigne Function haben muß, damit das Allgemeine bestehe, wurde außer Acht gelassen. — Aber so wird's nicht bleiben. Unsere Minister und Staatsmänner, welche jetzt, Dank dem wahren Zeit-Geist, sich nicht mehr zu den Wissenschaften herablassen, sondern vielmehr von ihnen hinaufgehoben sind, werden gern unsere bessern Köpfe in ihren Fächern anhören, und diese werden ihnen gewiß gern, ohne persönliche Furcht und ohne persönliche Hoffnung mit ihren Meinungen beistehen, und so werden wir einer besseren Zukunft entgegen sehen und erwarten dürfen: daß jede Kraft und jede Lage gehörig gewürdigt und gehörig benutzt werden wird. —

Hamburg im Octbr. 1814.

Haller.

II.

Gedanken und Andeutungen.

Ich habe wohl sagen hören: Mein System ist, kein System zu haben. Dies ist ungereimt; es heißt, sich dem Ungefähr anheim geben.

Wenn sich gegenwärtig etwas Vollkommenes nicht machen läßt, so ist das von jeher eben so gewesen. Alle Schöpfungen der Menschen von jeher sind nur Verbesserungen gewesen, und die gelungeusten Unternehmungen

verholfen ihnen nur aus einer schlimmen Lage in eine minder schlimme. Alle menschliche Einrichtungen sind Nothbehelfe und beziehen sich alle, so fern sie wahrhaft menschlich sind, und nicht wild und barbarisch, auf die Einführung des Rechts mit Gewalt wider die bloße Stärke.

So wie sich der Zustand der Gesellschaft ändert, ändern sich die Bedingungen ihres innern Friedens; und die Weise, wie vor hundert Jahren das Recht gefunden wurde, taugt jetzt nicht mehr es zu finden. Recht ward damals gesäet und Unrecht wird heute geärntet.

Vernunft fordert das Gemeinsame, und was das Gemeinsame fordert, ist Vernunft; sie ist das Princip der Gleichheit.

Reichthum und Gewalt wollen Alle, und sie verstehen sich zur Gleichheit nur aus Noth. Wo aber Friede unter Menschen seyn soll, da muß irgend eine Gleichheit erzwungen werden. Daher ist ein Gewalthaber, ein Herrscher das erste Bedürfniß der Gesellschaft.

Man sagt spottweise: dieser will die Könige unterrichten. — Sind denn etwa die Männer so selten, von denen Könige lernen könnten?

Alle gesellschaftliche Ordnung ist aus einer natürlichen Subordination entsprungen. Diesen Hauptfaden kann man nicht fest genug halten, wenn man sich in seinen Speculationen nicht verirren will. Ist alle Ordnung von einer natürlichen Unterordnung ausgegangen, so ist auch der Anfang aller Gesetzgebung positiver Befehl, dem, in so ferne, blinder Gehorsam entsprechen muß.

Freiheit bezieht sich auf Begierde. Je mehr Begierde, desto schwerer die Freiheit in jedem Verstande. Einem Volke, dessen Gegenstände des Genusses nur gemeinschaftlich errungen, nur mit gesammter Kraft erhalten werden können, wird die Freiheit nicht allein leicht, sondern nothwendig.

Ueberall will man die Form nicht ihrer selbst, sondern des Inhalts wegen.

Alle ältere Gesetzgebungen und Volkseinrichtungen beweisen, wie wichtig es ihren Stiftern geschienen hat, irgend eine Art innerlicher Sitte zu gründen und dadurch die Menschen mehr, als durch Gewalt, die nirgendwo zureicht, zu leiten. Natürliche Neigungen und Religion waren bei den älteren Völkern die Grundlagen aller Vereinigungen.

Die complicirteren Vereinigungen entstehen wie die Handwerkzeuge, die nur Glieder zu unsern Gliedern sind,

aber nicht gedacht werden können, wenn man nicht zuvor die Glieder selbst und den Instinct, der sie in Bewegung gesetzt hat, denkt.

Erst sank der Glaube an das Christenthum, hierauf der Glaube an Gott und alles Uebernatürliche. Die Sinnlichkeit sollte nun tugendhaft werden, und so ein freies gemeines Wesen entstehen. Aus dem Principe des Egoismus sollte ein Reich der Gerechtigkeit und Gleichheit hervorgehen. Denn von dem Principe konnte man nicht ablassen; es blieb das einzige. Der Anschlag ist gescheitert und man hat eine neue Einsicht gewonnen.

Es gehört eben so viel Sinn dazu, Vergangenes zu begreifen, als Zukünftiges vorauszusehen; Vergangenes zu nützen, als Neues zu erfinden.

Pl.

III.

Ein Seegen der Revolution in der Schweiz.

Es ist oft bemerkt, daß die Französische Revolution überall nur eine zerstörende Kraft mit großem Erfolge ausgeübt hat, ihre Schöpfungen dagegen, entweder selbst zerstörerischer Art, wie das Kaiserthum, oder, wenn sie den Friedensstand zur Absicht hatten, schwach und armselig gewesen sind. Was an der Französischen Staats-Verwaltung

gepriesen zu werden pflegt, wie sie schon in den kurzen Tagen der Republik entworfen, von Buonaparte aber vervollkommnet wurde, hat einzig das Verdienst einer, die Begierden der Herrschenden genau und schnell befriedigenden, Maschinerie. Nirgends ein Funke Lebens weder in den Französischen Einrichtungen, noch in den anderwärts begonnenen Nachahmungen; kein Zweifel, daß der physische und moralische Zustand der Völker, so weit er von der Staats-Einrichtung abhängt, schlechter als zuvor sey. Wenn Manche der Hingeschiedenen wieder kämen, die einst über Hindernisse des Guten in ihrer Zeit so bitter klagten, der Meinung, in Altfränkischen, Altgothischen Staats-Einrichtungen liege das Uebel; wie würde ihnen zu Muthe seyn, wenn sie sähen, wie so gar nichts, unmittelbar und im Großen, die Hinwegräumungen gefruchtet, die sie für hinlänglich hielten, damit überall von selbst das Gute aufkeimte.

Eine Ausnahme von dieser allgemeinen Unfruchtbarkeit der Revolution wird in einer Schrift dargelegt, die sich vor allen, durch den kläglichen Zwist der Schweiz veranlaßten, ehrenvoll auszeichnet.

Ueber den Schweizerischen Bundes-Verein und die Ansprüche Berns. Im Mai 1814.

Der Verfasser, wie man sagt, Hr. D. Rengger, widerlegt siegreich die Ansprüche Berns auf Aargau und Waadt. Für das Ausland ist der Theil seiner Schrift am lehrreichsten, welcher den Zustand dieser zwei Cantone seit ihrer Selbständigkeit zeigt. Hier sieht man Einen Punkt der Erde, für welchen die Revolution unstreitig seegenvoll gewesen ist.

Im Canton Aargau sind fast alle grundherrliche Rechte, deren Loskauf unter Bern sogar untersagt war, nicht eingezogen, sondern abgelöst. Die Regierung besteht aus neun Männern, deren Besoldung bei weitem nicht so viel kostet, als ehemals die Unterhaltung Eines Landvogts. Keine neue Auflage ist eingeführt, die bestandenen sind zum Theil aufgehoben. Im Jahre 1813 blieb, nach Bestreitung aller Staatsausgaben, ein Ueberschuß von 52,000 Franken. Dem Lande wird jährlich Rechnung abgelegt. Mehr als 50 neue Landschulen sind errichtet, die Gehalte aller Schullehrer sind erhöht worden. Der Canton hat eine beträchtliche Bibliothek angekauft, die Collatur-Rechte zu Pfarreien durch Kauf an sich gebracht, eine Erziehungs-Anstalt für Mädchen, eine Bildungs-Anstalt für Schullehrer, eine Anstalt für den gelehrten Unterricht, und Stipendien für Studierende gestiftet, durchgreifende Aufsicht über Unterricht und Erziehung angeordnet, eine Straße über den Jura und 13 neue Brücken gebaut, das Armenwesen vortrefflich bestellt und die Bürger in den Waffen geübt. Das Alles in zehn Jahren.

Der Canton Waadt hat die Auflagen, die unter Bern 994,000 Franken betrugen, auf 780,000 herabgesetzt, und dennoch die Ausgaben für gemeinnützige Gegenstände um 250,000 Franken vermehrt. Zehnten und Grundzinse sind losgekauft. Der Ackerbau ist so verbessert, daß der Canton, der sonst zwei Drittel seines Getraidebedarfes auswärts kaufen mußte, ihn nun fast ganz selbst erzeugt. Er hat 81 neue Landschulen gestiftet, die Gehalte der Schullehrer beträchtlich, die der Pfarrer um ein Viertel erhöhet, seine gelehrte Unterrichts-Anstalt erweitert, und in allen Anstalten für Sicherheit, Wohlstand und Armenversorgung mit dem Canton Aargau gewetteifert.

Man muß diese Thatsachen als ein Ganzes denken, um ihren Werth einzusehen. Straßen und Brücken z. B. hat auch Buonaparte sehr viele und vortreffliche angelegt, und darauf werden jetzt noch seine Gegner von seinen Lobrednern vorzüglich hingewiesen. Allein das war ein glänzendes Elend; damit er neben seinem Kriegsaufwande solche Werke ausführen konnte, ward Frankreich und das unterthänige Ausland erschöpft; und Anderes, z. B. das Schulwesen, ließ er schmachten und verderben. Hier, in diesen neuen Kantonen, ist ächter Gemeinsinn, ächte Kenntniß und von Eitelkeit reine Liebe des Gemeinnützigen, wahre Verbesserung und rasches Gedeihen.

Woher dieser Unterschied von andern Ländern, welche die gefährlichen Gaben der Revolution empfiengen? Von der Freiheit im engsten Sinne, welche die Cantone erhielten. Zuvor waren sie einem andern unterthänig, der sie für seine Rechnung verwaltete; nunmehr gehören sie sich selbst an. Also wurde durch die Revolution das, was sie niederhielt, wirklich hinweggenommen; konnte hinweggenommen werden, weil es ein Fremdes war; in andern Ländern blieb das Uebel, als denselben einheimisch, nur unter anderer Gestalt.

Seltenes Beispiel eines entschieden Guten, welches äußere Gewalt hervorgebracht! Allein sie schuf nicht das Bessere, sondern entfernte nur das Hinderniß desselben. Es ist ein unwillkührliches, ein zufälliges Verdienst der Revolution.

Θ

IV.

Hamburg unter Französischer Herrschaft.

(Fortsetzung von Seite 69 des vorigen Stücks.)

Die Kunde von den ungeheuern Ereignissen in Rußland war, ungeachtet der vieläugigen Polizei und der Prahlereien des Departements-Journals, bald zu den Hamburgern gedrungen. Sie erzeugte eine ahnungsvolle Stimmung. Anfangs flüsterte man sich die Gerüchte in's Ohr; bald wurde aber das namenlose Unglück, das die einst so stolze Französische Armee betroffen hatte, durch das 29ste Bülletin auch unter das Volk gebracht. Einzelne Franzosen, welche den großen Niederlagen, ohne Waffen und ohne Kleider, entronnen waren, kamen nach Hamburg und suchten ihre alten Quartiere auf. Die grünlichgelbe Haut war über die Knochen gespannt und der hohle, eingesunkene Blick zeugte weniger von ausgestandenem Hunger und Frost, als von Ekel, scheußlichen Erinnerungen und Verabscheuung des Lebens. Einige führten noch immer eine widerwärtige Sprache; die meisten blickten starr und in sich gekehrt. Einige erzählten, wie sie am eigenen Arme genagt oder vom Fleische der Kameraden verschluckt hätten, mit Geberden, als ob sie diesen Fraß noch herauswürgen möchten. Bei Andern äußerte sich Wahnsinn. Des Abends wankten sie mit scheuem Blicke, schrien mit einemmal in gellendem Tone: Cosak, Cosak! und ergriffen die Flucht, als ob sie verfolgt würden. So wurden sie in's Lazareth gesteckt.

Der Anblick so großen Jammers und der Gedanke, wie eine der schönsten Armeen, welche Europa je versammelt hatte, gutentheils auch aus Teutschen bestehend, in wenigen Wochen auf das schmählichste untergegangen war, versetzte die Einwohner Anfangs in Betäubung und Mitleid. Man kam den Unglücklichen mit Hülfe und Theilnahme entgegen. Da sich aber zu gleicher Zeit eine gewisse Ermuthigung, ein froherer Blick, eine freiere Sprache äußerten, so glaubte die Französische Politik, die Bande, welche um Hamburg geschlungen waren, bis zum Ersticken anschnüren zu müssen. Besonders erwiesen sich diejenigen Beamten, welche im unmittelbarsten, ich möchte sagen betastbaren und begreifbaren Verhältnisse zum Volke standen, trotzig und unvorsichtig.

Zuerst hörte man ein dumpfes Murmeln. Die Alten sagten in Gegenwart der Kinder, man sollte das nicht dulden, sollte sich zur Wehre setzen, besonders da der General Carra St. Cyr, welcher die Truppen in Hamburg und den nächsten Umgebungen befehligte, höchstens 2000 Mann hatte und noch obendrein Rekruten oder Cohorten, welche sich sträubten, gegen den Vertrag am auswärtigen Dienste Theil zu nehmen. Alle disponiblen Truppen hatten dem Kaiser zur großen Armee nachgeschickt werden müssen.

Und so entstand, den 24sten Februar, am Millernthore, Altona gegenüber, ein lebhafter Streit zwischen Volk und Douaniers, welche, um zu beweisen, daß sie noch zu befehlen hatten, strengere Nachsuchungen hielten, bei einigem Widerstande unter das Volk säbelten und einen unschuldigen Greis, welcher zur Ruhe mahnend vorübergieng, verwundeten. Da stürzten die Knaben

unaufhaltsam auf die Säbelnden ein und die Alten, um die Kinder nicht im Stiche zu lassen, mußten nachfolgen. Es ist merkwürdig, daß der Aufstand in Amsterdam auch von Knaben erregt und von den Alten durchgeführt worden ist. Das Kind, welches sich im Ungesetzlichen und im Aufruhr gefällt, kann kaum mehr gebändigt werden, sobald es wahrgenommen, daß auch die Erwachsenen das Bestehende umwerfen, über die Schranken springen und sich im Wirwarr ergehen möchten.

Die Zöllner, durch den kühnen Angriff überrascht, gedachten das Volk durch einige Nachgiebigkeit zu beschwichtigen, aber, wie die elastische Kraft, wenn der Druck nachgelassen hat, federstark nach allen Seiten springt, mehrte sich der Muth des Pöbels: wie im Sturme waren die Douaniers an die Erde gerungen, zertreten, erschlagen oder zerstreut, das Wachhaus zerstört, und die Palisaden, welche den Thorweg beengten, niedergerissen. Und nun verbreitete sich die Bewegung auch zu den andern Thoren, wo die Zollbuden gleichfalls zerstört oder geplündert wurden.

Die ersten Unordnungen hatte das Militär, das vom Pöbel noch nicht beleidigt war, mit geheimer Schadenfreude beachtet, denn auch Soldaten trieben in Tschakos und unter Mänteln das Smugglegeschäft und wurden von den Waarenjägern oft unsanft angehalten und wieder erleichtert. Hätten sich alle Franzosen sogleich zusammengehalten und in wandelnden Vierecken offenbare Pöbelangriffe niedergeschmettert, es wäre bald wieder Ruhe gekommen. Nun aber kehrte sich das Volk, das seiner Wuth keine Gränzen kannte, bald auch gegen einzelne Soldaten, beschimpfte oder steinigte sie. Es wogte durch die Straßen, drang in die Häuser, wo öffentliche Kassen waren,

warf die vollen Geldbeutel auf die Straße, eifriger, an der Person und Habe der Verhaßten Rache zu üben, als sich selbst zu bereichern; die Schilder, welche stechende und sammelnde Bienen oder krallige Raubvögel darstellten, wurden niedergerissen, zerschlagen und stückweise im Triumpf umhergetragen; einzelne Angestellte und Gensdarmen wurden aufgegriffen und in die Canäle (Flethe) gestürzt.

Die Häupter der Französischen Behörden verloren den Kopf und hielten sich ängstlich zum Maire und zur Municipalität. Das Napoleonische, das sie sonst geäußert hatten, fiel von ihnen ab; sie waren zuthätig und herablassend traulich. Man bat in Altona, der unruhigen Stadt eine Schwadron Dänischer Husaren zuzuschicken. Auch von Harburg her wurde Französisches Fußvolk gezogen. Einzelne Colonnen durchkreuzten die Stadt in Eilschritten. Den Dänischen Husaren wurde als guten Nachbaren vom Volke zugejauchzt; sie ermahnten dasselbe im herzlichen Plattteutsch, sich nun zu zerstreuen und ruhig nach Hause zu begeben. Obgleich der niedrigste Pöbel gerade mit der Plünderung und Zerstörung des Hauses eines verhaßten Polizeicommissärs beschäftigt war, so verlor er sich doch nach wiederholten Ermahnungen und einigen Salven, welche die Französische Infanterie über die Köpfe hinweg gab, allmählich von den Gassen. Er hatte vom frühen Morgen bis zum Abende getobt; der Unmuth, den er so oft verbissen, war abgekühlt und der nächste Zweck, die Zuchtmeister los zu werden, erreicht. Uebrigens war im ganzen Tumulte weder Plan noch Leitung gewesen.

Der Maire, welcher immer wußte, was für den Augenblick noth that, schlug de Coninck und St. Cyr

vor, die alten Bürgerwachen wieder zu bewaffnen. Die Bürger bewaffnen? Dies wollte dem unschlüssigen Präfecten nicht zu Sinne. Indeß sah er wohl, daß etwas Durchgreifendes geschehen mußte und hatte den Gründen des einsichtigen Maire nichts entgegenzustellen. Er ließ daher einige hundert Flinten*, meist ohne Hahn, mit geborstenen Läufen u. s. w., unter die Bürger-Capitäne vertheilen, welche nach altem Gebrauche, ihre Compagnien wieder aufziehen ließen. Der Pöbel hatte sich wohl verkrochen, aber auch seine Stärke kennen gelernt und konnte mit mehr Berathung und Plan auf's Neue hervorbrechen.

Der alten Hanseatischen Verfassung gemäß, wurde keiner zum Bürgerrechte zugelassen, der nicht vom Drill- oder Exerciermeister, einen Beleg beigebracht hatte, daß er wohl in den Waffen geübt sey. Die wehrhaften ansässigen Bürger waren nach der Folge der Kirchspiele unter eigene Capitäne geordnet. In ruhiger Zeit durfte man einen Mann für sich stellen, bei innerem Aufruhr aber mußte Jeder seinem Bürgereide zu Folge bewaffnet in eigner Person erscheinen: die Gassenecken wurden gesperrt, Thore und Hauptwachen stark besetzt und der Aufruhr war augenblicklich gedämpft. Denn der gemeine Haufe, der in den engen Gäßchen oder Twieten und in den Kellern unter den Häusern wohnt, ist in mannichfacher Abhängigkeit vom vermöglicheren Bürger oder Hausbesitzer, dem er seinen Winkel abgemiethet hat und dem er Schutz und Erwerb und häufige Nachsicht verdankt, so, daß er sich dem bloßen Winke eines solchen Mannes, der ihn persönlich und nach allen Verhältnissen kennt, weit eher fügt, als den grimmigsten Drohungen eines Ausländers.

Die edlen Hamburger, welchen blinde Volkswuth ein Gräuel war, stellten sich eifrig auf den Lärmplätzen ein, selbst Gelehrte und ehemalige Senatoren, welchen Amt, Ungewohnheit und Alter den Dienst erschweren mußten. Und bald war eine Ruhe eingetreten, wie man sie lange nicht gekannt hatte! Das Volk zeigte eine heilige Scheu gegen die alte Einrichtung, die Französischen Behörden, welche bisher den meisten Lärm gemacht hatten, waren so gut als aufgelös't. Von Altona und andern Orten konnte Alles ohne Hinderniß in die Stadt gebracht werden. Wackere junge Männer aus den ersten Familien rüsteten sich aus und machten sich beritten; ein kleiner glänzender Haufe, der sich während der Dauer der heimlichen Gährungen große Verdienste erworben hat, indem er besonders nächtliche Angriffe rachgieriger Franzosen zu vereiteln bemüht war. Diese Stadtwache ist der Stamm der Bürgergarde geworden, welche sich später zu so großer Bedeutsamkeit gehoben hat.

Kaum sahen sich Carra St. Cyr und D'Aubignosc unter den Fittigen der entschlossenen und ruheliebenden Einwohner, als die Französische Natur, welche der Schreck für einige Zeit gebändiget hatte, wiederum zu Tücken und Blutgier erwachte. Nirgends war man seines Lebens mehr sicher. Abends riefen die Französischen Wachen, welche an Casernen und Gouvernementhäusern vertheilt waren, ihr qui vive? und feuerten ohne Weiteres, wenn aus Taubheit oder Unwissenheit keine Antwort erfolgte. Beim Kornhause wurde ein Kutscher vom Bocke geschossen, obgleich Wagen nicht angerufen werden sollten. Der Soldat, zur Rede gestellt, behauptete, es habe eigentlich einem Dienstmädchen, welche ein Kind getragen, gegolten, weil sie nicht antworten gewollt. Diese und

ähnliche Gräuel fanden Belobung, anstatt Züchtigung, und sollten nur Einleitung zu größeren seyn. Plötzlich wurde eine Militär-Commission niedergesetzt. Polizei-Commissäre, Gensdarmen und Douaniers fanden nun erwünschte Gelegenheit, an jedem, der sich ihnen früher oder später widersetzlich gezeigt, eine Rache ohne Gleichen zu üben. Menschen, welche dem Auflaufe in der Entfernung zugesehen — denn die wahren Thäter hielten sich verborgen — welche vielleicht in Geschäften ihrer Herren gegen Polizei und Douane etwas derb gewesen waren, wurden Nachts von der Seite der Ihrigen aus den Betten gerissen, oder auf der Gasse aufgehoben. Schnell war ein Gefängniß angefüllt. Den andern Morgen wurden erst sieben vor die Commission gestellt, ihr Anwald war ein Gensdarm. Es sollten alle Formen beobachtet werden. Nachdem sie gefragt worden, wie sie hießen, woher gebürtig, wie alt, was sie gegen die Klagepunkte einzuwenden hätten, wurden ihnen die Hände auf den Rücken gebunden und nun vorwärts! Der gräßliche Zug ging, von Gensdarmen begleitet, aus dem Millernthore, während die Unglücklichen die begleitende Menge und den gerechten Himmel um Rettung und Erbarmung anflehеten. Auf dem Heiligengeistfelde zwischen Altona und Hamburg mußten Rekruten aus der Cohorte, welche vielleicht noch nie oder selten eine Flinte abgeschossen hatten, an den Schlachtopfern ihr Pröbchen machen. Sie erblaßten und zitterten und mußten drei bis viermal auf die Gebundenen anlegen, bis diese, vielfach verwundet, stürzten. Lange noch haben sie sich röchelnd und zuckend an der Erde gewunden. Die Menge war versteinert und unternahm nichts. Sollten doch nur im Sinne des Kaisers Beispiele aufgestellt und Schrecken und Betäubung verbreitet werden!

Die Stadt hoffte, mit diesem Acte frei zu kommen. St. Cyr aber forderte, da der erste Schlag so gut gelungen war, neue Opfer. Die Commission mußte sich wieder versammeln.

Da erhob sich der Maire, allen Gefahren trotzend, mit edler Entschlossenheit und erklärte, daß er ferner für die Sicherheit des Innern nicht haften würde, daß die Bürgerwachen aus einander gehen und das Volk, das sich für sein Leben zu wehren habe, würden gewähren lassen.

Diese Sprache that Wirkung. Es wurde bekannt gemacht, das Gericht sey auseinander gegangen. Indeß hatte St. Cyr vom General Morand, aus Stralsund, die Nachricht erhalten, daß ein Paar Tausend Cosaken auf dem Wege nach Hamburg seyen, welche er nicht aufhalten könne. Dies lähmte den Muth, der sich kaum wieder erhoben hatte, auf's Neue. Die Kassen wurden eingepackt und weggeschickt. Militär- und Civilpersonen vereinigten sich in einen Haufen und zogen den 12ten März unter Ermahnungen und Drohungen und unbekümmert um eingegangene Verbindlichkeiten und Schulden, in wirriger Eile ab, um sich über die Elbe zu werfen.

Französische Emigranten, denen die Richtung des Charakters, welchen ihre Landsleute während der entmenschenden Revolutionszeit angenommen, eine unversiegbare Quelle des Jammers und der Verwünschungen ist, behaupteten laut, St. Cyr sey abgezogen, damit sich Hamburg mit den Feinden einlasse und dann, bei der Rückkehr der Franzosen, mit all seinen Mitteln, nachdem es hors de

la loi erklärt worden, den ungeheueren Französischen Staatsbedürfnissen anheim falle. Die Hauptkunst des großen Universalerben der Revolution sey wohl berechnete, oft seit Jahren eingeleitete, Beraubung der eroberten Provinzen. Dieser zerstörende Organismus sey in die Stelle der Moralität und der Völkerrechte getreten.

Es wäre schwer mit Worten darzustellen, welche Gefühle die Einwohner gedrängt, als die wirbelnde Frankensprache all überall verklungen, und sie nach unsäglichen Leiden und den letzten krampfhaften Erschütterungen sich selbst zurückgegeben sahen. Zudem verschwand der Winter. Heitere Frühlingssonne, als kündete sie mildere Tage, lächelte vom lauen, entwölkten Himmel; die alten Wimpel und Flaggen mit den drei Thürmen der Stadt weheten über dem Alsterspiegel. Es war ein Schwanken zwischen Ahnung und Hoffnung; aber niegefühlte Sehnsucht nach der alten Verfassung, wie sie ihre glücklichen Bürger einst beseliget und sich den übrigen Staaten als beneidenswerthes Muster dargestellt hatte, erwachte in allen Gemüthern. Und so wiederhohlte sich eine alte weltgeschichtliche Erscheinung. So lange der Bürger in den belebten Formen seiner Verfassung befangen ist, erscheint er oft lau, als könnte ihm das Alterthümliche nicht mehr genügen, oder aufrühreriſch, als müßte er die schwerfälligen Einrichtungen der Väter, vertauschen mit den leichtern und lichtern Formen der Mitwelt oder des Nachbarstaats. Wenn nun das Neue das Alte verschlungen, oder der Fremdling den vaterländischen Bau niedergerissen hat und die Vergangenheit nur noch im Abendschimmer der Phantasie liegt: da äußern sich Verlangen nach dem, was da vorüber ist, oder grimmige Resignation, oder ein ungebärdiges Behaben.

In Hamburg war Ruhe; die ganze Verwaltung stand beim Maire und der Municipalität. Endlich, weil Ungewißheit am peinlichsten ist, ritten oder wandelten die ungeduldigern Hamburger gegen Bergedorf und weiter hinaus in's Lauenburgische, den herankommenden Russen entgegen, freundlich einzuladen und heranzubitten. Viele geriethen zwischen Vorposten und wurden auf einige Zeit zu Gefangenen gemacht.

Nach den Aeußerungen Castlereaghs in den Parlamentsverhandlungen und nach andern Quellen, war damals der Plan der Verbündeten, eine Hauptmacht nach Hamburg zu werfen und von hier aus auf das übrige Teutschland zu operiren. Der Russische Oberst von Tettenborn war wenigstens an der Spitze von ein Paar Tausend Cosaken der Russischen Armee durch Polen voran geflogen, hatte sich in ungeduldiger Kühnheit durch die Straßen Berlins geworfen, war in's Mecklenburgische geeilt, hatte den Herzog bestimmt, sich der Teutschen Sache anzuschließen, und erschien in der Nähe Hambnrgs. Daselbst versuchte gerade Morand, der zur Vereinigung mit St. Cyr aus Stralsund mit dritthalbtausend Mann herangekommen war, durch's Dänische zu marschiren. Dieser hatte bald im Rücken die Cosaken, und vorwärts standen die Dänen, welche Neutralität vorgaben, und den General von der Gränze zurückwiesen. Morand hat später mit bitterer Verachtung geäußert, wenn ihm viel daran gelegen gewesen wäre, so hätte er sich noch stark genug gefühlt, die rothen Jacken durchzuklopfen. Den Russen lag Alles daran, das rechte Elbufer in dieser Gegend zu säubern und zu den reichen Hülfsquellen Hamburgs zu gelangen. Die Cosaken saßen ab, wo Teich und Sumpf es geboten, und fochten wie Fußvolk. Tettenborn durch-

schnitt mit kleinen Abtheilungen die ganze Stellung Morand's, wodurch dieser, ungewiß von den Absichten der Dänen und der Stärke der herandrängenden Russen, verwirrt und zu schleunigem Rückzug über die Elbe gebracht wurde, nicht ohne bittern Verlust von Leuten und Geschütz.

Der Kanonendonner wurde in Hamburg gehört und jeder dumpfe Hall pochte in allen Busen nach. Endlich war das ferne Getöse verrauscht und 30 Cosaken ritten am Abende des 17. März, eine Fahne mit Hamburgischem Wappen tragend, in die Stadt. Sie wurden vom Volke beinahe erdrückt. Die rüstige Jugend, welche die Douanenbuben niedergeworfen hatte, wogte mit Hurra's! durch alle Gassen und erzwang von den Einwohnern eine allgemeine Erleuchtung. Die guten Russen! die großmüthigen Befreier! ertönte es, Schmach über den, der sich nun nicht anschließt, der noch verlangen könnte, die Russen sollen sich für unsere Sache todtschlagen lassen. Einer ergriff fieberhaft die Hand des Andern, und schwur, es sey die Zeit gekommen, wo man Vater und Mutter und Weib und Kind verlassen müsse. Männer, an denen man sonst besonnene Haltung gewohnt war, sprachen wie Begeisterte; Fante und Poltrons, deren Patriotismus gewöhnlich in stürmischer Grobheit und Anmuthungen an Andere besteht, erschienen wie Mordbrenner und Terroristen, wenn man nicht mit Heftigkeit versicherte, man wolle sogleich von Amt, Weib und Kind und sich unmittelbar aufopfern für's Vaterland. An demselbigen Tage waren auch Abgeordnete der Hamburgischen Municipalität nach Bergedorf zu Tettenborn geeilt, um ihm die Stadt zu empfehlen. Der Oberst erklärte, Senat und Bürgerschaft müssen sich wieder constituiren und die bisherigen Behörden auflösen;

nur in eine freie Teutsche Stadt wolle er einziehen, eine Französische könne er nicht schonen.

Der 18. März brach heran. Seit vielen Jahren hatte man in diesem Monde keinen so warmen, leuchtenden Tag gesehen. Die Stadt war wie eine Braut aufgeschmückt. Vom Hausgiebel zu Giebel hinüber waren Flaggen und Fahnen gezogen, welche über die Gassen hinsäuselten. Am schönsten prangte das innere Alsterbecken. In allen Fenstern waren natürliche und künstliche Blumen zwischen Büsten Alexander's und Friedrich Wilhelm's. Ein Freuden- und Liebesglanz gieng von allen Gesichtern aus. Das Volk hatte seine Feierkleider angethan. Endlich wälzte sich der Menschenstrom, die Russischen Lanzenträger in gedrängter Mitte, heran, die Glocken läuteten, die Schlüssel der Stadt wurden dem Herolde Alexander's überreicht, der dem Volke wie ein Engel Gottes erschien, zumal da ein glückliches Aeußere, hohe Miene, weiter gebieterischer Blick, seiner Sendung Gewicht gaben. Die heisern Kehlen vermochten kaum mehr, ein Hurra hervorzubringen. Dem innern, noch in den Stadtwall eingeschlossenen, Alstersee entlang, auf dem schönen Jungfernsteige, einer Straße, die zur einen Seite eine ansehnliche Häuserreihe, zur andern Lindenalleen und den Wasserspiegel hat, waren Tische mit allerlei Erfrischungen aufgestellt, welche die Einwohner freiwillig zusammen getragen hatten.

Wer, den innern und äußern Sinn bewahrend, den Taumel von sich abwehrte, der die Menge umtrieb, fand einen so reichen Stoff zu Betrachtungen, als Jahre, im ruhigen Maße verschwebend, nicht gewähren können. Erst die Freude bis zur Seelentrunkenheit. Frauenzimmer, sonst verschlossen in Züchtigkeit, nahten einladend freundlich den

bärtigen Kriegern und ließen sich küssen. In wilder Trunkenheit wurden die Hände, die Kleider der Cosaken geküßt, ja ihre Pferde umhalst und mit Küssen bedeckt. Man sah von Lübeckern Hamburger, die sie sonst nie gesehen hatten, umarmen; Menschen, die sich sonst gram gewesen waren, näherten sich zur Versöhnung. Viele weinten und lachten wechselsweise. Wer nicht wenigstens heiter und theilnehmend blickte, wurde für einen Franzosen oder Spion gehalten.

Und dann ein seltener und seltsamer Anblick anderer Art! Die Cosaken, Einquartierung und Stallungen verschmähend, lagerten sich dem Alstersee entlang und auf dem räumigen Gänsemarkte, zwischen ihre Pferde. Die Lanzen waren an Bäumen und Pfosten pyramidalisch aufgestellt. Und welcher Contrast zwischen den Bildungen und dem ganzen Aufzug dieser kraftvollen Halbasiaten — gleich Erscheinungen aus grauen Jahrhunderten mit Bart und hoher Lanze und rauhen Talaren — welcher Contrast zwischen ihnen, und den in knappen, kurzflügligen, gold- und silberverbrämten Fräckchen geckenhaft hintanzenden, leichtfüßigen Franzosen! Die Cosaken rückten in kleine Gruppen zusammen: hier der kraftvolle, wie aus Quader oder Eichenholz getriebene Kopf des Donischen Cosaken, aus dem Wildheit und zugleich natürliche Gutmüthigkeit blickt, dort eine Mongolische Bildung mit kurzgeschlitzten Augen und gequollenen, aber zusammengepackten Zügen, weiterhin ein Kalmüke mit seinen blinzend kleinen Augen und glattverwischter Gesichtsfläche. Alle waren in Französische Beute oft fünffach gehüllt: unter dem rauhen Mantel ein goldgestickter Generalrock, dann ein feines Brabantsches Hemd und so weiter. Aus ihren Gürteln und Taschen hohlten sie ganze Händevoll Gold-

stücke und Kreuze der Ehrenlegion hervor; einige hatten diese Kreuze rosenkranzartig aufgereiht.

Arbeitete man sich endlich heraus aus dieser betäubenden Erscheinung und ließ den ahnenden Blick über die Elbufer und die nächsten Verkettungen der Ereignisse gleiten; so mußten gerechte Besorgnisse entstehen. Wo ist Fußvolk, fragte man sich, dieser Kern des Heers? Wie? wenn der Feind verstärkt zurückkehrte? Was wollen alsdann diese wenigen Cosaken? und ist denkbar, daß die Alliirten in diesen Winkel Teutschland's ein bedeutendes Heer werfen werden? Doch der Enthusiasmus war nicht zu bändigen. Alles war in wilder Gährung; man überzählte nicht; man berechnete nicht. Zunächst aber geriethen die Druckerpressen in Bewegung, um dem Feinde die Wurfspeere rachеglühender Worte, aufgedeckter Gräuel und ernstgemeinter Drohungen nachzusenden.

Nach glänzenden Illuminationen, welche die erzwungenen Erleuchtungen unter Davoust beschämen sollten, nach den verhallten Freudenschüssen, als die ersten Thränen getrocknet waren, und das weiche zerfließende Herz sich wieder zu kräftigen begann, rief Tettenborn den Einwohnern in einer Proclamation zu: „Das Werk der Rettung ist noch nicht vollbracht. Denke Keiner an Genuß. Schande über Jeden, der die Hände in den Schoos legt. Zu den Waffen! zu den Waffen!"

Dies wirkte wie ein elektrischer Schlag. Da war nur Ein Wille: die erschütterte Macht des Feindes vollends zu brechen; man rief sich zu:

Nun auf die Feinde stürzt wie Wetterstrahl
Und brecht den Bau der Tyrannei zusammen!

Aber noch war in der ganzen Anregung kein Plan und entschiedener Stützpunkt. Sollten sich die muthigen Jünglinge in die Glieder der Russen stellen, zerstreut unter der großen Heeresmasse aller näheren Bestimmung und gegenseitigen Berührung entbehren? Wenn ein Volk nicht gleich einer Maschine, welche sich in ihrem Räderwerk abstumpft und erschlafft, sondern zu lebendiger und dauernder Kraft in Umschwung gebracht werden soll, bedarf's anderer Reizmittel, als hochtönender, einschmeichelnder und versprechenreicher Proclamationen; der alte vaterländische, ja provinzielle Geist des Volks muß angefacht werden. Die Errichtung einer Hanseatischen Legion wurde angekündiget. Man gedachte der alten fünfhundertjährigen Hansa, und wie noch 1630 die Städte Hamburg, Bremen und Lübeck in neuen Verein getreten, um

> „der Vorfahren Einigkeit eingedenk, Gott dem Allmächtigen zu Ehren, dem heiligen Teutschen Reiche und gemeinem Vaterlande zum Nutzen und zur Vertheidigung reichsmäßiger innerer Freiheit und Verfassung,"

einander in Noth und Tod mit bewaffneter Hand getreulich beizustehen. Während der Französischen Herrschaft waren alle vaterländischen Wappen und Embleme niedergerissen worden, nur Eine Inschrift, die Kapitalplatte über dem Deichthorbogen — so hatte es der Gott der Väter gewollt — war von den Feinden übersehen worden und ist noch zu lesen:

Libertatem, quam peperere majores, digne studeat servare posteritas,

Dieser hohe Ahnengeist wehete unter Männern und Jünglingen und wurde täglich durch Flugschriften und kräftige Worte des wieder Teutsch erschienenen Hamburgischen Correspondenten mächtiger aufgeregt. Das H. Kleistische Lied: Die des Maines Regionen u. s. w. wurde mit Begeisterung aufgenommen und besonders folgende Strophe mit rachebebenden Lippen nachgesprochen:

Alle Anger, Trist' und Stäten
Färbt mit Frankenknochen weiß,
Welchen Rab' und Fuchs verschmähten,
Gebet ihn den Fischen Preis.
Dämmt den Rhein mit ihren Leichen,
Laßt — gestaut durch ihr Gebein —
Schäumend um die Pfalz ihn weichen,
Und ihn dann die Gränze seyn.
Eine Treibjagd, wie wenn Schützen
Auf der Spur dem Wolfe sitzen:
Schlagt ihn todt! das Weltgericht
Fragt euch nach den Gründen nicht.

Das Herzuströmen der Freiwilligen war so groß, daß vor den Einschreibehäusern Wachen aufgestellt werden mußten. Aeltern feuerten ihre Kinder, Kaufleute ihre Diener, Gewerker ihre Gesellen an. Wie in den Tagen, wo die Idee heiliger Freiheit, eh' sie zur Ausgeburt der Hölle geworden war, die Franzosen entzündete, und wie Knaben zwischen Greisen kämpfend gesehen worden, drängten sich auch hier ganze Schaaren von Knaben, dem Kinde näher als dem Jünglinge, heran und mußten von Tettenborn, der von diesen Auftritten betroffen und gerührt schien, zurückgewiesen werden. Aeltern führten dem Obersten ihre Kinder zu und bewiesen mit Schein und

Contract, daß sie den Sohn, den sie mit schwerer Aufopferung von der Französischen Conscription losgekauft hätten, nun, da es die Sache des Vaterlandes gelte, freudig hingäben. Ein Bürger, Namens Hanfft, erließ eine Bekanntmachung, in welcher er Folgendes sagte: „Von Gott berufen, durch innern Drang geleitet, für Vaterland und Freiheit entglommen, errichte ich ein Corps Freiwilliger. Der Herr Oberst, Baron von Tettenborn, hat diesem Unternehmen seinen ganzen Beifall ertheilt, und will die von mir errichteten Escadrons sodann der Hanseatischen Legion einverleiben. Glücklich unter der Anführung eines so hochherzigen Teutschen Kriegers zu streiten, habe ich dabei keine andere Absicht, als — ein Bürger — freie Bürger und Männer gegen den allgemeinen Feind zu führen, und so durch Thaten, unserer Ahnen würdig, uns die Garantie für unsere Freiheit und Rechte zu erkämpfen. Jetzt oder niemals ist der Augenblick gekommen. Und nachdem sich so, wie es geschehen ist, die Stimme des Volks schon ausgesprochen, sein Geist sich offenbaret hat, bleibt keine Wahl mehr, selbst dem ruhigsten Bürger nicht. Zurück ist Tod und Verderben, aber vorwärts und gegen den Feind, Leben, Freiheit und Rettung. Sichern wollen wir uns das Glück, welches Alexander der Milde, uns durch seine Siege schuf und mit seines Volkes Opfer so theuer erkaufte. Indem ich, wiewohl keineswegs der wohlhabendste, doch der höchstbesteuerte Bürger Hamburg's, aus meinem Vermögen 25,000 Mark baar dem Vaterland als Opfer bringe, indem ich meine ruhige und glückliche Lage verlasse, und mich den Schaaren edler Vaterlandsvertheidiger anschließe, leiten nur reine, gläubige Zwecke mein Beginnen. Ich kenne dabei kein anderes Ziel, als die Sicherung vaterländischer Freiheit, Rechte und Ruhe."

Hanfft ist früher Kaufmann gewesen, hat später ein bedeutendes Vermögen, das vorzüglich in Häusern (Erben) besteht, erheirathet und verwaltet und behaglich genug gelebt. Er schloß so: nähme jeder von uns zwei Dritttheile seines Vermögens in die Hand und opferte sie dem Vaterlande, so möchte der Rest, der doch bei der Rückkehr unserer Feinde verloren ginge, gerettet werden. Es gelang ihm, bald eine ganze Schwadron zu errichten, welche sich meist aus dem Kern nerviger Gesellen und Knechte der kraftvollen Gewerkerclasse zusammen that, denn seine ganze Persönlichkeit sagte einem Stande zu, der bei seinem Enthusiasmus durch Gemüthlichkeit und Geldvorschüsse geleitet seyn will. Hanfft hat ein schönes volles Oval des Gesichts, weite blaue Augen, welche in Dunkelblau funkeln, wenn er eifrig wird, dazu natürliche Beredtsamkeit, welche sich in einem hellen Metall der Stimme gefällt. Tettenborn gab ihm den Rang eines Rittmeisters.

Wem es nicht gegönnt war, das Schwerdt zu ergreifen, der erröthete, wenn ihm die waffengerüstete Jugend in Bekannten entgegentrat und suchte dem gepreßten Herzen in freiwilligen Gaben an Geld, Kleinodien, Waffen und Kleidern Luft zu machen. Kinder stürzten ihre Sparbüchsen, Frauen und Jungfrauen sandten ihre Ringe und Ohrgeschmeide ein, Gilden und Innungen brachten ihre silbernen Schilder und Pokale dar; eine Sammlung bei den weiblichen Dienstboten betrug allein 13,000 Mark Courant.

In Lübeck zeigte sich derselbige Enthusiasmus und da die Stadt kleiner; mehr aus Eingebornen als Fremden bestehend, also in ihrem Innern einträchtiger und leichter zu meistern war, wurde die Bewaffnung mit mehr Vorsicht und Auswahl betrieben. Hamburg hat 2 Ba-

taillone und 6 Schwadronen, Lübeck 600 Mann Infanterie und 2 Schwadronen gestellt, im Ganzen gegen 4000 Mann.

Bald kamen auch reichliche Beiträge von auswärtigen Hamburgern, aus Schweden, Rußland, England; denn die Communication brach nach allen Seiten durch, die alten Postämter wurden wieder hergestellt. Eine Englische Expedition von Helgoland aus hatte Cuxhaven genommen und den Verkehr mit England eröffnet, woher viele Tausend Flinten zu Bewaffnung der Hamburger und Hannoveraner gesandt wurden. Rath und Bürgerschaft bewilligten vorerst 600,000 Mark zur Ausrüstung der Legion. Eine eigene Equipirungs-Commission wurde errichtet.

Allmählich setzten sich drei Kräfte, welche ihrem eigenthümlichen Wesen und ihren Zwecken nach widerstreitend seyn mußten, immer deutlicher aus einander: ich meine die Russische Militärmacht, von einem kühnen Anführer geleitet; der heilige Senat (wie ihn die Vorzeit genannt hat, weil er den windischen Launen der Politik und des Volkes besonnene Würde entgegensetzen soll); und das Volk.

Wenn wir, bemüht um eine geschichtliche Ansicht der charakteristischen Wirksamkeit des Hamburgischen Senats, durch ältere Decrete und Denkmale hinaufsteigen in vergangene Zeiten, so erscheinen uns vorzüglich folgende lichte Punkte: vorwaltende Väterlichkeit, sinnige und bescheidene politische Aeußerung und gewissenhafte Staatsökonomie.

Das väterlich liebevolle Walten hat sich minder durch polizeiliche Anstalten, durch eigensinnige Vorrechte, die den Einheimischen vergönnt worden wären, geäußert, als vielmehr durch stäte Wachsamkeit das Böse zu verhüten und das Gute durch patriotische Anstalten und sorglich genährten inneren Wohlstand zu fördern. Der Senat, in welchem Justiz und Verwaltung bisher vereint gewesen waren, bemerkte mit Bekümmerniß, daß, bei der stürmischen Eile, welche die Zeitumstände entschuldigen mochten, unter die edlen Hanseatischen Legionäre auch Vagabunden, Smuggler und Freunde der Franzosen aufgenommen wurden. Er ahnete mit Bekümmerniß, daß, da keine neue Hülfe erschien und der Feind nahe war, die glühende Jugend, kaum in Uniform gehüllt, ohne Waffenrüstigkeit den tückischen und geübtern Feinden sich würde entgegenstellen müssen. Oft, wenn gefangene Franzosen eingebracht wurden, besonders Gensdarmen und Douaniers, in welchen das Volk die ehemaligen Quäler erkannte, entstand Auflauf und blutige Mißhandlung, ohne daß es die Cosaken zu verhindern gesucht hätten. Dies mußte durchaus mißbilliget und hintertrieben werden von den milden Vätern. Da erscholl zuweilen, man wolle das verfluchte Französische Gesindel in Schutz nehmen!

Der Senat ist wie ein uralter Körper zu betrachten, der den Abgang der Kräfte immer augenblicklich ersetzt — er ergänzt sich selbst durch unumschränkte eigene Wahl — aber Jahrhunderte hindurch dieselbige Seele bewahrt: kosmopolitische Vorsicht, wie es einem kleinen Staate gebührt, der in einem Winkel liegt, um den mächtigere Staaten sich die Stirn bieten. Daher ist immer mit zögernd schonender Weisheit verfahren worden; — daher intensive, nach Innen gedrängte, erhaltende Kraft, Statt

extensiver Wirksamkeit! Hamburg lag in der Winkelspitze zweier Mächte, Preußens und Dänemarks, deren strauchelndes und vorsichtiges Benehmen Warnung und Muster gewährte. Dänemark war in Napoleon's Interesse verwurzelt und konnte sich nur mühsam rühren; man muß das Verhältniß der Dänischen Halbinsel zu Hamburg statistisch und historisch kennen, um zu begreifen, daß die kleine Republik ein wachsames Auge auf die politische Tendenz dieses Nachbarstaates heften muß. Preußen war mit Löwenkraft erst dann aufgetreten, als es seine Hauptstadt von Feuer und Schwerdt gerettet und den Volkswillen in lichten Flammen sah. Kleine Staaten müssen zögern und erst dann mit entschiedenem Willen erscheinen, wenn sie sich, ohne die ganze Existenz auf's Spiel zu setzen, an mächtigere Staaten anschließen können. Sollte Hamburg gleich so entschieden auftreten? Konnte das Gesammtvaterland wünschen, daß die eine Stadt, gleich den Todtgeweihten am Thermopyläischen Engpasse, sich aufopfernd ein blutiges Muster der Nachahmung aufstelle? Varnhagen, der die Hamburgischen Ereignisse des Frühjahrs 1813 aus seinem Standpunkte nicht ohne Geist und wichtige Aufschlüsse über die damaligen politischen Verhandlungen dargestellt hat, äußert gegen das Ende seines Buchs, die Hamburger bereuen nun, daß sie ihre Stadt nicht selbst in Asche gelegt haben. Man fordre doch nicht von Hamburg, was in Moskau geschehen mußte und konnte! Mit Hamburg gieng Hamburg für immer verloren, ohne durch seine Flammen die Teutsche Freiheit mächtiger zu entzünden. Moskau, welchem das weite Russische Reich Hypotheke war, muß, durch den Beitrag aller Provinzen herrlicher aus seiner Asche wieder hervorgehen und vierzig Millionen Einwohner ersetzen Viermalhunderttausenden ihre Aufopferung. Hamburg war von einem Feinde, dem nichts Göttliches und Mensch-

liches mehr heilig ist, und der rachedürstend wieder herandrängte, im Zustande der Empörung erklärt. Daher wünschte der Senat, daß jeder kühnere Schritt, damit seine eigene Verantwortlichkeit nicht einst dem Staate zum Verderben werde, von den verbündeten Fürsten geboten werden möge; er wünschte, daß man die Legion lieber die Teutsche als Hanseatische nenne; daß der Oberst im Namen seines Kaisers den Handel mit England erlaube, (hatte doch Dänemark gegen seine eigenen Unterthanen Todesstrafe auf jede Correspondenz mit England gesetzt); daß man die blutigen Auftritte, welche unter St. Cyr zum allgemeinen Abscheu mit sogenannten Insurgenten Statt gehabt, nicht an verdächtigen Franzosen und ihren Anhängern wiederhohle. Einst, wenn die kleinlichen Privatinteressen alle ausgeglichen, die verschiedenen Leidenschaften verbraust und alle Begegnisse und Verwickelungen beleuchtet seyn werden: wird man auch dieser obwaltenden Güte und Weisheit mit Rührung gedenken. Tettenborn war edel genug, in manchem Punkte nachzugeben. Statt Französische Schurken an den nächsten Baum aufzuknüpfen, wie sie es wohl verdient hätten, wurde eine Bande in ein Schiff gepackt und nach Holland hinüber gesetzt. Dies vermehrte aber die Dreistigkeit der Spione. Von allen Fällen und Personen, welche sich ausgezeichnet, wurden genaue Listen auf's andere Ufer gebracht, durch Wege und Menschen, von welchen man das kaum geträumt hätte. Kein Geschäft treibt der Franzose oder läßt er treiben mit so viel Gewandtheit, als das des Spions, weil er Falschheit, Witz, Scharfsinn, Humor und alle untergeordneten Kräfte aufzubieten versteht.

Der Hamburgische Senat hatte endlich durch beharrliche Staatsökonomie Wohlstand und Credit geschaffen.

Kaum war ihm wieder freiere Hand gelassen, so suchte er, da die Fremdlinge nur vergeudet und veruntreut hatten, wieder zu haushalten und Vertrauen und Trost in alle Verwaltungszweige zu bringen. Mit gewissenhafter Sorge wurden neue Schulden vermieden und doch sollte nun zur Befreiung Teutschland's Geld wie goldener Regen träufen.

Freilich mußte der politische Blick und das Begehren des Russischen Obersten von allem diesem gewaltig verschieden seyn. Er war bei seinem gewagten Unternehmen, da keine weitere Hülfe kam — denn die Hauptmacht bedurfte bei ihrer neuesten Auswickelung aller einzelnen Kräfte — auf sich selbst zurück geworfen. Als Mann von Ehre: sein Kaiser hatte alle seine Schritte gebilligt und ihm Generalsrang ertheilt — als Mann von entschiedener Tapferkeit: in wichtigen Augenblicken hat er sie später in Frankreich zum Heile der verbündeten Heere erprobt — als Mitbürger: der Senat hatte ihn mit dem Bürgerrecht beschenkt, der erste Fall, daß dem Staatsdiener eines fremden Monarchen diese Ehre widerfahren — als gefeierter Held und Befreier, an Hamburg wie gebannt, durch schwärmerisches Vertrauen seiner Einwohner, hatte er den Entschluß gefaßt, die Stadt bis auf's Aeußerste zu halten, und verfuhr daher in einzelnen Fällen rasch und stürmisch. Seine Thätigkeit kannte keine Gränzen und, wären Dänemark's Schicksale nicht dazwischen getreten, er hätte es verdient, daß ihm die Stadt ihre völlige Rettung verdankt hätte.

Wenn nun Viele die Collisionen gewahrten, welche eine bedrängte Zeit hervorgebracht hatte, so vergaßen sie der verschiedenen Standpunkte und Pflichten und warfen

den Vätern Lauheit, Altersschwäche und Betäubung durch die großen Weltereignisse vor.

Wir verlieren uns unvermerkt in's Schielende und Unbilligende, wenn wir eine Idee, die uns die einzig wahre erscheint, so leidenschaftlich bearbeiten, daß wir, wähnend nur so Charakterfestigkeit und Wirksamkeit für's Gute an den Tag zu legen, entgegengesetzten Meinungen Trotz bieten und sie für bösen Willen erklären. Der Mensch gefällt sich allzuleicht in Extremen: Wahrheit und Glück liegen in der Mitte. Der wohlthätigen Reibung zwischen Senat und bewaffnetem Willen haben wir ein gedoppeltes Gute zu danken: die schöne Schaar, welche die Stadt dem Gesammtvaterlande gestellt und die möglichste Schonung und Rettung, als der bittere Feind zurückgekehrt war.

Die verwegene Gegenwart muß sich an den würdigen Formen der Vergangenheit auferbauen. Wenn die schwankende Woge des Volks braust, muß der Senat wie eine Felseninsel stehen. Das frische bewegliche Leben wird aufgeregt vom Sturmwirbel der Gegenwart. Der Senat aber ist die personificirte Vorzeit, das Bild des Gesetzlichen, Leidenschaftfreien, Bestehenden, Alterthümlichen.

Und doch, wer vermöchte dem Sturme der Zeit zu widerstehen oder wollte ihm widerstehen, wenn sich die welterhaltende Sorge für unveräußerliche Güter der Menschheit in ihm zu regen scheint, wenn es Vaterland, Sprache, Freiheit, Moralität und Religion gilt? Auch wollte der Senat nur die ungeregelten Aeußerungen der bewaffneten Menge hindern. Indeß erklangen überall Waf=

fen und was der Krieg erforderte, mußte herbeigeschafft werden! —

Die Hanseatische Legion sollte sich an die active Armee anschließen, zur Vertheidigung der Stadt selbst aber und ihres nächsten Bezirks bedurfte es eines allgemeinern Aufgebots. Alle wehrhaften Einwohner von 18 bis 45 Jahren sollten in eine Garde zusammentreten, sich unverzüglich in den Waffen üben und den Feind, wollte er vordringen, vom rechten Elbufer und den Stadtwällen abhalten. Bei dieser Miliz, welche alle Stände in einen großen Körper vereinigen sollte, wurde Anfangs aller Zwang vermieden, eigne Bücher wurden eröffnet, in welche sich jeder Patriot freiwillig einzeichnen möge. Da aber die Bürgergarde aus 6 Bataillons zu 1200 Mann, also im Ganzen aus 7200 Mann bestehen sollte und beim bereitwilligsten Eifer der mancherlei Unvermögen und Mißverhältnisse wegen, eine so große Zahl nicht schnell genug zusammen kam: traten bald Verpflichtungen und Zwangsmittel ein. Um auch in diese Angelegenheit Ordnung und Milderung zu bringen, setzte der Senat endlich in einem eigenen Decrete die wirkliche Verpflichtung und die nöthigen Ausnahmen fest.

An die Spitze der Bürgergarde wurde gestellt oder stellte sich vielmehr von Heß, früher Officier in Schwedischen Diensten, in der letzten Zeit Arzt in Hamburg, bekannt als Topograph und Geschichtschreiber dieser Stadt. Nachdem ihn Hamburgs Verhältnisse vom Kriegsschauplatze geschleudert und in die frühere gemäßere wissenschaftliche Thätigkeit zurückgedrängt haben, hat er in London, wo er von Castlereagh freundlich aufgenommen worden, „Ueber den Werth und die Wichtigkeit der Freiheit der Hanse-Städte, London b. Vogel 1814" geschrieben,

und, (sich anschließend der Society for relieving distress in Germany) die Leiden seiner zweiten Vaterstadt zu lindern gesucht.

Heß gehörte der schönen Verbrüderung an, welche durch das ganze Vaterland verbreitet, der günstigen Momente harrete, wo man enger zusammenrücken und das Sclavenjoch abschütteln könnte. Als Geschichtschreiber Hamburg's belebte ihn ein besonderer Patriotismus: er unternahm das Schwierige, in der kürzesten Zeit die verschiedensten Interessen und Vorurtheile unter sich zu beseitigen und über den Trümmern der bürgerlichen Stände einen Gemeinsinn zu gründen, durch den Alle einträchtiglich für Alle stünden. Bei seinem kränklichen Körper aber wurde er bald durch die anhaltenden Nachtwachen, durch die Besorgnisse und Anforderungen, welche unter seiner Schaar sich entwickelten, übermannt. Er hatte Familienväter zu befehligen, er konnte bei gefährlichen Unternehmungen kein Bataillon zwingen, über das Stadtgebiet hinauszurücken, wo die Stadt eigentlich allein vertheidiget werden konnte: so wirkten vereitelte militärische Plane und Besorgnisse kränkender Verantwortlichkeit zerstörend auf seine Gesundheit zurück.

Das ganze Unternehmen, welches besonders durch seine letzten Anstrengungen dem Feinde Achtung abgewonnen *), hätte sich allmählich in sich selbst verknoten und verzetteln müssen, wären nicht zwei Männer, verschieden von Charakter und Anlage, aber von der Zeit berufen,

*) Davoust, welcher sich bitter und verächtlich über die Hanseaten ausgelassen, sagte doch: Les bourgeois se sont battus en braves gens.

durch eigenthümliches Wirken Haltung und Besonnenheit in ein schwankendes Getreibe zu bringen, in den Vordergrund getreten: Friedrich Perthes und Mettlerkamp. Als die Dinge endlich bunt und wirrig durch einander stoben und Heß die Zügel zu entsinken begannen, konnte Perthes sein Rath, Mettlerkamp seine That genannt werden.

Und ob sich gleich, während das Ganze bestanden, einzelne Bataillon-Führer und Officiere, wie Prell, Kleudgen, Wächter, Verfasser von Veit Webers Sagen der Vorzeit, achtungswerth durch Charakter und Kenntnisse, unläugbare Verdienste erworben: so haben doch jene beiden Männer, nachdem die Meisten bei Auflösung der Garde in den häuslichen Kreis sich wieder eingeschmiegt, bei Kampf und Leiden beharrt und ihr Wirken ist bis diese Stunde wie aus Einem Gusse gewesen.

Buchhändler Perthes interessirt schon durch sein Aeußeres. Er ist von zartem Körperbau und hat ein bedeutendes Angesicht, die Extremitäten sind spitz, die Stirn schön gewölbt und das blaue Auge von stillem religiosem Feuer. Sein ganzes Denken und Treiben ruhen auf religiosem Grunde. Er ist der Schwiegersohn des gemüthreichen Claudins, des Wandsbecker Boten. Seine Verhältnisse zu Menschen, sein Eingreifen in vaterländische, kirchliche und gemeinwohlthätige Zwecke und Bedürfnisse werden durchaus von seinem Glauben an eine höhere Weltordnung durchdrungen. Wer seinen Laden besucht hat, wird sich erinnern, wie da das Angenehme und Nützliche aus dem Zweckmäßigen und Glänzenden, hervortreten. Jeder Besuchende darf sich frei in den Sälen bewegen, den ganzen Bücherschatz, der gebunden aufgestellt ist, be-

sichtigen und ungestört, während des ganzen Tages benutzen. Man scheut sich nicht, sich auch in literarischer Hinsicht bei einem Manne Raths zu erholen, der durch vieljährige Correspondenz mit Johannes v. Müller, mit den Stollberg und Jacobi u. A., durch Reisen, weitläuftige Geschäfte, unermüdete Lectüre und seinen praktischen Sinn zu den mannichfaltigsten Kenntnissen gelangt ist. Diesen schönen Wirkungskreis, die angenehmen Verhältnisse zu seinen Mitbürgern, deren Achtung er durch Charakter und Verwaltung von Stadtgeschäften erworben, die Ruhe und Bequemlichkeit seiner Familie — das Alles hat er auf's Spiel gesetzt, indem er sich durch Schrift und That der Teutschen Sache gewidmet, behauptend, man müsse etwas Bestimmtes wollen und dann, alle halben Maßregeln verschmähend, gradaus zum Ziele gehen. Er war Major in der Garde; so oft er in schwierigen Fällen befragt wurde, ertheilte er eine ruhige und bestimmte Erklärung, zu große Aengstlichkeit niederschlagend, so wie blinde Wagnisse mäßigend. Wäre Allen gegeben gewesen, in diesem Maße von Glauben und Beharrlichkeit zu wirken, die Dinge hätten zuweilen eine andere Gestalt gewonnen. Als die Garde, nachdem Davoust sich wieder der Stadt bemächtigt hatte, zum Theil aufgelös't war, hat Perthes die Bremer Jugend durch einen Aufruf, sich unter die Hanseatischen Fahnen zu stellen, entflammt, und seitdem in dem Ausschuß zur Unterstützung der Vertriebenen und endlich in einer der Commissionen, welche verarmten Gewerkern wieder aufhelfen sollen, bis diese Stunde sich thätig erwiesen.

Mettlerkamp, Bleidecker und Verfertiger von Blitzableitern — er hat 1812 über Blitzableitungen geschrieben (Leipzig b. Rein) — ist wie sein alter Vater,

der noch in jugendlicher Stärke einhergeht, ein Bild kräftiger Männlichkeit. Aus seinen Aeußerungen blickt ein heller Verstand und sein entschiedener Wille duldet kaum einen Widerspruch. Er ist immer vermöglich gewesen, hat sich daher bei seinem lehr- und lernlustigen Sinn früh über das Mechanische seines Geschäfts erhoben, hat sich für alle Theile der angewandten Mathematik interessirt; hat sich nach und nach eine nicht der Anzahl, aber dem inneren Gehalte nach, bedeutende Gemälde-Sammlung erworben, und selbst einige schätzbare Oelgemälde und Radirungen gemacht. Als die Bedrückungen seiner Vaterstadt immer unleidlicher wurden, warf er sich auf die militärischen Wissenschaften, studierte Bülow, Massenbach u. A., äußerte manchen lichten Gedanken über Landwehr und Landsturm, der später in Erfüllung gegangen ist, und wie man es machen müßte, um das Französische feingedrehte Gewebe zu zerreißen. Es war kaum räthlich, an öffentlichen Orten über politische Dinge mit ihm zu sprechen, weil sein Herz, voll Unmuths über die Französischen Unbilden, oft übersprudelte. Als Bataillon-Führer war er in mannichfaltiger Hinsicht der ganzen Garde und ihrem Anführer unentbehrlich, weil er die vielfach durchschnittenen Reviere, Werder und Uferstrecken um Hamburg auf's genaueste kannte, seiner Fertigkeiten und Kenntnisse wegen die Achtung des oberen Standes genoß, und mit eigner Tüchtigkeit die gewerbtreibende Classe, welche ihm mit unbedingter Scheu ergeben ist, zu regieren und zu bearbeiten verstand. Wenn auch einzelne Gardisten Soldaten gespielt oder ärgerlich gefackelt haben: so hat er es ernst und ganz und für's gemeinsame Vaterland gemeint; deswegen hat er auch seine Söhne nicht aufgehalten, als sie sich nach den Elbinseln eingeschifft, um mit den Feinden in's Handgemenge zu kommen. Als die Stadt wieder

gefallen war, wurde er Anführer des Bürgercorps, das sich außer den Mauern wieder gesammelt hat, erwarb durch seinen Eifer des Schwedischen Kronprinzen und Bennigsens Achtung, hat indeß über die Frage, ob Hamburg Festung bleiben müsse, in „Vorschlägen Hamburg's Männern gewidmet„ — Hamb. b. Appel 1814 — geschrieben und ist Ritter des Wladimirordens geworden.

Soll aus der allgemeinen Bewaffnung der bürgerlichen Stände, zumal in einem Freistaate, etwas Gedeihliches hervorgehen, so muß, wie das in Preußen der Fall gewesen, ein innerer Kern da seyn, beim Enthusiasmus einiger Zwang und streng militärische Regeln, sonst werden Die, welche es ernstlich meinen, von den Zahlreicheren, welche in die einfache Pflicht alle Vorurtheile ihres Standes, ihren politischen Dünkel und launisch-ungeschlachtes Behaben bringen, gehemmt und in allen Bewegungen gelähmt. Es ist vielen tüchtigen und einsichtigen Männern übel genommen worden, daß sie sich zurückgezogen, als es Zeit war, ihren vaterländischen Sinn zu erproben. Aber da war zu viele Freiheit, Eigenwahl und Eigenhülfe: jeder wählte sich, wenigstens Anfangs, den Bataillon-Führer, dem er am geneigtesten war. Die jungen Kaufleute hielten sich zusammen, so auch die Handwerker. Einer übte den andern in den Waffen, ohne den Handgriff gehörig zu kennen, denn es war Mangel an wirklichen Exerciermeistern. Man stritt geraume Zeit, welche Uniform zu wählen sey; endlich forderte die Mehrzahl eine unteutsche Tracht, die Andern mußten nachfolgen: den Polnischen kurzen Rock oder Kaftan mit Haft und Haken statt Knöpfen, weite lange Hosen und das Pluderkäppchen der Osteuropäischen Völker. Von Heß behauptete einen Teutschen Rock und dreikantigen Hut. Dann wurde

viele Zeit mit Marschiren, Gewehrpräsentiren und dem ganzen Kleindienste verloren Das alles haben die Tüchtigern wohl eingesehen und bekämpft, so weit es möglich war; dieser Mißstand aber lag in der Eile und in der gährenden großen Masse voll mißhelliger Elemente. Dazu waren nicht Flinten genug da: es sind kaum gegen 4000 Mann bewaffnet worden. Die, welche in Staats- und Familien-Verhältnisse enger verwickelt waren, suchten, als die Gestalt der Dinge ernster wurde, in den halben Maßregeln, Mißgriffen, unsteter Disciplin und Unzulänglichkeiten anderer Art Entschuldigungsgründe, sich zurückzuziehen. Wenn dieser Vorwurf Einzelne und, wie bemerkt worden ist, meist Fremde, welchen Hamburg nicht so am Herzen gelegen, trifft, muß zugleich gesagt werden, daß sich der Eifer vermehrt habe, und daß selbst diejenigen, welche sich zurückgezogen hatten, wieder zum Vorschein gekommen sind, als die Gefahr auf's Höchste gestiegen war. Der herrliche ehrwürdige Mittelstand aber, in dem immer das eigentliche Volk und seine Tugenden gesucht werden müssen, zeigte sich in seiner ganzen Größe. Die guten Leute harreten aus in Sumpf und Regen auf den gefährlichsten Punkten, oft Tage und Nächte lang ohne stärkende Nahrung, fern von Weib und Kind und zwar gerne; frei von den selbstischen wetterwendischen Bedenklichkeiten versicherten sie, kein Opfer sey ihnen zu theuer, wenn sie nur vernünftig angeführt würden und die ganze Sache zuletzt zum Wohl der guten Vaterstadt gedeihe.

Preußische Officiere, welche damals in Hamburg waren, haben dem Benehmen im Ganzen ihre Bewunderung nicht versagen können, aber behauptet, daß da Eile und Gefahr die Unternehmung nicht zur Reife kommen lassen, so sollten Landwehr und Landsturm mit Pike

oder Keule und Säbel organisirt werden, und die Bürger sollten nur die Anführer, und das Landvolk die Massen bilden. Den Neuling setzt die Flinte in Verlegenheit, daher haben sich die Preußischen Landwehrmänner bei Groß-Beeren und Dennewitz auf die Feinde geworfen und, den Gebrauch der Kugel verachtend, in furchtbarem Ungestüm mit Flintenkolben drein geschlagen, versichernd, Schießen gehe zu langsam und unsicher, das Bajonet dringe zu weich in's Eingeweide, der Kolben klinge und flatsche besser.

Während in Hamburg Gedanken und Arme in Bewegung waren, dem schlauern und gewandtern Feinde Teutsche Kraft entgegenzusetzen, schwärzte sich immer mehr der westliche Himmel, ohne daß die Morgenstrahlen vom Osten herangedrungen wären. Zugleich gewährte Dänemark einen bedenklichen und verwirrenden Anblick: es grollete England, welches seine Hauptstadt verwüstet und seine Flotte hinweggeführt, eben so Schweden, das ihm den zweiten Königsscepter aus der Linken zu reißen unternahm. Da es nun den Russen, welche mit den verhaßten Ländern in engster Allianz standen, nichts in den Weg legen wollte, so wand es sich krampfhaft. Das alles stählte den Muth Tettenborn's, seine Thätigkeit sprengte nach allen Richtungen hinaus. Er veranlaßte, daß sich in Ratzeburg ein Bataillon Lauenburger, ein paar Bataillone im Hannöverschen und ein Landsturm dem linken Elbufer entlang bildeten. Dieses Aufgebot hat dem Feinde großen Abbruch gethan: es wurden viele Gefangene eingebracht. Auch bewog der General den Herzog von Mecklenburg, 500 Grenadiere seiner Garde zu schicken, welche sich eben so brav als tapfer benommen haben. Die ersten Damen Hamburg's stickten der Han-

seatischen Legion fünf kostbare Fahnen mit verschränkten Wappen der drei Hansestädte und der Aufschrift: **Gott mit uns!**

Und mit Gott und frommen kirchlichen Ermunterungen wurden auch alle Unternehmungen geheiliget und vergeistiget. Mochte auch der heidnische Moniteur spötteln, und von Teutschem Fieber sprechen, das kümmerte uns wenig. Wie man in Preußen, wo Einige den religiosen Sinn erstorben geglaubt, erst die Hostie genommen und ein Opfer auf dem Altare der Kirche und des Vaterlandes gezündet hat, ehe man sich in die Communion des heiligen Kampfes und die Flammen der Mörser und Flinten warf, wallete man auch in Hamburg von dem Glacis in die Kirchen und von den Kirchen wieder zu den Waffen. Die Hauptpastoren, Jänisch und Bernhard Klefecker; die Prediger Stuhlmann, Schultze, Grautoff und Mutzenbecher, fachten in ihren Vorträgen mit himmlischen Flammen das irdische Feuer zum Lodern. Die westliche oder die Neustadt geht in sanften Abhängen in die canäledurchschnittene Altstadt hinab; auf ihrer Anhöhe ragt in lauter Säulenschäften und Knäufen basreliefartig bis hinauf zur lieblichen Thurmkuppel, welche auf acht offenen schlanken Säulen ruht, die kunstreiche Michaelis-Kirche, von Sonnin in der Mitte des letzten Jahrhunderts erbaut. Im ungeheuren Schiff des Innern steigen Emporkirchen amphitheatralisch bis zum domartigen Gewölbe hinauf, rechts hinab das bewunderte Altarblatt, die Auferstehung von Tischbein, links die Orgel vom Dresdner Orgelbauer Hildebrandt. Die Gemeinde zählt allein gegen 30,000 Seelen. Hier wurde bald nach der Befreiung ein Tedeum gesungen: die jungen Frauenzimmer Hamburg's vereinigten sich un-

ter Musik-Director Schwenke zu einem großen Sängerchor. Auch stellten sich einige von ihnen vor die Becken, welche an den Kirchthüren ausgesetzt waren und nahmen die reichlichen Gaben, welche an diesem Tage für die Armen der Stadt fielen, in Empfang. Am Ende Aprils wurden auch die Hanseatischen Fahnen hier eingeweiht. Senior Rambach, ein Greis von 78 Jahren, noch feurig, wie ein Jüngling in Liebe und Freundschaft, für Religion und Vaterland, sprach bei diesen Veranlassungen als würdiger Repräsentant der Geistlichkeit, wie nur ein thatenreiches Alter zu einer Gemeine, welche durch die Bande verjährter Liebe und Verehrung an ihren geistlichen Vater gefesselt ist, eindringlich und erschütternd sprechen kann.

Nicht minder eifrig erwiesen sich die übrigen Gelehrten. Grohmann, Professor am Gymnasium, schrieb: „Was ist der Teutsche? Vergleichung seines Nationalcharakters mit der Vorwelt. Beitrag zur Casse der Freiwilligen.“ Das Nationelle in seinen guten und fehlerhaften Bestrebungen, in seinen wohlthätigen und lähmenden Aeußerungen wird unter Ermunterungen zu neuer Kraft und Läuterung des Ganzen und unter treffenden geschichtlichen Nachweisungen entwickelt. Dr. Zimmermann, Lehrer an der Johannis-Schule, erklärte im Laufe des Tages die Alten und redigirte den „Teutschen Beobachter“, der damals kühner, als jedes andere Blatt, gesprochen hat; am Abende zog er mit den freiwilligen Jägern der Bürgergarde an die Elbufer, wo während der Nacht die schwierigern Posten besetzt werden mußten. Er hat später, um die Mitte Novembers, in dem heißen Gefechte bei Mölln, zwischen mehreren seiner ehemaligen Schüler, in der Linie gefochten. Dr. Wertheim, der mathe-

matischen Unterricht am Johanneum gegeben, trat als Hauptmann unter die Hanseatische Fußartillerie. Dr. Beneke endlich, ein Rechtsgelehrter, schrieb: „Heergeräthe für die Hanseatische Legion", ein Werkchen voll Genialität und Enthusiasmus für das Eine, was nun den Mitbürgern Noth that.

(Die Fortsetzung folgt.)

V.

Was sollen Volks-Repräsentanten wirken? und welche Classe von Staats-Bürgern ist dazu am tauglichsten?

Mit vorzüglicher Rücksicht auf die Ansichten des Hrn. geheimen Raths Gruner zu Coburg.

Von

dem vormaligen geheimen Rath und landständischen Deputirten, Fr. J. v. Hendrich.

Vorwort. Zwei so vortreffliche Männer, wie die Herren geheimen Räthe Gruner und v. Hendrich, können in ihren Ansichten verschieden seyn, in ihrer Gesinnung und in ihren Zwecken sind sie nothwendig Eins. Wahrheit und Recht, wofür diese Zeitschrift bestimmt ist, werden durch die Vergleichung der Ansichten solcher Männer immer gewinnen; sie selbst aber, der Verehrung aller

Guten gewiß, müssen wünschen, sich zu verständigen. Also freuen wir uns, daß die Nemesis als Vermittlerin eintreten darf. Wenn man aber mit dem gegenwärtigen Aufsatze vergleicht, was Hr. geh. Rath Gruner auf eine Beilage des Rheinischen Merkurs im vorigen Stücke der Nemesis (S. 138.) geantwortet hat: so möchte sich Vieles von selbst erledigen. Im Uebrigen war dieser Aufsatz schon längst in unsern Händen, als jenes Stück ausgegeben wurde.

D. Herausgeber.

Nicht in der Hoffnung, diesen Bemerkungen eine günstigere Aufnahme zu verschaffen, setze ich ihnen meinen Namen vor: sondern damit Jeder, der sich die Mühe nehmen wird, sie zu lesen, um so aufmerksamer prüfe: ob und wie viel ich durch meine Verhältnisse von dem Wege der Unpartheilichkeit und des Gemeingeistes abgeleitet worden bin, den ich wissentlich um keinen Preis verlassen würde. Es ist nicht der vorübergehende Vortheil Einzelner; nicht bloß das Interesse eines kleinen Ländchens, das doch jedem redlichen Manne wichtig seyn muß: es ist das Interesse von ganz Teutschland, der lebenden und der künftigen Geschlechter, das wir bei Beantwortung der aufgestellten Fragen zu berücksichtigen haben. Und da ich bis zu Aufhebung der landschaftlichen Verfassung im Spätjahr 1806 Deputirter der Coburgischen Stände war; da ich als solcher von Hrn. Minister v. Kretschmann wegen der freimüthigen Aeußerungen über seine ministerielle Handlungsweise, die meine gedruckte Vertheidigungsschrift enthielt, einer peinlichen Untersuchung unterworfen worden bin: so finde ich für nöthig zu erklären, daß jene Verhältnisse auf diese Be-

merkungen keinen andern Einfluß haben, als den, welchen sie auf meine Erfahrung und durch diese auf meine Ansichten haben mußten; daß ich nicht als Coburger, sondern als Teutscher, nicht als Gutsbesitzer, sondern als Schriftsteller oder — wenn es nicht zu kühn wäre, mir diesen Namen selbst zu geben — als Gelehrter auftrete; und daß es bloß meine Ansichten sind, die ich hier zur Prüfung vorlege, ohne mich darüber mit einem meiner vormaligen Mitstände besprochen zu haben. Da, wo ich mich auf Thatsachen beziehe, mußte ich dieselben freilich aus den Vorgängen nehmen, die mir am besten bekannt waren und die meine Ansichten am kräftigsten unterstützen zu können scheinen. Also zur Sache!

Während der Rheinbunds-Periode hat Herr Geh. Rath Gruner eine Abhandlung über Teutsche Landstände in das 64ste Heft des Winkoppischen Journals einrücken lassen. Im Eingange derselben sagt er: „Die meisten Urtheile vereinigten sich darin, daß die Stände als ein zweckloses, kostspieliges Mittelorgan aufzuheben seyen.“ Er hält dann, wie er es selbst nennt, ein Todtengericht über sie. Was andere als die größten Vorzüge rühmten, daß die Constitution nicht ohne ihre Beistimmung abgeändert, daß Regierungs-Mißbräuche auf Landtägen zur Sprache gebracht, daß Landesherren bei Reichsgerichten in Klage genommen, daß keine Abgaben ohne Verwilligung erhoben werden konnten, macht er ihnen zum Vorwurf. Er ist der Meinung, durch das Steuerverwilligungsrecht gehe die Souveränetät von dem Fürsten auf die Stände über. Also fällt das Urtheil dahinaus, „daß die Stände mehr schädlich als nützlich gewesen seyen. — Es sey von dieser Verfassung kein Vortheil mehr zu erwarten gewesen, als den Fürsten die unbeschränkte Souveränetät er-

theilt worden; diese ließe sich mit der landständischen Verfassung nicht vereinigen; daß es frei stehe von jenen Vorschriften Gebrauch zu machen oder nicht, sey nichts wohl anzunehmen, weil durch den Nichtgebrauch und Beibehaltung der Stände die so zweckmäßige Einrichtung des Ganzen gestört werden würde."

So zur Zeit des Rheinbundes! Nun, nach Zertrümmerung desselben, hat Herr geh. Rath Gruner in der Nemesis (im 2. u. 3. St. des II. Bds.) Ansichten und Erwartungen bekannt gemacht. In dieser Abhandluug sagt er zwar (S. 324) daß Vorkehrungen nöthig seyn dürften, damit das Ganze nicht aus dem Geleise käme; dieß könne aber in unsern Zeiten durch Landstände nicht geschehen (S. 326). Zum Voraus Mißtrauen zu erregen und die Fürsten abhängig von ehemaligen Landschaften machen, würde die gleichförmige Handlungsweise des neuen Bundes vernichten. Hierauf heißt es weiter, (S. 327) „daß es nöthig seyn dürfte, eine wahre Repräsentation aller Stände, nach richtigen Grundsätzen aufzustellen. Die Sicherheit müsse sich vorzüglich in der rechtlichen Verfassung der Landes-Collegien gründen. Der Unbefangene werde bekennen müssen, daß durch sie unendlich viel Gutes bewirkt worden; und da es keine so leichte Sache sey, wenn der Rath sich gegen den Sturm des Ansehns und der Gewalt mit Muth stemmen solle: so sey auch ihm Sicherheit zu leisten rc." — Mit dieser Stelle ist endlich in Verbindung zu setzen, was früher (S. 310) gesagt war. „In mehreren Staaten sahen sich die Regierungs-Collegien vermöge ihrer collegialischen Verfassung auch als Vertreter der Unterthanen an und wahrten die Rechte derselben besser, als es von Landständen geschehen seyn würde."

Diese Stellen scheinen es außer Zweifel zu setzen, daß Herr geh. Rath Gruner für das Beßte hält, die Vertretung des Volks in die Hände der besoldeten Diener zu legen. Und wem muß hier nicht einfallen, was Napoleon zum gesetzgebenden Körper sagte: Ihr seyd nichts; Ich bin der Repräsentant der Nation! Mit welchem Recht aber die Räthe sich für die wahren sichersten Volksvertreter halten können? das verdient eine nähere Prüfung.

Daß unendlich viel Gutes durch Landes-Collegien bewirkt worden sey, wird nicht nur jeder Unbefangene bekennen, sondern es möchte kaum einen Thoren geben, der thöricht genug wäre, es bezweifeln zu wollen. Aber daraus folgt noch nicht, daß alles Gute nur durch sie geschehen müsse oder geschehen könne. Es folgt nicht, daß sie der sicherste Damm gegen Willkühr seyen. Man werfe einen Blick auf die Geschichte der Regierungen, die sich als despotisch, drückend und ungerecht auszeichneten, und sehe, ob der üble Wille, der Eigennutz, die niederträchtige Schmeichelei und Gefallsucht der Diener nicht meistens viel mehr Schuld hatte, als der böse, tyrannische Charakter der Regenten. Das Volk bedarf also öfter Vertreter gegen die Räthe, als gegen die Fürsten selbst. Aber angenommen, der Fürst wäre ein böser, ungerechter Mann: würde er Männer von Charakter und Freimüthigkeit zu Dienern wählen? Regenten dieser Art schätzen im Diener nur Dienstfähigkeit und Gehorsam. Sie wollen nur Knechte. Und welcher Mann von Kopf und Herz wird ohne die dringendste Noth eine Stelle annehmen, in der er stets eine Collision der Pflicht des Gehorsams mit der der Rechtlichkeit besorgen muß? Darf man wohl hoffen, selbst unter den wohldenkenden Räthen viele zu finden, die den Muth haben würden, das Volk gegen einen solchen Fürsten zu vertreten?

Wer selbst Zeiten erlebt hat, in denen man Muth und Kraft bedurfte, um nicht von dem Strome der Ungerechtigkeit ergriffen und fortgerissen zu werden, der weiß, wie selten jene Eigenschaften sich bei sonst achtungswerthen Dienern finden. Die allermeisten halten es wirklich für Weisheit, was der Chor in Aristophanes Fröschen spottend zum Dionysos sagt:

„Also ziemt es einem Manne,
Welcher Geist hat und Verstand, und viel umher gereis't ist
Immer sich herumzuschieben
Nach des Schiffs gewisser Seite, lieber als Bildsäulen gleich
Dazu stehn, in einer Stellung
Bleibend.“

Dabei können sie zwar sehr brauchbare Diener seyn, das Volk werden sie aber nur so lange vertreten, als es keiner Vertretung bedarf.

Etwas dürfte allerdings die mit Recht verlangte Sicherheit, nicht willkührlich von Dienst und Besoldung vertrieben zu werden, den Muth erhöhen, aber schwerlich hinreichend. Und wie soll diese Sicherheit gemacht werden, wenn es gegen die Rechte und den Begriff der Souveränetät ist, sie durch ein Reichs- oder Bundesgericht zu beschränken? Wird der, welcher ungerecht gegen sein Land handelt, gerechter gegen den Diener seyn, der es wagt, sich ihm zu widersetzen? Oder kann man glauben, daß es den Fürsten an einem Vorwande und unter den Collegen des Unglücklichen an Werkzeugen fehlen werde, ihn für seine Freimüthigkeit zu züchtigen?

Keiner wird den großen Unterschied zwischen den Verhältnissen des Patrimonial-Gerichtsherrn zu dem Patri-

monial-Richter und denen des souveränen Fürsten zu dem Diener, der zugleich sein Unterthan ist, verkennen. Dennoch sagt Hr. geh. Rath Gruner selbst in seiner Abhandlung über Patrimonial-Gerichtsbarkeit (im 69sten Heft von Winkopp's Rheinischem Bunde), nachdem er über den Einfluß des Gerichtsherrn auf den Richter geklagt hat: „Man hat in neuern Zeiten gesucht, diesen Einfluß dadurch etwas minder mächtig zu machen, daß man den Richter nicht mehr der Willkühr des Gerichtsherrn überlassen und diesen nicht mehr gestattet hat, den Gerichtshalter ohne vorgängige rechtliche Untersuchung und Entscheidung der Oberbehörde seiner Stelle zu entsetzen, allein diese Maßregel kann doch nur wenig fruchten." Wenn hier nur wenig, wie viel weniger da, wo Er die ganze Sicherheit der Staatsbürger, nicht willkührlich behandelt zu werden, darauf bauet!

Wenn ich mich nicht sehr täusche, so geht aus dem Gesagten hervor, daß die Vertretung durch Collegien und Diener überhaupt, (besonders aber in kleinen Staaten) keine genügende Sicherheit gewähre, daß sie einem lockeren Damm gleiche, der zwar das ruhig fließende Wasser leiten kann, den aber die Fluth des Despotismus mit sich hinweg reißen würde.

Fragt man mich nun: ob ich denn die ständischen Repräsentanten für rechtlichere, muthigere und kräftigere Männer halte? so antworte ich ohne Bedenken: Nein! Aber ihr Interesse ist enger mit dem des Volks verbunden, das der Diener ihm nicht selten entgegen!

Herr Geh. R. Gr. hat sich in der Abhandlung über Teutsche Landstände Mühe gegeben, zu zeigen, wie gering

die Vortheile, wie groß hingegen die Nachtheile der landständischen Verfassungen seyen. Irre ich nicht, so ist sowohl seine praktische, als seine theoretische Ansicht unrichtig. Er kämpft häufig gegen ein Phantom. So sucht er z. B. durch eine Parallele zwischen den Dienern und Ständen zu erweisen, daß ein Fürst Räthe bedürfe, die eine wissenschaftliche Erziehung genossen und sich zu Geschäftsmännern gebildet haben. Sollte aber dieses je bezweifelt seyn? Sollten in neueren oder auch in älteren Zeiten jemals Landstände so thöricht gewesen seyn, den alten Spruch: die Stände seyen geborne Räthe der Fürsten, dahin auszudehnen, daß sich diese keines andern Raths, als des Ihrigen bedienen dürften?

Aber nicht ohne Gefährde kann das gehässige Recht der Steuer-Befreiung und das der Patrimonial-Gerichtsbarkeit mit dem Rechte der Landstandschaft vermengt werden, wie Herr GR. Gruner zu thun scheint. Denn es ist bekannt, daß die Rittergüter auch da fast allgemein jener Rechte genossen haben, wo keine landständische Verfassung war, und daß diese hingegen ohne sie nicht nur sehr wohl bestehen kann, sondern auch um so wirksamer und Vertrauen erweckender werden muß, wenn der Repräsentant alle die Lasten, die er verwilligt, auch selbst mitträgt. Nie habe ich der ungleichen Vertheilung der Staatslasten eine Schutzrede gehalten, aber das ist doch auch nicht zu verkennen, daß dieselben vor 100 und mehr Jahren weniger drückend waren. Bei gemeiner Noth, z. B. bei Türkensteuern, fand keine Befreiung Statt. Das, was zu den gewöhnlichen Staatslasten gegeben werden mußte, war höchst unbedeutend. Die seitdem so sehr erhöheten und selbst die außerordentlichen Lasten allein auf die Schultern der vormals steuerbaren Staatsbürger legen zu wollen,

wäre unstreitig eine große Ungerechtigkeit. Dieß hat der größte Theil der Befreieten selbst gefühlt und die Landstände haben sich auch da, wo man es nicht nöthig gefunden hat, die landständischen Verfassungen aufzuheben, freiwillig zu Mittragung der Lasten erklärt. Also wäre Unrecht, das Steuerbefreiungsrecht der Stände zum Vorwande zu gebrauchen, um ihnen das Volksvertretungsrecht zu entziehen! Endlich ist die praktische, auf das Geschichtliche sich gründende Ansicht auch um deswillen einseitig, weil die Beispiele von übertriebenen Anmaßungen einzelner Landschaften nichts gegen die Landstände im Allgemeinen beweisen. Es würde eben so verkehrt seyn, darauf die Behauptung gründen zu wollen, die Landstände seyen schädlich und aufzuheben, als wenn man einen Fürsten rathen wollte, Minister und Räthe fortzuschicken, weil man erwiesen hat, daß in A. und B. die Räthe die Justiz verkauft, in C. und D. die Minister ihre Fürsten betrogen und sich mit dem Schweiße des Landes bereichert haben.

Alle jene Zeugnisse landständischer Mißbräuche beweisen nur das, was ich selbst schon vor 20 Jahren öffentlich sagte [1]: „Daß die Landstände oft ihre Pflicht nicht erfüllt, für die niedern Classen zu wenig gesorgt, und das Wohl der Unterthanen, die sie repräsentiren sollten, ihrem Privatvortheile aufgeopfert haben mögen." Allein, obgleich auch ich Diener eines Fürsten, seit 20 Jahren Mitglied eines Landescollegii und fast eben so lange des geheimen Rathes oder Ministerii war: so fügte ich doch hinzu: „daß sie aber doch der Allgewalt der Fürsten und dem Minister Despotismus einige Gränzen gesetzt hätten."

1) Freimüthige Gedanken über Teutschland's wichtigste Angelegenheit. S. 341 des ersten Theils der dritten Ausg.

Uebrigens kann die Frage: haben die Landschaften oder landständischen Verfassungen den Staaten mehr Vortheile oder mehr Nachtheile gebracht? aus der Geschichte, so laut diese auch für sie spricht, nicht vollständig beantwortet werden, weil schon durch ihr Daseyn ohne alles Wirken viel Böses unterblieben ist, von welchem die Geschichte schweigt.

So viel über die praktische Ansicht; werfen wir nun noch einen Blick auf die theoretische! Um das Verdammungsurtheil über die Landstände auszusprechen, ruft Herr geh. Rath Gruner auch die Vernunft zu Hülfe; aber welche? Er sagt: „Es liegt dem Menschen als Pflicht auf, die gegebenen Staaten der Idee immer näher zu bringen, die von der Vernunft aufgestellt wird. — Alles ist Werk der langsam schreitenden Zeit. Verfassungen gehen unter, wenn aber an deren Stelle neue treten, die fester den Staat, bestimmter die Rechte der Bürger desselben und reiner die Ausbildung dessen, was im Menschen liegt und nicht von dieser Welt ist, aufzuführen vermögen: so ist es nicht verstandener Eifer sich grämen zu wollen." Sehr wahr! Und wer der Meinung ist, daß Landstände die Staatsverfassung von der Idee der Vollkommenheit entfernen, hingegen unbeschränkte Souveränetät die Verfassung dieser Idee näher bringe; dem ist nicht zu verdenken, wenn er es allen Landesherren zur Pflicht macht, die Landstände aufzuheben.

Aber geschah es nicht auch, um sich der, von der Vernunft aufgestellten Idee einer vollkommenen Staatsverfassung zu nähern, daß man die Könige entthronen und Republiken gründen wollte? Wie? wenn die Vernunft, die hier gegen Verfassung und Verträge die Landstände

verstoßen will, eine Schwester der Vernunft jener Demagogen wäre? Wie? wenn sie verwandt wäre mit der Vernunft des vormaligen S. Coburgischen Ministers von Kretschmann, die uns in der Einleitung zu Hof und Staat lehrt: der Staat sey eine Zuchtanstalt, durch welche man die Menschen mit Aufopferung aller Individualität auf eine höhere Stufe der Cultur führen müsse?

Ob in Coburg unter diesem philosophischen Minister, Herrn von Kretschmann, die Staatsbürger weiter als ihre Nachbarn vorgeschritten seyen zu jener „höheren Stufe der Cultur" ob in ihnen das besser ausgebildet worden, „was nicht von dieser Welt ist" das braucht hier nicht untersucht zu werden. Davon bin ich aber wahrhaft überzeugt, daß das Land es dem rechtlichen Gefühle seiner guten Fürsten, die, wie Herr v. Kretschmann selbst klagte, nicht immer den schönen Planen Gehör gaben; dem biedern Sinne des Volks und dem milden Charakter des Herrn geheimen Raths Gruner selbst und seiner Collegen verdankt, wenn die übelen Folgen abgewendet worden sind, welche meiner Einsicht nach solche Grundsätze hätten herbei führen müssen.

Niemand kann mehr als ich Freund der wahren praktischen Philosophie seyn; Niemand die Wissenschaften mehr schätzen und lieben. Aber die philosophischen Staatsmänner schätzte ich nie, die, indem sie ihre Theorien auf die praktische Staatsverwaltung übertragen, der gesunden Vernunft entbehren zu können glauben; die Alles wissen, nur das nicht, daß Gerechtigkeit die erste aller Tugenden, die unerläßlichste Bedingung der Staats- wie der Privatglückseligkeit sey, daß daher nur ein Thor oder ein Bösewicht sein vermeintes Staatswohl auf die Trümmern

unbestrittener Rechte gründen könne, es mögen nun Rechte des Regenten oder des Unterthans seyn. Noch verhaßter sind sie dem rechtlichen Manne durch die Wendung geworden, den die Französische Revolution durch sie genommen hat, und durch den sittlichen Charakter dieser Volksbeglücker in und außer Teutschland. Um derer Willen aber, die den Herrn geheimen Rath Gruner nicht persönlich kennen, will ich ausdrücklich hinzufügen, daß ich dessen Verdienste als Mensch, Bürger und Diener sehr hoch anschlage, und gewiß sehr weit entfernt bin, einen so verehrungswürdigen Mann jenen Schwätzern gleich stellen zu wollen; aber weil er sich deren Sprache und Grundsätzen hin und wieder zu nähern scheint, so spreche ich gerade deßwegen gegen ihn.

Man versuche es, jenen Afterphilosophen ihre Besoldungen zu beschneiden, ihren Stolz zu beleidigen, oder durch Züge aus ihrem Geschäftsleben Belege zu Würdigung ihres sittlichen Gefühls zu liefern: so wird man bald gewahr werden, wie wichtig ihnen ihre eigene Individualität ist. Unredlichkeiten eines Ministers aufdecken und erweisen, ist in dem Gesetzbuche dieser Herren Hochverrath und peinliches Verbrechen. —

Wenn wir aber die Vernunft verabscheuen, die den Machthabenden rathen kann, einseitig Verträge aufzuheben und sich von übernommenen Verbindlichkeiten loszumachen: so wollen wir doch der Vernunft Gehör geben, die es uns zur Pflicht macht, uns nicht mit Egoismus dem Zeitgeiste entgegenzustemmen, die Opfer zu bringen, die das Wohl des Ganzen fordert und Rechte aufzugeben, die drückend für unsere Mitbürger geworden sind. Wer würde dieß nicht gern thun, wenn er sieht, daß die Re-

gierungen, die diese Opfer von uns verlangen, auch ihrer Seits den unbilligen Ansprüchen entsagen, die manche ihrer Diener als Folgen der Souverainetät betrachten, ohne zu erwägen, daß große und mächtige Monarchen zu allen Zeiten ihre Macht durch Corporationen von Unterthanen beschränken ließen.

Wer mag es unternehmen, aus der Idee einer vollkommenen Staatsverfassung die Behauptung zu begründen, das sey unter der Würde eines kleinen Souverains, was seit Jahrhunderten die Könige von England nicht unter der ihrigen fanden und nun auch die Könige von Frankreich als Grundgesetz des Staats anerkennen.

Aus sehr vielen Gründen, die hier nicht entwickelt werden können, aber jedem, der Menschen und Staaten beurtheilen kann, einleuchten müssen, ist die Willkühr in kleineren Staaten viel gefährlicher und drückender, als in großen. Dann würde sie es aber doppelt seyn, wenn ein Fürstenbund vorhanden wäre, der, wie es beim Rheinbunde der Fall war, nur die Rechte der Fürsten sicherte — Rechte, die sie selbst oder ihre Beschützer, das gilt hier gleich, ohne Zuthun der Unterthanen bestimmt hätten — der Rechte der Unterthanen hingegen oder der landesherrlichen Pflichten zu erwähnen vergäßen, oder es wenigstens dem Gewissen jedes Regenten überließen, in wie weit er sich derselben erinnern wolle. Ein solcher Bund würde aus dem Herzen des kleinen Tyrannen und der ihn umgebenden Räthe die Besorgniß verscheuchen, die den größten immer umschweben muß, daß unerträglicher Druck das Volk zum Aufstand reizen, und er selbst das Opfer desselben werden könne. Je größer sein Reich ist, um so weniger dürfte dann der Despot auf den Beistand benachbarter

Monarchen rechnen. Wie anders in kleinen Staaten, wenn der Bund, wo nicht wörtlich, doch der Sache nach den Grundsatz aufstellte, daß Fürsten nur Rechte, keine Pflichten; Unterthanen nur Pflichten, keine Rechte hätten! —

Gewiß, Herr geheimer Rath Gruner ist eben so weit entfernt eine so schändliche Lehre zu begünstigen und zu einem solchen Bunde zu rathen, als unsere Teutschen Landesherrn ihn schließen zu wollen, aber wenn er mit Kälte und Unbefangenheit seine einzelnen Behauptungen, so wie sie ausgesprochen sind, zusammen stellen will: so wird er gestehen müssen, daß sie dahin führen können, und daß sie alsdann dahin führen können, wenn ein solches Ländchen das Unglück hätte, einen bösen Fürsten zu haben: und diese Möglichkeit giebt er selbst (S. 334) zu. Da hier nämlich nicht von natürlichen, sondern nur von bürgerlichen, vom Staate anerkannten, Rechten die Rede seyn kann: so ist es wohl gleichbedeutend, keine Rechte haben, oder sie nicht geltend machen zu können. Nun sollen, ohne alle weitere Beschränkung, als die Gewissenhaftigkeit ihrer Diener, die Fürsten nach S. 303 das Recht der Gesetzgebung, der Gerichtsbarkeit, der Oberpolizei, der Conscription und der Besteuerung ausüben können; und alsdann werde das Volk zu einem sich kennenden, achtenden, liebenden und vertrauenden Volke gebildet werden können. Nicht nur die früher angeführten Stellen beweisen, daß er dem Landesherrn das Recht zugesteht, Landesverfassung und Landesverträge einseitig aufzuheben, sich also von übernommenen Verbindlichkeiten selbst frei zu erklären, sondern er sagt noch überdieß in der Abhandlung über Teutsche Landstände: „Selbst bei einem zugestandenen Veto bliebe aber doch dem Landesherrn das Recht, die ganze

Landschaft aufzuheben, denn er kann sich doch solcher Regentenrechte nicht unbedingt und auf den Fall begeben, wenn er überzeugt wäre, daß das Beste des Ganzen eine solche Aufhebung nöthig machte."

In den schon früher angeführten Abhandlungen über Patrimonial-Gerichtsbarkeit verweis't er den Rechtslehrern, welche es bedenklich finden, in der Verfassung begründete Rechte aufzuheben, ihre Unkenntniß des neuesten Staatsrechts in folgenden Worten: „Diese Rechtslehrer vergessen, daß dem Oberhaupte des Staats das Recht unbedingt bleibt, die ihm durch frühere mangelhafte Verfassungen vorenthaltenen Gewalten von den Staatsbürgern zurückzufordern."

Heis't das nicht die unbeschränkteste Willkühr als Grundgesetz des Staatsrechts aufstellen, die Bedingung des Wohls des Ganzen mag nun dabei ausgedrückt seyn, oder nicht? Wenn Alles nur von der Ueberzeugung des Regenten und seiner Diener abhängt, so ist sie eine bloße Phrase, die keinen Werth hat. Nicht nur die offenbarsten Ungerechtigkeiten, sondern die größten Schandthaten sind unter dem Vorwande des Wohls des Ganzen von denen begangen worden, welche die Macht in Händen hatten.

Wäre nun bei diesen Grundsätzen der Fürst böse oder mißgeleitet durch ungerechte Diener und der immer härter werdende Druck reizte endlich die Unterthanen zum Aufstande: so würden nach dem Bundesvertrage benachbarte Fürsten herbei eilen müssen, den Tyrannen zu schützen. Ueber den Grund oder Ungrund der Beschwerden, darüber, wie viel die Unterthanen schon erduldet, ehe sie dem Be-

drücker den Gehorsam aufgesagt haben, stände ihnen keine Cognition zu, das mag der Fürst, das mögen seine Diener verantworten. — Wo liegt die Unmöglichkeit, daß es irgendwo dahin kommen werde?

Sollte man erwiedern wollen, in einem solchen Falle würden die zu Hülfe gerufenen Fürsten, auch ohne daß der Bundesvertrag sie dazu berechtige, doch erst als Vermittler und Schiedsrichter auftreten, ehe sie gegen ein unglückliches Völkchen Gewalt brauchten: so bin auch ich davon überzeugt. Aber warum will man sie nöthigen, dem Bundesvertrage entgegen zu handeln, um gerecht und menschlich zu seyn? Sollte es nicht gerechter, weiser und selbst dem Interesse der Souveräne angemessener seyn, durch ein Gericht, das auch die Mißbräuche des Souveränetätsrechts abzustellen befugt wäre, solche zu hindern? Doch es wäre überflüssig, länger bei diesem Gegenstande zu verweilen. Teutschland's Fürsten sind auch billiger und gerechter, als Manche sie sich denken. Sie sind menschenfreundlicher, teutscher, wenn ich so sagen darf, als viele ihrer Diener. Ihr richtiger Sinn sagt Ihnen, daß Willkühr die Vaterlandsliebe nur ersticken, nie begründen könne. Sie wollen nichts Napoleon's Gnade, nichts einer Usurpation verdanken; freie Teutsche wollen sie regieren, nicht über Knechte herrschen; ihre Pflichten wollen sie nicht nur mit Worten bekennen, sondern sich auch selbst zu deren Befolgung durch kräftigere Mittel binden, als durch ein Spinngewebe, das ihr Hauch zerstören würde. Heil, Segen und Dank der Mit- und Nachwelt Ihnen und allen Denen, die dazu mitwirkten. Nicht Mißtrauen, sondern Vertrauen wird dadurch begründet. Nur da, wo vernünftige Freiheit und Gerechtigkeit herrscht, kann Vaterlandsliebe aufblühen. Man

kann es nicht zu oft wiederhohlen: Nur Gerechtigkeit flößt Zutrauen ein. Nur gleichförmige Grundsätze in der Staatsverwaltung, nur ein Band, das auch die Völker umschließt, nicht bloß als Angehörige der Fürsten, sondern als freie teutsche Männer, das unsere Persönlichkeit ehrt und uns den Genuß der nach derselben uns zustehenden Rechte gewährt, kann uns wieder zu Teutschen, zu einer Nation bilden. Und Alles scheint die Erfüllung dieses Wunsches zu verkündigen und schon entstehen landständische Verfassungen, wo nie welche waren. Möge man sie überall so organisiren, daß der Zweck erreicht, Mißbräuche verbannt, Spaltungen entfernt, Gemeingeist und die mit ihm verschwisterte ächte Vaterlandsliebe geweckt und das Volk wahrhaft vertreten werde! —

Nach dem aber, was bisher gesagt worden ist, wird der Beweis, daß Gutsbesitzer geschickter, als Diener zu Volksvertretern seyen, nicht schwer werden können.

Seit Jahrhunderten waren in ganz Teutschland Gutsbesitzer vorzüglich zu Stellvertretern des Volks bestimmt; die Stimme der Fürsten und des Volks weiset ihnen auch da, wo bisher keine Stände waren, unter denselben die ersten Stellen an; ich stütze mich auf Gründe, die man prüfen und widerlegen mag: also habe ich nicht zu besorgen, daß man mir mit einem Schein des Rechts den Vorwurf zurückgeben könne, welchen ich den Räthen, die sich für die wahren Repräsentanten erklären, gemacht habe. Es ist wahr, und ich sage hier öffentlich: wir Grundeigenthümer sind die ersten wahren Volksvertreter; aber nicht um Andere zu verdrängen und mich und meine Kaste an ihre Stelle zu setzen, auch nicht, weil es ein Beruf wäre, nach dem man sich bei meinen Erfahrungen, in mei-

ner Lage und in meinem Alter sehnen könnte, sondern weil es in der Natur der Dinge liegt.

Die Diener werden immer abhängig vom Fürsten seyn und müssen es seyn, wenn sie nicht, wie einst die Majores domus, die wahren Regenten werden sollen, denen der Fürst nur den Namen leiht. Die Gutsbesitzer werden nicht vom Fürsten gewählt und stehen als solche in keiner Verbindung mit ihm, als der des freien Unterthans. Uebertreten sie die Gesetze nicht: so kann ihnen der Fürst nicht die Folgen seines Unwillens fühlen lassen. Sie sind wohlhabend und meistens haben die Wohlhabendsten, eben weil sie die Unabhängigsten sind, das größte Gewicht in den Versammlungen. Das Interesse der Gutsbesitzer ist auf das Innigste mit dem des Staats verbunden, besonders dann, wenn sie zum Besten ihrer Mitbürger gemeinschädlichen Befreiungsrechten entsagt haben, und wenn der gebildete, nicht-adeliche Gutsbesitzer gleiche Rechte mit dem Edelmanne hat. Das persönliche Interesse des Dieners kann oft dem des Landes entgegen seyn, ihm kann die Willkühr Vortheile bringen; der Gutsbesitzer kann nicht hoffen, daß sie ihm nützlich, aber er hat desto mehr zu fürchten, daß sie ihm schädlich werde. Der Diener kann durch Verwendung der Staatskräfte zu entbehrlichen Ausgaben mancherlei Nutzen ziehen, der Gutsbesitzer muß zu jedem Thaler, der unnütz ausgegeben wird, auch seinen Antheil beitragen. Bei Unrechtlichkeit der Richter kann der höhere Diener Begünstigung, der Gutsbesitzer nur Ungunst erwarten, wenn er den Weg nicht verlassen will, den Ehre und Pflicht ihm vorzeichnen. — Doch wofür diese Gegeneinanderstellung weiter verfolgen! die Sache ist an sich klar genug und allgemein anerkannt. Irre ich nicht: so dürfte in den meisten Fällen der Fürst

selbst den Widerspruch des Dieners härter empfinden, als den der Stände. Jenen hat er gewählt. Seine Gnade hat ihn auf seinen Posten gehoben. Derjenige wird ihm daher undankbar scheinen, der die Rechte des Unterthans gegen ihn verfechten will. Gewiß denken viele Fürsten über diese Verhältnisse eben so, wie der Französische Intendant Devismes, der an die Administrationskammer zu Erfurt schrieb: [2]) „daß es nie einem Beamten zukomme, die Befehle seines Souveräns zu tadeln, weil die erste seiner Pflichten sey, sie zu befolgen — daß er bezahlt werde, um dem Gouvernement unter allen Umständen zu helfen — das Volk müsse sich mit Ergebenheit der Nothwendigkeit unterwerfen und sich überzeugen, daß es anders seyn würde, wenn es anders seyn könne."

So verschieden übrigens meine Ansicht von der des Herrn geheimen Raths Gruner zu seyn scheint; so muß ich ihm doch darinn vollkommen beipflichten, daß eine landständische Verfassung da keine Sicherheit gewähren könne, wo es an einem höhern Tribunal oder einer andern Stütze fehlt — voraus gesetzt, daß die Regierung nur durch Zwang zu Erfüllung ihrer Verträge und Verbindlichkeiten bewogen werden könne. — Wo dieß der Fall ist, da ist es ohne allen Zweifel besser, keine Stände zu haben, als solche, die nur Werkzeuge der Willkühr seyn würden. Ob nun aber deßwegen die Landstände aufzuheben seyen, oder ob es dem Zwecke des Staats gemäßer sey, eine Stütze aufzustellen, die auch ihnen im äußersten Nothfall zu Hülfe käme, darüber kann meiner Einsicht nach kein Zweifel obwalten. Sicherheit der verfassungsmäßigen Rechte, möglichste Unabhängigkeit der Re-

2) Erfurt unter Französischer Oberherrschaft. S. 132.

präsentanten und die unbeschränkteste Stimmenfreiheit bei den Berathschlagungen, sind die nothwendigsten Erfordernisse einer landständischen Verfassung. Alles Uebrige mag nach den Umständen gebildet werden. Wer möchte über Formen streiten, wenn sie die Erreichung des Zwecks nicht erschweren!

Den gebildeten Nichtadelichen von den Versammlungen der ständischen Gutsbesitzer ausschließen, und den ungebildeten Adlichen zulassen zu wollen, das finde ich in unsern Zeiten nicht nur unklug und lächerlich, sondern auch aus vielen Gründen gemeinschädlich. Auch vormals bildete der Adel nur um deßwillen die erste Classe der Stände, weil er der begüterteste war. Als Grundeigenthümer war er Landstand, nicht als Edelmann. Meiner Einsicht nach hat man daher auch Unrecht, wenn man ihn nur als Repräsentanten seiner Untersassen betrachtet. Er war es von allen Grundeigenthümern und sollte es seyn, so wie die Städte von allen Gewerbtreibenden. Obgleich zu der Zeit, in welcher unsere landständischen Verfassungen entstanden, die Begriffe über Repräsentation nicht so ausgebildet waren, als sie es nun sind: so scheint doch für meine Meinung auch die Praxis zu sprechen. Der Fürst konnte, wie allgemein bekannt ist, auch von seinen Domanial=Unterthanen keine Steuern erheben, die nicht bewilligt waren; auch sie wurden also von den Landständen vertreten und hievon ließen sich noch mehr Beweise beibringen. Die verschiedenen Stände sind sich näher gerückt. Der Abstand, den theils Bildung, theils bloß Meinung und Gewohnheit erzeugt hatte, ist verschwunden. Man sollte also auch da, wo man bisher den Gutsbesitzer, der kein Edelmann war, von den Versammlungen des landständischen Körpers, der sich Ritterschaft nannte, aus=

schloß, diese nicht mehr taugliche Scheidewand niederreißen. Jeder gebildete Mann, jeder, dem der Engländer den Namen eines Gentleman nicht versagen würde, müsse so gut, wie der Edelmann, wenn er sonst, wie dieser, die erforderlichen Eigenschaften hat, Landstand und landständischer Deputirter seyn können, wie dieß, in Ansehung der Landstandschaft, schon längst bei den Herzoglich-Sächsischen Landschaften der Fall war. Verdienen die Grundeigenthümer vor allen übrigen Staatsbürgern den Vorzug bei der Volksvertretung: so muß man sie nicht auf eine Classe derselben beschränken wollen.

Ob man den Beisitz bei den Berathschlagungen der Stände und das Stimmenrecht, wie vormals fast allgemein geschah, nur gewissen Besitzungen zugestehen oder Jeden zulassen wolle, der von seinem Grundeigenthum ein das Minimum erreichendes Steuersimplum zahlt, das scheint mir ziemlich gleichgültig, nur weil ich Neuerungen nicht empfehlen kann, wo das Neue nicht entschieden besser, als das Alte ist, würde ich zu einer Veränderung, da wo jenes bisher herkömmlich war, nicht rathen. Hr. geh. Rath Gruner findet es absurd, daß man dem Besitzer mehrerer stimmfähigen Güter auch mehrere Stimmen zugestehe. Ich würde, ob ich gleich deren 4 besaß, mich jederzeit sehr gern mit einer begnügt haben.

Den ersten Rang nach den Grundeigenthümern haben und verdienen die Gewerbtreibenden, für deren Repräsentanten ich die Städte halte, oder vielmehr für deren Abgeordnete. Denn es ist von der größten Wichtigkeit, daß sich die Gutsbesitzer nicht bloß für Repräsentanten der Grundeigenthümer, die städtischen Deputirten für Repräsentanten der Bürger halten. Alle sind sie Vertreter aller

Classen. Wollen sie ihre Bestimmung erfüllen: so muß Jeder, wo über das allgemeine Interesse des Volks berathschlagt wird, das Individuelle seiner Constituenten vergessen. Hier ist nicht von Aufopferung der Individualität für ein, von einem Staatskünstler erträumtes, Staatswohl die Rede, sondern von gemeinschaftlicher Beförderung dessen, was wir für gut erkennen, ohne beständige Rücksicht auf unsern oder der Unsrigen Privatvortheil. Was Müller den Schweizern so nachdrücklich empfohlen hat, das müssen auch die Stände und ihre Deputirten nie vergessen: Alles ist verloren, wenn das höchste Interesse jedes Einzelnen nicht das Wohl des Ganzen ist.

Ueber die Wahl der städtischen Deputirten ließen sich hier manche Bemerkungen machen. Ich begnüge mich, um nicht zu weitläuftig zu werden, damit, zu erinnern, daß sie ganz frei und nicht von dem Gouvernement geleitet seyn müsse; daß sie nicht einseitig von den Stadträthen ohne Rücksicht auf das Vertrauen und die Wünsche der Bürger geschehen dürfe.

Man hat oft darüber geschrieen, daß andere Classen, z. B. Gelehrte, Kaufleute ꝛc. nicht vertreten würden. Daß mir diese Klage ungegründet scheinen müsse, geht aus dem Gesagten hervor. Haben denn die Gelehrten, die Kaufleute, die Künstler ꝛc. als Staatsbürger ein anderes Interesse, als die Grundeigenthümer und Handwerker? Mit ungefähr gleichem Rechte könnten auch die einzelnen Zünfte oder Innungen ihre eigenen Repräsentanten verlangen. Welche Landstände würden indessen unbillig genug seyn, die Aufnahme und Zuziehung jener achtbaren Classen, vorzüglich aber auch des Bauernstandes, zu verweigern, wenn dieser als Grundeigenthümer auch Männer seiner Classe

in den landständischen Versammlungen zu sehen wünschte. Nur dürfte die Zahl der Repräsentanten nicht ohne Noth zu sehr vervielfältigt werden.

Es ist noch übrig, etwas über den Zweck und den Wirkungskreis der Stände zu sagen.

Von Kains Brudermord in der Kindheit des Menschen-Geschlechts bis zu uns lehrt die Erfahrung aller Zeiten: die Neigung seine Macht zu mißbrauchen, sey gleichsam die Erbsünde jedes Machthabenden, von welcher selbst fromme Könige, wie David, nicht frei blieben. Dieser Neigung soll durch Stände ein Damm entgegengesetzt werden. Da aber die Neigung zum Mißbrauche der Macht eben so in denen liegt, die sie beschränken sollen: so muß die Gewalt, welche der Staat in ihre Hände legt, mehr negativ, als positiv seyn. Der Grundsatz ist bald ausgesprochen: die Stände sollen alles Gemeinnützliche befördern, alles Gemeinschädliche hindern können, aber nur ein ganz Unkundiger kann die Schwierigkeiten bei der Ausführung und Bestimmung der Gränzen verkennen.

Wenn, wie selbst diese Abhandlung beweis't, Männer, welche die Achtung Derer, welchen sie bekannt sind, zu besitzen glauben, und, ich darf sagen, wirklich besitzen, über das, was gemeinnützlich und gemeinschädlich ist, so sehr verschieden denken, so ist es offenbar genug, welchen Einfluß die Verhältnisse auf unsere Ansichten haben.

Wir sind zu beschränkt und zu kurzsichtig, um jedem künftigen Mißbrauche vorzubeugen. Das darf uns aber nicht abhalten, es so weit zu thun, als unsere Einsicht

reicht. Fürst und Stände müssen gemeinschaftlich die Verfassung entwerfen, die das Grundgesetz des Staats seyn soll. Wenn man guten Willen zu dem Geschäfte bringt, den ich gerade in diesem Zeitpunkte nirgends bezweifeln möchte: so wird es leicht seyn, sich über den Constitutions-Entwurf zu vereinigen, es mag nun eine ganz neue Verfassung zu gründen, oder die ältere zu verbessern seyn.

Darüber zu wachen, daß diese vorgezeichnete Verfassung nicht verletzt werde, wäre die vorzüglichste Pflicht der Stände. Mag es dann doch Reibungen oder Lücken geben; wenn nur der Geist der Vaterlandsliebe und Billigkeit nicht ganz verschwindet, so wird sich Alles ohne die Dazwischenkunft eines Dritten leicht ausgleichen lassen. Wo waren sie häufiger, als in England, das bei allen oft harten und unbilligen Aeußerungen der Opposition doch durch Eintracht, Freiheitssinn und Vaterlandsliebe immer an Macht und Wohlstand stieg. Uns Teutschen bliebe aber, da wir entweder ein Teutsches Oberhaupt oder irgend eine höhere Instanz zu erhalten hoffen dürfen, im äußersten Falle der Recurs dahin, um die Irrungen, die zwischen der Regierung und den Ständen entstehen könnten, beizulegen. Wir dürfen daher nicht allzu ängstlich seyn, wenn nur der Grundsatz fest steht: *Gesetze und Verfassung sollen herrschen.*

Ueber die einzelnen Rechte und Pflichten der Stände habe ich daher auch wenig zu sagen. Die wichtigsten möchten folgende seyn. Vor allen

das *Steuerverwilligungs-Recht.* Der Regent hat (wie auch Hr. geh. Rath *Gruner* S. 332 erwähnt)

einen Theil seines Domanial- und sonstigen landesherrlichen Einkommens zu Mittragung der Staatslasten zu verwenden. Aber auch bei dem besten Willen desselben und seiner Diener würden sie wohl schwerlich in irgend einem Lande zureichen. Das Fehlende muß also durch Beiträge aus dem Vermögen der Staatsbürger zusammen gebracht werden. Man kann weder die Schuldigkeit der Staatsbürger, sie zu bezahlen, noch die der Stände, das wirklich Nöthige zu verwilligen, in Zweifel ziehen und es würde offenbar widerrechtlich seyn, wenn die Stände sich unter irgend einem Vorwande weigern wollten, das, was der Staat wirklich bedarf, von dessen Bürgern erheben zu lassen.

Die Staatsbedürfnisse steigen und fallen, man hat daher von einer Zeit zur andern, z. B. alle 6 Jahre, gewisse Beiträge zu diesen Lasten verwilligt oder bestimmt. Wenn über solche Verwilligungen zu unvermeidlichen Ausgaben Streit entstand: so konnte es nur über die Quota seyn, die der Fürst aus seinen landesherrlichen Cassen und die Staatsbürger aus ihrem Vermögen zu geben hätten. Aber die Fürsten wirthschafteten oft schlecht, machten viele Schulden, vermehrten unnöthiger Weise die Zahl ihrer Diener oder ihres Militärs, konnten nicht mehr so wie sonst aus eigenen Mitteln beitragen, wurden auch wohl von ihren Gläubigern gedrängt und verlangten nun erhöhte Beiträge oder Verwilligungen im eigentlichen Sinne. Hier ließ sich die Schuldigkeit bezweifeln; hier mußte oft Streit darüber entstehen, ob der Zweck, zu dem man verwilligen sollte, gemeinnützlich sey oder nicht, weil unsere Ansichten auf welche, wie ich schon mehrmals erwähnt habe, unsere Verhältnisse, uns unbewußt, wirken, nach denselben so sehr verschieden sind. So sagt Herr geh. Rath Gruner

in seiner Abhandlung über Teutsche Landstände, um die Schädlichkeit des Verwilligungsrechts recht auffallend darzustellen: „Es konnte der Fall eintreten, daß der Fürst bei einer spärlichen Competenz darbte und der Unterthan bei der Entrichtung weniger Steuern, im höchsten Wohlstande sich befand." Jenes ist zwar sehr traurig, aber mir scheint es eher ein Beweis einer guten, als einer schlechten Verfassung, daß Jeder, selbst der Fürst, so weit als möglich, die Folgen seiner Handlungen allein trage. Wenn der Fürst sein eigenes Vermögen, so weit er es konnte, verschwendet hat: so finde ich es glücklicher für den Staat, für ihn selbst und für seine Nachkommen, also auch der Idee einer vollkommenen Staatsverfassung viel angemessener, daß Schranken vorhanden waren, die ihn hinderten, was er mit der einen Hand verschwendete, mit der andern den Unterthanen abzunehmen und so auch deren Wohlstand zu zerstören. Der unbeschränkte Regent nimmt, was er braucht; der Verschwender braucht, was er haben kann.

Sehr richtig und der Beherzigung werth, ist, was Herr geh. Rath Gruner bei dieser Gelegenheit über die Folgen der Finanzzerrüttung sagt. „Verbrechen wurden abolirt und geistliche und weltliche Dienste um Geld verkauft; dabei mußte alle Moralität verloren gehen." Dieß war aber nicht dem Steuer-Verwilligungsrechte, sondern den unrichtigen Begriffen zuzuschreiben, die man von der Heiligkeit gewisser Regentenrechte und von den Befugnissen der Stände hatte. Diese, muthig genug, jedem Mißbrauche sich zu widersetzen, den sie zu hindern, sich berufen glaubten, sahen ruhig zu, wenn die Regierung Staatsdienste verkaufte, und Unfug mit dem Münz- oder dem Begnadigungs-Rechte trieb. So heilig diese Rechte auch seyn mögen: so sind sie es doch gewiß nur so lang, als man

den guten Willen der Regierung, sie dem Zweck des Staats gemäß zu gebrauchen, voraussetzen kann. Dieß ist aber nicht mehr möglich, wenn Pfarr-, Schul- und Justizstellen fast öffentlich an den Meistbietenden verkauft werden, wenn das Münzen, wie jede andere gemeine Fabrik, und mit dem Begnadigungsrechte Wucher getrieben wird. Dann ist es höhere Pflicht der Volksvertreter, sich diesen Mißbräuchen zu widersetzen, als dem bedrängten Fürsten eine ihnen entbehrlich scheinende Hülfe zu versagen.

Die Constitution muß bestimmen, was dem Fürsten von seinem Domänenertrage, von Regalien und andern landesherrlichen Einnahmen zu seiner, seiner Familie und seines Hofstaats Unterhaltung jährlich verbleiben müsse. Der Ueberschuß ist zu Mittragung der Staatslasten zu verwenden. Nicht in England allein, fast in allen, selbst in despotischen Staaten, hat man jene Bestimmung für nöthig gehalten.

Die Constitution muß ferner die Zahl des in Friedenszeiten zu haltenden Militärs festsetzen und die Summen, die jährlich für dasselbe, so wie zu Besoldung der Staatsdiener aufzuwenden sind. Wird in diesen beiden Zweigen der Ausgabe das Maaß nicht überschritten: so wird es nicht nöthig seyn, die Unterthanen mit harten Abgaben zu drücken, und es möchten der Gegenstände wenige übrig bleiben, wo die Verwilligung Schwierigkeiten haben könnte. Es wird den Fürsten, wenn sie nur selbst Wohlwollen und den Wunsch haben, die Liebe und das Vertrauen ihrer Unterthanen zu besitzen, dieses sehr leicht. Welche Stände könnten wohl einem guten Fürsten, der sie mit unbilligen Anforderungen verschont, es abschlagen,

wenn er zu einem guten Zwecke eine Verwilligung von ihnen verlangt?

Nach dem, was eben gesagt worden ist, versteht es sich von selbst, daß bei der Verwilligung der Abgaben durchaus kein Unterschied zwischen Consumtions- und Grundsteuer gemacht werden darf. Jene wird, wie diese, von dem Unterthan als Beitrag zu den Staatslasten bezahlt. Bei unserer dermaligen Besteuerungs- und Lebensweise könnte das Verwilligungsrecht ganz vereitelt werden, wenn man es auf die Grundsteuer beschränken wollte.

Herr geh. Rath Gruner ist zwar S. 337 auch der Meinung, daß ein Ausschuß zu bilden sey, der die Mittel in Vorschlag bringe, wie die Abgaben auf die mindest drückende Art von den Unterthanen getragen werden können. Darüber, ob die Ausgabe nöthig sey oder nicht, gesteht er aber dem Ausschusse kein Urtheil zu, sonst würde nach seinen oben vorgelegten Ansichten die Souveränetät auf den Ausschuß übergehen; er will hingegen, daß dieser sich durch Vorlegung der Rechnungen von der Verwendung der Auflage zum bestimmten Zwecke überzeugen könne. Aber wollte das Napoleon, nicht auch selbst im Kriege? Was er bedurfte, mußte herbeigeschafft werden. Ob es die Kräfte des Landes überstiege, darnach fragte er nicht, und konnte es vielleicht auch nicht immer. Sein und seiner Diener mehrmals ausgesprochener Grundsatz war, die Armeen müßten essen, wenn auch die Einwohner darüber verhungern sollten. Aber das wollte auch er, daß man das Erforderliche mit der mindesten Beschwerde der Contribuenten beitreibe, und zu dem bestimmten Zwecke verwende.

Noch eine Frage bleibt mir hier zu berühren übrig, da die Meinungen darüber verschieden sind, wie denn die Sache wirklich zwei ganz verschiedene Seiten hat. Die Frage nämlich: Soll der Fürst seine Domänen versteuern?

Herr geh. Rath Gruner sagt (S. 322.): diese scheinbar patriotische Handlung sey im Grunde nichts, als ein unnützes Hin- und Herzahlen. Dieß ist da ohne Zweifel ganz wahr, wo man den Unterschied zwischen Privateigenthum des Fürsten und Staatseigenthum, zwischen Privatschulden und Landesschulden aufgehoben hat und die Regierung ohne Verwilligung das von den Unterthanen zahlen läßt, was sie bedarf. Allein, wo das Privatvermögen, des Fürsten, das Active sowohl, als das Passive, vom Landschaftlichen getrennt ist, wo die Beiträge zu außerordentlichen Ausgaben noch einer Verwilligung unterworfen sind, da möchte jene Besteuerung um so weniger nur scheinbar patriotisch seyn, weil die außerordentlichen Lasten, als Einquartierungen, Lieferungen, Kriegsfuhren nach dem Steuerfuße vertheilt zu werden pflegen, der Unterthan also desto härter gedrückt werden würde, je zahlreicher die Besitzungen des Fürsten wären, wenn diese und deren Pachter von aller Theilnahme an jenen Beschwerden frei bleiben sollten. Bei solchen oft wirklich für einen großen Theil der Staatsbürger fast unerträglichen Lasten ist es doch wohl billig, daß auch der Fürst für seine Besitzungen mittrage, wenn dieses auch eine Einschränkung seines persönlichen Aufwands nöthig machen sollte. Für den Unterthan wird es, die wirkliche Erleichterung, die es ihm verschafft, nicht gerechnet, auch dadurch wohlthätig werden, daß er sieht, wie sein Fürst in gemeiner Noth die Last selbst mit ihm theile.

Als das zweite Geschäfte der Stände nenne ich die Concurrenz bei der Gesetzgebung. Seitdem die Landeshoheit in den kleinen Teutschen Staaten sich ausgebildet hatte, gestattete man in den meisten derselben den Ständen nur eine berathende Stimme. Auch diese ihnen entziehen zu wollen, ist eine Anmaßung, die sich gewiß nirgends auf den Willen der Fürsten, sondern lediglich auf den hohen Begriff gründet, den hie und da die Räthe von ihrer eigenen, über das Gutachten ungelehrter Männer weit erhabenen, Einsicht hatten. Kein Gesetz darf erlassen werden, ohne daß vorher die Stände mit ihrem Gutachten darüber vernommen worden, aber meiner Einsicht nach dürfte es bei Gründung einer neuen Verfassung, bei der man nur das Wohl des Ganzen beabsichtigen soll, auch nöthig seyn, ihnen in manchen Fällen, wenigstens in denen, die in die persönlichen und Eigenthumsrechte der Unterthanen eingreifen, eine verneinende Stimme einzuräumen. Dieß fließt aus dem Grundsatze, daß sie alles Gemeinschädliche sollen hindern können.

Die dritte Pflicht wäre, denn Recht und Pflicht sind hier gleichbedeutend, Erhaltung einer guten unparteiischen Justizpflege.

Niemand wird es einfallen können, den Ständen eine Einmischung in die Justizverwaltung selbst einräumen zu wollen; aber darüber müssen sie wachen, daß die Justiz-Collegien und übrigen Richterstellen mit tüchtigen unbescholtenen Männern vom Fürsten besetzt werden, daß keine Cabinets- oder Ministerialjustiz Statt finde, die Richter unabhängig seyen, also wie es Hr. geh. Rath Gruner mit Recht verlangt, ohne Untersuchung und legales Erkenntniß nicht entsetzt werden können, den Unterthanen

die Justiz durch unmäßige Sporteln nicht erschwert, und, so lang kein wahrhaft unabhängiges Tribunal vorhanden ist, die Versendung der Acten an ein auswärtiges Spruch-Collegium nicht verweigert werde. Sie müssen das Recht haben, die Anstellung solcher Männer als Richter zu hindern, die der größte Theil des Publicums für unwürdig hält. Es ist dem Staate zu viel daran gelegen, daß der Unterthan Vertrauen zu denen habe, in deren Händen sein Eigenthum, seine Ehre und selbst sein Leben ist. Die Stände müssen den Richter, der sich Bestechungen und anderer erweislich groben Abweichungen von der Justiz und der Verfassung schuldig macht, nicht nur dem Fürsten denunciiren, sondern auch, wenn dieses ohne Erfolg wäre, bei einer höheren Behörde gerichtlich verfolgen können. Selbst der Befehl des Fürsten darf den Richter, der seiner Pflicht und seines Eides vergaß, nicht vor Verantwortlichkeit schützen. Cabinets-Befehle in Justizsachen ertheilen, liegt nicht in der Gewalt der Regenten. Es ist gegen göttliche und menschliche Ordnung, und der ist ein nichtswürdiger Richter, in dessen Busen es nicht mit unverlöschlichen Zügen geschrieben steht: Du sollst Gott mehr gehorchen, als den Menschen.

Nicht selten steht der hohe Werth, den die Diener selbst auf die Unabhängigkeit der Richter legen, mit ihrem persönlichen Benehmen in dem grellsten Widerspruche. So rühmte Herr Minister v. Kretschmann die Unabhängigkeit der Coburgischen Justizbehörden und nahm sie sogar zu derselben Zeit zum Vorwande, die Actenversendung zu untersagen, in welcher er in seinen eigenen Justizangelegenheiten Cabinets-Befehle an das Justiz-Collegium erließ, und es zu deren Befolgung zu bewegen wußte. Dem Minister ist es sehr leicht zu sagen: die

Tribunale sind unabhängig, wenn auch Jedermann vom Gegentheil überzeugt ist; Dem hingegen, der ihre Abhängigkeit auf das schmerzlichste empfindet, ist es in den meisten Fällen sehr schwer, sie zu erweisen.

So sehr ich das Mißtrauen verabscheue, das nur in gemeinen Seelen herrscht, in jedem Menschen einen Bösewicht zu ahnen, der immer bereit sey, des Staats und seiner Mitbürger Interesse dem seinigen aufzuopfern, so thöricht würde es seyn, bei Verfassungen, die nicht bloß für die lebende Generation entworfen werden, der Achtung eine Stimme zu gestatten, die wir für unsere dermaligen Regenten oder Diener haben. Dieß muß auch dem Kurzsichtigsten um so mehr einleuchten, wenn nicht von der Verfassung eines kleinen Staats, sondern aller, die zum großen Bunde gehören, die Rede ist. Ich möchte einen Caligula oder einen Titus zum Landesherren, einen Kretschmann oder einen Kircheisen zum Chef der Justiz haben, das würde meine Ansicht über die künftige Verfassung nicht im Geringsten ändern.

So wie die Justiz-Mißbräuche, so müssen die Stände auch viertens die Mißbräuche anderer Regierungs-Rechte hindern können. Es sind deren so viele denkbar und in verschiedenen Teutschen Staaten vormals wirklich ausgeübt worden, daß man deren Aufzählung hier wohl nicht erwarten wird. Beispielsweise nenne ich hier, die schon früher erwähnten: Dienstverkauf, Münz- und Abolitionsunfug, ingleichen Menschenhandel, sowohl das Verkaufen in auswärtige Kriegsdienste, als das Ausheben und Entlassen der Söhne wohlhabender Aeltern, um eine Summe Geldes von ihnen zu ziehen; auch Domänen-

verkauf. Domänen gehören dem Fürsten, als Landesherrn, sind also Staatsvermögen und können daher nach gesunden Staatsrechts-Grundsätzen nicht willkührlich veräußert werden. Bei den erwähnten und ähnlichen Mißbräuchen müßten die Stände bescheidene Vorstellungen machen, wenn diese aber nicht helfen sollten, befugt seyn, die Hülfe des Bundesgerichts, oder wie sonst die höhere Instanz heißen mag, anzurufen. Es würde sehr traurig seyn, wenn es in irgend einem Teutschen Lande dazu kommen sollte. Es ist aber einleuchtend, daß schon die Möglichkeit einer Dazwischenkunft der Stände sie auch da hindern werde, wo das Gefühl des Unrechts es nicht vermag.

Endlich und fünftens möchte aus der Pflicht, dem Gemeinschädlichen sich zu widersetzen, auch die Befugniß fließen, auf die Entfernung eines des Vertrauens des Fürsten unwürdigen Staatsdieners anzutragen, er mag nun bei der Justiz, wovon eben schon die Rede gewesen ist, oder in einem andern Fache angestellt seyn, wenn sich ihm Unredlichkeit und muthwillige Verletzung der Verfassung erweisen läßt. Wer könnte den Fürsten in der Wahl Derer, denen er sein Vertrauen schenken will, zu beschränken sich einfallen lassen; aber welcher Fürst würde auch einen Staatsdiener um sich haben mögen, dem Unredlichkeit und Verletzung der beschwornen Pflicht zu erweisen wären.

Dieß wären meiner Einsicht und Erfahrung nach die wichtigsten Punkte; die Summe von Allen bleibt immer: die Stände sollen ohne Rücksicht auf ihr eigenes oder ihres Standes, ihrer Kaste, besonderes Interesse nach Möglichkeit den Fürsten und seine Räthe da, wo sie das Gute wollen, unterstützen, aber auch mit Muth und Selbstverläugnung das Böse hindern. Man kann es nicht oft

genug wiederhohlen, daß der größte Vorzug dieser Verfassung darin besteht, daß vieles Gemeinschädliche, ohne alles Wirken der Stände unterbleibt, bloß dadurch, daß sie vorhanden sind.

Unvollkommenheiten werden immer und aller Orten bleiben. Legt aber der Fürst Werth auf die Liebe seiner Unterthanen und treten nicht Diener in's Mittel, die sein Interesse von dem des Landes trennen, ihm die redlichsten Männer verdächtig machen, ihn zu unbilligen Forderungen und wenn sie nicht erfüllt werden, zur Unzufriedenheit reizen: so ist gewiß zu hoffen, daß wir in allen Teutschen Staaten die treue Liebe des Volks zu seinen Fürsten werden zurückkehren sehen, die es von jeher da auszeichnete, wo diese Bande nicht mit Gewalt zerrissen wurden. Kommt ihnen dann der Fürst mit Wohlwollen und wahrhaft landesväterlichen Gesinnungen entgegen: so wird man überall das schöne Bild eines Vaters und seiner Kinder erblicken, von welchem wir nicht nur in mehreren kleinen, sondern neuerlich auch in den größten Staaten Teutschlands so rührende Beispiele sahen. Dieß würde uns dann Alle zu einer großen Familie vereinigen und besser als der Rheinbund mit seinen unbeschränkten Souveränetätsrechten zu einem sich kennenden, achtenden, liebenden und vertrauenden Volke bilden.

VI.

Ueber die Standesherren.

Vom Hrn. geheimen Rath Gruner.

Die Arauer Zeitung theilte aus dem Badenschen vom 9ten März d. J. die Nachricht mit: „daß die Machi„nationen einiger Rathgeber von mediatisirten Fürsten es „zu thätigen Widersetzlichkeiten gebracht hätten, und daß „das Badische Gouvernement sich gedrungen gesehen habe, „eine Truppenabtheilung nach Wertheim zu senden."

Diese Nachricht machte Aufsehen; wozu die Zeit, in welcher sie mitgetheilt wurde, nicht wenig beitrug. Die Badenschen-Standesherren glaubten sich vor dem Publicum rechtfertigen zu müssen; und so erschienen drei Schriften:

1. Commentar über einen, in vielen Teutschen Zeitungen vorfindlichen Artikel. 1814. S. 16.

2. Noch ein Wort zum Commentar über einen Zeitungsartikel. Germanien 1814. S. 48.

3. Einige nachträgliche Worte zu dem Commentar über einen, in vielen Teutschen Zeitungen vorfindlichen Artikel (aus dem Badischen) die jüngern Vorgänge in Wertheim betreffend. Mit Anlagen von Numero 1 — 17 incl. Teutschland 1814. S. 62.

Die Standesherren führen darinn an: daß Baden unter dem 15ten Mai ein organisches Edict erlassen, in welchem es erklärt habe: an die organischen Edicte des vorigen Großherzogs nicht gebunden zu seyn, und aus gebieterischen Umständen sich verpflichtet gehalten, den Standesherren alle Gerichtsbarkeit und Patronatsrechte zu nehmen; daß die Badische Regierung die Herausgabe der Regierungsacten verlangt, und daß die Fürsten von Löwenstein-Wertheim ihr Archiv unter der Erklärung versiegeln lassen, es könne nur durch Gewalt geöffnet werden; daß hierauf Baden 250 Mann Execution nach Wertheim habe gehen und eine Untersuchung eintreten lassen.

Der Unbefangene wird beim Lesen dieser drei kleinen Schriften, nicht immer den Ton billigen können, in welchem gegen den Großherzog von Baden gesprochen wird; und wenn in diesen Schriften es dem Arauer Zeitungsschreiber sehr übel genommen wird, daß er nicht namentlich diejenigen Räthe angegeben, durch deren Machinationen es zu thätigen Widersetzlichkeiten gekommen seyn soll, so verfällt der Verfasser dieser Schriften selbst in diesen Fehler, da er sich über die Tendenz und den Geist so mancher Rheinbundsfürsten nachtheilig äußert [1]), ohne die Fürsten, die er gemeint hat, namentlich aufzuführen. Da Badischer Seits dem Publicum über diese Angelegenheit noch keine Belehrung zugekommen ist, so möchte es den Anschein gewinnen, als wenn man nur einen Theil gehört hätte, und also noch kein Urtheil über den Gegenstand abgeben könnte. Allein es bedarf zu der gegenwärtigen Absicht dessen nicht. Denn man kann doch fragen: ob die Standesherren ein Recht zur

1) S. S. 8 der Schrift: Noch ein Wort u. s. w.

Beschwerde hätten, wenn sie auf die von ihnen angegebene Weise wären behandelt worden? und da der eine Souverän nicht zu mehrerem gegen seine Standesherren berechtigt seyn kann, als der andere, so erhebt sich diese Untersuchung zu einer ganz allgemeinen: welche Verhältnisse finden zwischen dem Souverän und den Standesherren Statt?

Die Geschichte des Rheinbundes in seinen ersten Anlässen und in seiner wahrhaften Entstehung, ist noch zu sehr in ein undurchdringliches Dunkel gehüllt, als daß auch darüber ein erschöpfender Aufschluß gegeben werden könnte, wodurch man bewogen worden, einer ansehnlichen Anzahl von regierenden Teutschen Fürsten die Regierungsrechte zu nehmen, und sie unter die Hoheit anderer Fürsten zu setzen. Ohne Aufschluß weiter aus der Geschichte zu erhalten, ohne den Gegenstand von der bloß rechtlichen Seite zu betrachten, steht so viel doch außer Zweifel, daß die Verminderung der regierenden Häuser in Teutschland kein Unglück für eine Teutsche Verfassung gewesen, daß vielmehr dadurch mehr Stärke, mehr Zusammengreifen in das Ganze gekommen. Auf eine edle und würdige Weise, haben die Badenschen Standesherren erklärt, „daß sie sehr „gut wüßten, daß das Privat-Interesse dem des großen „Ganzen nachstehe [2]).“

Um so mehr verlangt aber auch nun die Gerechtigkeit, daß das, was die Standesherren von ihren ehemaligen Rechten behalten haben, allgemein gesichert und fest bestimmt werde. Zu diesem Ziele möchten uns drei Fragen führen. Zuerst: Worauf gründen sich die Rechte

2) S. Noch ein Wort zum Commentar. S. 13.

der Standesherren? Zweitens: Sind diese Rechte dem Staate dadurch nachtheilig, daß sie sich in ihren Händen befinden? Drittens: Was haben die Standesherren jetzt zu thun, um mit Würde ihren Beruf zu erfüllen?

Die erste Frage läßt sich bestimmt und leicht beantworten. Die Rheinbundsacte oder der zwischen dem Protector und den Fürsten, und zwischen den Fürsten unter sich abgeschlossene Vertrag, hat die Rechte dieser Fürsten bestimmt, und es ist zu erwarten, daß derselbe in dem Grundgesetze der künftigen Teutschen Verfassung über alle weitere Zweifel festgesetzt werden wird. Daher ist auch dermalen weniger darauf zu sehen, was die Bundesacte diesen Fürsten wirklich zugesteht, als darauf, was ihnen zuzugestehen ist, um zweckmäßig in den künftigen Teutschen Staat eingereiht zu werden. Eigen ist es, daß diesen Fürsten selbst noch der schickliche Name bei ihren jetzigen staatsrechtlichen Verhältnissen zu fehlen scheint. Die Bundesacte nennt sie, „die jetzt regierenden Fürsten und Grafen.“ Allein auf diese Weise konnten sie nicht fortbenannt werden. Daher hat man verschiedene Benennungen zu erfinden gesucht. Man stellte folgende Namen auf: mediatisirte Herren [3]), privilegirte Herren [4]), Staatsbeamte [5]) und Standesherren [6]). Gegen jede dieser Benennungen lassen sich aber Einwendungen machen.

3) Dies geschah von den meisten Schriftstellern. Man sehe Winkopp's Rheinbund.

4) Zachariä's Staatsrecht der Rheinischen Bundesstaaten.

5) Behr's systematische Darstellung des rheinischen Bundes. S. 409.

6) Brauer's Beiträge.

Mediatisirte oder mittelbar gemachte Herren, kann man diese Fürsten nicht nennen, weil das dritte fehlt, das zwischen zwei Verhältnissen stehen müßte. Der adelige Lehnmann ist ein mittelbarer Unterthan des Landesherrn, weil zwischen beiden der adelige Lehnherr steht, der das Verbindungsmittel zwischen beiden ist. Vor der Auflösung des Teutschen Reichs standen jene Fürsten unmittelbar unter Kaiser und Reich, und durch die Rheinbundesacte standen sie unmittelbar unter dem Souverän, welchem sie untergeben wurden. Also mittelbar sind sie nicht gemacht worden. Wenn aber dem Teutschen Reiche ein Oberhaupt künftig zu Theil wird, alsdann würden sie allerdings als mittelbare Fürsten anzusehn seyn. Als privilegirte Herren können sie schon um deswillen nicht angesehen werden, weil sie, wenn sie die ihnen zustehenden Rechte auch erst ganz neu aus den Händen ihres Souveräns erhalten hätten, eher unter die Kategorie der jurium singulariorum zu rechnen gewesen wären, da einem ganzen Stande oder einer ganzen Classe von Personen gewisse Rechte vorzugsweise übertragen worden. Allein keines von beiden kann Statt finden, da diese Fürsten ihre Rechte nicht erst von den Souveräns erhalten haben, sondern eben so gut sich in unvordenklichem Besitze dieser Rechte schon befanden, als die Souveräns in den ihrigen. Jenen Fürsten wurde nichts gegeben, sondern zum Theil genommen, zum Theil gelassen, was sie hatten. Eben so wenig entspricht dem Verhältniße dieser Fürsten der Name: Staatsbeamte. Man behauptete nämlich: diese Fürsten glichen den Herzogen und Grafen des Teutschen Reichs in denjenigen Zeiten, in welchen diese erbliche Reichsbeamte gewesen. Allein der Unterschied ist sehr merklich. Die Fürsten, welche als königliche Beamte in der frühen Zeit angestellt waren, besaßen außer den von der Krone

Anfangs als Besoldung überkommenen, und nachher in Eigenthum übergegangenen Landstrichen, auch eigene bedeutende Güter; auf diesen Gütern standen ihnen über ihre Leute viel größere Rechte zu, als den jetzigen Standesherren über die ihrigen. Die höhere Regierung ließ den Fürsten ganz freie Hand, für ihre Unterthanen Gesetze und Ordnungen zu geben, Gerichte anzuordnen; und wenn eine Abgabe entrichtet, oder der Mann zum Kriege gestellt werden sollte, so geschahe dieses durch die Fürsten, und mit deren Verwilligung. Der Lehndienst war hiermit tief verbunden. Dieß ist aber Alles durch den Artikel 26 der Rheinbundesacte ganz anders geworden. Uebrigens besitzen die Standesherren alle die Rechte, die sie behalten haben, als wahres, reines Privateigenthum; und das, was man in dieser Eigenschaft besitzt, kann nicht wieder als ein Amt des Staates angesehen werden. Noch niemals hat man auch in einem Teutschen Staate, z. B. einen Patrimonialgerichtsherrn als einen Staatsbeamten angesehen, wohl eher aber den von ihm gesetzten Gerichtshalter. Alle diese versuchten Benennungen können daher um deswillen nicht gebraucht werden, weil sie schon bestimmte Begriffe enthalten, die zur Benennung der Verhältnisse dieser Fürsten nicht ausreichen, und vielmehr Verwirrung erwecken würden. Der Name: Standesherr, den zuerst der Badische Geheime Rath Brauer gebraucht und eingeführt hat, erweckt gar keinen Nebenbegriff, oder noch eigentlicher, er erweckte vorher in unserer Sprache gar keinen bestimmten Begriff. Eben deswegen scheint er aber gerade das Teutsche Wort zu seyn, das zur Bezeichnung der Verhältnisse dieser Fürsten am schicklichsten gewählt werden kann; denn nun erst erhält es die Bestimmung, diese neuen Verhältnisse der Fürsten, die als Landesherrn zu regieren aufgehört haben, zu bezeichnen. Diese neue Be-

nennung: Standesherr weis't jedoch nur auf ein neues staatsrechtliches Verhältniß hin, und kann und darf der uralten, angestammten Fürsten- und Grafen-Benennung keinen Eintrag thun. Wenn man den Standesherren Alles nehmen wollte, so konnte man ihnen doch ihre edle Abstammung nicht nehmen, und eben so wenig sollte man ihnen die aus hohem Alterthume zugestandene Beschickung ihres eignen Hauses in Zweifel setzen. Die Rheinbundesacte muß noch so lange, bis in der Teutschen allgemeinen Verfassung die nöthigen Bestimmungen gegeben sind, als das Gesetz für die Rechte der Standesherren gelten, und die standesherrlichen Rechte können nicht als solche angesehen werden, die von der Willkühr des Souveräns abhängig sind. Wäre die Bundesversammlung eingetreten, so würden vor dieser die Standesherren ihre Rechte geltend zu machen gesucht haben. Da diese Versammlung nun aber nicht Statt gefunden hat; so ist dieses in der Teutschen Grundverfassung zu besorgen. Daher ist die Behauptung, der Souverän könne willkührlich die den Standesherrn in der Rheinbundsacte belassenen Rechte aufheben, und die Bundesacte lege den Souveränen keine bleibende Vertragsverbindlichkeit gegen die Standesherrn auf [7]), in keiner Rücksicht als gegründet anzusehen. Ja solche Behauptungen möchten selbst den Rechten der Souveräne nachtheilig werden. Die Sauveräne haben mit dem Protector und unter sich jene Acte abgeschlossen; sie haben von dem Protector die damals regierenden Herren unter ihre Hoheit erhalten; so wie die Souveräns nun nach dieser Acte verlangen, daß ihnen die im 26. Artikel zugesprochenen Hoheitsrechte zuständig verbleiben, eben so müssen ungekränkt den Standesherren nach dieser Acte

7) S. Zachariä's Rheinbündisches Staatsrecht. S. 1 — 42.

die ihnen belassenen Rechte verbleiben. Es treten hier gegenseitige Rechte und Verbindlichkeiten ein; und lösen sich die einen auf, so tritt dieses auch bei den andern ein. Es wurde dieser Vertrag gemeinsam abgeschlossen, und es kann daher auch nicht gestattet werden, daß diese Verhältnisse in dem einen Staate anders, als in den übrigen sich verhalten sollen. Alle Standesherren müssen dieselben Rechte haben; außerdem müßte die größte, nachtheiligste Verschiedenheit in Rechten und Verfassungen entstehen. Dahin weisen auch die Besitzergreifungen der, unter die Souveränetät der Rheinischen Souveräns gekommenen Lande; diese Besitzergreifungen sind insgesammt nach einer Norm geschehen [8]). Das gegebene Wort, das, was vertragsmäßig zugestanden worden ist, muß also unverbrüchlich und heilig gehalten werden, und künstlich erzwungene Erklärungen, heimliche Vorbehalte können dabei nicht Statt finden. Daß es auf eine bleibende Verbindlichkeit abgesehen gewesen, ergiebt sich auch daraus, daß in der Bundesacte ein Unterschied zwischen den Ländern festgesetzt wird, „die den Souveräns mit Eigenthum und Hoheit, und denjenigen, die nur mit Hoheit überwiesen werden. Zu den letztern gehören die Gebiete der Standesherren. Ferner, ist im Artikel 26 bestimmt angegeben, worinn die Hoheitsrechte, die den Souveräns übergeben werden, bestehen sollen; dagegen ist bei demjenigen, was den Standesherren von ihren ehemaligen Rechten belassen worden ist, nicht alles, was sie davon behalten haben,

8) Es heißt bei jeder: Le possesseur de comté etc. jouira de tous les droits, qui lui sont assurés par les articles, 27, 28 et 31 du traité de Paris, et S. A. — tiendra la main à ce, qu'aucun de ses tribunaux n'y porte atteinte. Winkopp's Rheinbund. 1, Band. S. 270.

aufgeführt; es sind zwar die vorzüglichsten Gegenstände aufgeführt, dabei aber erinnert worden, daß sie auch alle übrigen Rechte, die den namentlich aufgeführten ähnlich sind, ebenfalls behalten sollen, wenn sie nur nicht wesentlich der Souveränetät zugehören. Ueberall spricht sich daher der feste Wille aus, daß den Standesherren nichts weiter von dem ihrigen genommen werden soll. In Ansehung der zweiten Frage: ob die den Standesherren belassenen Rechte dem Staate dadurch nachtheilig werden, daß sie sich in ihren Händen befinden? wird es wohl auch unbedenklich seyn, sie zum Besten der Standesherren zu beantworten.

Erstens haben alle die Rechte, die namentlich in den Artikeln 27, 28, 31 den Standesherren belassen worden sind, schon um deswillen die starke Vermuthung für sich, daß sie nicht als nachtheilig der Staatsführung anzusehen sind, weil sie in dem Vertrage den Standesherren belassen worden sind. Nachtheilig für die Souveränetät könnten diese Rechte nur dadurch werden, wenn ein Standesherr an den ihm belassenen Rechten die Rechte ausüben wollte, die im Artikel 26 der Souveränetät zugesprochen sind. Aber diese Hoheitsrechte dürfen dagegen auch nicht vom Souverän zum Nachtheil der, dem Standesherren belassenen, Rechte ausgeübt werden. Die den Standesherren belassenen Rechte betreffen nun aber

Zweitens Rechte, die aus dem Stande des hohen Adels, des Fürsten- und Grafenstandes herfließen. Diese Rechte konnten ihnen nicht genommen werden, ohne ihnen den Stand selbst zu nehmen. Dahin gehört die altfürstliche Autonomie, oder das Recht, ihre Familienangelegenheiten, besonders die Grundsätze der Erbfolge, der Aus-

schließung der Töchter, der standesmäßigen Verheirathungen, des Unterhalts der nachgebornen Prinzen, der Unveräußerlichkeit der Stammgüter zur Erhaltung des Glanzes des Hauses, der Vormundschaften u. s. w. selbst zu beschicken. Die Rheinbunds-Acte enthält verschiedene Stellen, die dahin zu weisen scheinen, daß diese Autonomie ungekränkt verbleiben soll; denn

a) bei den Steuern werden die Standesherren den Prinzen des regierenden Hauses gleich gestellt; der Stand, den sie im neuen Staate einnehmen sollen, ist dadurch deutlich ausgesprochen;

b) in peinlichen Fällen sollen sie und ihre Erben der Austrägal-Instanz genießen. Dieses Recht, von Ebenbürtigen gerichtet zu werden, wurde tief im Mittelalter geboren, und kam den Kurfürsten, Fürsten und Fürstenmäßigen zu;

c) in keinem Falle soll die Einziehung ihrer Güter ausgesprochen oder verhängt, sondern nur die Einkünfte sollen sequestrirt werden. Auch diese Unveräußerlichkeit der Güter ist im grauen Alterthum der Teutschen Verfassung gegründet; sie sichert die schönere Blüthe der Fürstl. Häuser, und behütet die edeln Geschlechter vor Untergang;

d) es leidet keinen Zweifel, daß nach dem 34sten Art. ein jetziger Standesherr, vermöge des ihm belassenen Erbrechtes, auch wieder zur souveränen Regierung eines ihm erblich anfallenden Bundesstaates gelangen kann. Also bleibt es nothwendig, daß der Standesherr seine fürstliche Würde, und die Rechte, die zu deren Erhaltung

hinwirken, unbezweifelt erhalte. Der Kaiser verlangte nach der alten Teutschen Reichsverfassung nicht, daß die fürstl. Familien Verträge von ihm bestättigt, oder zur Einsicht herausgegeben und vorgelegt werden müßten. [9]) Darum sollte man aber annehmen dürfen, daß dieses auch jetzt keine Sache der Nothwendigkeit, sondern der freien Willkühr sey. Mehrere Teutschen Souveräns haben auch die Autonomie der Standesherren anerkannt, jedoch zum Theile mit der bedungenen Vorlegung der Verträge. [10]) Eben diese Verschiedenheit sollte aber künftig aufhören.

Zu der Erhaltung des Glanzes ihres Standes muß den Standesherren die Führung eines Hofstaates, die Errichtung der Ehren oder Schloßwachen unverwehrt bleiben.

Drittens. Die übrigen Rechte, die den Standesherren aus dem Umfange der ihnen ursprünglich zugestandenen Rechte belassen worden sind, leisten entweder ein nützliches Einkommen, oder sie sind bestimmt, Sicherheit den Unterthanen in ihren Besitzungen zu verschaffen.

Was die erstern, die Rechte, die nützliches Einkommen leisten, betrifft, so gehören dahin alle Domanial- oder Cammergüter, an Gebäuden, Feldern, Wiesen, Forsten, Jagden, Fischereien, Berg- und Hüttenwerken, Zehenden, Lehnsgefällen, und alle die nutzbaren Rechte, die den benannten ähnlich sind. Hier wird nun allerdings die Aufstellung eines Grundsatzes nothwendig, aus

9) S. Capitul. (1658.) Art. II. §. 2. u. Capitul. Art. I. §. 9.

10) S. in Winkopp's Rheinbund, von Baiern, Baden, Hessen u. s. w.

welchem sogleich bestimmt beurtheilt werden kann, ob eine in dem Verzeichniß nicht genannte Abgabe, den genannten ähnlich sey oder nicht; und um diesen Grundsatz zu finden, sind die Eigenschaften, die den genannten Rechten zukommen, aufzusuchen. Alle diese Rechte kommen nun in der Haupt-Eigenschaft zusammen, daß sie von Privatpersonen ohne besondere höhere Verwilligung eigenthümlich besessen werden können. Nach diesem Merkmale wird sich das Verzeichniß leicht vervollständigen lassen. Man wird kein Bedenken finden, dahin zu rechnen: Frohnen aller Art, Erbzinsen, Grund- und Bodenzinse, Gülten, Schutzgelder u. s. w.

Dagegen kann es bei einigen andern Rechten Bedenken geben. Das Recht, Verstattungen zur Errichtung von Branntweinbrennereien, Bierbrauereien, Gasthöfen, zur Erhebung von Weg- und Brückengeld, von Heerstraßen und Flüssen u. s. w. zu geben, könnte unbedenklich den Standesherren überlassen werden. Es würde ihnen dagegen obliegen, alle die ihnen anvertrauten Zweige in ihrem Gebiete nicht nur nach den allgemeinen Landesgesetzen, sondern zum wahren Besten der Unterthanen, und wo Kostenaufwand erforderlich wäre, wie dies der Fall beim Straßenbau ist, auf ihre Kosten zu verwalten. Die Souveräns würden durch den Abgang des, aus diesen Verwaltungszweigen fallenden, Einkommens, eher gewinnen als verlieren, und die Sache selbst würde wohl schwerlich durch die, im standesherrlichen Gebiete angestellten, Diener des Souveräns eben so gut besorgt werden, als wenn es durch standesherrliche Diener geschähe. Der Standesherr stünde bei dem Souverän für die richtige Verwaltung ein.

Dem Souverän steht die Gesetzgebung auch über alle die Rechte zu, die dem Standesherrn Einkommen liefern. Dem Souverän kann daher kraft dieses Hoheitsrechts nicht verwehrt werden, diese Rechte anders zu bestimmen, sie auch ganz aufzuheben. Dazu kann der Souverän sich um so mehr bestimmt fühlen, da allerdings unter den, dem Standesherrn belassenen Rechten sich mehrere finden, die nach den bessern Grundsätzen der Staatsverwaltung aufzuheben sind. Man denke an das lästige Lehnwesen, das jetzt keinen wahren Vortheil mehr gewährt; an die Zehenden, an die Frohnen u. s. w., die den Landmann an dem Genusse und an dem Bau seiner eigenen Güter hindern. Allein alle diese jetzt drückenden Abgaben gründen sich doch ursprünglich auf ein wohlerworbenes Recht, das bei der jetzigen Aufhebung nicht vergessen werden darf. Derjenige, der sich einen Zehend auflegen ließ, erhielt dazu Felder, auf die er vorher keinen Anspruch hatte; also haben auch die Voralten der Standesherren von ihren Gütern an Andere Theile abgelassen und dagegen sich andere Vortheile bedungen. Außerdem haben aber auch die Standesherren nach dem Verhältnisse dieser, ihnen belassenen Gefälle, dem 30sten Artikel der Rheinbundsacte gemäß, einen Theil der auf ihren Gebieten liegenden Schulden übernommen. Womit sollten diese Schulden bezahlt werden, wenn diese Einkünfte durch Aufhebung der Rechte, woraus sie herfließen, ihnen genommen werden sollten? Daher müssen den Standesherren die aus besagten Rechten herfließenden Einkünfte, wenn die Rechte selbst aufgehoben werden, vollkommen vergütet werden.

Was die andere Art von Rechten betrifft, die den Standesherren belassen worden, und die bestimmt ist, Sicherheit den Unterthanen in ihrem Vermögen zu leisten, so bestehet diese in der niedern und mittlern bürgerlichen

und peinlichen Gerichtsbarkeit, in der forsteilichen Gerichtsbarkeit, der Lehns- und geistlichen Gerichtsbarkeit und der Polizei. Diese Gerechtigkeiten sind zwar Ausflüsse von Hoheitsrechten, aber der Souveränetät, dem Staate, können sie in den Händen der Standesherren nicht nachtheilig oder gar gefährlich werden, denn a) in der letzten Instanz stehen die Erkenntnisse der standesherrlichen Beamten unter den Obergerichten des Souveräns; b) das Nachsehen, die Oberaufsicht über die standesherrlichen Justiz- und Polizeistellen kommt ebenfalls jenen Oberbehörden zu; c) es kann in den Gebieten der Standesherren nur nach den Gesetzen, nach den Ordnungen, die der Souverän giebt, gesprochen und verfahren werden; d) die Beamten der Standesherren können nur zu den Justiz- und Polizei-Stellen gelangen, wenn sie vor den Oberbehörden des Souveräns die nöthige Prüfung zur Zufriedenheit derselben bestanden haben; e) alle die Besorglichkeiten, die Nachtheile, die sonst die Patrimonial-Gerichtsbarkeit mit sich führt, treten hier nicht ein; denn hier sind große, geschlossene Gebiete, worinn einem Herrn nur die niedere und mittlere Gerichtsbarkeit zusteht; es ist nicht das nachtheilige Gemisch, wo in einem kleinen Dorfe vielleicht so viele Güter, so viele verschiedene Gerichtsherren, und vielleicht über ein und dasselbe Gut verschiedene Gerichtsherren in Rücksicht der verschiedenen Gegenstände Statt finden. Es ist hier nicht zu befürchten, daß die Gerechtigkeit nur langsamen Gang nehmen, und doch sich theuer bezahlen lassen sollte. Es ist hier die nachtheilige enge Verbindung zwischen Gerichtsherren und Gerichtsunterthan nicht zu befürchten, denn beide stehen in zu entfernten Verhältnissen, die wenigstens auf Mein und Dein nicht so nahe sich hinneigen.

Man sollte hiernach sich wohl überzeugt fühlen, daß es für die Verwaltung des Staates sogar besser seyn

möchte, wenn der Souverän den Standesherren noch mehr Zweige aus den Hoheitsrechten zur Ausübung in seinem Gebiet unter der immer bleibenden Oberaufsicht des Souveräns verleihen, und alle seine unmittelbaren Diener aus dem landesherrlichen Gebiet entfernen wollte. Die Standesherren würden als geborne Statthalter anzusehen seyn, auf deren Rechnung das Gute, und das Böse, das in ihren Gebieten sich äußerte, zu stehen käme, und wo sie für das Letztere verantwortlich blieben. Der Grund, daß es auf diese Weise noch besser gehen möchte, liegt tief im menschlichen Gemüthe. Der Unterthan hängt — wenn es ihm nicht sehr schlimm ergangen ist — wenigstens an seinen alten Herren, an seinen alten Vorgesetzten. Die Diener zweierlei Art, theils stehend unter dem Souverän, theils unter dem Standesherren in einem und demselben Gebiete wachsen selten zu einem, den Herren und den Unterthanen unschädlichen, Einverständniß zusammen; immer bleiben sie gegen einander mißtrauisch, immer argwohnt der eine, daß der andere ihm in seine Rechte einzugreifen suche, und über diesem Mißtrauen geht die Sorge für das Wohl des Volks verloren, und das entgeht dem Volke nicht, und die sittliche Bildung des Volks kann auf diesem Wege nicht erreicht werden.

Soll nun aber der Standesherr für die ihm belassenen Rechte und Gerechtigkeiten, die ihm Einnahmen liefern, auch Steuern in die Kassen des Souveräns entrichten? Diese Frage läßt bei der Beantwortung ein nicht unbedeutendes Für und Wider zu.

Im 27sten Artikel der Rheinbundsacte ist verordnet, daß die Domänen und Güter der Standesherren in Rücksicht der Auflagen (quant à l'impôt), wie die Domänen

und Güter der Prinzen des Hauses gehalten werden sollen, unter dessen Souveränetät sie stehen; und sollte kein Prinz dieses Hauses unbewegliche Güter besitzen, so sollen jene Güter der Standesherren den Gütern der privilegirtesten Klasse gleich gehalten werden. Die angezogene Stelle in der Rheinbundsacte hat vom Anfang an Schwierigkeiten gezeigt, sie richtig zu erklären.

Schon der Ausdruck *Prince* hat dazu beigetragen, der bald Fürst, bald Prinz übersetzt wurde, und dadurch ungewiß machte, ob die Güter der Standesherren den Gütern des Souveräns oder der Prinzen des Hauses gleich gestellt werden sollten. Allgemein wurde am Ende das Letztere angenommen; die Absicht bleibt aber gewiß immer die, daß man den Souveräns einen Maßstab hat geben wollen, nach welchem die Güter der Standesherren besteuert werden sollen. Indessen wäre der Fall doch so ganz unmöglich nicht, daß auch noch die Besteuerung der Güter der Standesherren nach den Grundsätzen bestimmt würde, die man bei der Besteuerung der Güter des Souveräns angenommen; es könnte dies sich zutragen, wenn vielleicht in der künftigen Teutschen Verfassung festgesetzt würde, daß ein Souverän sich, seine Familie und seinen Hof aus den Domänen erhalten sollte, die Staats- und Regierungskosten aber durch die Steuern getragen werden sollten, und daß zu diesem Ende auch die Domänen einiger Abgaben unterworfen würden. Diese Abgabe würde freilich nicht hoch anzusetzen seyn, weil sonst die Souveräns, wenn der Abwurf der Domänen nicht zu der Ausgabe zulangte, einen Zuschuß aus den Abgaben verlangen würden, die den Unterthanen aufgelegt worden; und lästig würde daher diese Abgabe auch für die Standesherren nicht sehr werden.

Abgesehen nun von diesem bloß möglichen Falle läßt sich für die gänzliche Befreiung von der Steuer Folgendes aufstellen. Die Domänen der Standesherren waren zu der Zeit, als sie noch regierende Herren waren, auch nicht besteuert; um die Ausgaben für das Militär, für die Landes-Collegia, für allgemeine Landespolizei-Anstalten, für Abtragung der Landesschulden u. s. w. zu erhalten, wurden die Steuern von den Unterthanen entrichtet; da nun der Souverän mit der Uebernahme jener Staatsausgaben auch zur Bestreitung derselben die Staats-Einnahmen überkommen hat, so erhellet, daß weder der Kasse des Souveräns, nach dem Wohlstande der Unterthanen dadurch zu nahe getreten wird, wenn die Güter der Standesherren unbesteuert bleiben.

Dagegen läßt sich aber auch für die Besteuerung dieser Güter Folgendes sagen. Die Güter der Standesherren sind in reines Privat-Vermögen übergegangen; für diese Güter leistet jetzt der neue Staat Sicherheit, unterhält zu diesem Ende die Anstalten der höheren Justiz und Polizei, wovon ehehin die Standesherren doch wenigstens einen Theil aus ihrem Domanial-Einkommen tragen ließen. Die Acte weis't hin, daß auch die Prinzen des Hauses von ihren Besitzungen Steuern entrichten; und daß davon Steuern entrichtet werden, ist eben so billig als gerecht; denn wer könnte einen reichen Prinzen aufhalten, sich immer mehr und mehr im Lande anzukaufen; und wenn nun die Steuern aller dieser Besitzungen von der Zeit an, da sie in fürstliche Hände gelangt sind, gestrichen werden sollten, so müßten sie nothwendig bei der gleichen Fortdauer der Staatsausgaben auf die übrigen steuerbaren Unterthanen gelegt werden, die dieses aber auf immer nicht würden ertragen können. Da nun die Standesherren im

Staate als große, und wohl als die größten Güterbesitzer eintreten, die mit den übrigen Staatsbürgern gleichen Schutz des Vermögens vom Staate genießen, so ist auch billig, daß sie die Kosten dazu mittragen; jedoch ist eben so billig, daß sie mäßiger beschatzt werden, da allerdings wenigstens ein großer Theil der Staatskosten schon durch das abgetretene Einkommen in die Kassen des Souveräns, gedeckt worden ist.

Die dritte Frage verlangt zu wissen: was die Standesherren jetzt zu thun haben, um mit Würde ihren Beruf zu erfüllen? Zuförderst möchte hier zu thun seyn, daß der Schmerz über verlorne Regentenrechte — wenn diese nun nicht wieder zu erhalten sind — gemäßigt, und endlich ganz vergessen werde. — Es würde eine unnatürliche Forderung seyn, wenn man dieses auf einmal verlangen wollte; aber vergessen muß der Verlust endlich doch werden, denn die bleibende Sehnsucht nach dem Verlornen würde zu sehr die jetzigen Verhältnisse, die glückliche Ergreifung dessen, was jetzt zu thun bleibt, stören.

Und es bieten sich offenbar auch Rücksichten genug dem unbefangenen Verstande an, die den erlittenen Verlust nicht für ein reines großes Unglück ansehen lassen. Denn, wenn die Regentenpflichten die höchsten sind, so sind sie auch die schwersten, deren gewissenhafte Ausübung dem Gemüthe eines guten Regenten gewiß oft mit peinigenden Sorgen so zudrängt, daß der Unterthan, wenn er den innern Kampf seines Herren sehen könnte, gewiß sein Schicksal noch dem seines Herren vorziehen würde. Es ist hier nicht für eine einzelne Familie nur zu sorgen, deren Glieder man Alle einzeln und genau kennt, und also mit Zuverlässigkeit die Mittel bestimmen kann, wie

jedem zu helfen, wie jedes zum Bessern hinzuführen ist; sondern hier gilt es nun eine Sorge für viele Tausend Familien und für so viele Einzelne, die Niemand besonders zugehören; jeder will aber, daß für ihn gesorgt werde; und die Mittel zu wählen, die es allen, bei so verschiedenen und getheilten Interessen wohl werden lassen, ist keine leichte Aufgabe. Die Wahl der Mittel und der Ausführung werden in kleinen Staaten auch noch schwieriger als in großen Staaten; denn in diesen, wie in jenen muß das ganze Räderwerk der kostbaren Staatsverwaltung aufgestellt sich befinden, und doch ist das Einkommen sehr verschieden. Es kann nicht fehlen, daß in den kleineren Staaten oft die Mittel nicht aufzutreiben sind, um große und nützliche Anstalten der Polizei, des Aufblühens der Wissenschaften und Künste, herzustellen und zu erhalten. Diese Unausführbarkeit muß das Gemüth des guten Regenten mit Kummer und Sorge erfüllen. Davon ist der Fürst, der als Standesherr eingetreten ist, jetzt befreit, und wird ein noch weiteres Feld, Gutes zu wirken, erhalten, als er vor dem hatte. Denn wenn alle Teutsche Staaten auch eine ständische Verfassung nach allgemeinen Grundsätzen erhalten, so werden dabei die Standesherren immer als die ersten und erblichen Vertreter des Landes anzusehen seyn; und sie erhalten daher, statt daß sie ehemals für das Wohl weniger Quadratmeilen zu sorgen hatten, nun die Erweiterung dieses schönen Berufs auf Königreiche, Großherzogthümer und Fürstenthümer. Nassau ist schon auf eine so edle Weise mit Beispiel vorangegangen, daß der dort getroffenen Einrichtung wenig zur Vollkommenheit fehlen möchte.

Außer dieser Besorgung des Wohls für das Ganze, bleibt den Standesherren noch die besondere Sorge für das

kleinere Gebiet, dem er ehemals als Landesherr vorstand, und nun als Standesherr vorsteht. Die ihm darin belassenen Rechte sind von der Art, daß sie vorzüglich das leisten können, was dem Bürger des Staates das Wichtigste ist, Sicherheit des Vermögens, des Lebens, der Ehre; und daß es dem Standesherren also gar nicht an Gelegenheit fehlt, überall sehr wohlthätig zu wirken.

Was machte es denn in der Vorzeit den Teutschen Fürsten so leicht, sogar selbst regierende Herren zu werden, und sich in dieser Eigenschaft zwischen dem Kaiser und ihre Unterthanen einzureihen? Nichts anders als der Umstand, daß die Unterthanen selbst es zu tief fühlten, daß sie zu innig davon überzeugt waren, daß ein mindermächtiger Landesherr sein Land und die darauf wohnen, besser übersehen, für ihr Wohl sicherer und kräftiger wirken könne, daß der Kaiser für die meisten Teutschen Staaten zu weit entfernt lebte, daß dessen Aufmerksamkeit sich nicht auf die Noth der Einzelnen verbreiten konnte, daß der Weg zu ihm zu kostbar, und daß die Sache selbst immer durch zu viele Vorträge, durch die sie gehen mußte, nur zu leicht auf diesem langen Gange, bis sie bei ihm ankam, von ihrer wahren Gestalt das Meiste verlieren mußte. Der Kaiser blieb für den Fall der Noth stehen, wenn der Unterthan meinte, es werde von seinem Herren das Regiment nicht gehörig geführt. Also hat die Teutsche Geschichte nachgewiesen, daß der Mensch es liebt, den kleineren Herrn in der Nähe, und den größeren Herrn in der Ferne, über sich zu haben; Befehlen und Gehorchen geht da leichter. Möchten doch die Standesherren jener alten Zeiten eingedenk seyn, aber mit Maaße; sie sollen nicht, wie dort geschah, es darauf anlegen, wieder selbst regierende Landesherren zu werden, wenn nicht der

Erbfall sie dazu ruft, sondern sie sollen Gebrauch von der Anhänglichkeit und von dem Vertrauen, womit sie von ihren Unterthanen begabt sind, zum allgemeinen Wohl der Länder machen. Sie können auf diesem Wege sehr viel Gutes wirken; sie wirken vorzüglich das Gute gegen innen, der Souverän gegen außen, mit dem stets bleibenden Nachsehen auch des Inneren. Und pflegten nicht vordem die Söhne der mindermächtigen Fürsten auch Kriegsdienste bei den mächtigeren zu nehmen? Jetzt werden sie vorzüglich sich unter die Fahnen des Souveräns stellen, unter den das alte Stammgebiet gekommen ist. Und indem der Vater in dem Rathe der Landesvertreter sitzt, und für das Wohl des ganzen Reichs denkt und sorgt, trägt der Sohn die Waffe für das Vaterland, und führt die Schaaren gegen den fremden Feind, und der Tochter bleibt nicht versagt, den Souverän glücklich durch ihre Hand auf dem Throne zu machen. Man sollte glauben, daß solche schöne und liebe Verhältnisse, glücklich und zufrieden machen könnten!

VII.

Noch ein Wort über Teutsche Zölle.

Einige Anmerkungen zu dem ersten Aufsatze in diesem Stücke der Nemesis.

Der Verfasser des ersten Aufsatzes in diesem Stücke der Nemesis hat, wie Keiner läugnen wird, über seinen Gegenstand mit eben so viel Sachkenntniß, als Scharfsinn gesprochen. Alles was er gesagt hat, verdient gewiß sehr

beachtet zu werden. Je löblicher der Eifer für das Vaterland ist, desto nothwendiger möchte seyn, immer die Besonnenheit zu bewahren, damit wir uns nicht zu verkehrten und nachtheiligen Maßregeln verleiten lassen. Gegen den Aufsatz im Rheinischen Merkur scheint er siegreich dazustehen, und dem Verfasser desselben durch seine Gegenrechnungen weit überlegen zu seyn. Indeß haben wir doch gefunden, daß das Gefühl, welches durch diesen Aufsatz im Rheinischen Merkur hindurch zu gehen scheint, wackere Teutsche Menschen anspricht, und daß sie dieses Gefühl auch dann noch bewahren, wenn sie zugeben, daß der Verfasser sich in einigen, ja, daß er sich in allen seinen Vorschlägen geirrt haben möge. Es möchte also wohl der Mühe werth seyn, die Sache noch einmal zur Sprache zu bringen.

Der Herausgeber der Nemesis aber hat schon vorlängst an einem andern Orte seine Ansicht von Gewerben und Handel ausgesprochen, und den Verkehr mit Fremden auszugleichen gesucht mit einem freien, selbständigen und ehrenwerthen Volksleben [1]). Dieser Ansicht bleibt er getreu; und von ihr aus erlaubt er sich hier nur einige Anmerkungen über die Hallersche Abhandlung zu geben, ohne auf den Rheinischen Merkur weitere Rücksicht zu nehmen; aber er giebt diese Anmerkungen keineswegs, um diese Abhandlung zu widerlegen, sondern um darauf aufmerksam zu machen, daß ihm der Verfasser derselben etwas Wesentliches unberücksichtigt gelassen zu haben scheine, und um ihn, wo möglich, zu veranlassen, auch noch dieses zu beachten.

1) Handbuch der Staatsweisheit. Jena, bei Frommann 1811. §§. 108 — 117 und 134 — 139.

Unser Verf. nämlich schließt sich an Adam Smith, „den Korypheus der politischen Oekonomie," und behandelt die ganze Sache staatswirthschaftlich; aber darüber scheint er zu vergessen, oder doch zu wenig zu beachten, das Wichtigere, das Volksthümliche. Er stellt Alles auf Berechnung, wie ein Kaufmann, als ob der Gewinn das Höchste wäre, das ein Volk erstreben kann, und nicht die freie und selbständige Entwickelung seiner eigenthümlichen Kraft. Er schlägt das Haben allein an, ohne das Seyn zu bedenken, da wir doch wahrhaftig nichts haben, wenn wir nichts sind. Nun mag allerdings wahr seyn — obgleich es sich auch noch wohl bezweifeln ließe — „daß wenn eine Handels-Bilanz von ganz Teutschland auszumitteln wäre, diese zu unserm Vortheil ausschlagen würde;" dieses mag wahr seyn von unserm vormaligen Handel: was haben wir aber mit diesem Vortheile gewonnen gehabt, und wo ist unser Reichthum geblieben? Und wenn wir über die allgemeine Handels-Bilanz die besonderen Handels-Bilanzen mit einzelnen Völkern, z. B. mit Frankreich und England, vergessen könnten in Rücksicht des Geldes: können und dürfen wir sie auch vergessen in Rücksicht der Ehre, der Freiheit, der Bildung? und ist es ganz einerlei, aus welchen Gründen die Wage nach dieser Seite umschlägt oder nach jener?

Es ist richtig: die Erzeugnisse Teutscher Fabriken in Böhmen, Sachsen, Schlesien und Westphalen, in Augsburg, Elberfeld und Hamburg haben Absatz gefunden; sie haben sich einen Weg außer den Gränzen Teutschlands zu bahnen gewußt (S. 174.) Aber einmal würde es doch wohl schwer seyn, zu beweisen, daß wir mit dem Gewinn von diesen Erzeugnissen reichlich anzuschaffen vermocht, was wir an fremden Erzeugnissen gebraucht haben. Wir

haben nicht bloß „Wollen- und Baumwollen-Zeuche, seidene Waaren, Zucker und feine Branntweine" aus der Fremde erhalten, sondern noch eine große Menge anderer Erzeugnisse. Nach Randels Annalen hat Frankreich vormals jährlich für sieben und sechszig Millionen Livres bloß an Seiden- und Galanterie-Waaren nach Teutschland geschickt, und dafür fast einzig und allein baares Geld gezogen. Für fünf und zwanzig Millionen gingen allein über Hamburg. Es ist begreiflich, daß Hamburg einen solchen Verkehr für sich wünschen mag; daß er aber dem gemeinen Vaterlande heilsam wäre, leuchtet nicht Jedem ein. Ob sich nun der Nachtheil unserer Handels-Bilanz gegen Frankreich durch eine allgemeine Handels-Bilanz aufheben würde, das könnte eben nur durch eine allgemeine Teutsche Handels-Bilanz bestimmt werden, und deren Ausmittelung hält unser Verfasser selbst für unmöglich. Und wenn nun auch von diesen Französischen Waaren ein Theil wieder in das Ausland gegangen seyn sollte: der größere Theil ist doch wohl bei uns hängen geblieben. — Zweitens drängt sich die Frage auf: auf welche Weise haben denn die Erzeugnisse des Teutschen Fleißes „sich in allen Welttheilen geltend zu machen gewußt?" Unser Verfasser antwortet: „trotz allen Verboten Frankreichs, Englands u. s. w." sey es geschehen. Aber, wenn es solchen Verboten zum Trotze geschehen ist: so ist es schwerlich auf einem ehrenwerthen Wege geschehen; schwerlich sind die Teutschen auf dieselbe Weise auf den Märkten der Fremden erschienen, auf welche die Fremden auf Teutschen Märkten erscheinen konnten; schwerlich haben die Teutschen sich als Ebenbürtige gezeigt, sondern man hat sie gewiß als die Geringeren angesehen, denen man Zumuthungen machen durfte, die man selbst nicht zu erfüllen brauchte. — Wenn aber endlich unser Verfasser

fragt: „ob zu fürchten sey, daß unsere Industrie nach diesem verderblichen Weltkriege sich nicht in allen Welttheilen geltend zu machen wissen werde, da sie es vor demselben gewußt habe:" so möchten wir dagegen fragen: wie denn ein solcher verderblicher Krieg möglich geworden sey? Oder wir wollen, um die Rede bestimmter zu machen, anstatt: „vor dem verderblichen Weltkriege" setzen: vor der Beknechtung unsers Vaterlandes, und nun fragen: was hat diese Beknechtung möglich gemacht? Der Verfasser kann mit Recht antworten: doch gewiß nicht der Mangel an Teutschen Zöllen! Nein, allein der Mangel an Volksgeist und Vaterlandssinn hat es doch wohl gethan; und daß dieser Mangel daraus mitentsprungen sey, daß wir uns, andern Völkern gegenüber, nicht als Ebenbürtige bewiesen, und überall Achtung und Ehre erzwungen haben — das wird er wohl nicht in Abrede stellen.

Nicht minder richtig ist die Behauptung: „der Vortheil jedes Landes erfordere, daß man seiner Industrie keinen Gang vorschreibe, sondern daß sie mit ihrem Ueberflusse die Bedürfnisse und Bequemlichkeiten der Bewohner, wo sie am wohlfeilsten gefunden werden, eintausche und einkaufe." (S. 173.) Allein diese Behauptung setzt zweierlei voraus: zuerst, daß die Industrie Ueberfluß erzeuge, und zwar einen Ueberfluß, der hinreicht, um die Bedürfnisse und Bequemlichkeiten der Bewohner, unabhängig von ihrer eigenen Industrie, zu befriedigen; und zweitens, daß es möglich seyn werde, diese Bedürfnisse und Bequemlichkeiten in andern Ländern immer zu erhalten, und immer wohlfeiler zu erhalten, als im eigenen Lande. Gegen diese beiden Voraussetzungen ließen sich aber, in Beziehung auf Teutschland, wohl wichtige

Gründe vorbringen, die indeß auf flacher Hand liegen. Da wir keine allgemeine Teutsche Handelsbilanz haben, so ist nicht wohl auszumachen, wie es mit dem Ueberfluß aussieht; die letzten sieben Jahr haben uns gelehrt, daß Verhältnisse eintreten können, unter welchen wir aus der Fremde unsere Bedürfnisse nicht zu befriedigen vermögen; und die Meinung, daß wir immer wohlfeiler bei den Fremden kaufen werden, scheint auf dem Glauben zu ruhen, daß wir nie so leicht und gut als die Fremden arbeiten lernen können: ein Glaube, den doch nicht Alle hegen möchten. Wenn sich aber die Voraussetzungen bestreiten lassen, so könnte man ja wohl sagen: daß man, d. h. daß ein Eroberer, ein Gewaltiger, ein Fremder, ein Dritter der Industrie eines Landes keinen Gang vorschreiben solle oder könne, ist wahr und gut; aber daraus folgt nichts für die Bewohner dieses Landes; es folgt nicht, daß ein Volk seiner Industrie nicht selbst eine bestimmte Richtung geben solle. Dem einzelnen Menschen, der verständig überlegt, und berechnet, und vorsichtig Plane entwirft, die er beharrlich verfolgt, um sich kräftig auszubilden, pflegt allgemeines Lob zu Theil zu werden; und einem Volke sollte es nicht erlaubt seyn, sich selbst die Bahn vorzuzeichnen, auf welcher es zu kraftvoller, selbständiger, eigenthümlicher Ausbildung zu gelangen suchen will? einem Volke sollte es besser seyn, sich ziehen und gehen zu lassen, als sich selbst zu entscheiden? mit dem Gegebenen zufrieden zu seyn, und nichts Neues zu schaffen? am Schlendrian festzuhalten, und nicht abzuweichen von der Gewohnheit?

Mit dieser Behauptung unsers Verfassers hängt ein anderer Satz zusammen, der einseitig gleichfalls ganz richtig ist, aber der nicht weniger eine verschiedene Ansicht

erlaubt. (S. 179.) „Jedes Land kann durch Fleiß und Anstrengung Alles verfertigen, was sein Nachbar verfertigt, nur wird nicht jedes Land es wollen, wenn seine Regierung erleuchtet ist.“ — Aber warum nicht? Weil es manche Dinge wohlfeiler vom Nachbar beziehen kann? Aber wenn diese Dinge Bedürfniß sind, so werden wir ja offenbar abhängig vom Nachbar; und wenn nun dieser einmal sperrte, etwa im verkehrten Sinn, wegen einer falschen Ansicht des Regenten, wie immer? und wenn wir nun einmal mit diesem Nachbarn in einen Krieg geriethen? So lange gegebene Verhältnisse dauern, so lange mögen wir aus der Fremde ziehen können, was wir bedürfen, aber wer verbürgt uns diese Dauer? Und gesetzt auch, wir könnten darauf rechnen, auf die bisherige Weise uns vom Auslande zu versorgen für und für: so scheint es doch die allseitige oder gänzliche Ausbildung eines Volks zu verlangen, daß es sich auf alle Weise und in allen Arbeiten versuche, weil der Geist bei jeder neuen Art der Arbeit neu gewinnt. Sollte es daher einer erleuchteten Regierung unwürdig seyn, dafür zu sorgen, daß in unserm Volk Alles verfertigt werde, was in ihm verfertigt werden kann, wenn es uns auch nicht so leicht würde, als Franzosen oder Engländern? Eine erleuchtete Regierung aber nennen wir nicht eine solche, die wohl zu rechnen, und den Geldsack etwas schwerer zu machen versteht, sondern eine solche, die den Geist über Alles setzt, und die nichts will, als die freieste Ausbildung der Volkskräfte.

Auch die Meinung des Verfassers (S. 181.), „daß man die Producte anderer Nationen darum, weil sie die unsrigen nicht zu lassen, nur so lange verbieten solle, als man hoffen könne, durch diese Gegenverbote die andere

Regierung zu gemäßigteren Grundsätzen zurückzuführen" — auch diese Meinung möchte kaum allgemeinen Beifall finden oder verdienen. Recht hat der Verfasser mit dieser Meinung in dem Einen Fall: wenn wir so unglücklich sind, gewisse Erzeugnisse von Fremden ganz und gar nicht entbehren zu können, ohne daß wir irgend ein Erzeugniß (der Natur oder des menschlichen Fleißes) dagegen haben, welches diese Fremden eben so wenig entbehren können. In diesem Falle, aber, so viel wir einsehen, auch nur in diesem Falle, müssen wir uns freilich die ungemäßigten, d. h. die übermüthigen Grundsätze der Fremden gefallen lassen; sonst aber muß ja derselbe Nachtheil, der, nach unserm Verfasser, durch das Gegenverbot auf unsere Consumenten kommt, auch durch das Verbot auf die Consumenten des fremden Volks kommen. Und alsdann ist Hoffnung, daß beide Regierungen Verbote und Gegenverbote aufheben, also daß die fremde Regierung zu „gemäßigteren Grundsätzen" kommen möge; aber es ist durchaus nicht einzusehen, wie sie dazu kommen soll, wenn wir uns das Verbot gefallen lassen. Wer sich zum Knechte macht, dem muthet man knechtische Arbeit zu; und wenn wir den Fremden weichen, so werden sie den Raum einnehmen, den wir frei lassen.

Endlich könnten wir noch wohl Einiges gegen die großen Schwierigkeiten erinnern, welche unser Verfasser bei der Ausführung Teutscher Zölle (S. 180.) findet: denn wenn diese Schwierigkeiten auch größer seyn möchten, als sie in Frankreich und England sind, so möchten sie doch geringer seyn, als man fürchten muß, wenn man bloß die Napoleonischen Zöllner im Auge hat. Allein dieses scheint uns überflüssig, weil die Ausführung sich wohl geben würde, wenn die Nothwendigkeit oder Zweckmäßigkeit der Sache

Digitized by Google

eingeräumt wäre. Im Uebrigen versteht sich, daß alle unsere Anmerkungen auf den Fall gerichtet sind, den wir mit dem Verfasser annehmen und hoffentlich auch mit ihm wünschen, daß Teutschland Ein Reich, Ein souveräner Staat werde.

Setzen wir hingegen den zweiten Fall — vor welchem uns Gott jedoch in Gnaden bewahren wolle! — „daß Teutschland aus mehreren unabhängigen Souveränestäten, noch wie vor, bestehen sollte", so mögen wir deswegen kaum etwas über oder gegen den Verfasser anmerken, weil wir gar den Fall nicht setzen mögen. Auch wird alsdann Alles so ziemlich einerlei seyn, was man thut; wenigstens muß es schwer werden, im Einzelnen das Rechte zu finden, da man im Allgemeinen auf dem Verkehrten steht. Man kann auf der unrichtigen Straße den rechten Weg suchen, aber wenn man ihn finden will, so muß man jene Straße verlassen. So viel ist indeß gewiß: wenn es kein Teutsches Reich giebt, so kann es auch keine Teutschen Reichszölle geben. Es ist ferner gewiß, wenn mehrere Teutsche Staaten unabhängig neben einander stehen bleiben, so werden sie auch unabhängig von einander ihr besonderes Interesse berathen, und daher werden sie wahrscheinlich nicht aufhören, ihren besondern Bedürfnissen gemäß, besondere Zölle zu erheben, so lange die gewöhnliche Art, den Staatsbedürfnissen genug zu thun, besteht. Aber es ist nicht minder gewiß, daß die Teutschen Regierungen, wenn sie irgend etwas werth sind, und einigen Sinn bewähren wollen, ich will nicht sagen für die gemeinsame Teutsche Bildung und für das alte heilige Vaterland, sondern nur für ihren eigenen, besonderen, aber dauernden Vortheil, sich ganz anders, auch in den Zöllen, gegen Teutsche stellen werden, als gegen das Ausland.

Uebrigens scheint unser Verfasser im zweiten Theile seiner Abhandlung noch immer ein Teutsches Reich in und mit den verschiedenen unabhängigen Souveränetäten in Teutschland anzunehmen, und also im ersten Theil ein Reich angenommen zu haben ohne Fürsten unter dem Reichs-Oberhaupte, jetzt aber ein Reich mit Fürsten, wie es vormals gewesen ist; und in diesem Sinne scheinen unsere frühern Bemerkungen auch meistens auf den zweiten Theil dieser Abhandlung anwendbar.

Was wollen wir aber mit unsern Anmerkungen? wollen wir etwa Reichszölle als in jeder Rücksicht gut und wünschenswürdig lobpreisen? Keineswegs! vielmehr sind wir überzeugt, daß es keine gute Art sey, den inländischen Gewerben, durch Besteuerung ausländischer Erzeugnisse, aufzuhelfen, und daß überhaupt eine Besteuerung durch Zölle selten Lob verdiene. Aber wir sind auch überzeugt, daß die Ehre unsers Volks und unsers Vaterlandes das Erste und Höchste seyn muß, das wir berathen, keineswegs ein irdischer Gewinn. Darum eben haben wir den geistvollen und kenntnißreichen Verfasser zu veranlassen gewünscht, die wichtige Sache noch einmal zu behandeln.

Zum Schlusse stellen wir noch einmal die Gedanken zusammen, von welchen wir ausgegangen sind, und von welchen, wie wir glauben, die Entscheidung der Frage abhängen sollte.

1. Das Höchste und Einzige, das ein Volk erstreben kann und soll, ist eine freie und vollkommene Ausbildung seiner selbst. Hierauf muß Alles bezogen, hiernach Alles berechnet und berathen werden.

2. Diese Ausbildung ist nur möglich durch freie Benutzung der Sinnenwelt, in sofern diese zu menschlicher Arbeit oder zu menschlichem Genusse tauglich ist.

3. Da aber jedes Volk in seinem bestimmten Lande und durch seine bestimmten Verhältnisse nothwendig von vielen Gegenständen der Sinnenwelt, sie mögen nun noch rohe Stoffe der Natur oder schon vom menschlichen Fleiße bearbeitet seyn, ausgeschlossen ist: so muß es suchen, diese Gegenstände theils (durch den auswärtigen Handel) bei sich zu versammeln, theils (durch den binnenländischen Handel) seinen Gliedern gemein zu machen.

4. Die Verhältnisse mit fremden Völkern sind aber ungewiß. So wünschenswürdig auch ein vollkommen freier Verkehr mit ihnen seyn mag, so leicht ist eine Unterbrechung dieses Verkehrs möglich. Darum muß das Volk so selbständig als möglich zu werden suchen, um, im Falle der Noth, der Fremden entbehren zu können, und sich selbst genug zu seyn.

5. Theils aus diesem (unter 4. angeführten) Grunde, theils auch, um den Geist auf jede mögliche Weise zu beschäftigen und die Kräfte allseitig zu regen, muß das Volk Alles, was ihm für sein Heiligstes und Höchstes auf irgend eine Weise nothwendig oder nützlich seyn könnte, betreiben, bearbeiten, verfertigen, wenn ihm anders nicht der Stoff oder die Mittel gänzlich fehlen.

6. Dabei aber darf es nie zugeben, daß andere Völker ihm, beim gegenseitigen Verkehr, Bedingungen vorschreiben, denen sie sich selbst nicht unterwerfen. Denn wenn ein Volk nicht auf vollkommene Gleichheit mit

andern Völkern hält, so leidet seine Ehre, welche Gegenseitigkeit fordert; läßt es seine Ehre kränken, so wird es verachtet; ein verachtetes Volk aber setzt sich Mißhandlungen aus, und ein Volk, das sich mißhandeln läßt, bringt sich selbst entweder um sein Daseyn, oder doch um den Werth seines Daseyns.

VIII.

Aussichten und Hoffnungen.

Während die Edlen im Teutschen Volke überall nicht ohne Aengstlichkeit der Entwickelung der Dinge harren, die auf dem Congreß in Wien behandelt werden, und während sich die Zeichen häufen, welche die Seele zu Besorgnissen stimmen könnten, kommt doch auch Eins und das Andere vor, das Trost gewähren und zu einigen Hoffnungen berechtigen mag. Hierhin rechnen wir vor Allen zwei vortreffliche Urkunden, die im Ablauf eines Mondes (Novbr.) bekannt geworden sind.

Die erste dieser Urkunden ist eine Denkschrift, welche Hannover nach öffentlichen Blättern der sogenannten Teutschen Comité übergeben hat. Der (nunmehr) König von Hannover verwirft den Satz, daß Teutschen Fürsten unbedingte oder rein despotische Rechte über ihre Unterthanen zuständen: und Er verwirft diesen Satz um so mehr mit Recht, da er einen vollkommenen Unsinn einschließt: es wäre schrecklich, wenn Teutsche Fürsten gewähnt hätten,

daß sie nicht nur, unter Napoleon's Protection, mit vollkommener Despotie haben verfahren dürfen, sondern daß sie auch zu diesem Verfahren das Recht gegen ihre Unterthanen gehabt haben! — Ferner spricht der König von Hannover das herrliche Wort aus, „daß die Freiheiten des Volks den Thron des Königs von England, der unstreitig eben so souverän sey, als irgend ein Fürst in Europa, befestigen, anstatt ihn zu untergraben." Daher trägt er endlich darauf an:

„1. die Rechte zu bestimmen, welche den Teutschen Unterthanen von Alters her zugestanden;

2. auszusprechen, daß die auf Gesetzen oder Verträgen beruhenden Territorial-Verfassungen, unter Vorbehalt der nöthig werdenden Modificationen, bestehen sollen; und daß

3. da, wo keine gesetzmäßige Verfassung gewesen, solche künftig eingeführt, und den Ständen das Recht der Besteuerung, das Stimmrecht bei neu zu verfassenden Gesetzen, die Mitaufsicht über die Verwendung der Steuern, und das Recht, Bestrafung schuldiger Staatsdiener zu begehren, so wie der Recurs an den Bund, zustehen sollen."

Die zweite Urkunde ist eine Note, welche den Fürsten v. Metternich und v. Hardenberg, durch die Gesandten des Großherzogs und des Churfürsten von Hessen, des Gesammthauses Anhalt, des Herzogs von Braunschweig, der freien Städte Bremen, Frankfurt, Hamburg und Lübeck, der Fürsten von Lippe, der Herzoge von Mecklenburg, des Herzogl. Nassauischen Hauses, des Ge-

sammthauses der Fürsten von Reuß, der sämmtlichen Herzoge von Sachsen, und des Fürstl. Schwarzburgischen Hauses — übergeben worden ist.

Wir übergehen (bis zum nächsten Stücke der Nem.) die Beschwerden, welche in dieser Note würdig, im Volksgeist und mit dem vollsten Rechte darüber vorgebracht sind, daß die genannten Herren und freien Städte bisher von den Berathungen und Verhandlungen über die Angelegenheiten des gemeinsamen Vaterlandes ausgeschlossen worden sind: denn es ist doch wahrhaftig nicht einzusehen, woher Baiern, Hannover und Wirtemberg ein Vorrecht vor ihren Teutschen Mitstaaten erhalten haben sollten. Uns ist hier die Versicherung wichtiger, mit welcher die genannten Teutschen Regierungen ihre „Bereitwilligkeit bezeugen, zum Besten des Ganzen (gemeinschaftlichen Vaterlandes) denjenigen Einschränkungen ihrer Souveränetät, so wohl im Innern der Staaten, als im Verhältniß gegen Auswärtige beizupflichten, welche als allgemein verbindlich für Alle beschlossen werden sollten."

Namentlich erklären sie sich einverstanden, daß aller und jeder Willkühr, wie im Ganzen durch eine Bundes-Verfassung, so im Einzelnen durch landständische Verfassungen vorgebeugt werden müsse.

Den Ständen wollen sie, einverstanden, folgende Rechte zugestehen:

1. das Recht der Verwilligung und Regulirung sämmtlicher Abgaben, die zur Staats-Verwaltung nothwendig sind;

2. das Recht der Einwilligung bei neuen Landesgesetzen;

3. das Recht der Mitaufsicht über die Verwendung der Steuern;

4. das Recht der Beschwerdeführung, insbesondere bei Malversationen der Staatsdiener und bei Mißbräuchen jeder Art.

„Eben so ist es — wie es in ihrer Erklärung wörtlich ferner heißt — ihr Wunsch, daß der Justizgang in jeder Beziehung unabhängig von Willkühr erscheine (? sey!), und insbesondere jede Classe unter ihre ordentlichen Richter gestellt bleibe oder werde.“

„Endlich halten sie sich überzeugt, die Teutsche Verfassung würde ihren festen Bestand alsdann erst behaupten können, wenn ein gemeinsames Oberhaupt, welches dem Teutschen Verband den ersten Rang unter den Europäischen Nationen gab, an der Spitze der Teutschen Staaten-Verbindung dem von den Ständen des Bundes gemeinsam Beschlossenen die unverbrüchliche Vollziehung sichere, die Säumigen oder Weigernden mit erforderlichem (!) Nachdruck zur Erfüllung des Bundes-Vertrags anhalte, der Bundes-Justiz schnelle und vollkommene Folge verschaffe, die Kriegsmacht des Bundes leite, und so im Innern und gegen Außen allen Staaten desselben, auch den mächtigsten, als Beschützer, erster Repräsentant der Teutschen Nation, und Gegenstand allgemeiner Ehrfurcht, der Verfassung aber als kräftigster Garant, der Teutschen Freiheit als Aegide sich darstelle.“ —

Es ist nicht zu läugnen: bei der Hannoverschen Denkschrift fällt es auf, daß ganz und gar nicht vom gemeinsamen Vaterlande die Rede ist, so vortrefflich und großgesinnt sie sich auch für ständische und individuelle Rechte zeigt. Es ist eben so wenig zu läugnen: bei der Note der übrigen Teutschen Staaten drängen sich eine Menge Fragen auf: (z. B. warum die Stände nur das Recht zur Einwilligung in neue Gesetze, nicht aber das Recht des Vorschlags neuer Gesetze haben sollen? was werden soll, wenn die Regierung auf die Beschwerden, welche die Stände vorbringen mögen, nicht achtet? was das heiße: jede Classe (von Staatsbürgern?) soll unter ihren ordentlichen Richtern gestellt bleiben? — auf welche Weise man das Oberhaupt in den Stand zu setzen denke, um Alles zu leisten, was man von ihm wünscht? auf welche Weise man die Leitung der Kriegsmacht denke? wie das gemeinsame Beschließen? u. s. w. u. s. w.): aber vielen Trost gewährt doch zuverlässig die Gewißheit, daß so viele Teutsche Regierungen über so viele theuere Interessen des Teutschen Volks einverstanden sind. Und da nun Keiner an Oesterreich und Preußen zu zweifeln wagt, so sollten die wenigen Teutschen Staaten, die noch schweigen — Baiern, Baden, Wirtemberg — mag es aus Widerspänstigkeit geschehen oder aus andern Gründen, ja wohl keine Besorgnisse erregen! Solche Grundsätze, laut vor allem Volke bekannt, müssen doch etwas weiter führen! Und wie sehr haben sich die Fürsten und Städte vor allem Volke geehrt, welche dieselben bekannt haben!

IX.

Buonaparte und Woltmann.

Ein Franzose hat den Einfall gehabt, auf Napoleon Buonaparte eine Lobrede aus lauter Sätzen zu componiren, welche von den bekanntesten Schmeichlern und Fuchsschwänzern unter seiner Herrschaft über ihn ausgesprochen sind; nur hin und wieder hat der Verfasser einige Worte eingeschoben, um diese Sätze in Verbindung zu bringen [1]). Solch' eine musivische Arbeit hat gewiß ihren Nutzen; sie wirkt wie ein Spottbild; es ist eine Art von gelbem Lappen, der Menschen angeheftet wird, die jetzt in allem Anstande einhergehen, auf das Vergessen ihrer Mitmenschen rechnen, Ansprüche machen und sich behaben, als wäre nichts vorgefallen. Man lernt seine Leute kennen.

Unter uns hat es gleichfalls nicht an Schmeichlern und Fuchsschwänzern gefehlt. Es wäre wohl gut, wenn auch diese einmal zusammen gestellt würden, damit die werthe Gesellschaft fort und fort gehörig ausgeschieden bliebe aus ihrem Volke. Denn solche Gesellen werden den erwachten Volksgeist zu hemmen, zu unterdrücken, zu verderben suchen, wann und wo sie können; und sollten noch einmal Zeiten der Gefahr wiederkehren, so werden sie zu den Feinden halten, bei welchen ihr — Herz ist.

1) Oraison funèbre de Buonaparte, par une société de Gens de lettres; prononcée au Luxembourg, au Palais-Bourbon, au Palais-Royal et aux Tuileries. Seconde édition. à Paris, chez les marchands de Nouveautés. 1814.

Nach Hugo Grotius kann es freilich in schweren Zeiten sogar schön seyn, *adulando dicere verum*, weil es auf keine andere Weise möglich seyn könnte, die Wahrheit zu reden. Dieser Spruch soll allen Teutschen Männern nach Gebühr zu Gute kommen. Wer zu der Zeit, als die Wahrheit nicht nur Dem, der sie sprach, Gefahr brachte, sondern auch selbst unterdrückt wurde, zu seinem Volke Wahrheit geredet hat, dem soll es nicht nachgerechnet werden, was er etwa zum Lobe Buonaparte's gesagt haben mag. Dem Arzt ist es um den Wermuth zu thun, und nicht um den Honig, mit welchem er jenen reicht; so wollten auch (das setzt man billig voraus) jene Männer, daß die Wahrheit jede Lobpreisung zerstören sollte: sie thaten das Rechte und Schöne, die Art wurde durch die Zeit geboten. Also bleiben sie aller Ehre werth.

Diejenigen hingegen verdienen, daß man sie brandmarke, die aus reiner Liebe für die Tyrannei oder für den Tyrannen, das Lob des Letztern verkündigt haben, um sich bei ihm zu heben und einzuschmeicheln, um die Gemüther ihres Volks zu verwirren und dem Tyrannen seine Zwecke zu erleichtern, oder aus innerer Verkehrtheit und aus rein knechtischem Sinne. Zu diesen Buonapartisten rechne ich zuerst Alle, welche in der Zeit der Unterdrückung, ihre Adulationen mit heiterem Sinn und frohem Muthe dargebracht, ohne ihren Schmerz über das Unglück des Vaterlandes ausgedrückt, oder die Absicht gezeigt zu haben, unser Volk zu ermuthigen, aufzuregen, oder über sein Unglück zu belehren; dann aber auch Alle, welche zu der Zeit, da Buonaparte seine Natur schon hinlänglich offenbart hatte, und doch das Wort noch frei war, als seine Lobredner aufgetreten sind, d. h. Alle, die dieses (wenigstens im nördlichen Teutschlande, mit Aus-

nahme der Hannöverschen Lande) gethan haben zwischen den Jahren 1802—1806.

Auf solche Gedanken bin ich gekommen, als mir vor einigen Tagen, nachdem ich jene Französische Schrift kaum gelesen hatte, einige unaufgeschnittene Hefte einer Zeitschrift in die Hände fielen, die Herr Karl Ludwig von Woltmann vor einigen Jahren in Berlin unter der Ueberschrift: Geschichte und Politik, herausgegeben hat. Aber ich bin noch auf einen andern Gedanken gekommen, den ich um so lieber etwas näher entwickele, weil sich in dieser Entwickelung zugleich zeigen läßt, welch' eine Ausbeute Teutsche Schriften für eine Arbeit der angegebenen Art liefern würden.

Herr v. Woltmann nämlich sagt in einem Aufsatze vom Jahre 1804: große Thaten und die Historie, u. A. Folgendes. „Der historische Sinn gehört schlechterdings zur höchsten Gabe, welche den Menschen verliehen werden mag. Er besteht darin, eine gegebene Individualität fassen zu können. — In eine Individualität der Tugend und des Lasters dringt man nicht ein, ohne Liebe oder Haß für eigenes Handeln zu empfinden. — Der Historiker steht solchen Männern, die mit großer That wirken, zur Seite als ein freundlicher Genius u. s. w."

„Männer, setzt Herr v. W. hinzu, die mit einem großen Leben wirkten, hielten die Historie über Alles werth, für sich und die Welt. Buonaparte lebte und webte in ihr seit seinen frühsten Jahren; ihre Fackel trug er auf seiner Heldenbahn und durch das Dunkel der Revolution u. s. w."

Als ich dieses gelesen, da dachte ich, nicht ohne Kummer: ach, da haben wir wohl den Mann, der mit einem großen, ja, der mit dem größten Leben wirkte: denn da Herr v. Woltmann Buonaparten einzig und allein als Beispiel zum Belege seines Satzes nennt, so muß Buonaparte, nach ihm, ja wohl der größte Mann seyn. Aber wo finden wir nun einen Historiker, den wir diesem größten Manne als freundlichen Genius zur Seite stellen könnten? einen Mann, der den historischen Sinn hat, die gegebene Individualität Buonaparte's zu fassen? Nach Herrn von Woltmann konnte Johannes Müller „aus einem natürlichen Unvermögen" sich nicht zu dem Mittelpunkte der handelnden Personen — d. h. doch wohl zu ihrer Individualität — erheben; nach der Recension der Nemesis, die wir im vorigen Stücke mitgetheilt haben, vermag der Herausgeber derselben auch nicht eine große Persönlichkeit zu fassen; und Herr v. W. ist sogar ungewiß, ob der Vollbringer großer Thaten oder der Beschreiber derselben bewunderungswerther sey. Woher also ein Historiker für einen solchen Mann?

Aber diese Besorgniß hat nicht lange gedauert. Herr v. Woltmann hat sie selbst gar schön gehoben. Leset seinen Aufsatz: der Historiker und sein Vaterland (1801)! Da imaginirt Herr v. W. zuerst: es wäre gut, wenn der Historiker kein Vaterland hätte; hierauf imaginirt er wieder: es wäre doch gut, wenn er ein Vaterland hätte; endlich kommt er, durch Betrachtungen und Gegenbetrachtungen zu dem Resultat: es wäre am Besten, der Historiker hätte ein Vaterland, welches so eigentlich kein Vaterland wäre, oder, um seine eigenen Worte zu gebrauchen, „welches Individualität genug dar-

bietet, um seine Seele zu ergreifen, aber nicht so starke Charakterzüge trägt, daß er durch dieselben gefesselt würde." Leset ihr nun weiter, so werdet ihr finden, daß ein solches, recht für den Historiker gemachtes Vaterland, Oldenburg sey; daß Herr von Woltmann in Oldenburg geboren und erzogen worden; und „daß ihn, den Knaben, auf dem Thurm des Herzogl. Schlosses in Oldenburg der historische Geist mächtig ergriffen und geweihet habe." Darum spricht er auch mit schönem Selbstvertrauen das große Wort aus, „daß sein Vaterland ihm sehr zum Vorwurfe seyn werde, wenn er in der Historie nichts — (Großes? Einziges?) — vollbringe."

Hieraus scheint es mir unläugbar: die Natur hat den Herrn von Woltmann, nach seiner eigenen Ueberzeugung, zum Geschichtschreiber Buonaparte's bestimmt; sie hat ihn, den Einzigen, als freundlichen Genius neben den Einzigen gestellt; sie hat ihm diese (bekannte) Phantasie und diese (schwere) Kraft gegeben, daß er das Gemälde von dem Leben des großen Mannes componiren soll: Buonaparte und Woltmann gehören zusammen; jener ist der Vollbringer großer Thaten, dieser der würdige Beschreiber; wer bewunderungswerther ist, mag Keiner sagen; beide füllten nur Einen Gedanken der Natur, und Woltmann kann nichts Größeres in der Historie vollbringen, als das Leben des Größten.

Hieraus erklärt sich aber auch, wie es Herrn v. W. hat gelingen können, die große Persönlichkeit Buonaparte's so tief zu fassen, als wirklich von ihm schon früh geschehen ist. Hört und merkt's!

„Unter den berühmten Feldherren der Französischen Republik“ — also sagt Hr. v. W. 1804 in einem Aufsatze: die Feldherren der Französischen Republik S. 245, nachdem er mit großem historischen Sinne gezeigt, daß über Dumouriez, Pichegru und Moreau Vergehen und Unglück gekommen sey, „weil sie nie von der Revolution ergriffen worden und nie dieselbe begriffen hatten“, und „daß Hoche's nothwendiges Schicksal Schwermuth gewesen sey“ — „unter den berühmten Feldherren der Französischen Republik ist Bonaparte der Einzige, welcher die Revolution in ihrem Wesen begriff und deshalb nie Schwärmer für sie werden konnte. Die vielen Erscheinungen, welche zufällig neben und mit ihr aufgiengen, aber nicht wesentlich durch sie, haben sein Gemüth nie befangen. Seine Meinung hat er sich gänzlich klar und eigen gemacht. Unmittelbar nach dem verfehlten Syrischen Feldzuge zeigte er die höchste Kraft, nämlich die Revolution in dem Moment festzuhalten, da Alles zu erlöschen schien, was sie verheißen hatte. Ohne Einsicht in das Wesen und die Nothwendigkeit derselben hätte er diese Stärke nicht gehabt, hätte er nicht mit eisernem Willen und strahlendem Glücke im Geiste der Revolution bis jetzt geherrschet, würde er sich selbst nicht als nothwendig begreifen, und seine ruhige Klarheit in der schwarzen Nacht verlieren, womit die Beschränktheit von Dumouriez, Pichegru, und Moreau ihn umzogen hat.“

„Bonaparte — so sagt Hr. v. W. 1804 in einer Vergleichung Carls des Großen und Bonaparte's — ist der umfassendste Mann unserer Tage, und mußte schon darum durch die beschränkten und verworrenen Urtheile über die Geschichte unserer

Zeit unter uns mißhandelt werden. — Bonaparte führte den Moment herbei, wo man sagen konnte, die Revolution sey beendigt, und fast Alle sahen sich gräulich in ihren Erwartungen betrogen Der unhistorische Geist konnte nun nicht umhin, sich an dem Helden der unerwarteten Katastrophe schadlos zu halten, und betrachtete ihn als den Verderber, welcher Ursache sey, daß aus einer großen Begebenheit nichts geworden. Ein solches Urtheil aber kann Demjenigen, welcher tiefer in das Wesen der Welt eindrang (nämlich Hn. v. W.) nichts bedeuten. Bonaparte entwickelt dem historischen Sinn seine seltene Größe täglich mehr. Er begreift durchaus eine Welt, die viel schwieriger, als irgend ein früheres Zeitalter zu fassen ist. Zu dem großen Schauspiel seines Lebens, nachdem er Haupt der Republik geworden, sind seine vorangehenden angestaunten Thaten nur eine rauschende, prächtige Symphonie als Einleitung. — Bonaparte konnte den Adel wieder herstellen; allein dies hätte seiner Grundidee und der wesentlichen Tendenz der Revolution widersprochen. Er errichtete die Ehrenlegion, und in ihr steht der edelste Adel, welcher möglich ist, da, als ein umfassendes Corps, in der Mitte zwischen dem Volk und seinem Regenten. — Eifrig wacht er über dem Heerbann, und immer mehr wird sich Schande über die Conscribirten wälzen, die sich dem Kampfe der Nation entziehen. — An ihm strahlt eine Heldengröße, die Alles vor sich niederwirft: durch sie vergrößert er das Gebiet seiner Nation. Man bemerkt an ihm einen weisen Gebrauch der Macht.— Mit Adlerblick mißt er die Politik der Erde. — Er begreift die Welt zu gut, als daß er eine Tyrannei des Staats, wie im Mittelalter, je wieder für möglich

halten sollte. Seine größte Kühnheit liegt überhaupt darin, daß er die Institute der bürgerlichen Gesellschaft, welche die Revolution gänzlich vertilgen wollte, nach ihren wohlthätigen Wirkungen wieder herzustellen wagte, ohne Haß und ohne Furcht."

„Bonaparte — so heißt es in einem Aufsatze des Hrn. v. W. vom Jahr 1803: Bonaparte auf dem Schlachtfelde von St. Ivry — Bonaparte ist ein guter Genius Frankreichs. Der Schatten Heinrich's IV. dankt ihm, daß endlich von dem geliebten Lande (Frankreich) die Gewalt des Hauses (Oesterreich) entfernt wurde, dessen Plane sein Gemüth so oft mit Kummer erfüllt hatten, und wider welches er, in dem großen System der Europäischen Republik, — (bewundert ja, neben den schönen historischen Kenntnissen, auch die Erhabenheit des Ausdrucks!) — das Schicksal der Welt zur Brustwehr für das Vaterland aufstellen wollte, als ihn der Mörder traf. — Bonaparte erkennt den Ruin des Feudalsystems als das Wesen der Revolution, welcher er huldigte; aber von seinem großen Gemüthe bleibt aller Fanatism entfernt, und er waltet, ohne zerstreuete Triebe, für das Höchste, indem tausend unwesentliche Dinge die beschränkte Seele mit Haß und Liebe erfüllen." —

Endlich wollen wir noch der Abhandlung: Bonaparte vor dem Teppich zu Bayeux, 1804. freundlichst gedenken, um zu zeigen, daß Hr. v. W. seiner Sache, Bonaparte's große Persönlichkeit tief gefaßt zu haben, vollkommen gewiß sey. Auf diesem Teppich, erzählt er, sey die schreckende Lufterscheinung

dargestellt, die Wilhelms des Eroberes Sieg verkündigt hatte; diese Erscheinung wurde, wie die Krieger Bonaparte's (die 1804 bekanntlich an der Küste standen, um nach England hinüberzugehen) erzählten, wieder gesehen; Bonaparte habe den Teppich betrachtet, und gefragt: „wie lange vor Wilhelms Landung dies Phänomen gesehen worden?“ Auf die Antwort: „ungefähr drei Monate vorher!“ habe er geschwiegen, und „Niemand wisse, wie in diesem Augenblicke vor seiner Seele die Zukunft gestanden habe.“ „Aber, setzt er hinzu, eine Bemerkung mußte ihm gegenwärtig seyn, nämlich daß Wilhelm und Er als Symbole ihrer Zeitalter gegen einander stehn u. s. w.“ —

Das ist doch herrlich! nicht wahr? und ihr steht doch mit Erstaunen und Bewunderung vor dem Hrn. v. Woltmann, da ihr seht, was diesem Manne möglich ist, der tiefer in das Wesen der Welt eindrang, und der den historischen Sinn, den er auf dem Thurme zu Oldenburg überkam, so treu bewahrt und gehegt hat?

Freilich sind die Dinge etwas anders gelaufen, als Hrn. v. Woltmann's historischer Sinn erwartete; das aber thut der Richtigkeit seiner Auffassung keinen Eintrag, und am wenigsten mag es ihn hindern, die Geschichte des Symbols seines Zeitalters zu beschreiben. Auch haben wir vernommen, daß Hr. v. W. Berlin, wo er vormals lebte, ungewöhnlich schnell verlassen, und sich südlich gewendet habe. Es ist uns glaublich, daß er eine Vocation von dem Herrscher auf Elba erhalten habe, theils weil dadurch eine Weissagung Woltmann's, die, als aus dem Wesen der Welt heraus gesprochen, doch nicht falsch seyn kann, in Erfüllung gehen, theils

weil Buonaparte durch Woltmann's Gesellschaft, nach desselben eigenem Ausspruche, werden würde, was er stets zu werden gestrebt hat, Universal-Monarch. Denn also heißt es am Schluß der schon angeführten Abhandlung: Carl der Große und Bonaparte (1804. S. 84.). „Dadurch ward Carl ein leuchtender Stern seines Zeitalters, daß er Gelehrte von allen Nationen an seinen Hof versammelte. Bonaparte wird auch darin ihn übertreffen. Bei den Autoren ist die höchste Intelligenz einer Nation; sie sind die Wächter des heiligen Feuers der Menschheit (!?!). Mit seinem genialischen Blick wird er sie entdecken in der ungeheuern Schriftstellerwelt, mit welcher sie nur äußere Zeichen gemein haben. Dann hat er in seinem Kreise die Intelligenz der Welt, und ist ein Universal-Monarch" (auf Elba!). —

Wenn ich nun aber fragte: mit welchen Empfindungen dieser Hr. v. Woltmann wohl den großen, heiligen Kampf der Völker gegen diesen Buonaparte angesehen haben möge? — was würden unsere Leser antworten? — Wenn ich ferner fragte: wie dieser Hr. v. Woltmann wohl über die Schriften urtheilen müsse, die seit diesem Kampfe in demselben Geiste geschrieben sind, in welchem die Völker gekämpft haben? — was würden unsere Leser da antworten! Und was würden sie antworten, wenn ich endlich fragte? was sie wohl von dem Redacteur einer Literatur-Zeitung dächten, der diesen Hrn. v. Woltmann zum Recensenten solcher Schriften bestellte, und als einen großen Staatsmann anempföhle?

X.

Kleinigkeiten.

1. Der Predigerton.

„Wir vernehmen einen Predigerton!“ Dieses Wort hört man seit einiger Zeit gar häufig, und Der, welcher es spricht, glaubt Den, gegen welchen er es spricht, zu Boden geschlagen, oder wenigstens lächerlich gemacht zu haben. Wie aber? ist denn das so etwas Schlechtes, der Predigerton? und sind Wahrheiten im Predigerton keine Wahrheiten?

Wenn das Verlangen, gewisse Wahrheiten eindringlich zu sagen, und den Zuhörern tief in's Herz hinein zu reden, den Predigerton erzeugt: so haben Jesaias und Demosthenes (von welchem wir nächstens eine Philippinische Rede mitzutheilen gedenken) und Burke, und wie die Fürsten der Beredsamkeit weiter heißen mögen, eben so gut im Predigertone gesprochen, als Johannes Müller. Aber nur die elenden Kunstgriffe elender Prediger, die sich durch Thränen, durch Anreden, durch Schmeicheleien der Zuhörer eine Wirkung erschleichen und erbetteln, die ihre Rede nicht bewirken konnte, sind verächtlich wie alle elende Kunstgriffe: und wer solchen Predigern hierin nachahmt, der steht noch weit unter ihnen.

„O, meine Freunde, wem von uns klopft nicht das Herz bei dem Bilde dieser Nation, die vom Schicksal geweiht ist, eine Religion zu vertheidijen und auszubreiten, wodurch das mächtigste Band zu

einem großen Staatenverein geschlungen wird; und wer von uns geräth nicht alsbald auf den Gedanken u. s. w... Ich sehe es, meine Brüder, an den Bewegungen eures Gesichts: ihr sagt, auch diese Eigenschaft trugen in sich unsere Vorfahren."

Wenn man dieses lieset, muß man nicht nothwendig unter einer Kanzel zu stehen glauben, von welcher herab von einem solchen Prediger gesprochen werde? Und wer sagt es? — Herr von Woltmann. — Und wo sagt er es? — In Reden über die Teutsche Nation. (Geschichte und Politik. 1801. S. 213.)

* * *

2. Das Vaterland.

„Man sagt, daß man ein Vaterland habe, wenn man in einer Gegend geboren und erzogen ist, welche politisch, nach ihrem physischen Charakter und nach der Sitte ihrer Bewohner mehr oder weniger ein besonderes Ganze ausmacht."

Bedenken wir diese Worte des Herrn von Woltmann (Geschichte und Politik, 1801. Stück V. S. 27.), um zu desselben erhabenem Begriffe vom Vaterlande zu gelangen! Das Vaterland ist nach ihnen eine Gegend, und zwar eine Gegend, die politisch ein Ganzes ausmacht, mehr oder weniger; das Politische der Gegend aber entsteht theils aus ihrem physischen Charakter (die Gegend nämlich hat auch noch andere Charaktere, als den physischen, die aber hier nicht in Betracht kommen) — theils aus der Sitte ihrer Bewohner. Sonach wäre die Definition etwa auf folgende Art zu stellen: „das Vaterland ist eine, nach ihrem physischen Charakter und nach der

Sitte ihrer Bewohner, politische Gegend, die, mehr oder weniger, ein besonderes Ganze ausmacht."

Wer nun in einer solchen politischen Gegend geboren und erzogen wird, der hat ein Vaterland, sonst Keiner. Wenn also z. B. eine schwangere Frau, etwa durch Schiffbruch, auf eine wüste Insel geworfen würde, und daselbst einen Knaben geböhre, und, nach ihrer Sitte, erzöge: so hätte dieser junge Mensch ein Vaterland. Dagegen hat Keiner ein Vaterland, der das Unglück hat, auf einem Schiffe geboren und auf dem Lande erzogen zu werden; ja Keiner hat ein Vaterland, der etwa in Sachsen geboren und in Berlin erzogen wurde.

Dieser erhabene Gaugeist ist gewiß vortrefflich, und die Idee des Vaterlandes herrlich. Wie arm ist dagegen, das bekannte Wort: „Rom ist, wo Römer sind." Wie gem'in meine Abhandlung: „das Vaterland oder Volk und Staat!" Hätte ich doch den Hrn. v. Woltmann früher gelesen: so wäre dieser weitläuftige Aufsatz wohl nicht geschrieben! Wie matt und elend endlich das Lied, mit welchem Arndt's ungebildete Kraft uns beschenkt, oder in welchem Arndt's Rohheit um Kraft gebuhlt hat: „Was ist des Teutschen Vaterland?"

Im Uebrigen ist Gott nicht genug zu danken, daß Hr. von Woltmann nicht nur in Oldenburg geboren, sondern auch in Oldenburg erzogen ist! Denn sonst hätte er ja kein Vaterland gehabt, der historische Geist hätte ihn auf dem Herzogl. Thurm nicht fassen können, und uns fehlte nicht nur ein großer Historiker, sondern vielleicht sogar die Idee des Vaterlandes!

* * *

3. Ein merkwürdiger Grundsatz der Jenaischen Allg. Literatur-Zeitung.

„Mit dem Rechte hat die Politik nichts zu schaffen, so abhängig sie von der Moral ist. Nur wenn sie mit möglichster Hinsicht auf diese geschaffen hat, tritt wieder ein Rechtszustand ein, welchen sie begründete.“

Also sagt in der Jen. Allg. L. Z. (S. 342) so eben der Rec. der Schriften über die Tagesgeschichte in Teutschland (Ms.) Wir werden wohl einmal Gelegenheit finden, sowohl die Grundsätze, die dieser Recensent überhaupt bewährt hat, als die, nach welchen der Redacteur dieser L. Z. verfährt, zusammen zu stellen, zu prüfen und zu würdigen. Dieser Grundsatz aber, den diese Jen. Zeitung verbreitet, verdient wegen der Zeit, in welcher wir leben, sogleich eine Auszeichnung.

Wir wollen zuerst die Worte beachten. „Die Politik hat nichts mit dem Rechte zu schaffen. Sie schafft aber mit Hinsicht auf die Moral.“ Nun, was schafft sie denn? Wird nicht gesagt; es ist ein reines Schaffen, was sie treibt. — „Hat sie aber geschaffen, so tritt wieder ein Rechtszustand ein.“ — Tritt dieser wieder ein, so war er auch wohl da, ehe die Politik anfieng zu schaffen: also schaffte sie ihn wohl nur hinweg? Und woher kommt denn der Rechtszustand, der wieder eintritt? — „Die Politik begründete ihn.“ — Also die Politik schaffte einen Rechtszustand hinweg, und schaffte einen Rechtszustand wieder herbei, und hat doch mit dem Rechte nichts zu schaffen?

Ach, lieben Leser, was in Jena teutsch mit lateinischen Buchstaben in Quart gedruckt wird, das braucht solche

Bemerkungen aus der gemeinen Logik nicht zu beachten. Das sind Spitzfindigkeiten, und man spricht in Bausch und Bogen.

Wohl! Wir sollen also auf den Sinn sehen. — Wenn die Politik von der Moral abhängig ist, und doch mit dem Rechte nichts zu schaffen hat: so hat auch ja wohl die Moral nichts mit dem Rechte zu schaffen? so kann man moralisch seyn, wenn man auch das Recht unter die Füße tritt? — Das ist ja eine herrliche Lehre, die entweder in Napoleon's Schule erlernt ist, oder die der Rec. diesem beigebracht hat. Denn Napoleon rühmte bekanntlich auch die Moralität seiner Politik, und diese hatte wahrlich auch nichts mit dem Rechte zu schaffen.

Nun wollen wir den Rec. und seinen Redacteur nicht fragen, was denn die Moral ist? sondern wir wollen das Beßte setzen, daß nämlich die Moral zeige, was an sich gut ist. Aber „die Politik soll mit möglichster Hinsicht auf diese Moral schaffen:" und hier fragen wir: wer soll über das Mögliche, oder unsertwegen Möglichste entscheiden? Etwa das Gewissen der Fürsten? Und wenn nun der Fürst ein Napoleon ist, oder erzogen in dessen Schule? Wehe den Völkern, wenn ihr Loos von dem Gewissen der Fürsten allein abhängig gemacht wird!

Wir haben immer geglaubt, daß die Politik gar keine andere Aufgabe habe, als das Recht zu schaffen oder zu schützen, und sind der Meinung gewesen, daß sie, wenn sie nur das Recht wolle, d. h. Jedem schützt, was Jedem gehört, und Jedem giebt, was Jedem gebührt, mit der Moral schon auskommen würde. Jene Lehre aber ist die Lehre der Despotie und der Gewaltthätigkeit, und giebt die Völker der Willkühr der Fürsten Preis. Und solch' eine

Lehre verbreitet eine Teutsche Literatur-Zeitung in solcher Zeit!

* * *

4. Das Licht und der Lichtputzer unserer Zeit.

„Im Grunde — sagte einst Herr v. —nn — ist Fichte doch nur der Lichtputzer unserer Zeit gewesen.“ — „Nicht übel!“ bemerkte ein Kundiger. „—nn hält sich für das Licht unserer Zeit, und da er nun nicht selten von Fichte einen Putzer bekommen hat, so nennt er diesen mit Recht den Lichtputzer unserer Zeit.“

* * *

5. Die Auflösung.

Der Recensent der Schriften über die Tagesgeschichte in Teutschland in der Jenaischen Allg. L. Z. unterschreibt sich Ms. Zu diesem hat sich neulich (bei der Recension der Schmid'schen Schrift: Teutschland's Wiedergeburt) ein Mann ganz anderer Art gesellt, der sich Pn. unterzeichnet. Nun wurde neulich in einer Gesellschaft die Frage aufgeworfen: was die Zeichen Ms. und Pn. wohl bedeuten möchten? Die Meinungen waren verschieden. Endlich äußerte Jemand: Ms. heiße Mephistopheles und Pn. — Pneuma (ἄγιον). Dieses fand Beifall; und dieses verdient um so mehr Beifall, setzte ein Anderer hinzu, weil es zugleich die Stelle des Redacteurs bezeichnet. Denn nun kann man die beiden Recensenten als die beiden Pole ansehen; der Redacteur, der sie verbindet, steht zwischen ihnen, als der Indifferenzpunkt, und ist eine — Teutsche Null. — Hierauf wurde der Beifall allgemein. —

Beilagen.

Digitized by Google

Beilagen.

Die beiden folgenden Noten gehören als erläuternde Actenstücke zu dem obigen VIII. Artikel: Aussichten und Hoffnungen.

B.

Note der Königl. Hannöverschen Gesandtschaft, an den Teutschen Committee zu Wien.

Unterschriebene Bevollmächtigte Sr. K. Großbritt. Hannöv. Maj. halten sich verpflichtet, auf die von Seiten der K. Baier. und Würtemberg. Höfe geäußerten Widersprüche gegen den v. 2. u. 11. der zur Deliberation gestellten 12 Punkte, welche besonders die ständischen und individuellen persönlichen Rechte der Teutschen Unterthanen überhaupt betreffen, diejenigen Grundsätze an den Tag zu legen, welche ihr allergnädigster Herr zu behaupten für eine heilige Pflicht gegen das Teutsche Vaterland ansieht.

Se. K. Hoh. der Prinz-Regent von Großbritannien und Hannover können den Satz nicht anerkennen, daß selbst nach den Veränderungen, die in Teutschland vorgegangen sind, den Fürsten ganz unbedingt oder rein despotische Rechte über ihre Unterthanen zustehen.

Der Grundsatz, daß der Verfall der Teutschen Reichsverfassung auch den Umsturz der Territorial-Verfassung Teutscher Staaten (in sofern diese nicht Punkte betraf, die ausschließlich ihr Verhältniß mit dem Reich bezweckten) im rechtlichen Sinne nach sich ziehe, läßt sich keinesweges zugeben.

Ein Repräsentativ-System ist in Teutschland von den ältesten Zeiten her Rechtens gewesen, in vielen Staaten beruhten dessen nähere Bestimmungen auf förmlichen Verträgen zwischen dem Landesherrn und ihren Unterthanen, und selbst in den Ländern, wo keine ständische Verfassungen erhalten waren, hatten die Unterthanen gewisse und wichtige Rechte, welche die Reichsgesetze nicht allein bestimmt darlegten, sondern auch schützten.

Kann man nicht zugeben, daß der Verfall der Reichsverfassung der Territorial-Verhältnisse unter den Fürsten und ihren Unterthanen (in sofern diese auf die Reichs-Verfassung keinen Bezug hatten) nothwendig aufhob; so läßt sich auch nicht behaupten, daß die zwischen den Teutschen Fürsten und Bonaparte geschlossenen Verträge, den Rechten ihrer Unterthanen de jure etwas vergeben konnten: sie durften kein Gegenstand der Transactionen seyn. Kein Fürst würde wünschen, in dem Lichte sich darzustellen, als hätte er mit einem fremden Fürsten einen Vertrag gegen seine Unterthanen eingehen wollen und selbst die Rheinbundsacte, weit entfernt den Fürsten despotische Rechte einzuräumen, beschränkt dieselben in wesentlichen Stücken. Ohnehin blieb die Beendigung der Bundes-Gesetze aus bekannten Ursachen stets ausgesetzt.

Eben so wenig läßt es sich behaupten, daß die späterhin mit den alliirten Mächten geschlossenen Verträge, indem diese die Souveränetäts-Rechte der, dem Bunde beigetretenen Fürsten sichern, diesen vorhin nicht legaliter besessene Rechte über ihre Unterthanen hätten beilegen wollen und können. Jene Rechte machten einmal keinen Gegenstand der Transaction aus; andern Theils liegt in dem Begriffe der Souveränetäts-Rechte keine Idee der Despotie. Der König von England ist unläugbar eben so souverän, als jeder andere Fürst in Europa und

und die Freiheiten seines Volks befestigen seinen Thron, anstatt ihn zu untergraben.

Unter Voraussetzung dieser Grundsätze müssen Unterzeichnete darauf bestehen, daß künftig in Teutschland:

1) Die Rechte bestimmt werden mögen, die den Teutschen Unterthanen von Alters her mit Recht zugestanden haben.

2) Daß es ausgesprochen werden möge, daß die auf Gesetzen oder Verträgen beruhenden Territorial-Verfassungen, unter Vorbehalt der nöthig werdenden Modificationen, bestehen sollen.

3) Daß da, wo keine ständischen Verfassungen gewesen sind, auch auf den Fall, daß Oesterreich, Preußen, Baiern und Würtemberg entweder wegen ihrer besondern Verhältnisse oder auf die angeführten Tractaten gestützt, sich davon ausschließen sollten, — für die Stände, die sich zur Unterwerfung unter alle für Teutschland's Wohl nöthige Maßregeln verstanden haben, für die Folge als Gesetz erklärt werde, daß die Einwilligung der Stände

a) zu den aufzulegenden Steuern (wohl verstanden, daß sie zu den Bedürfnissen des Staats beizutragen schuldig sind) erforderlich sey.

b) Daß sie ein Stimmenrecht bei neuzuverfassenden Gesetzen,

c) die Mitaufsicht über die Verwendung der zu bewilligenden Steuern haben sollen.

d) Daß sie berechtigt sind, im Fall der Malversation die Bestrafung schuldiger Staatsdiener zu begehren.

Schließlich ist es zwar nicht der Wunsch Hannovers, daß in Civilsachen künftig die Appellationen an das Bundesgericht in gewöhnlichen Fällen gebracht werden sollen, oder zu verhindern, daß die Landesherrn nicht vor ihren eignen Gerichten Recht geben und nehmen sollen, nur muß man es Hannövrischer Seits für nöthig halten, daß in solchen Fällen die Richter von ihren Pflichten gegen ihren Herrn entbunden und lediglich

nach den Gesetzen, mit Hintansetzung aller etwanigen Cabinets-Rescripte zu sprechen angewiesen seyen. In solchen Fällen aber, wo Stände gegen den Mißbrauch der Souveränitäts-Rechte der Fürsten klagen wollen, muß nothwendig der Recurs an den Bund ihnen offen stehen.

Nur durch solche liberale Grundsätze können wir beim jetzigen Zeitgeiste und bei den billigen Forderungen der Teutschen Nation Ruhe und Zufriedenheit in Teutschland herzustellen hoffen.

Wien, den 21sten October 1814.

(unterzeichnet) Münster.
Hardenberg.

C.

An des Herrn Fürsten v. Metternich und des Herrn Fürsten v. Hardenberg, Hochfürstl. Gnaden.

Nachdem der 6te Artikel des, von den Hauptmächten Europa's unterzeichneten Pariser Tractats, als allgemeinen Ausspruch über die künftige Verfassung Teutschland's den Grundsatz aufgestellt hatte, daß die Teutschen Staaten unabhängig, und durch ein föderatives Band vereint seyn sollten, dürften die allerseitigen Committenten der Unterzeichneten sowohl, als andere in gleichem Verhältnisse mit ihnen stehende Teutsche Staaten mit Recht erwarten, zu den Verhandlungen, welche die künftige Verfassung und Vereinigung des gemeinschaftlichen Vaterlandes betreffen, zugegezogen zu werden.

Dies ist bis jetzt nicht geschehen, und außer den als Paciscenten bei dem Pariser Frieden aufgetretenen hohen Mächten, Oesterreich und Preußen, scheinen einige in ähnlicher Kathegorie mit mehrern nicht eingeladenen stehende Teutsche Höfe, als Repräsentanten für die Mehrheit ihrer übrigen Teutschen Mitstaaten auftreten zu wollen.

In dieser Lage der wichtigsten Angelegenheit Teutschland's, sind es die Unterzeichneten nach nunmehr offiziell angekündigter Eröffnung des Congresses, und nach geschehener Ueberreichung ihrer Vollmachten, der Würde ihrer Committenten, den Pflichten gegen das Teutsche Vaterland und den Millionen, die auch sie zu vertreten haben, schuldig, nicht länger zu schweigen.

Die Souveränetät der Teutschen Staaten ist von den hohen alliirten Mächten anerkannt worden, und wenn dagegen in den von den meisten Teutschen Fürsten abgeschlossenen Accessions-Verträgen dieselben versprochen haben, in dieser Hinsicht den Maßregeln beizupflichten, welche zu Behauptung der Unabhängigkeit von Teutschland für nothwendig erachtet werden würden, so liegt in diesem Versprechen kein Verzicht auf das Recht, zur Anordnung jener Maßregeln mitzuwirken. Darüber, daß das Urtheil über die Frage: welche Maßregeln zu jenem höchsten Endzwecke nothwendig seyen? ausschließlich und entscheidend von einigen Teutschen Mächten und von der Minderzahl der Interessenten sollte ausgesprochen werden, beobachten die Accessions-Verträge ein gänzliches Stillschweigen, und lassen demnach diese ursprüngliche gleiche Befugniß allen in den Gesellschafts-Vertrag des Teutschen Staatenbundes eintretenden Interessenten, ihre freie Stimme zu den organischen Gesetzen der einzugehenden Staatengesellschaft abzugeben.

Gestützt auf diese Verträge, auf die Bestimmung des Pariser Friedens und auf die Grundsätze des Völkerrechts, werden der Unterzeichneten allerseitige Committenten ihrer Theilnahme an der Constituirung des Bundes niemals entsagen, sondern müssen darauf bestehen, daß dieses allen Teutschen Volksstämmen zustehende Recht auch von den Regierungen, aber nach billig festzusetzenden Normen, ausgeübt werde, und behalten sich solches hiermit ausdrücklich bevor.

Dagegen werden sie es mit Dank erkennen, wenn Ihre Majestäten der Kaiser von Oesterreich und der König von Preußen ihnen, auf der Basis gleicher Rechte und einer vollständigen Repräsentation aller Bundesglieder beruhende Vorschläge, über die künftige Verfassung und die zur Sicherung der Freiheit und Unabhängigkeit Teutschland's und der Teutschen Völker nothwendig scheinenden Maßregeln, zur Berathung und Beschlußnahme mittheilen wollen, und sie werden ihre Bereitwilligkeit beweisen, zum Besten des Ganzen denjenigen Einschränkungen ihrer Souveränetät, sowohl im Innern ihrer Staaten, als im Verhältniß gegen Auswärtige, beizupflichten, welche als allgemein verbindlich für Alle werden beschlossen werden.

Namentlich sind sie damit einverstanden, daß aller und jeder Willkühr, wie im Ganzen durch die Bundes-Verfassung, so im Einzelnen in allen Teutschen Staaten, durch Einführung landständischer Verfassungen, wo dieselben noch nicht bestehen, vorgebeugt, und den Ständen folgende Rechte gegeben werden:

1) Das Recht der Einwilligung bei neu zu erlassenden allgemeinen Landesgesetzen.

2) Das Recht der Verwilligung und Regulirung sämmtlicher zur Staats-Verwaltung nothwendigen Abgaben.

3) Das Recht der Mit-Aufsicht über die Verwendung der Steuern zu allgemeinen Staatszwecken.

4) Das Recht der Beschwerdeführung, insbesondere in Fällen der Malversation der Staatsdiener, und bei sich ergebenden Mißbräuchen jeder Art.

Wobei übrigens den einzelnen Staaten die angemessene Einrichtung der ständischen Verfassung, nach dem Charakter der Einwohner, den Localitäten und dem Herkommen, überlassen bleibe.

Ebenso ist es ihr Wunsch, daß der Justizgang in jeder Beziehung unabhängig von Willkühr erscheine, und insbesondere jede Classe unter ihren ordentlichen Richter gestellt bleibe oder werde.

Endlich halten sie sich fest überzeugt, die Teutsche Verfassung würde ihren festesten Bestand alsdann erst behaupten

können, wenn ein gemeinsames Oberhaupt, welches dem Teutschen Verband den ersten Rang unter den Europäischen Nationen gab, an der Spitze der Teutschen Staaten-Verbindung, dem von den Ständen des Bundes gemeinsam Beschlossenen die unverbrüchliche Vollziehung sichere; die Säumigen oder Weigernden ohne Unterschied mit erforderlichem Nachdrucke zur Erfüllung des Bundesvertrags anhalte; der Bundesjustiz schnelle und vollkommene Folge verschaffe; die Kriegsmacht des Bundes leite, und so im Innern und gegen Außen allen Staaten desselben, auch den mächtigsten, als Beschützer, erster Repräsentant der Teutschen Nation und Gegenstand allgemeiner Ehrfurcht, der Verfassung aber als kräftigsten Garant der Teutschen Freiheit als Aegide sich darstelle.

Indem die Unterzeichneten Se. des Herrn Fürsten von Metternich (Hardenberg) Hochfürstl. Gnaden gehorsamst bitten, diese ihre Erklärung zur Kenntniß Ihrer Maj. des Kaisers von Oesterreich (Königs von Preußen) zu bringen, und sonst davon zweckdienlichen Gebrauch zu machen, freuen sie sich, eine Veranlassung zu haben, die Versicherung ihrer vollkommensten Verehrung zu erneuern.

Wien, den 16ten November 1814.

Graf Keller, Kurhessischer Staatsminister und Gesandter.

v. Lepel, Kurhessischer zweiter Bevollmächtigter.

Freiherr v. Türkheim, Großherzogl. Hessischer Staatsminister und Gesandter.

v. Wolffframsdorf, Bevollmächtigter des Herzogl. Gesammthauses Anhalt,

v. Schmidt-Phiselbeck, Herzogl. Braunschweigischer Bevollmächtigter.

Schmidt, Bevollmächtigter der freien Hansestadt Bremen.

Danz, Bevollmächtigter der freien Stadt Frankfurt.

Gries, Bevollmächtigter der freien Hansestadt Hamburg.

Helwing, Fürstl. Lippe-Detmoldtischer Bevollmächtigter.

Hach, Bevollmächtigter der freien Hansestadt Lübeck.

Freiherr v. Plessen, Herzogl. Mecklenburg-Schwerinscher Staatsminister und Bevollmächtigter.

v. Oertzen, Herzogl. Mecklenburg-Strelitzscher Staatsminister und Bevollmächtigter.

Freiherr v. Gagern, Freiherr v. Marschall, } Bevollmächtigter des Naussauschen Hauses.

v. Wiese, Bevollmächtigter des Gesammthauses der Fürsten Reuß.

v. Gersdorf, von Sachsen-Weimar, v. Minkwitz, von Sachsen-Gotha, v. Erffa, von Sachsen-Meinungen, v. Baumbach, von Sachsen-Hildburghausen, Baron Fischer, von Treuburg, von Sachsen-Coburg-Saalfeld, } Bevollmächtigte der Herzoge von Sachsen.

v. Berg, als Fürstl. Schaumburg-Lippischer, und Fürstl. Waldeckscher Bevollmächtigter.

v. Weise, v. Ketelhott, } Fürstl. Schwarzb. Sonderh. und Rudolst. Bevollmächtigte.

Inhalt.

Beilagen.

Nemesis.
Zeitschrift
für
Politik und Geschichte.

Dritten Bandes III. Stück. 1814.

I.

Sur les revenus et dépenses annuelles de la République des Provinces unies.

Par Mr. *Hemsterhuis*.

Vorwort. Dieser Aufsatz des berühmten Hemsterhuis, obgleich schon vor dreißig und einigen Jahren geschrieben, ist noch nie gedruckt gewesen. Wir freuen uns sehr, unsern Lesern denselben gerade in diesen Augenblicken mittheilen zu können, in welchen die Niederlande unter neuen Verhältnissen ein neues Leben beginnen. Wenn

Geist und Art des vortrefflichen Mannes sie anspricht, so wird durch die Zeit das Vergnügen verdoppelt werden.

On demande des notions exactes des revenus et des dépenses annuelles de la République des provinces unies. Pour faire voir l'impossibilité de satisfaire à cette demande, il faut considérer que cette République est le composé politique le plus hétérogène qu'il y ait dans le monde. Les sept Provinces sont habitées par sept nations différentes, dont le caractère, les moeurs, le gouvernement, ne se ressemblent pas: dont les intérêts s'entre-chocquent à tout instant, et qui sont jalouses les unes des autres à proportion qu'elles sont voisines. Avant leur union, elles se sont portées les haines les plus cruelles, et se sont fait les guerres les plus opiniâtres. Elles avoient presque toutes en commun d'être les meilleurs marins du monde, industrieuses, et commerçantes. Lors qu'elles sont toutes tombées sous la domination Autrichienne, la pesanteur du joug espagnol, l'amour de la liberté, la réforme dans la religion étoient les trois choses qui leur devinrent communes, et qui donnèrent pour la première fois un ton d'unité à ces parties si disparates. L'inquisition et une guerre inhumaine contre un ennemi supérieur en tout, les pressant de tous les côtés, la nécessité les portoit à une espèce de liaison parfaitement conforme à celle d'un tas d'hommes qui courrent à un incendie et s'entre-aident sans y penser. Elles étoient obligées de faire des loix et des réglements qui étoient dictées par l'événement du jour, et pour l'utilité présente.

La première guerre que ces peuples ont soutenue ensemble, a duré quatre-vingts ans. On naissoit et on mourroit dans la guerre, par conséquent celles de leurs loix et de leurs réglements qui par l'usage avoient été trouvées passablement bonnes, et aux quelles le temps donna de l'autorité, tenoient toutes à la guerre, et ne valoient rien pour la paix; d'où sont resultées deux choses très-remarquables, l'une que cette République fut pendant un temps guerrière et commerçante à la fois, dont on n'avoit jamais vu d' exemple, et l'autre que le même Etat paroit très-respectable dans la guerre, et très-meprisable dans la paix.

Après la guerre on sentit ces inconvenients, et on voulut y remédier, mais 1° leurs législateurs n'avoient pas l'autorité accréditée dans la paix, que leurs grands Capitaines avoient eu pendant la guerre, et 2° c'est tout une autre chose de créer une République fédérative pour la paix, que de guider une confédération dans le besoin pressant d'une guerre. Dans le premier cas tout est obstacle pour le Législateur: dans le second tout aide le grand Capitaine.

Si on considère que cette petite République a figurée dans le monde à côté des plus grandes puissances: qu'elle a soutenu et terminé des guerres contre l'Espagne, la France, et l'Angleterre; si on considère les armées formidables qu'elle avoit sur pied dans le même temps qu'elle disputoit l'empire de la mer au reste de l'Europe, toujours avec gloire, et souvent avec succès; les dépenses extraordinaires auxquelles son local l'oblige pour se défendre par

des digues contre la mer, et les fleuves qui l'environnent, et par une chaîne de fortifications contre des voisins ambitieux et puissants, il faut s'étonner sans doute des richesses de ce petit Etat. De ce qu'on vient de dire s'ensuit, qu'il faut envisager cette République de deux façons, premièrement, comme un Etat ou un Tout composé de deux parties fort différentes: et secondement comme sept ou plutôt cent petits souverains: ou bien plustôt encore comme des milliers d'Individus libres et indépendants, qui s'envient, qui s'épient, et qui ne respectent que leurs propres aisances, richesses et indépendances.

Considéré comme un Etat en temps de guerre, on voit un Tout formé par un danger actuel et commun, plus intolérablement fier dans la bonne, qu'abattu dans la mauvaise fortune: un Tout si riche, que vers la fin de la guerre de la succession, le prince Eugène dans une lettre à sa Cour [1]) déconseille fortement la paix, par la raison qu'il trouve la République beaucoup trop puissante encore. Ceux qui ont eu la curiosité et l'occasion de monter à la source des richesses de cet Etat lors qu'elles sont actives pendant la guerre, s'étonnent de la quantité des différentes façons dont on lève et negocie de l'argent alors, et du desordre qui en resulte, desordre bien difficile à débrouiller pendant le cours de la plus longue paix. Pour donner une idée de la richesse de ces Individus, et peindre en même temps le caractère de ces peu-

1) J'ai possedé une Copie bien authentique de cette Lettre, que je n'ai pas voulu refuser à feu Mr. de Rh.., avec quelques autres papiers.

ples, je remarque ici qu'au milieu de la guerre de la Succession quelques particuliers commerçants formèrent le plan de faire une Société de six à huit cent personnes, dont un grand nombre avoit déjà signé, qui moyennant certaines conditions, prendroient la guerre à ferme, et s'engageoient à la faire à Louis XIV. tant qu'on voudroit. Ce plan pourroit paroître absurde par tout ailleurs, mais il ne le seroit pas ici [a]).

En considérant la République comme Etat dans la paix, c'est une société de Joueurs qui se traitent avec assez de décence, mais dont chacun n'a que ses propres intérêts à coeur. Les revenus fixes de cet Etat ou de ce composé ne consiste 1° que dans dix ou douze Millions par an, qui forment ce qu'ils appellent l'Etat ordinaire et extraordinaire de guerre; 2° dans ce qu'ils tirent des pays conquis en Flandre, dans le Brabant, d'outre Meuse, et du côté de Groningue, que les sept provinces possèdent en corps, et qu' une jalousie mal entendue, empêche de s'enrichir autant que leur local pourroit le permettre. On voit dans ces pays, comme partout ailleurs, que d'avoir une République pour despote est une situation dure. 3°. dans les impôts qui sont assignés aux Admirautés, et enfin dans le profit des Loteries. Ce qu'on paye de ces revenus c'est tout ce qui concerne les équipages sur mer, l'Armée de terre, les fortifications et les magazins, les Employés de la Généra-

a) Je tiens cette anecdote de feu mon père, qui avoit eu un plan avec beaucoup de signatures en main, et qui connoissoit plusieurs de ceux qui avoient signés.

lité, et les intérêts d'à peu près quarante millions de dettes que les provinces ont contractés en commun. On peut considérer ces revenus comme fixes, quoiqu'il faut encore un consentement annuel de chaque province pour qu'ils le soient, mais il s'en faut de beaucoup qu'ils suffisent aux besoins extraordinaires et continuels de la République en corps. Par exemple une petite guerre par mer, du secours pour les Colonies, des subsides à des princes étrangers, des besoins pressants pour les fortifications, l'artillerie, ou les magazins, des augmentations dans l'armée, sont des objets qui demandent presque continuellement des subsides extraordinaires. On les demande aux provinces par forme de pétition. Chaque province y consent si elle veut: si non, et que l'affaire presse, celles qui ont le plus d'intérêt dans la chose en question payent provisionnellement, et après on se querelle pour le remboursement, et sur une liquidation réciproque.

Tout ce qui s'est dit de l'hétérogénéité de la République en corps, peut s'appliquer à chaque province en particulier, composées des Corps nobles, des villes et des districts avec cette différence que là du moins la pluralité des voix est reconnue, et ne souffre point de contradiction. On voit par ce que je viens de dire que la République ne sçauroit subsister sans l'emploi éminent d'un Stadhouder, qui d'un côté lui donne en quelque façon une force exécutrice dans les calamités imprevues, force dont elle manque totalement dans le fond; et qui de l'autre par son autorité, son influence, et sa médiation peut lier plus ou moins ces parties, et les raccom-

moder lorsque leurs dissensions pourroient altérer l'Union.

J'ai déjà considéré la République comme un Tout, en guerre; par conséquent je n'ai rien à remarquer sur les parties de ce Tout, ou les Individus en guerre puisqu' alors ils font à peu près corps par de grandes craintes ou espérances communes; mais je ferai quelques reflexions sur ces parties ou ces Individus en paix.

Dans une Nation aussi industrieuse que celle-ci, la liberté entière et parfaite dont chacun jouit chez soi, fait que chacun s' occupe et s'amuse chez soi, sans se mêler de son voisin, et de là vient que les individus ne sont pas mieux liés ensemble. Pendant leurs guerres dans le siècle précédent le nombre de leurs branches de commerce n'étoit pas considérable, et ceux qui appartenoient à la même branche, avoient leurs intérêts en commun et firent corps, mais à présent chaque sujet commerçant de la République fait son commerce à sa guise, et ils n'ont plus rien de corps, qu'en criant ensemble dans quelque grande calamité; et si on refléchit encore sur l'hétérogénéité de l'éducation de ces peuples, on verra qu'il n'y a pas de nation policée en Europe qui a moins de caractère national. La raison que cela n'est pas plus visible qu'il ne l'est, c'est que par tout le luxe ou le préjugé oblige les hommes à quelque dehors uniforme.

Pour revenir maintenant aux revenus de cet Etat, il faut sçavoir que chaque province lève ses impôts, perçoive ses revenus, et négocie de l'argent à sa fa-

gen, mais tout ce qu'elles payent à l'Union, à leur ensemble, au corps de la République, elles le fournissent suivant l'ancienne quotisation connue, où chaque province donne autant dans cent florins.

Il faut s'étonner de deux choses; l'une, comment on a pu parvenir à faire resoudre ces différentes provinces à une pareille quotisation, et l'autre, comment on a pu faire une quotisation aussi proportionnée, qu'elle paroît l'être, aux vraies puissances réciproques de ces provinces d'alors. Mais il est évident que tant de guerres, tant de calamités, tant de vicissitudes dans le commerce, dans la situation des ports, dans le local même, causées par les eaux, ont dû détruire la justesse de cette quotisation; et voilà où réside la maladie la plus dangereuse de cet Etat: maladie, qui sans l'emploi du Stadhouder lui seroit immanquablement mortelle.

C'est depuis peu d'années que le mal commençoit à se manifester tout de bon. La Zélande venoit se plaindre, et non à tort elle déclara ouvertement qu'elle ne pouvoit plus payer son contingent: que ses dépenses surpassoient ses revenus, et elle menaça même de ne plus consentir dans les Etats de guerre et les pétitions ordinaires du Conseil d'Etat. On la traita durement: on l'obligea de venir montrer ses livres de récettes et de dépenses, et la Nation la plus calculatrice de l'Univers n'y comprit rien. Pour la faire taire, on lui accorda de bien mauvaise grâce quelques subsides qui ne suffisent pas, et qui l'aigrissent. Peu de tems après ces subsides, d'autres provinces menaçèrent de même, et celles dont la quote est beaucoup au dessous de leurs pouvoirs

présents et réels se turent. Or s'il étoit possible qu'aucun Individu, quelqu'il fut, put sçavoir au juste les revenus et les dépenses de chaque Province en particulier, la réforme des Quotes, qui fait la plus importante discussion dans ce pays seroit l'affaire d'un calcul de cinq minutes, et personne n'auroit le droit de se plaindre.

Il faut que j'ajoute ici, que le plus grand Ministre que la République ait eu jamais pour les finances, accredité presqu' également dans toutes les provinces, et mort depuis peu d'années; convaincu de l'impossibilité dont je parle, avoit formé un projet qu'il se proposa d'adresser à l'Union; Suivant le quel on leveroit par tout les mêmes impôts, et de la même manière. Il confia son plan au Stadthouder et à quelques amis. On admira son plan, mais on lui fit comprendre que son plus doux salaire seroit, qu'on se moqueroit de lui.

II.

Einige Erfahrungen aus den letzten Feldzügen und fromme Wünsche für Teutschland.

1.

Die Thatsache liegt Jedem vor Augen: der Feind ist in seine Gränzen zurückgetrieben worden, und seine Hauptstadt ist in unsern Händen gewesen.

Wenn wir aber aufrichtig das Wie beleuchten wollen, so müssen wir gestehen, daß wir bei der wirklich übergroßen Tapferkeit und fast übernatürlichen Ausdauer, bei dem Mangel an Lebensmitteln, und bei den schlechten Wegen, im Winter, vielleicht das Ziel Paris erreicht hätten, aber nicht das Ziel Friede — wenn die Franzosen nicht selbst ihres Treibers überdrüssig geworden wären und ihn verwiesen hätten. Unsere Operationslinie war schon zu lang: das Operations-Object Paris war an sich selbst gefährlicher, wenn wir es inne hatten, als wenn wir davor standen.

Paris konnte für uns werden, was Moskau für die Franzosen geworden war — ein Grab. Zwischen uns und dem Rheine schlugen Französische Landstürme über unsere Operationslinie zusammen; wir hatten keine feste Rückstellung mehr, der Feind hatte alle Festungen hinter uns inne. Wahrlich es war ein gewagtes Spiel in Frankreich. Es ist gewonnen worden. Gott hat es gewollt. Hoffentlich werden wir aber die Lehre daraus ziehen, daß es kein Leichtes ist, Paris zu erobern, daß es in ähnlichen Fällen vielleicht sicherer ist, an die Loire zu operiren von Genf und Basel aus, als nach Paris; daß es zweckmäßiger seyn dürfte, Paris von weitem an der Loire zu bedrohen, als zu nehmen. —

2.

Nachdem Napoleon resignirt und sich nicht selbst entleibt hatte, sprachen Viele über ihn das Urtheil der Feigheit aus, und er wurde in allen Zeitungen als der erbärmlichste Wicht dargestellt. Daran hat man wohl sehr unrecht gethan, und den Ruhm unserer Feldherrn sehr ge-

schmälert. Denn wenn Napoleon so erbärmlich war, so war es ja nicht ruhmwürdig ihn zu überwinden. Ich glaube, Napoleon sey bis auf diesen Augenblick nicht aus seiner Rolle gekommen. Man kann sagen: Napoleon sey ein böser Mensch, man wird aber nicht sagen können: Napoleon sey ein schlechter Feldherr, ein dummer und feiger Mensch, wie sich so Mancher erlaubt hat.

Napoleon's Marsch nach Toul im März, um den Krieg an den Rhein zu ziehen, war gut; das Gegenmittel ihn ziehen zu lassen, war freilich noch besser. Beinahe war dieser Marsch Napoleon's dem gleich, den er (1806) von Hof nach Jena machte. Wären die Preußen damals, statt an die Unstrut, nach Saalfeld (am 11. bis 12. October) marschirt, so wäre diese Diversion der ähnlich gewesen, die Fürst Schwarzenberg (am 30. März) nach Paris machte. Wie aber dann, wenn Marmont festgestanden, und die Pariser sich mit ihm vereinigt hätten? dann blieb uns der Rückweg nach Brabant! Napoleon sah sich getäuscht, und wir haben gegen seine Finte die rechte Parade ergriffen. Er kehrte um, wußte aber nicht, was ihm in Paris bevorstand. Dies erfolgte; nun wollte er noch einmal schlagen — siegen oder untergehn. Jetzt empörten sich die Marschälle. Was blieb nun zu thun übrig? Meiner Meinung nach dreierlei. War Napoleon Peter I. oder Carl XII., so schoß er den Marschall Ney vor den Kopf und sprach, Marsch! War Napoleon ein braver Mann, der nun keinen ehrenvollen Ausweg mehr vor sich sah, so schoß er sich selbst eine Kugel vor den Kopf. Weil er aber Napoleon war, so that er gerade, seinem Charakter gemäß, was er thun mußte, er verstellte sich. Unter dem Vorwande der Liebe für Frankreichs Ruhm, verzichtete er auf den Thron, um

Digitized by Google

keinen schlechten Frieden machen zu müssen. Napoleon gieng nach Elba. Wenn er auf dieser Reise ängstlich seines Lebens schonte, so that er es, weil er noch große Pläne hat für die Zukunft.

Jetzt ist Napoleon gefährlicher als je!

Er rechnet auf die ihm ergebene Armee, auf die Schwächen der Bourbons, auf die Mißgriffe der Altadeligen.

Am Gelde hat er keinen Mangel, es wird ihm, wenn es Zeit ist, nicht schwer werden, nach Frankreich zurückzukehren.

3.

Die Französische Nation und ihre Eitelkeit, Ruhmgier, Raubsucht, haben wir zur Genüge kennen gelernt. Wir haben erfahren, daß ihre Armee brav ist. Durch die so schnell zurückgegebenen Gefangenen haben wir Frankreich einen Ueberfluß an kriegserfahrenen Soldaten wieder gegeben; sie werden sich mit den dort einheimischen zu einer großen Napoleonschen Partei bilden, (mit Ausnahme der reichgewordenen Officiere, die ruhig seyn werden), und ihren Anführer zurückwünschen, oder einen neuen wählen. Diese Partei wird keinen Bourbon über sich leiden wollen, der nicht Soldat ist, und wenn sich einer findet, so werden sie nach Krieg wie nach Brod schreien. Die andere friedfertige Partei der Eigenthümer wird nichts dagegen ausrichten, und wir werden bald die alten Kriege um Belgien, um Italien und den Rhein erneuert sehen.

Es wäre daher wohl zu wünschen, daß die großen verbündeten Mächte sich baldigst um den neuen Ländererwerb

einigen, und hier dann die nöthigen Vorkehrungen treffen möchten, daß Alles angewendet würde, die Teutschen Rheinländer an Frankreichs Gränze, durch Herstellung ihrer alten Abgaben und Gerechtsame zu gewinnen. Es fällt Manchem auf, daß die überrheinischen Teutschen noch immer nicht recht Teutsch seyn wollen; mir nicht. Die guten Teutschen sind sehr für die Gewohnheit. Sie haben mehr Sinn für Erhaltung des Eigenthums, als für Nationalruhm; daher denn wahrscheinlich jene Gleichgültigkeit gegen die Wiedervereinigung mit Teutschland. Dazu kommen noch folgende, zu beherzigende Gründe.

Die guten Rheinländerbewohner wissen, daß, nachdem einmal das Herzogthum Burgund und späterhin das Palladium des Reichs, Straßburg, Französisch geworden, das beständige Strebeziel der Französischen Eroberung der Rhein gewesen ist, daß sich seine Bewohner beständig in der Defensive gegen Frankreich, dies in der Offensive befunden hat. Ihre Länder waren stets die Blutbahn für die Krieger seit 200 Jahren. Das Jahr 1813 hat die erste kräftige Offensive gegen Frankreich durchgesetzt. Nun gieng das Volk von dem Glauben aus, wenn es mit Frankreich vereinigt wäre, so höre dieser Kampf um den Rhein auf, und er werde sich wieder erneuern, da die Teutschen Sieger geblieben.

Mit dem großen Frankreich vereinigt, hatten diese Länder alle Freiheit des innern Handels, jetzt sind sie davon ausgeschlossen und der Handel nach Holland ist erst im Werden. Sie haben noch immer die Last der Truppen-Verpflegung, und jeder Regierungswechsel hat sein Unangenehmes, und erzeugt nothwendig Verwirrung und Ungewißheit. Seit 1800 ist Mancher im Französischen Dienst angestellt, und nun entlassen worden. Endlich weiß Nie-

mand, welchem Fürsten er künftig angehören wird, einem großen oder kleinen Staate — mit großen oder geringen Schutzmitteln.

Man soll also nicht sogleich über Unpatriotismus, Kleinstaaterei u. dgl. schreien, sondern Geduld haben mit diesen Leuten; man soll sie gerecht und streng, aber liebevoll und menschlich behandeln. Man soll zu Gouverneurs Männer von anerkanntem Werthe, wie einen Sack in Aachen, ansetzen, und sich nicht etwa verleiten lassen, zu einer Wahl, die auf dem guten Scheine beruht, der den Regenten blendet, unterdeß die Rückseite die Unterthanen erschreckt. Man soll die neuen Unterthanen ihre alten Steuern, von 1792 her, zahlen lassen und ihnen ihre alten Rechte, jedoch nicht etwa Standesprärogativen, wiedergeben. Man soll die vorgefundenen Beamten nicht verstoßen aus blindem Eifer, weil sie Frankreich dienten, wenigstens nicht, ohne sie zu hören. Kurz man soll ihnen den Uebergang versüßen, nicht erschweren. Boshafte Unpatrioten soll man aber sogleich erschießen. Man hört hin und wieder schon manches Böse, von Druck, von Willkühr, von Parteilichkeit, von übertriebener Anstrengung. Mancher will den Patriotismus erzwingen. Wenn der Krieg dies Alles gut hieß, so müssen doch jetzt die Gesetze, welche geschwiegen, wieder erwachen. Es ist ein braves Volk am Rhein vom Ursprung bis an's Ende. Es will behandelt seyn. Es ist ein kräftiges Volk am Rhein; und es wäre zu wünschen, es bildete eine tüchtige Vormauer gegen Frankreich. Dies kann nicht anders geschehen, als wenn es ganz militärisch so gebildet wird, wie ich unten verschlagen werde. Festungen müssen hier schleunigst erbauet werden, von Wesel bis Basel. Wären nur die

alten wiederhergestellt: Kaiserswerth, Düsseldorf, Ehrenbreitstein, Kehl und Manheim.

Wo der Preußische Scepter herrschen soll, wünschte ich, daß dem Volke das alte Vorurtheil gegen sein altes Zwanghandels-System gleich durch die That widerlegt, aller innere und auswärtige Handel frei gegeben, alle absurden Französischen directen Fenster-, Luxus-, Enregistrements- und solche Steuern, die auf Kauf und Verkauf ruhen, die droits réunis, Salzsteuer, Tabaksregie rc. sämmtlich an einem Tage sammt Douaniers *) cassirt würden.

Man lasse die Grundsteuer allein bestehen, welche in Frankreich hoch genug ist, und fixire in den Städten die Accise. Man überschwemme das Land nicht mit fremden Beamten und fremden Satzungen.

4.

Ist es nöthig uns Sicherheit gegen Frankreich dadurch zum Theil zu verschaffen, daß wir die vorliegenden Provinzen für uns gewinnen, und ihnen Anhänglichkeit für die Teutsche Sache einflößen, so ist es noch mehr nöthig unsere näherliegenden Völker so zu behandeln, daß sie auch in der Folge der Zeit den kräftigsten Widerstand leisten.

Der ehemalige Glaube an stehende Heere hat sich jetzt nicht mehr bewährt. Man hat gefunden, daß es des ganzen waffenfähigen Volks bedürfe, um einen Feind, wie die Franzosen, zu besiegen. Man hat gefunden, daß der

*) So eben höre ich, daß die unterstrichenen Abgaben aufgehoben worden sind.

Sold und solche bewegende Mittel wie der Stock nicht hinreichen, ein Heer siegreich zu machen, sondern daß Ehrgefühl und Vaterlandsliebe auch dabei seyn, und daß Alles vermieden werden müsse, was sie erstickt. —

Zwei Haupttriebfedern sind es, welche das Volk fast in ganz Teutschland anregen, aneinanderknüpfen und zum Zwecke der Landesvertheidigung erwecken können: Liebe für das Eigenthum, so mit der Landesverfassung zusammenhängt, und Liebe für die Ehre und den Nationalruhm, so mit der Vaterlandsliebe eins ist. Die erste Liebe taugt weniger für den Krieg wie die letzte, und sie war es, welche als ein Gegensatz zum Preußischen Landsturmedict bei dem Bauer eintrat. Indeß regte sie das gemeine Volk doch zum Kriege an, im verflossenen Jahre, weil Viele einsahen, daß sie jetzt ihr Privateigenthum gegen die Franzosen vertheidigen mußten. Man hat zwar gesehen, daß Preußische Soldaten von 1813 Batterien mit Kolbenstößen erstürmten, und man könnte fragen, was machte sie denn so brav? Darauf aber dient Folgendes zur Antwort. Ein Theil des Heeres bestand aus neu erzogenen Soldaten, die nach den neuen Gesetzen vom Jahr 1808 gebildet waren, denen man Ehrgefühl eingeprägt hatte, unter denen kein Dieb und kein schlechter Kerl gelitten wurde, und die den Krieg schon 1812 ehrenvoll mitgemacht hatten; ein anderer Theil bestand aus Freiwilligen, die rein durch Ehrgefühl geleitet wurden, und der dritte Theil bestand endlich aus den Recruten, die so eben dem Pfluge entnommen waren; dieser Theil schloß aber nur die Jugend vom 17ten bis zum 24sten Jahr in sich, in der noch kein Eigenthumssinn überwiegend geworden war, und der sich sehr bald nach den zwei andern Bestandtheilen des Heeres bildete. Dies

war eine ganz andere Armee als die bei Jena. Aber auch aus dieser Armee war das Gute und der Kern der jetzigen einverleibt: diejenigen Officiere, welche das Ehrenreinigungs-Tribunal legitimirt hatte, und ein Theil tüchtiger Unterofficiere. Wer kann läugnen, daß das unvertilgbare Ehrgefühl, welches durch vier Könige, die selbst Officiere waren, in das Preußische Officier-Corps gebracht worden war, welches die Schlachten des siebenjährigen Krieges gewonnen hatte, welches bei Jena unterlag, weil es nicht auf der rechten Stelle gebraucht wurde, welches im Frieden auf alle andere Stände drückte, weil diese keinen Gemeingeist hatten, 1812 bis 1814 an Preußens, Teutschlands, Europa's Rettung einen großen Antheil gehabt habe?

Man hat über dies isolirte, leicht zu reizende, eine Standesvorliebe erzeugende, militärische Ehrgefühl und über den Corporationsgeist sich häufig beklagt, oft mit Recht, oft mit zu viel Bitterkeit; aber wahr ist es, daß es in diesem Kriege Wunder gethan hat. Ob es daher noch ferner nöthig sey, kann nicht bestritten werden; ob es aber auf die andern Stände drücken müsse, ist eine andere Frage. Drückend ist es nicht bei verständigen und bei älteren Officieren, wohl aber bei solchen jüngeren, die über den Nachtheil, den es hat, nicht reiflich nachgedacht haben. Es giebt ein Mittel, dasselbe ganz unschädlich, ja heilsam für den Staat zu machen, und dies ist kein anderes, als die ganze Nation in die Armee, und die Armee in die Nation umzuschaffen, der ganzen gebildeten Classe, sobald als möglich, das Point d'honneur des Officier-Corps einzuprägen, und der Masse soviel Ehrgefühl, als sie nur zu tragen vermag. Der Officier sey Civilbeamte, dieser Officier. Ich erinnere an die Worte, welche Fürst

Blücher an den Fürsten Hardenberg richtete, bei Gelegenheit des Gastmahls, welches der König den Russischen Officieren gab [2]).

Dann aber müsse der Unterschied, welcher bisher Statt fand, die Classification und Benennung: Linientruppen, Landwehr, Landsturm aufhören, die nur Haß, Uneinigkeit und Eifersucht erzeugen. Der Dienst in Friedenszeiten laufe durch die ganze Nation und im Kriege nimmt man was man braucht, aus derselben. Man kann diese militärisch gebildete Nation, nach ihrer Taugbarkeit in mehrere Banner theilen, und zu dem 1sten Banner die Jugend von 17 bis 24, zum 2ten von 24 bis 40, zum 3ten von 40 bis 60 Jahren rechnen. Nichts muß vom Kriegsdienste freimachen dürfen, als Untaugbarkeit [3]).

2) Hier sind sie! „Se. Durchlaucht (Fürst Blücher) baten hierauf um Erlaubniß, die Gesundheit des Fürsten Staatskanzlers ausbringen zu dürfen, der dadurch, daß er das Zutrauen Sr. Majestät und der Nation verdient und erlangt, so wie durch den Geist, welchen er den Verwaltungsbehörden einzuflößen gewußt, jene innige Verbindung der Nation zu einem Ganzen bewirkt habe, durch welche allein es möglich gewesen sey in der Lage, in welcher sich das Vaterland befunden, das zu leisten, was wirklich geleistet worden ist. Diesem von Sr. Durchlaucht hervorgebrachten Geiste sey es beizumessen, daß man im Preußischen Staate jetzt nicht wisse, wo das Militär aufhöre und der Bürgerstand anfange. Diese glückliche Verschmelzung sey ein charakteristisches Denkmal der gegenwärtigen Epoche. Er wünsche, daß sie unauflöslich bleibe, und versichere Sr. Durchlaucht die Anerkennung davon, und die achtungsvolle Ergebenheit der ganzen Armee."

3) Nachdem dieß geschrieben war, erschien das neue Edict wegen Aufstellung der Preußischen Armee. Es ist ganz nach meinem Sinne bis auf die Benennung der Classen und Eintheilung.

Bei den Römern war jeder Bürger Soldat, aber jeder Bürger wurde auch schon als Knabe für den Kriegsdienst erzogen. Man lese Vegetius de re militari. Diese militärische Jugendbildung hat in Berlin Hr. Jahn im Kleinen angefangen, es wäre zu wünschen, sie würde allgemeine Staatssache. Die Teutschen lassen von ihren an Geist und Leib gewöhnlich verkrüppelten Dorfschulmeistern, die mit den Dorfschneidern einen Rang haben, den Bauerjungen viele Dinge einbläuen, die sie wenig brauchen oder wieder verlernen; was sie aber lernen sollten, und nachher oft brauchten, Beweglichkeit des Körpers, die lernen sie nicht.

Eine so rein militärisch gebildete Nation, in der die Armee aufgeht, worin jeder Bürger mehr Ehrgefühl hat als Eigenthumssinn, daher mehr Vaterlands- als Familienliebe — mehr Sinn für das Allgemeine als für das Besondere, diese ist fähig zum Angriff wie zur Vertheidigung nichts wird ihr widerstehen.

Ehe man aber zur Ausführung dieser Idee gekommen ist, glaube man ja nicht, daß man in einem andern Zeitpunkte, wie im Jahr 1813, wo das Nationalunglück, und der zu weit getriebene Napoleonische Despotismus alle Sclavenketten gewaltsam zerriß, mit einem Landsturme etwas ausrichten werde, wozu die Idee von dem stolzen rachsüchtigen Spanier entlehnt, auf das Teutsche Volk nicht passend war.

Oesterreich hat zuerst die Idee der Landwehr ausgeführt. Die Ehre davon gebührt ihm. In Oesterreich gilt der hohe Adel noch viel, der kleine ist im Bürgerstande aufgegangen. In Oesterreich muß man sich an

diesen Adel wenden, um auf seinen Gütern die Landwehr zu bilden und zu commandiren. Frankreich hat gezeigt, daß das Volk dort für einen Landsturm gebildet ist, denn es hat fast mehr Liebe für Nationalruhm, wie für Eigenthum. Kein Volk taugt mehr für einen Landsturm wie die Engländer, denn hier ist altrömischer Stolz auf Nationalwerth und Volksthümlichkeit.

5.

Mancher beschränkte Kopf hat schon aus den Erfahrungen des Jahres 1813 falsche Schlüsse gemacht, und wird noch mehrere machen, z. B. nun sey es erwiesen, daß die alten, vor der Französischen Revolution Statt gefundenen, Staatsformen besser gewesen, als die neuen, und man müsse dahin zurückkehren; es gäbe keinen sogenannten Geist der Zeit und dieser Geist sey nur ein Popanz, womit unruhige Köpfe schwache Menschen erschreckten; vor allen andern müsse ein begünstigter Erbadel wieder eintreten, der stets eine Stütze des Throns gewesen sey, wie der, bei dem Bourbonschen Königshause aushaltende Erbadel beweise; so lange die Welt stehe, werde es Adel und Unadel geben, welcher letztere, als das dumme rohe Bauernvolk nur mit Stock und Ruthe pflichtmäßig zu machen sey.

Die Französische Revolution hat viel zeitliches Unheil über die Welt gebracht, wer wird es läugnen? aber nicht deshalb, weil die ihr zum Grunde liegenden Ideen schlecht waren, sondern weil die Franzosen schlechter waren, als jene Ideen. Zuletzt gebar diese Revolution einen Despoten sonder Gleichen, der, was er auch that, um den Geist der Zeit in seinem Laufe zu hemmen, der nichts

anderes will als Lebensfreiheit, doch nicht im Stande war, die alten Formen zurück zu führen. Eben so wenig werden wir auslöschen können, was jene Revolution gebar, wenn wir nicht wie Napoleon — dem Zeitgeist erliegen wollen. —

Dahin gehört vorzüglich: Vernichtung erblicher Vorrechte und Begünstigungen, die persönliche Freiheit des Bauern, Gleichheit der Staatslasten. Die Teutschen werden sich genöthiget sehen, ein Repräsentativ-System anzunehmen, und dem Verdienste und dem Genie den Rang vor der Erbherrlichkeit einzuräumen, sie mögen sich gebehrden, wie sie wollen. Uebrigens werden sich bald die übelen Folgen zeigen, wenn die Bourbons fortfahren sollten, die alten Formen besonders darin zurück zu führen, daß sie dem Erbadel, selbst ohne Verdienst, den höchsten Platz einräumen.

Daß es einen Geist der Zeit giebt, nämlich einen solchen, der nach vernünftiger Lebensfreiheit strebt — das beweis't klar die Geschichte. Wie hätte sonst die Reformation, wie hätten die Revolutionen in England, Frankreich und in den Niederlanden Statt finden können? und wie wäre Napoleon zu besiegen gewesen? Mag auch immerhin ein Erbadel fortdauern — die Geschichte beweis't seine Existenz, von Anfang der cultivirten Welt bis zu unsern Tagen: so kann und darf doch nicht sein Wesen auf Befreiung von Staatslasten begründet seyn, sondern darauf, daß er bei allen Staatsbeschwerden der erste sey, der beiträgt.

In Oesterreich und in Preußen war dieß, dort zu allen Zeiten, hier 1813, in Sachsen nie der Fall. Ruß-

land macht hier in diesem Jahrhundert noch eine Ausnahme.

Daß der freie Bauer zu keinem gewissen Grade der Bildung und zu einer natürlichen Lebensfreiheit gelangen könne, ist unwahr, denn was waren die alten freien Römer anders als freie Bauern, samt Cincinnatus, ihrem Feldherrn? Was waren Wilhelm Tell und Andreas Hofer anders, als freie Hirten und Bauern? Aber freilich aus dem Sclaven kann nie etwas anders werden und ist er je mehr und mehr für Lebensfreiheit unfähig.

6.

Lebensfreiheit ist es aber, was jeder Staatsmann hauptsächlich bezwecken, und was jeder Regent, er sey souverän oder nicht, erstreben muß. Außer England, und das sage ich ohne Schmeichelei, ist selbst während der Leidens-Jahre dafür in Preußen viel geschehen. Ich will es kürzlich wiederhohlen: Freiheit der Person durch Aufhebung der Erbunterthänigkeit und des Dienstzwanges; Erleichterung der Ablösung der Naturdienstpflichtigkeit; Abschaffung der Steuer- und Canton-Freiheit, des despotischen Militärzwanges, des Corporalstocks ꝛc.; größere Handelsfreiheit und verminderte Bedrückung bei der Accise und der fiscalisirenden Aus- und Einfuhrgesetze, die vernichtete Vormundschaft der Corporationen und ihres Vermögens [4]).

4) In Oesterreich schritt Joseph mächtig vorwärts, seitdem ging man rückwärts. Die Büchercensur ist aber seitdem freier geworden. In dem Baierschen Regierungsblatt stehen viele Edicte, die von diesem guten Geist ausgingen. Man be-

Was fehlt noch in Teutschland, um z. B. eine Englische Lebensfreiheit zu erlangen? Vor allem andern Erziehung! Ja vor allem andern Erziehung! Weggeräumt sind die Hindernisse, welche sonst in der Unterthänigkeit der Volkserziehung im Wege standen, eine freie Bildung ist dadurch möglich geworden und jedes Talent darf sich entwickeln. Es ist demnach ganz allein Sache des gebildeten Theils den ungebildeten zu sich emporzuheben.

Es fehlt auch nicht an den Mitteln. Aber es fehlt an Köpfen in den höheren Regionen, die besonders der Volkserziehung den rechten Schwung, die rechte Richtung geben sollten; und fehlt es nicht an Köpfen, so fehlt ihnen die Neigung.

Gymnastische = oder Turnkunst ist nirgends einheimisch. Sie war in Berlin lange zum Gespötte zerbrechlicher Menschen, die da fürchteten, es möge bei den gymnastischen Uebungen ein Arm oder Bein brechen, unterdeß der Krieg Millionen Menschen fraß. Die Knaben in den Stadtschulen lesen mehr den Tacitus, um seine Construction zu lernen, als sich dadurch für große Tugenden zu entflammen. Die Bauerjungen lesen mehr die Bibel, um lesen zu lernen, als um religiös zu werden. Was nützt dem Bauer Lesen und Schreiben, so wie es jetzt ist? Der Bürgerstand nutzt seine Schulkenntnisse zum Theil nur, um Lafontaine'sche Romane und vielleicht das Gewäsch anderer schlechter Erzählungen begierig zu lesen, oder in den Kanzelleien der Städte und des Staats, Tabellen und Berichte zu fabriciren.

hauptet aber, die Theorie sey hier der Praxis weit voraus. Das liegt wahrscheinlich an verkehrter Bildung der Beamten.

Es fehlt an tüchtigen Volkslehrern und Volksschriften. Man lese Harnisch über Volksschulen [5]).

Unsere angehenden Gelehrten aus dem höheren und dem Mittelstande sind überhaupt mehr außer, als in der Welt.

Es ist hier nicht der Ort, dieß noch weitläuftiger auszuführen, aber wahr ist's: dieselbe Richtung, welche besonders Preußen jetzt nehmen muß, und diese ist nach seiner geographischen Lage und Stellung rein militärisch, muß auch die

5) In Preußen hat man seit dem Tilsiter Frieden endlich, nachdem man seit Friedrich Wilhelm I. Tode von oben herab die Religion vernachlässiget, eingesehen: Es fehle dem Volke an Religion! Man hat seitdem mehr an die Verbesserung des Cultus gedacht, als an die Wiedereinführung reiner Sittlichkeit unter den Landgeistlichen und höheren Beamten. Man hat den geistlichen Herren Amtskleidung gegeben, um ihre verlorne Amtswürde herzustellen. Hilft nichts, wo keine innere Würde ist! Man hat die Kirchthüren während des Gottesdienstes verschlossen, um das Herauslaufen zu hindern. Hilft nichts, man schläft desto mehr! Man läßt während der Predigt die Kaufläden schließen. Hilft nichts, denn jeder Laden hat eine Hinterthür! Jetzt ist man auf dem Wege eine geistliche Hierarchie einzuführen. Dies wird Niemand als den Geistlichen helfen, um ihnen Titel und Einkünfte zu verschaffen, und im Staate einen Staat zu bilden. Die Religion kommt dadurch nie mehr zurück. Es ist damit wie bei Julians Bemühung, das Heidenthum wieder einzuführen, es gelang wegen des Christenthums nicht. Bei uns ist's umgekehrt. Unser Volk ist viel zu materiell, als daß es zur Religion zurückkehren sollte. Einen schöneren Cultus werden wir erhalten, aber keine Religion. Auch die Bibelgesellschaft wird sie nicht zurückführen.

Erziehung nehmen, sonst taugt sie nichts. Mithin bildet gesunde, starke, gewandte Leiber, und kühne muthige, freigesinnte Geister, ohne Vielwisserei, aber bildet auch gehorsame Bauern dem Gesetze.

Durch die Humanitäts-Salbäderei ist der Bauer ein Herr geworden, nur Sinn habend für seine Wohlhabenheit, unbekümmert um die Gesetze und die Nationalehre.

Es ist die National-Erziehung die erste Bedingung zur Einführung einer unbeschränkten Preßfreiheit, über welchen Gegenstand ich alles gern unterschreibe, was in der Nemesis II. Bandes 2ter Heft gesagt worden ist. Jetzt kann sie ohne Censur freilich nicht Statt finden, aber dieser sollte die Regierung mehr Aufmerksamkeit widmen.

Ist die Erziehung so eingerichtet, wie sie seyn soll, dann dürfen wir mit der Zeit an eine vernünftige ständische Verfassung und an eine organische Gesetzgebung in Teutschland denken, an eine Verfassung, welche die Teutschen ertragen und welche sie erträgt.

Aus einer tüchtigen Verfassung geht auch eine tüchtige Verwaltung hervor, die einen festen Grund hat; ohne Verfassung ist alle Verwaltung schwankend, ein Kind der Laune, einseitige Privatmeinung; diese gebiert dann zahllose Rescripte, die keine Gesetze seyn werden und bleiben können, weil jeder Augenblick neue zur Welt bringt. Aus dieser Menge von Rescripten, Patenten, Reglements, Instructionen und Declarationen entsteht endlich die Vielschreiberei, die zahllosen Acten in denen jeder gute Kopf untergeht, und der schlechte gedankenlose, aber gedächtniß-

reiche Kopf glänzt, gedeiht und sich aufbläht, wie der Frosch im Sumpfe.

Man muß es frei bekennen, die Preußische Armee war 1806 im Geiste der Zeit nicht gebildet, sondern ihm entgegen strebend, und darum gieng sie in ihm unter. Seitdem aber hat sie sich zu einer Vollkommenheit in ihrer innern Form erhoben, wie Wenige ihres Gleichen, woran Scharnhorst einen großen Antheil hatte. Von der Civilverwaltung läßt sich das nicht sagen. Die neue Organisation der Behörden 1808, bis auf das, alle Geschäfte centralisirende und deßhalb zweckmäßige Staatskanzlerat 1810 hat die Schreiberei vermehrt, und mit ihr die Beamten. Noch immer belästigen sich die höchsten Behörden mit aller Verantwortlichkeit, statt solche in gewissen Gränzen den unteren Instanzen zu überlassen. Im Cassenwesen gilt der Grundsatz: Jeden Rendanten als Betrüger anzusehen, und ihn zu zwingen, jede Einnahme und Ausgabe dreifach zu documentiren, wobei oft der ehrlichste Mann zum Falsarius gemacht wird, um nur die nach papiernen Belegen heißhungrige Controlle zu befriedigen, und ihre monita zu beseitigen. Hierbei sollte Princip seyn: Je einfacher das Rechnungswesen, desto zweckmäßiger ist es; je mehr Zahlen, Tabellen, Belege, Balancen, Recapitulationen und Papier, desto wahrscheinlicher ist der Betrug und die Täuschung, denn desto schwerer wird die Uebersicht.

In Preußen ist jetzt eine neue Verwaltung und zwar eine einfachere, versprochen worden. Gott verleihe ihr eine leichte, glückliche Geburt. In Baiern ist es eben so und wird allenthalben so seyn, wo man eine neue Verwaltung einführt, ehe man eine Verfassung hat, die alten Beamten

beibehält und ihnen neue Namen giebt, statt bessere zu bilden.

Von gänzlicher Handels- und Gewerbefreiheit, von zwangloserem Steuersystem rede ich nicht. Da sind wir auf guten Wegen; denn die Teutschen Staatsräthe studierten Adam Smith, den wir leider selbst in England nicht ausführen sehen.

Sind die Verwaltungsformen leichter geworden, dann werden auch die guten Köpfe eher an der Spitze stehen, als jetzt, wo oft die mechanischen den Vorzug hatten, weil man sie nothwendig brauchte wegen des Wustes von Arbeiten.

Jetzt kommt Mancher vor vieler Arbeit selten zu Geschäften. Man hat es dem neuen Preußischen Finanzminister übel genommen, daß er ein Drittel des Civiletats streichen wollte: ich nicht, voraussetzend, er werde zuförderst ein Drittel der Arbeit streichen und ein Drittel der Registraturen verbrennen. Jetzt werden die Arbeiten vermehrt, damit sich mehr Beamte darein theilen, um besoldet zu werden.

Man kann hoffen, daß diese Schreiberei in Preußen aufhören und das Handeln an die Stelle treten wird. In Preußen hat der Fürst Hardenberg nicht etwa die kleinen, sondern die großen Ansichten, und weiß recht gut, wie die Geschäfte gehen sollten. Aber in einer, an Begebenheiten so reichen Zeit, wo Preußens erster Minister der erste Diplomatiker seyn mußte, und es in höchster Vollkommenheit war, da durfte er sich nicht einfallen lassen, den innern Verwaltungsbau völlig einzureißen, weil er weder Zeit noch Baumaterialien hatte, ihn wieder neu

aufzuführen. Indeß war doch die Einrichtung der Gouvernements sehr zweckmäßig während des Krieges.

Die der Preußischen Civil-Verwaltung im Jahre 1808 zum Grunde gelegene Idee scheint gewesen zu seyn, die Verwaltungs-Organe nach den Sachen, und nicht wie früher, nach geographischen Kreisen (Departements) zu formen, und nur Sachverständige dazu anzustellen. Daher statt der Kammern die vielerlei Deputationen. Dieß war aber kein Mittel das Regieren zu vereinfachen, sondern auszudehnen; denn ein jeder, nur sein Fach kennender, Regierer dachte sich solches als das vorzüglichste, und gab ihm die größte Ausdehnung; um Oertlichkeit und Persönlichkeit der Objecte und Subjecte an denen, und durch welche die neue Weisheit geübt werden sollte, bekümmerte man sich weniger, als um das a priori. Die ehemaligen Departementsräthe kannten ihre Departements und mußten sie kennen, die jetzigen Sachregierer und Sachverständige kennen nur ihre Studierstuben und Systeme.

Hätte man zu den ehemaligen Departementsräthen nur gute Köpfe gewählt und das Regieren nicht bis in die Hütte des Armen ausdehnen, den Preis jeder Semmel und jedes Bratens bestimmen wollen, so war die alte Art besser als die neue.

Es müßte demnach vor allen andern das Regieren und Administriren vereinfacht werden, ehe man an bessere Verwaltungs-Organe denken darf. Dahin gehört Folgendes:

1. Dem Staate muß man alle Geschäfte der Privaten abnehmen, denen er nur per mandatarium, durch einen Regierungsrath vorstehen kann. Daher wäre

die Veräußerung der Domänen zu beschleunigen, der Salzhandel, das Discontiren rc. den Kaufleuten zu überlassen.

2. Es gab ein Preußisches Edict vom 12. October 1810, worin die Vereinfachung und gleiche Vertheilung der Consumtionssteuer befohlen wurde. Es war ein vortreffliches Edict; es kam aber zu früh, und die, wahre Lebensfreiheit verkennende, Nation schrie so lange, bis man das herrliche Edict, so wie das über Gewerbfreiheit, modifizirte.

3. Schon 1808 übergab man die Verwaltung des Commun-Vermögens seinen Eigenthümern, den Communen wieder. In so weit war die Städteordnung gut, alles andere darin war übel; die Bürger waren nicht gebildet genug, die Städteordnung in ihrem Wesen zu begreifen. Jetzt macht man oft Staatssachen leider zu Communalsachen, wie das Einquartierungswesen.

Man mag sodann das Finanzwesen gänzlich vom Regieren, wohin es nicht gehört, trennen, es eigenen Behörden übergeben, und diese weniger einschränken, aber auch verantwortlicher machen, den Rendanten weniger Belege abfordern, aber auch jede Unterschlagung mit dem Galgen bestrafen.

Das Regieren sollte man in den Provinzen, und in diesen wieder in kleineren Kreisen, in der Einheit darstellen und centralisiren, und keinen Collegiis anvertrauen, welche stets ein todtes kaltes Wesen ausmachen, so bei der Justizverwaltung gut seyn mag. Die Göttin der Gerechtigkeit ist aber auch blind, die des Regierens sollte Falkenaugen haben.

Lebendig muß die Regierung seyn, in der vorzüglichen Persönlichkeit sich darstellend. Darum setze der Staat einen General- und mehrere Specialcommissarien, Gouverneurs, Land- und Kreishauptleute an, oder wie man sie sonst nennen will. Die Wahl sey gut, die Gewalt groß, und groß die Verantwortung. Alsdann weiß der Souverän, an wen er sich zu halten hat, der Unterthan weiß, an wen er sich wenden soll. Person wirkt auf Person.

Die Expeditions- und Communications-Maschinen, Sachverständige, Bau-, Rechenmeister und Schreiber kann der an der Spitze Stehende sich selbst wählen und muß sie vertreten. Es kann kein Mangel seyn an tüchtigen Köpfen für diese Stellen, da deren nicht so viele gebraucht werden.

Bei den Collegien, die jetzt regierten, und so lange gut waren, als kein gesetzgebender Körper existirte, den sie vertraten [6]), war es eigentlich der Decernent, der an der Spitze des Geschäftes stand, welches er betrieb; wenn es aber zur Vertretung kam, so wurde das Collegium vorgeschoben, und wollte sich ein Unterthan an den Decernenten halten, so war wieder nur das Collegium da. Dieß ärndtete alles Lob und alle Schande, und war gegen beide todt und kalt, als eine moralische Person ohne Leben.

Ueberdem muß schnell nach Gesetzen regiert, diese langsam berathschlagt werden. Ein Collegium ist seiner Natur nach langsam und muß es seyn, daher paßt es für die Gesetzgebung, aber nicht für die Ausübung.

6) Sie waren gesetzvorschlagend und ausübend zugleich.

Auch auf die Civilbeamten sollte die Nationalerziehung besonders wirken, und dieß geschah, wie mir scheint, bisher nicht zweckmäßig.

Regierungskunst, Staatsweisheit, wurde bisher auf Akademien nicht gelehrt, höchstens Staatswirthschaft, und was hierüber nach Smith gelehrt wurde, stand im vollkommensten Widerspruche mit der Wirklichkeit. Die aus dieser Schule in die Regierungs-Collegia kamen, konnten als Smith's ächte Schüler nicht umhin, das Alte auszurotten mit Stumpf und Stiel, dabei gieng manches Gute mit verloren; wenn aber dadurch die Maschine zum Stillstande kommen mußte, so sorgte die Gegenpartei für Erhaltung der alten Formen, woraus ein heilloser Mischmasch entstand.

Sehr viele Regierer kamen aus den Stadtschulen in die Kanzlei, Registratur, Calculatur und das Secretariat. Mit Gewandtheit, Biegsamkeit, Copirkunst, Abgeschliffenheit, Gedächtniß, Geschäftsfertigkeit, Disciplinartaktik ausgerüstet, eigneten sie sich die Kenntniß des Schlendrians und der alten Formen an, und es konnte nicht fehlen, daß sie sich bis zur Stufe des Regierers emporschwangen, statt daß sie nur immer zu tüchtigen Handhaben in den Bureaus anzustellen gewesen wären. Andere kamen zu den Regierungen, die sich des Studierens wegen auf Akademien aufgehalten hatten, aber von den Pandekten nicht viel wußten. Viele sogenannte verdorbene Juristen gehören hierher.

Abgerechnet, daß jeder Civilbeamte durch die jetzt vortreffliche Schule des Militärs hindurch sollte, damit sein Geist und Körper gestärkt würde, sollten doch auf Gymnasien, besonders auf den Akademien, Hörsäle der Regie-

rungskunst im Allgemeinen und Besondern gewidmet werden. Wenn sich auch die Regierungskunst, nach Ort, Zeit und Umständen richten und ändern muß, so giebt es doch aus der Erfahrung entnommene, allgemeine, unumstößliche Regeln, die jeder Staatsmann wissen sollte. Ich erinnere an Machiavell's, Montesquieu's, Puffendorf's, Moser's, Smith's u. a. Lehren.

Die in den Staatswissenschaften theoretisch gebildeten Subjecte sollten praktisch als Referendärs und Aspiranten ferner gebildet werden, jedoch nicht wie bisher. Sie sollten bloß als Gehülfen des Chefs beschäftiget werden, der sie zu Ausführung von Aufträgen, nicht aber zum copiren, expediren, registriren, calculiren, Anschläge nach Principien und Tabellen nach Vorschriften zu fabriciren gebrauchen sollte. Nie muß der Chef und seine Gehülfen mit den Händen, sondern stets nur mit dem Kopfe arbeiten; er muß, wo möglich nie schreiben, sondern nur handeln, er muß nur im Nothfall eine Feder in die Hand nehmen, aber drei Schreibern zugleich verschiedene Ideen dictiren können, die dann diese Ideen entwickeln müssen. Wenn aber dirigirende Staatsbeamte einen Werth darein setzten, eine gute Hand zu schreiben, Additionsexempel zu calculiren, und zu taxiren, wie viel die Hühner in einer Woche Eier legen, damit daraus ein Anschlag von der Federviehnutzung gemacht werden könnte; wenn dergleichen Schreiber, Rechner und Taxatoren sodann als sehr geschickt anerkannt, und wenn ihnen, weil der Ruf vor ihnen hergieng, wichtige Aufträge gegeben worden sind, wobei sie Alles verwirrt, die Pfennige mit den Fingern festgehalten und die Thaler aus der hohlen Hand haben fallen lassen, [7])

7) Ich kenne einen solchen, der von 100 Güter-Anschlägen die Haupt-Brutto und Netto-Einnahme auswendig wußte.

so hat dieser Mißbrauch wohl bewirken müssen, daß, besonders in neueren Zeiten, Subalternen ihre Vorgesetzten, die ehemals auch Subalternen gewesen, wenig geachtet, da sie die Regierungskunst eben so gut zu verstehen geglaubt wie sie, und daß Calculatoren sich angemaßt haben, statt zu attestiren 2 mal 2 sey 4, die Sachen quoad materiam zu begutachten. Daher ist es gekommen, daß die Glieder der Justizhöfe die Regierer über die Schultern angesehen haben.

Nie sollten daher andere als Literati in die Regierungen, am wenigsten Schreiber ꝛc. mehr aufgenommen werden können, denn wenn auch unter ihnen, (und das ist selten,) ein Genie anzutreffen ist, so muß es sich dennoch als Literatus durch eine strenge Prüfung beweisen.

7.

Preußens Civilverfassung und ihre Mängel haben mich vielleicht zu sehr vom Allgemeinen entfernt, da aber dieser Staat ein Haupt-Palladium der Teutschen Freiheit ist, und eine gute Civilverfassung für die militärische Stellung dieses Staats nothwendig bleibt, so habe ich um so eher davon reden müssen, als wahrlich dieser Staat dem höchsten Ziel eines Jeden, der Lebensfreiheit, stark entgegen geschritten ist, was auch die Gegenpartei gethan hat; und dieses Fortschreiten zum Ziele hat es gemacht, daß Preußen zum Erstaunen der Nachbarn 1813 wie ein Phönix aus seiner Asche hervortreten konnte.

Eine Haupterfahrung aus dem kurzen gewaltigen Feldzuge, den wir gemacht haben, ist wohl die, daß wenn Teutschland einig ist, Frankreich zittern muß, uneinig stets

eine Beute dieser Macht ist. Zwanzigjährige Leiden mußten wir dulden, um diese Erfahrung zu machen, und doch würden wir sie nicht gemacht haben, wenn die Fürsten nicht selbst zusammengekommen wären, wenn Fürst Metternich und Fürst Hardenberg sich nicht verstanden hätten.

Es ist künftig zu erwarten, daß bei etwaigen kleinen Mißverständnissen die Fürsten von Neuem zusammenkommen und die Sache selbst ausgleichen werden.

Wenn übrigens manche Stimme erschallt, die eine oder zwei souveräne Mächte in Teutschland aufstellt, die alte Reichsverfassung ganz und gar verwirft, viel von Kleinstaaterei spricht, von Abrundungen und besseren strategischen Gränzen, deshalb nöthigem Länderaustausch u. s. w. —: so bin ich dieser Meinung nicht. Ich wünsche zwar auch, nicht die alte Reichsverfassung, die eigentlich nur noch auf dem Papier und in leeren Formen bestand, worüber die Fürsten und ihre Gesandten selbst spotteten. [8]) Aber ich wünsche, daß die Idee dazu nicht verworfen, sondern besser ausgeführt werde. Ich wünsche einen Staatenbund zur Vertheidigung von Außen und an seiner Spitze den Kaiser, die Fürsten ihm untergeordnet und die Mittel dazu bestimmt und gesichert. Ich wünsche einen Teutschen Reichsrath, der seine Mitglieder aus allen Bundesstaaten erhält, theils um über Teutschlands Schutz gegen Außen zu wachen, theils auf die Ausführung der Bundesacte zu halten, welche die Festsetzung gegenseitiger Handelsfreiheit und aller solcher Punkte enthalten müßte, die Teutschland den Charakter eines einzigen Staats geben. Hier dürften die Re-

8) Aus meinem Leben von Göthe; die Krönung Josephs II.

geln für Preßfreiheit bestimmt werden, gleiches Maaß, Gewicht, Münze ꝛc.

Teutschlands einzelne, große und kleine, Staaten in Eine Form zu werfen, ist aber weder möglich noch gut, und was Teutschland Vorzügliches hat, das ist der Reibung zuzuschreiben, die unter seinen Völkern Statt fand.

Von dem Ländertausche, den Abrundungen, den strategisch-militärischen Gränzen, mag ich nichts mehr hören. Die Stärke einer Nation beruht nicht auf des Landes Abrundung, sondern auf der tüchtigen Persönlichkeit des Volkes selbst, und seiner Anhänglichkeit an Staat und Fürst. Diese finden wir mehr bei alten Unterthanen, als bei neuen. Man soll also nie tauschen, man sey abgerundet oder nicht, man soll suchen alte Unterthanen wieder zu erhalten und neuen ihre Verfassung lassen, wenigstens die erste Zeit. Arrondissement ist gut, aber treue Unterthanen sind besser. Man regiert nicht Grund und Boden, sondern die Personen, die ihn besitzen. Was hat Preußen Polen genutzt? besser es hätte dasselbe nie gehabt! Gut sind auch strategische Gränzen, aber brave Soldaten, die sie überspringen, sind besser. Im Jahr 1812 waren Franzosen in Moskau, 1814 Kosaken in Paris; was haben die strategischen Gränzen entgegengesetzt? Preußen war 1813 mit der Hälfte seiner alten Einwohner stärker als 1806, weil sie ein anderer Geist belebte. Unter allen Preußischen Einwohnern zeichneten sich durch ihre Anhänglichkeit an den Staat die Westphälinger, die Anspach-Baireuther aus, weil sie von fremden Ländern umgeben waren, und das Vorzüglichere der Preußischen Einrichtungen mit dem Schlechteren der Nachbarn vergleichen konnten.

Teutschland ist auch stärker in seinen Bundesstaaten, als] wenn es ein oder zwei große Reiche ausmachte. Kommt es zum Kriege, so wird der Baier, Würtemberger, Sachse, ganz anders für sein Land und Landesleute fechten, als für das Fremde.

Gott gebe demnach den Köpfen die den Friedenscongreß ausmachen einen guten Geist, besonders in dem Punkte, daß sie Polen — Polen seyn lassen, ihm die Constitution von 1792, seine Kosziusko, Dombrowsky, Wibizky lassen und seinen Erbkönig. Unter diesen Bedingungen wird Polen nie gefährlich werden, wohl aber dann, wenn es wieder getheilt werden sollte.

Schon oft habe ich mich wundern müssen über die Inconsequenz unserer Patrioten, welche auf die Polen erschimpften, daß sie ihre Selbstständigkeit als Volk zu erstreben gesucht haben. Wenn wir ein solches Bestreben an uns selbst übermäßig loben, wie können wir es an den Polen tadeln? Daß Napoleon sie betrogen hat, deßhalb sind sie ja noch mehr zu beklagen.

Es giebt nur zwei Mittel für die Europäischen Staaten, diese Republik unschädlich zu machen: dies sind die zwei Extreme, Liebe oder Grausamkeit. Man stelle Polen her oder colonisire es, wie es die Römer machten. Man hebe alle junge Adeliche in einer Nacht auf und weise ihnen Ländereien an der Chinesischen Gränze an, ziehe ihre Güter ein und gebe sie Ausländern. Was dazwischen liegt, erkenne ich für eine halbe Maßregel. Es läßt sich aber erwarten von den drei Regenten, daß sie sich nie zur Grausamkeit verstehen werden.

8.

Ist von den strategischen Vortheilen gegen Frankreich die Rede, so haben die Feldherren den einzigen ausführbaren Plan Frankreich anzugreifen, befolgt, wie schon von so vielen militärischen Schriftstellern vorgeschlagen worden war, nämlich von der Schweiz aus. Indeß scheint mir doch [9]), daß, indem man an die Seine und Marne operirte, und nur ein schwaches Corps, unter Bubna, an die Rhone hinsandte, man die Vortheile aufgab, welche die Schweiz dem nach Frankreich eindringenden Feinde als Basis gewährt, und wo dann von den Festungen an den Gränzen, so wie von den Vogesen Diversionen wohl angebracht sind. Hätte Augereau mehr Streitkräfte gehabt, um die Schweiz zu nehmen, so würde es zum größten Nachtheil der Verbündeten geschehen seyn. Daß dieser kühne Feldzug geglückt ist, kann keinen Beweis abgeben, daß man das nächste Mal ihn wieder so unternehmen müsse.

Nachdem Frankreich auf seine Stellung von 1792 zurückgebracht worden ist, so haben die Teutschen, besonders die Nordischen Mächte, viel durch die neue Selbständigkeit Holland's, womit die Niederlande vereinigt sind, gewonnen, da Frankreich nun nie mit Sicherheit an die Elbe operiren kann, ohne von Holland in seiner linken Seite bedroht zu werden; dagegen macht Landau mit seiner Umgebung einen gefährlichen Einschnitt in das südliche Teutschland und begünstigt jede offensive Operation, mit Hülfe Straßburgs, an die Donau. Um dieß zu hindern, sollte die Schweiz mit dem Teutschen Reiche vereinigt und stets militärisch sehr stark besetzt seyn.

9) Man sehe: Ueber Dijon nach Paris.

9.

Es wird einst die Welt in Erstaunen setzen, daß Preußen, ein Staat, der durch einen großen Geist auf eine künstliche Höhe gestellt war, dann durch eine Schlacht zertrümmert wurde, so daß an dem künstlichen Bau kein Stein bei dem andern blieb; in welchem das Volk bis 1806 durch ein falsches Aufklärungs-System von aller Religion entfernt, keinen Verband mehr hatte, wodurch es gemeinsam zum Ziele geführt werden konnte; wo das Wort Eigenthum mehr galt als das Wort Ehre; daß dieser ohnmächtige Staat, den Viele schon als aufgelös't ansahen, und als eine Entschädigungs-Portion für einen Rheinbundsfürsten, sich auf einmal aus seinem Nichts erhob, in die Reihe der ersten Mächte trat, und dem despotischen Riesen solche Stöße versetzte, daß er erlag. Viele werden nach dem Erfolge behaupten, daß alle die Schriftsteller Unrecht gehabt hätten, welche Preußens Unglück seiner inneren Organisation zugeschrieben. Alles sey damals gut gewesen, nur sey ein schlechter Zeitpunkt zum Kriege gewählt, nicht alle Truppen aufgestellt, und das Fatum, welches bei Auerstädt den Feldherrn vor dem Anfange der Schlacht getödtet, habe sie unglücklich entschieden. Dem ist nicht so! Denn ganz anders stellt sich das Verhältniß dar, in dem wir 1813 gegen Frankreich auftraten, als 1806.

1. Damals standen am 14ten October die Russen noch am Niemen, als unsere Heere schon geschlagen waren; jetzt standen sie an unserer Seite mit einer Ueberzahl von siegreichen Truppen.

2. Damals stellten wir nur ein besoldetes stehendes Heer auf, des Kriegs ungewohnt, von alten Feldherren

und Generalen angeführt, bei denen der Wille gut, die Kraft aber erloschen war. Dagegen führte Napoleon seine ganze kriegserfahrne, nie geschlagene Armee, in der Ueberzahl aufgestellt, von jungen und erfahrnen Generalen geleitet.

3. Heute stellten wir ein Heer auf, dessen Ausbildung auf ganz andern, durch den Zeitgeist gebildeten, Grundsätzen beruhete, als 1806; dessen einer Theil im Kriege schon geübt und dessen anderer aus einer freiwilligen, kraftvollen exaltirten Jugend bestand.

Napoleon stellte dieser vereinigten Teutschen Kraft ein Heer entgegen in der Minderzahl, bestehend aus Cadres und Pupillen, um mich seines Ausdrucks zu bedienen. Der alte Geist des Krieges war in den Steppen Rußlands von diesem Heere gewichen und ausgefroren, die Disciplin in wilden Ungehorsam ausgeartet, die niedergedrückten Gemüther in ihnen fluchten nur noch dem Manne, der sie zwecklos zur Schlachtbank führte. Ihre einzige Aussicht war der Tod. Während des Waffenstillstandes sagten die Französischen Officiere zu ihren Wirthen, wenn sie klagten: seyd ihr nicht glücklicher als wir? ihr bleibt leben, wir aber sind hier auf der Mast: wenn wir abgefüttert sind, führt man uns in den Tod.

4. Im Jahre 1806 hatte Napoleon noch viele Anhänger und Freunde bei uns. Dank sey es seiner grausamen Politik, jetzt hatte er keine [10]); wohin seine Armee kam, fand sie Feinde, und Heere, die vor Begier brannten, ihre alte Schmach abzuwaschen. Die Franzosen strit-

10) Wenigstens wagten sie nicht, sich zu rühren.

ten für ein Phantom, wir aber stritten für eine heilige Sache, für Freiheit und Selbständigkeit.

5. Preußen hatte jetzt feurige junge Generale, die den Gegenstand ganz umfaßten, für den sie stritten, die entfernt waren von dem alten Vorurtheile, daß nur die stehenden Heere den Staat erhielten, da doch ein stehendes Kriegsheer von einem stehenden Friedensheere wohl zu unterscheiden ist. Es hat Preußen auch 1806 nicht an vielwissenden militärischen und genialischen Köpfen, auch nicht an solchen gefehlt, die, wenn es auf Ausführung ankam, das Herz auf dem rechten Flecke sitzen hatten; aber diese Köpfe und braven Gemüther waren zerstreut, und standen selten auf ihrem rechten Posten. Dieß Alles war jetzt ganz anders.

6. Damals war das Heer ein aus der Nation völlig aus- und abgeschnittenes isolirtes Institut, worin oben der Feudal-Adel, unten der Feudal-Knecht stand, in ihrem Gefolge Stock, Spitzruthen [11]), Commisbrod und was dem ähnlich ist.

Doch tiefer liegen die Triebfedern zu den großen Erfolgen, die wir erlebt haben.

Freimüthig wollen wir sie dem dereinstigen Geschichtschreiber enthüllen; sie können Preußen nur zum Ruhm gereichen.

Friedrich Wilhelm I. und Leopold der Dessauer schufen den Geist des stehenden Heeres ihrem Zeit-

11) Es ist kaum glaublich, aber wahr: man spricht wieder viel von Wiedereinführung dieser Instrumente. Man sagt, in Hannover wären sie wieder eingeführt.

alter angemessen. Friedrich hegte und pflegte ihn, wie die erste Stütze seines Staatsgebäudes. Es war ein Geist der Ehre, zwar nicht der allgemein seyn sollenden Ehre, aber der militärischen Casten-Ehre. Dieser Geist erhob das stehende Heer zur ersten Staatsanstalt, duldete in ihm keine Feigheit, drückte zwar auf die anderen Stände, setzte aber doch seinem Stande ein gemeinsames Strebeziel, welches kein anderes war, als die Erhaltung und Vermehrung seines Ruhms, mit ihm die Erhaltung des Staats.

Dieser Castengeist hatte zwar bei Jena gewaltige Stöße erhalten, die schlechten Festungs-Commandanten hatten ihn beschimpft, Schriftsteller hatten ihn verhöhnt, nicht aus Bosheit, sondern weil sie meinten, er sey nicht mehr der rechte Geist, aber dieß zusammengenommen bewirkte nichts weniger als sein Erlöschen, sondern es verstärkte seine geschwächte Spannkraft, es schürte das noch glimmende Feuer und es loderte in Flammen auf.

Das Militär reinigte sich unmittelbar nach dem Frieden zu Tilsit von allen Schlacken, es benutzte alle Erfahrungen der neuesten Kriege, und die Ideen militärischer Schriftsteller, auch die seiner guten Köpfe, um ein anderes Heer zu bilden, als das von 1806 war. Hier waren Scharnhorst, Gneisenau u. a. am thätigsten. Man lese den Feldzug 1813 [12]) über die Herstellung der Preußischen Armee. Was da steht, beweis't zur Gnüge die außerordentliche Thätigkeit der militärischen Machthaber, um ein Neues, Ganzes, Musterhaftes zu erschaffen, und wie dieses geglückt ist.

12) Der Feldzug 1813, der, wie man hört, von dem Generallieutenant Grafen v. Gneisenau geschrieben seyn soll.

Es geschah aber noch weit mehr, und zwar in der Stille. Je weniger das Militär öffentlich seinen Franzosenhaß an den Tag legen durfte, und sein Mißfallen an Napoleon und desselben Entwürfen, desto heftiger wurde der Drang im Innern, diesem vernichtenden Systeme auch im Geheim entgegen zu wirken. Daher die Parteien, welche sich bildeten zu diesem Zwecke, und sich auf die kräftigsten Gemüther in den andern Ständen ausdehnten, daher Schill's kühnes Unternehmen und Dörnberg's Versuch [13]) seinen rechtmäßigen Souverän wieder einzusetzen,

13) Das, was in Hessen im Jahr 1809 für die Teutsche Sache geschah, ist wenig bekannt geworden, und verdiente doch in der Geschichte verzeichnet zu werden als ein Beweis, daß unter den Teutschen Völkern die Hessen ihren Altvorderen, den Katten, ähnlich waren. Ein Augenzeuge erzählte mir hierüber Folgendes. In Marburg hatten der Oberst Emmrich und der Professor Sternberg im Jahr 1809 eine Verschwörung gegen den König Jerome entworfen. Sie zählte viele Mitglieder. Sternberg war der Geist, der den Plan entworfen hatte. Der Oberst Emmrich, ein alter Kriegsmann, der den siebenjährigen Krieg und den Krieg in America, worin er sich als Partisan auszeichnete, mitgemacht, war für die Ausführung bestimmt. Unglücklicherweise wurde Sternberg krank. Emmrich erfuhr, daß man der Verschwörung auf der Spur sey und übereilte nun die Ausführung. Ohne einen allgemeinen Aufstand im ganzen Lande zu veranlassen, wollte er nur Marburgs und seiner Citadelle Besitz erringen, und dadurch dem ganzen Lande ein Zeichen zum Aufstande geben. In Marburg standen 400 Mann Westphälisches Fußvolk. Emmrich versammelte die Bauern des benachbarten Dorfes Ukartshausen, wovon er nur 30 bewaffnen konnte und zog mit ihnen, Frau und Kinder hinter sich, vor das Frankfurter Thor. Unter einem großen Geschrei, worin Weiber und Kinder mit einstimmten, stürmte er die Thorwacht, dann die Hauptwacht, worauf der Commandant

kurz, alle die Erscheinungen, welche die Franzosen bald dem Tugend= bald dem Teutschen Bunde zuschrieben. Es war eigentlich kein förmlicher Teutscher Bund mit allem organischen Zubehör vorhanden, aber es gab in allen Teutschen Staaten, vorzüglich in Preußen, und hier besonders im

mit seinen 400 Mann die Stadt und den Schloßberg verließ und die Straße nach Cassel einschlug. Emmrich hatte seinen Zweck erreicht. Marburg war sein. Ein Zufall brachte ihn wieder um seine Eroberung, und kostete ihm das Leben. Der herausziehende General hatte seine Brieftasche vergessen und überredete seinen gewandten Bedienten in die Stadt zurückzukehren und sie zu hohlen, oder wenigstens den Versuch dazu zu machen. Die Bauern=Thorwacht läßt ihn passiren, da er sich für einen Insurgenten ausgiebt. Er hohlt die Brieftasche und erkundigt sich zugleich nach der Stärke der Insurgenten. Da er nun von ihrer Schwäche unterrichtet ist, eilt er zu seinem Herrn und bewirkt dessen Umkehr nach der Stadt. Ehe der Morgen kam, waren die Bauern aus der Stadt sammt ihrem Führer vertrieben. Was thut dieser Veteran? Er erscheint am andern Tage in Civilkleidung mitten auf dem Markte von Marburg, als wenn nichts vorgefallen wäre. Man stutzt, man fürchtet sich, ihn festzunehmen, einen Hinterhalt erwartend. Endlich ermannt man sich, bemächtiget sich desselben noch an eben diesem Tage, und er wird in Ketten gelegt, ohne eine Miene zu verziehen. Früherhin hatte man Sternberg auch schon gefangen genommen. Man stellte beide vor ein Kriegsgericht zu Cassel. Dieß frägt Emmrich nach seinen verborgenen Gehülfen, darauf antwortet er mit Unwillen: „Ich heiße Emmrich!" Das Todesurtheil wird gesprochen. Der Veteran geht zu Fuß zum Hochgerichte durch die Straßen von Cassel, wo er von allen Bekannten einen freundlichen Abschied nimmt. Das ganze Volk begleitet ihn. Auf dem Richtplatz erwartet er mit unverbundenen Augen den Tod unter dem Ausruf: „Es lebe der Kurfürst!" Er fiel auf den ersten Schuß.

Militär, eine geheime Seelen Wahlverwandtschaft zu einem gemeinsamen Zwecke, zu Napoleon's Untergang, die eine — ich möchte sagen — sich stündlich vermehrende Kraft entwickelte und verband. Berlin war besonders der Mittelpunkt für diese geheimen Triebfedern; hier war der meiste Stoff und hier zogen sich die Gewitterwolken zusammen, welche Napoleon's Reich zerschmettern sollten; er scheint deren fernen Donner wohl gehört, aber nicht beachtet zu haben.

Diese, verdeckt durch ganz Teutschland sich verbreitenden, unterirdischen, eigentlich aber vom alten Preußischen Militärgeist zuerst ausgegangenen, Flammen, welche zuletzt die Besten in allen Ständen umfaßten, und in einander schmolzen, haben ganz eigentlich den Vulkan unter Napoleon's Füßen erschaffen, auf dem er seit dem Tilsiter Frieden blind umhertappte, und der ihn endlich verschlungen hat.

Dank und tiefe Achtung also diesem unterirdischen Feuer, welches in der finstern Nacht der Napoleonschen willkührlichen Gewaltherrschaft die Erkalteten erwärmte, die Schwachen erregte, in den Starken den Glauben an Napoleon's Untergang nicht auslöschen ließ, und die elenden Anhänger dieses Großwürgers der allgemeinen Verachtung Preis gab. Doch wir hoffen und trauen es den Lenkern zu, daß sie dieß wohlthätige Feuer nach erreichtem Zweck in seinen Schranken halten wollen, damit sie sich nicht daran verbrennen [14]).

14) Man hat den Minister Baron Stein stets als Haupt dieser Partei genannt. Das ist er eigentlich nie gewesen, und nimmt es sehr übel, wenn man ihn dafür hält; er war weder dieß noch geheimer Oberer des sogenannten Tugend-Bundes, der nur von 1808 bis 1809 existirt hat, und in

Hier war also eine der Hauptursachen der Wiederherstellung Preußischer Größe zu suchen. Doch aber ist Folgendes zu bemerken. Es gab in Preußen seit dem Tilsiter Frieden zwei völlig entgegengesetzte Parteien — die patriotisch Starken und die Schwachen. Dieser waren wenige. Viele schienen schwach zu seyn, obgleich sie zu der ersten Partei gehörten; aber sie waren die Weisesten, die das Feuer nicht eher loslassen wollten, bis es Zeit war.

Noch eine geheime Ursache wirkte in Preußen, Napoleon über Bord zu werfen und seine widersinnigen Pläne zu zerstören.

Es war die, seit Friedrich II. durch die Freiheit der Meinung entstandene, große Liberalität der Regierung und die dadurch in der Nation begründete, unbegränzte Liebe zu König und Staat. Es war die üppig erwachsene Saat von Kenntniß und Geistesbildung in dem edlern Theile der Nation, die sich nicht wollte unterdrücken lassen. Es war die, durch das große Unglück und Entbehrung erzogene junge Generation, die in den Freiwilligen mit unbesiegbarem Muthe Napoleon entgegen trat. Doch auch vor allem dem großen König Friedrich Wilhelm und seinem Staatskanzler gebührt die Ehre der Wiederauflebung des Staats.

Dem König, der mit ruhiger Besonnenheit und kalter Ueberlegung sein Unglück ertrug, der nachgab, wo

diesem Zeitraume wie die Freimaurerei vom Staat tolerirt wurde, und eben so wenig sagen wollte in politischer Hinsicht, als dieser. Baron Stein ist ein Mann von festem Charakter, ein Feind Napoleon's, ein Freund Alexander's, als solcher hat er gehandelt.

Widerstand vernichtend gewesen wäre, der, wie Ludwig der Heilige, nie größer war, als im Unglück, der tugendhaft und brav, wie Bayard, die aufgelösten Französischen Heere vom Niemen bis an die Elbe ruhig ziehen, sie pflegen und bewirthen ließ, und ihnen dann erst den Krieg erklärte; der von diesem Augenblick an sein tapferes Heer nicht verließ, mit allen Prinzen des Hauses an seiner Spitze focht, und den Tod nicht fürchtete, der hungerte, wenn seine Soldaten hungerten, der, bei Culm, Böhmen vor Vandamme's Räuberschaaren schützte, und von dem alle Jahrhunderte als dem bravsten, redlichsten, gerechtesten, menschenfreundlichsten, sein Zeitalter und dessen Geist achtenden Monarchen, der je einen Thron zierte, reden werden.

Wo ein solcher Monarch an der Spitze des Volks steht und ihm ein Muster aller Tugenden ist, wie sollte es nicht wirken?

Der Staatskanzler Fürst Hardenberg war gerade der Staatsmann, der dem Könige von Preußen zur Seite stehen mußte, um ihn in den verhängnißvollen Jahren 1810, 11, 12, 13 und 14 zu unterstützen.

Dieser Mann, der außer der ihm verliehenen Gabe, alle Herzen zu gewinnen, in diplomatischen Geschäften grau geworden, der Napoleon's System und Zwecke längst durchschaut hatte, der, wissenschaftlich gebildet, mit dem Geiste der Zeit fortgegangen war und ihn achtete, der die Preßfreiheit ehrte, im Herzen die geheime Partei liebte, die gegen Napoleon wirkte, sie aber doch in ihren Schranken erhielt, daß sie nicht vor der Zeit losbrach, der endlich der Verfasser aller öffentlichen Verordnungen war,

welche dem Kriege von 1813 vorausgingen, der mit Oesterreich die große Allianz schloß, und zu der Verbindung mit Baiern die Hand reichte: dieser Mann verdient die Achtung von ganz Europa, von Preußen einstimmige Verehrung, und in der Geschichte wird er der zweite Preußische Herzberg heißen: er ist aber mehr als dieser.

An der Spitze des Preußischen Heeres konnte keiner passender und ehrwürdiger stehen, als der Veteran Blücher. In ihm war das Muster militärischer Entschlossenheit, des so schwer zu vereinigenden Geistes der Cameradschaft und des strengen militärischen Ernstes gegeben, ausgerüstet mit einer unzerstörbaren Lebenskraft, die im 70. Jahre allen Mühseligkeiten des Krieges trozt. In der Geschichte des siebenjährigen Krieges scheint er dem alten Ziethen am ähnlichsten zu seyn, der da sagte:

„Wenn ich auf den rechten Fleck komme, mache ich meine Anordnungen.“

Ich glaube nicht, daß Blücher Pläne schön zeichnen kann, und mit der militärisch-wissenschaftlichen Literatur genau bekannt ist, aber auf dem Schlachtfelde hat er stets den richtigen Blick, und die Entschlossenheit, die Schlacht darnach zu leiten; dieses und seine unaufhaltbare Begierde nach Vorwärts [15]) sind, meine ich, seine vorzüglichsten Tugenden.

Teutschland's Freiheit blühte vorzüglich und zuerst in Preußen wieder auf, so wird es die Geschichte verzeichnen.

15) Blücher's unaufhaltbares Streben nach Vorwärts, hat Paris, hat Frankreich, hat Napoleon besiegt, was man auch, in wissenschaftlich militärischer Hinsicht, an Blücher's

10.

Gottes Finger [16]) zeigte 1812 und 1813 die Bahn, welche Rußlands Machthaber befolgte.

Wer kann dies bezweifeln? Hätten wir auch an keine Vorsehung geglaubt, wir müßten es jetzt.

isolirten Unternehmungen bei Wartburg, Bergere, Laon rc. zu tadeln versuchen möchte.

16) Die Vossische Zeitung erzählt in Nr. 127. dieses Jahres folgende Anekdote, um zu beweisen, daß in dem Gange der Begebenheiten nicht selten das Gegentheil von dem geschieht, was die beabsichtigen, welche für die ersten Urheber derselben gehalten werden. Als Heinrich VIII. König von England, von seiner rechtmäßigen Gemahlin geschieden seyn wollte, und die Gesetze der katholischen Kirche seinen Neigungen entgegenstanden, kam es vorzüglich auf die Klugheit Clemens VII. an, um ein Schisma zu verhüten, das dem Protestantismus neue Nahrung zu geben versprach. Der Papst faßte sein Verhältniß zu England richtig genug in's Auge, um zum Nachgeben bereit zu seyn, und Heinrich, der dieß wußte, sandte den Grafen Witschin in dieser Angelegenheit nach Rom. Der Graf war ein Freund von Hunden. Diese begleiteten ihn auf seiner Reise. Als er die erste Audienz beim Papste haben sollte, folgte ihm sein Lieblings-Hund in den Saal, ohne daß er es bemerkte. Der Papst reichte dem Gesandten den Fuß zum Kusse dar. In diesem Augenblick fuhr der Hund, an dergleichen Ceremonien nicht gewöhnt, und für seinen Herren fürchtend, auf den Papst loß, und biß ihn in die große Fußzehe. Clemens erschrickt, die ganze Versammlung geräth in Aufruhr, die Audienz wird aufgehoben, der Gesandte kehrt unverrichteter Sache nach London zurück, die Freundschaft ist zerrissen, und Heinrich stiftet die Anglicanische Kirche.

Ohne 16 Grad Kälte, welche der Winter $18\frac{12}{13}$ von der Wolga bis an die Weichsel dem Heere Napoleons auf den Hals schickte, konnte der Erfolg nicht so groß seyn, aller Tapferkeit der Russen ungeachtet, als er gewesen ist. Wahrscheinlich hätte dann die Französische Armee hinter der Weichsel sich gehalten; Preußen konnte seine Kräfte gegen Frankreich nicht entwickeln, und der nächste Feldzug würde erst entscheidend gewesen seyn.

Diese Kälte war daher der Moment, den das Schicksal gab, und lobenswerth ist die Benutzung desselben von Teutschen Mächten gewesen, die dazu freilich längst vorbereitet waren.

Dem Könige von Preußen und dem Fürsten Hardenberg bleibt aber der Ruhm, daß sie zuerst den Augenblick zu benutzen verstanden. Es wäre thöricht gewesen, wenn wir 1812 die antifranzösische Partei ergriffen hätten. Ich glaube sogar, Napoleon hätte dieß gewünscht, und es mag ihn oft gereut haben, daß er Preußen nicht vernichtete, als er noch konnte. In seinem Sinn war dieses ein Fehler.

Daß man früher als im März die Maske hätte ablegen sollen, das kann Keiner zu behaupten wagen, der nicht eine tiefe Einsicht in die politischen Verhältnisse jener Zeit gehabt hat. Wäre es geschehen, so hätten wir der Oder-Festungen uns leichter bemächtigen können, als späterhin; Napoleon hätte auch seine Officiere nicht wieder erhalten, die den Stamm der neuen Armee bildeten. Aber der König war in der Mitte der Feinde und ein Mann von Ehre. In einer Brochüre, welche über den Feldzug 1813 herausgekommen ist, wird hierüber Manches gesagt, das lesenswerth ist. Könnte man nicht mit

einigem Rechte behaupten: es sey der Sache angemessener gewesen, wenn Preußen denselben Waffenstillstand, den es am 4ten Junius mit Napoleon abschloß, am 4ten Februar auf 6 Monate zwischen Frankreich und Rußland vermittelt hätte? Dann konnte Preußen mit allen, bei Lützen und Bautzen nicht geschwächten Kräften, im Bunde mit Oesterreich und Schweden, im August auftreten. Ob aber Napoleon diesen Waffenstillstand angenommen hätte? Gewiß! — Es scheint mir aber, der König mußte die hohe Begeisterung, die in der Armee und Nation war, früher benutzen, wenn sie nicht verrauchen sollte, und dies war wohl der zureichende Grund zu dem zu früh eröffneten ersten Theile des Feldzugs.

Der vorzüglichste Act der Teutschen Politik war die, durch die beiden Vermittler Hardenberg und Metternich gestiftete, Allianz Oesterreich's und Preußens.

Napoleon soll im Sommer 1813 in Pillnitz, wo die Convention von 1792 geschlossen wurde, gesagt haben:

„Hier bin ich geboren worden!“

Hätte er doch hinzu gesetzt:

„Ich werde in der neuen Convention zwischen Oesterreich und Preußen untergehen.“

Die Harmonie beider Mächte, denen die übrigen Teutschen Fürsten folgen mußten und gefolgt sind, garantirt durch die bittere Erfahrung der letzten 20 Jahre, daß in der Trennung beider Untergang liegt, wird Teutschland so mächtig machen, daß es vor allem fremden Anfalle für die Zukunft gesichert ist.

So arg war das gegenseitige Mißtrauen in der Mittelclasse beider Völker noch im August dieses Jahres, daß, als bereits das Kleistische Corps durch Böhmen marschirte, doch viele Schlesier noch an die Allianz nicht glaubten. Der Eindruck, den die Schlesischen Kriege auf das Volk gemacht hatten, war nach 60 Jahren noch nicht erloschen. Nicht innig genug kann die Verbindung Oesterreich's und Preußen's seyn. Zu wünschen wäre nicht bloß eine verwandtschaftliche Verbindung der beiden regierenden Familien, sondern auch ein Vertrag über völlige Freiheit des gegenseitigen Handels.

Ich weiß nicht, ob unter den beiden Armeen noch die alte Eifersucht, oder ob Freundschaft Statt findet; so viel weiß ich aber, daß beide Monarchen die Cassation allen Denen ertheilen sollten, die den alten Streit wieder erneuerten, der 1795 viel zu der unglücklichen Spaltung beitrug.

Unter allen Monarchien ist die Oesterreichische die stärkste, deßhalb weil sie noch feststehende Mittelmächte oder Stände hat, die an ihrem Werthe noch nichts durch übertriebene Verschuldung ihrer Güter verloren haben. Die Güter sind dort noch kein Handels-Artikel geworden, und ein jeder Landstand ist die erbliche und deßhalb respectirte Obrigkeit seines Bezirks.

Der Oesterreichische Staat war nicht verschuldet durch die Banco-Zettel, sondern nur die Oesterreichische Regierung, darum konnte auch nie ein Staats-Bankerott und eine Versetzung des Eigenthums in dem Grade stattfinden, als wenn der Fall umgekehrt gewesen wäre. Die Banco-Zettel waren bloß Anweisungen, welche die Regierung auf den Staat ausgab.

Wäre die Regierung schuldenfrei gewesen, dagegen die ständischen Herrschaften mit Schulden bis über ihren Taxwerth belastet, dann erfolgte der Staats-Bankerott.

Oesterreich hat seit der letzten Zeit sich seiner Bestimmung ganz würdig gezeigt,

1. durch die unter neuen Formen geschehene Aufstellung einer braven Armee, die schon 1809 Wunder der Tapferkeit verübt;

2. durch keine übereilte Abstreifung seiner organischen alten Formen;

3. durch die immerfortwährende Religiosität seines Volks, nicht gestört durch After-Aufklärung;

4. durch die Benutzung der Zeitumstände in diesem Jahre, und durch die Allianz mit Preußen.

Fr.

III.

Die Fürstlich-Reußische Herrschaft Schleiz.

Die Fürstl. Reußische Herrschaft Schleiz im Voigtland enthält, mit Inbegriff der, der jüngern Linie des Fürstl. Reußischen Hauses gemeinschaftlich zuständigen, jedoch hinsichtlich der Steuerverhältnisse, Militärstellung und Kriegsleistungen zu derselben gehörigen, Pflege Saalburg, auf 6 Quadratmeilen Flächeninhalt 2 Städte und 42 Dörfer mit 17,530 Einwohnern.

Die natürlichen Kräfte sind auf diesem Gebirgsboden äußerst beschränkt; denn die, nach Abzug von 4 Quadratmeilen Waldbedeckung und Lehde bleibenden, 2 Quadratmeilen urbarer Fläche bringen im Durchschnitte kaum 2¾ Korn hervor; kaum die Hälfte des Bedarfs.

Die Einwohner nährten sich vor dem Jahre 1796 hauptsächlich von der Viehzucht, vom Holzhandel, vom Bergbau und von Eisenhammerwerken und Hütten.

In den Jahren 1796 und 1797 verwüsteten aber die Fichten-Raupen $\frac{5}{8}$ der schönsten Waldungen gänzlich, der Mangel des Brenn-Stoffes und der gehemmte Absatz veranlaßten Stockungen der Eisenfabriken, und verstopften schon damals zwei der ergiebigsten Nahrungsquellen der Einwohner.

Die so unverhältnißmäßig hohen Getraidepreise der Jahre 1804 und 1805 brachten die Noth auf einen hohen Grad, welche noch dadurch vermehrt wurde, daß im Winter von 1805—1806 ein großer Theil des Königl. Preußischen Heers im Voigtlande Winterquartiere bezog, und die Herrschaft Schleiz 3 Monate lang stark belegt wurde.

Die kurze Ruhe, die hierauf eintrat, wurde schon im October eben dieses Jahres schrecklich unterbrochen. Große Lieferungen für das Preußische Heer mußten nach Jena geschafft werden, während der General Tauentzien sich in den Straßen der Stadt und der Gegend am 9ten October mit dem Prinzen Murat schlug.

Die Stadt und Gegend erhielt eine unglückliche Berühmtheit in der Kriegsgeschichte: das erste Französische

Bulletin des unglückseligsten der Kriege wurde von ihr aus datirt.

Napoleon Buonaparte folgte den 10ten October mit seiner Hauptarmee. Ein brennendes Dorf, brennende Mühlen und Höfe und alle erdenkbare Gräuel des Kriegs verkündeten seine Anwesenheit, so wie seine Antwort an den, um Schonung seiner unglücklichen Unterthanen flehenden Fürsten, „c'est la guerre" — so geht's im Kriege — den Tyrannen.

In wenigen Tagen wurde dem Lande, außerdem was die Verpflegung kostete, durch Plünderung jeder Art und durch Brand ein Schaden von wenigstens 400,000 Rthl. verursacht. Von dieser Zeit an war Schleiz ununterbrochen Etappenort auf zwei Hauptstraßen, von Nürnberg und von Bamberg nach Leipzig, und, wie diese großen Städte, beinahe immer Rasttagsort.

Im Jahre 1809 stieg die Noth noch höher, theils durch bedeutende Durchmärsche, theils und besonders durch einen dreitägigen Aufenthalt der Westphälischen Armee: von dieser wurde das unreife Getraide abgehauen und viele Dörfer wieder geplündert. Welchen Grad aber diese Noth in der Folge bei der, durch das schreckliche Continentalsystem herbeigeführten, Nahrungslosigkeit und Stokkung alles Handels und Gewerbs erreicht haben mag, das wird sich am besten aus der hier angefügten tabellarischen Uebersicht der hiesigen Kriegsschäden und Leistungen, vom 9ten October 1806 bis Ende Augusts 1814 ermessen und beurtheilen lassen.

Die öffentlichen Cassen unterliegen ihrer Schuldenlast, sie sind creditlos, der Bürger und Landmann hat

sein Gewerbs-Capital ganz aufzehren und Schulden machen müssen, und die Grundstücke sind ohne Werth.

Bei allen diesen erwiesenen Thatsachen ist diesem armen und kleinen Ländchen vielleicht kein anderes Land in Teutschland in Verhältniß seiner Kriegs-Erlittenheiten zu seinen Staatskräften an die Seite zu stellen, und mehrerer Jahrzehende wird es bedürfen, um nur einigermaßen die schrecklichen Wunden der vergangenen 8 Jahre zu heilen.

Schleiz, im October 1814.

Uebersicht

der Kriegsleistungen und Kriegsschäden der Herrschaft Schleiz, v. 9. Oct. 1806 bis 31. Aug. 1814.

I. Verpflegungskosten		Rthlr.	Gr.	Pf.
Officiere sind, ohne Unterschied des Grades zu 2 Rthlr.; Unterofficiere und Gemeine zu 12 Gr.; die volle Ration zu 10½ Gr. gerechnet.				
A. Für Officiere:				
a. Französische = 17,095	25,945½	34,190	—	—
b. Verbündete = 8,850½		17,701	—	—
B. Für Unterofficiere u. Gemeine:				
a. Französische = 552,750	809,674½	276,375	—	—
b. Verbündete = 256,924½		128,462	6	—
C. Für Rationen:				
a. an Franzosen = 125,338	181,804½	54,835	9	—
b. an d. Verbünd. = 56,466½		24,704	2	3

	Rthlr.	Gr.	Pf.
II. Spannungskosten.			
Das Pferd ist gerechnet zu 12; der Ochse zu 6 Gr. für die Meile, der Wagen für nichts.			
a. Für die Franzosen	37,938	10	9
b. Für die Verbündeten	11,601	4	—
III. Andere Kosten.			
Für ordnungsmäßig requirirte Gegenstände, für die Commandanten, Commissäre, Sauvegarden, Büreau's u. dergl.			
a. Bei den Franzosen	47,307	23	11
b. bei den Verbündeten	20,334	20	—
IV. Lazarethkosten.			
a. Bei den Franzosen	21,566	17	9
b. bei den Verbündeten	26,784	4	—
V. Das Contingent			
hat an Ausrüstung und Unterhaltung gekostet:			
a. Während des Rheinbundes	84,266	—	8
b. während des Teutschen Bundes, mit Einschluß der Landwehr	22,953	—	—
VI. Schäden			
die dem Lande durch Plünderungen, Erpressungen, Brand, Verlust an Spannvieh und sonst zugefügt sind:			
a. von den Franzosen	427,716	22	—
b. von den Verbündeten	2,300	—	—
Die ganze Summe beträgt sonach	1,239,037	—	4

IV.

Betrachtungen über Teutschland's Reconstituirung.

(Geschrieben um die Mitte des Decembers 1814.)

Vielleicht ist zu keiner Zeit in Teutschland die öffentliche Meinung — in welcher sich der Volksgeist darstellt — so stark und allgemein gewesen, als gegenwärtig, in Rücksicht auf die künftigen politischen Verhältnisse unsers Vaterlandes.

Die öffentliche Meinung fordert für Teutschland laut und bestimmt Sicherheit nach außen und Freiheit im Innern.

Der Sicherheit wegen will sie die Einheit aller Teutschen, ohne daß die verschiedenen Staaten in Teutschland aufhörten, oder die alten Eigenthümlichkeiten der Teutschen Volksstämme gewaltsam vernichtet würden.

Für die Freiheit verlangt sie in den einzelnen Staaten eine wohlgeordnete, weder die Persönlichkeit noch den Besitz vernachlässigende, Vertretung des Volks durch Stände, und im ganzen Teutschland einen ungehinderten geistigen und sinnlichen Verkehr.

Aber der Augenblick, in welchem das alte, durch Gewalt von außen, durch Verkehrtheit, Trägheit und Verrath im Innern, zerrissene und zertretene Vaterland eine neue würdige Gestalt leicht hätte gewinnen mögen, ist

leider! vorübergegangen. Jetzt sind wir mit unsern Forderungen, Erwartungen und Hoffnungen an den Congreß in Wien gewiesen, und die Erfüllung ist, auch im besten Falle, durch die Natur dieses Congresses bedingt.

Viele Teutsche Schriftsteller haben über Teutschland's künftige Verfassung geschrieben, ohne nur darauf Rücksicht zu nehmen, daß Teutschland in der Mitte großer Staaten liegt, denen wir früher einen Einfluß verstattet haben, welchen sie jetzt aufzugeben sich nicht entschließen werden; noch weniger haben sie die Natur und die Verhältnisse des Wiener Congresses beachtet. Darum hängen ihre Vorschläge meist in der Luft; ihre Wünsche sind gutentheils eitel, und in ihren Hoffnungen spricht sich höchstens ihre eigene Seele aus.

Nunmehr aber liegen einige Urkunden vor der Welt, aus welchen sich Folgerungen machen lassen; es sind Thatsachen bekannt, die zu Betrachtungen auffordern. Und solche Betrachtungen, auf solche, öffentlich bekannt gemachte, Thatsachen gestützt, müssen auch einem Privatmanne erlaubt seyn. Also geben wir einige von Denen, die sich uns aufgedrungen haben. Aber wir knüpfen sie an zwei Fragen, an deren Entscheidung Alles zu hängen scheint.

1. Wie kann Teutschland, unter den Verhältnissen des Wiener Congresses, im Sinne der öffentlichen Meinung, constituirt werden?

Der Pariser Friede ist von Oesterreich, Rußland, Preußen und England mit Frankreich gleichlautend geschlossen worden. Die Verbündeten jener Mächte waren

in demselben mitbegriffen. Ob diese Verbündeten — und zu denselben gehörten die Teutschen Staaten — vor dem Abschlusse des Friedens um ihre Einwilligung in die Bedingungen gefragt worden sind, ist ungewiß; aber sie haben Alle, so viel uns bekannt ist, den Frieden stillschweigend angenommen und also die Bedingungen gutgeheißen. Die Teutschen haben sich gefallen lassen, was jene großen, und größten Theils nicht-teutschen, Mächte festzusetzen für Gut befunden haben.

Nun bestimmt der Friede (Art. 32) den Zweck des Wiener Congresses dahin, daß er die Verfügungen ergänzen oder vervollständigen soll, die in dem Frieden noch unbestimmt geblieben waren; und auf dem Wiener Congreße scheint man in der That Alles auf den Pariser Frieden, als die allgemeine Grundlage, zu bauen.

In dem Frieden aber ist in Rücksicht unsers Vaterlandes nichts festgesetzt, als (Art. 6.) „daß die Staaten Teutschland's unabhängig und unter sich durch einen Bund (lien federatif) vereinigt seyn sollen."

Aus diesen Worten ist klar, daß von den großen Mächten Europa's ein Teutschland, im politischen Sinn, anerkannt, und die Unabhängigkeit desselben gegenseitig zugestanden ist. Und wenn die Teutschen, welche den Pariser Frieden nicht mitunterzeichnet haben, darum auch vielleicht nicht fordern konnten, daß keine von den großen Mächten, irgend ein Recht über Teutschland erhalten solle, welches ein abhängiges Verhältniß, unter irgend einem Namen, begründete, so werden diese Mächte sich doch gegenseitig kein solches Recht zugestehen dürfen; auch

werden sie es gewiß nicht wollen. — Eben so klar ist, daß jeder Staat in Teutschland verpflichtet ist, Theil am Teutschen Bunde zu nehmen. Denn nicht den einzelnen Staaten in Teutschland ist die Unabhängigkeit zugesichert, sondern der Gesammtheit der Teutschen Staaten, oder dem Bunde, durch welchen die Teutschen Staaten vereinigt werden sollen. Diejenigen, welche den einzelnen Staaten, in sofern sie einzeln, d. h. nicht durch einen Bund vereinigt sind, die Unabhängigkeit im Pariser Frieden zugesichert glauben, mißverstehen diesen Frieden offenbar. Denn sollen die einzelnen Staaten zu dem Bunde gehören, so wäre ja widersinnig zu denken, daß sie noch eine andere Unabhängigkeit haben sollten, als in dem Bunde und mit dem Bunde. Ein Staatenbund, der aus unabhängigen, nämlich von ihm, dem Bunde, unabhängigen Staaten besteht, ist ein platter Widerspruch. Wenn daher irgend ein Teutscher Staat auf den Gedanken käme, etwas für sich, oder, wie man das genannt hat, eine Europäische Macht seyn zu wollen und keineswegs ein Teutsches Bundesglied: so würde ein solcher Teutscher Staat nicht nur unverständig und verkehrt handeln, und sich an dem Geist unsers Volks versündigen, sondern er würde auch dem Pariser Frieden entgegenstreben, und die Mächte, die denselben geschlossen haben, wider sich aufrufen. Könnte ein solcher Staat auch etwa für sich anführen, daß ihm früher von einer oder der andern großen Macht die Souveränetät versprochen sey: so würde ja dieses Versprechen gleichfalls durch den Pariser Frieden, den er selbst angenommen hat, aufgehoben seyn.

Nun aber mögen mehrere Zweifel entstehen über die Worte des Friedens. — „Die Staaten Teutschlands!" — Was ist Teutschland? — Wenn Oesterreich und Preußen

gegen Frankreich einwilligen, daß die Staaten Teutschland's unabhängig seyn sollen, so scheinen sie selbst sich von Teutschland auszuscheiden: es würde ja lächerlich seyn, wenn man annehmen wollte, sie, die großen und siegreichen Mächte hätten sich ausbedungen, daß auch sie in kein Abhängigkeitsverhältniß kommen sollten! — Ebenso: was sind das für Staaten Teutschland's, von welchen die Rede ist? Etwa diejenigen, welche in dem Augenblicke des Friedensschlusses in Teutschland waren? Aber es gab gerade damals Länder in Teutschland, von deren Bewohnern man schwerlich sagen kann, daß sie einen Staat ausgemacht hätten, z. B. die überrheinischen und fast Alle, welche von den Verbündeten verwaltet wurden; diese Länder sollten doch gewiß zu Teutschland gehören. Oder sind Staaten aus einer früheren Zeit gemeint?

Wenn man bedenkt, daß der Friede in Rücksicht Frankreich's den Sinn hat, die Verhältnisse von 1792 herzustellen: denn dieses Jahr wird als Norm angenommen, und Frankreich's Gränze wird die alte, wo der Friedensvertrag nicht ändert, die Herstellung der Bourbons selbst nicht einmal zu gedenken: so kann man nicht zweifeln, daß man bei dem Ausdrucke: Teutschland, an das alte Teutschland von 1792 gedacht habe. Sonach würden Oesterreich und Preußen jetzt eben so weit zu Teutschland gehören dürfen, als sie 1792 dazu gehört haben. Und wenn es nun etwas unpassend zu seyn scheint, daß Oesterreich und Preußen gegen Frankreich von der Unabhängigkeit Teutschland's sprechen, zu welchem sie selbst gehören: so fällt das Unpassende hinweg, wenn man bedenkt, daß die Monarchen von Oesterreich und Preußen auch Regenten nicht-teutscher Länder sind. Aber diese nicht-teutschen Länder derselben sind doch wiederum nicht von der Art, daß die

Unabhängigkeit Teutschland's, oder der Staaten Teutschland's, durch dieselben gefährdet werden könnte.

Im Pariser Frieden also liegt es nicht, daß Oesterreich und Preußen sich von den übrigen Teutschen ausscheiden, und von dem großen heiligen Leib des gemeinsamen Vaterlandes einige der wichtigsten Glieder losreißen sollen. Fremde Arglist mag das wünschen; die Teutsche Bildung, der Geist unsers Volks, jeder edle Mann in Teutschland muß sich dagegen erheben. Preußen und Oesterreicher sind Brüder, denn sie sind Teutsche; ein Krieg zwischen Oesterreich und Preußen ist ein Familiengeschlachte, der ungeheuerste Gräuel, vor welchem Götter und Menschen schaudern. Volksgeist und Volksbildung müssen zu Grunde gehen in einer dauernden Feindschaft zwischen beiden; denn alle Teutsche müssen daran gerade darum Theil nehmen, weil sie der Oesterreicher und Preußen Brüder sind. Also wird sie Alles hemmen, Alles zerreißen, Alles zerstören im Vaterlande. Ein solcher Krieg aber, eine solche Feindschaft ist leichter möglich, wenn Oesterreich und Preußen als gesonderte Mächte von den übrigen Teutschen getrennt stehen, und diese für ihre besondern Zwecke zu gewinnen und zu verlocken suchen, als wenn sie mit den Teutschen verbunden, und dadurch mit sich selbst einig sind. Was vormals geschehen ist, wissen wir so gut als Andere. Aber haben nicht Oesterreich und Preußen, haben wir nicht Alle, in ungeheueren Unglücksfällen, die Verirrung zu bejammern gehabt? Ist denn nie ein Familienzwist geschlichtet? sind Mißverständnisse nie ausgeglichen? — Das sind Verräther des Vaterlandes, alles Guten und Schönen, welche die alten Leidenschaften immer wieder aufzupeitschen streben! Diejenigen hingegen, welche meinen, die Verbindung Oesterreich's und Preußen's mit den übrigen Teutschen Staaten habe darum viel Bedenkliches, weil die

Politik jener beiden Mächte nicht nothwendig die Politik der Teutschen Staaten sey, haben groses Unrecht. Die wahre Politik Oesterreich's und Preußen's ist durchaus dieselbe Politik, welche alle Teutsche befolgen müssen; sind aber Preußen oder Oesterreich von Verkehrtheit befangen, oder von Leidenschaft beherrscht: so mögen die Nachtheile, die daraus hervorgehen können, am ersten vermieden werden, wenn sie im Teutschen Bunde sind. Auf diesen Bund werden sie in jedem Fälle wirken; und ist denn keine Verkehrtheit für den Bund möglich, wenn auch beide Mächte von demselben gesondert blieben? —

Was aber die Staaten Teutschland's betrifft: so können mit diesem Ausdrucke nicht die Staaten von 1792 gemeint seyn. Haben wir die Umgränzung Teutschland's anerkannt von allen Mächten Europa's, und ist die Unabhängigkeit dieses Teutschland's zugestanden, so scheint von den Staaten in demselben nicht weiter die Rede seyn zu können. Sollte noch sogar, wie öffentliche Blätter versichert haben, durch einen geheimen Artikel des Pariser Friedens Frankreich verpflichtet seyn, jede Veränderung in Teutschland anzuerkennen, die man von der andern Seite belieben möchte, so könnte wenigstens Frankreich gar nichts einwenden. Und dieses Frankreich würde auch, bei seiner bekannten Politik, die völlige Herstellung des Zustandes von 1792 in Teutschland wohl nicht wünschen. —

Sonach scheint der Ausdruck: „die Staaten Teutschland's" nichts anders zu heißen, als: Teutschland; und jener Ausdruck ist nur gewählt, weil in Teutschland mehrere Staaten neben einander bestehen und bestanden, und der Pariser Friede schreibt hierüber nichts vor. —

„Durch einen Bund (lien fédératif)." — Ein Bund, durch welchen mehrere Staaten vereinigt, durch welchen sie Teutschland werden sollen, läßt sich auf eine sehr verschiedene Weise denken. Vielleicht ist absichtlich ein solch' unbestimmter Ausdruck gewählt, damit man sich nicht im Voraus die Hände binden möchte. Das aber ist unläugbar: ein Bund, durch welchen mehrere Staaten vereinigt seyn sollen, muß Eine feste Organisation erhalten; und eine solche Organisation ist, in menschlichen Verhältnissen, ohne ein Bundeshaupt, ohne ein Directorium, nicht möglich, gleichviel welchen Namen dasselbe führen mag.

In der Note des Grafen von Münster (Wien, 12. Oct. 1814) wegen Annahme der Königswürde von Hannover heißt es: „Da im 6. Artikel des Pariser Friedens festgesetzt sey, daß die Staaten Teutschland's unabhängig und durch ein Föderativband vereinigt seyn sollen, so sey der Titel eines Kurfürsten des heiligen Römischen Reichs den Umständen nicht mehr angemessen." Dieses aber liegt nicht unmittelbar im Pariser Frieden. Freilich kann es keinen Kurfürsten des alten heil. Reichs mehr geben, nachdem dieses aufgelöset ist; aber jener Titel ist nur unpassend, wenn man den neuen Bund nicht wieder ein heil. Römisches Reich nennen, wenn man das Bundeshaupt nicht erwählen, und demselben, unter dem Namen eines Kaisers, nicht die Leitung der Teutschen Angelegenheiten übertragen will.

Wie aber? sollte dieß im Geheimen ausgemacht seyn? Nach der Hannöverschen Note muß man es fast glauben; nach der Note der mindermächtigen Teutschen Staaten, an die Herren Fürsten von Metternich und von Harden-

berg hingegen, die wir in den Beilagen zum vorigen Stücke der Nemesis mitgetheilt haben, scheint diesen Staaten wenigstens nichts hierüber bekannt zu seyn. Denn diese Staaten halten nicht bloß ein Oberhaupt für nothwendig, wenn der Teutsche Verband festen Bestand behaupteu soll, sondern sie deuten auch auf ein Oberhaupt hin, „welches dem Teutschen Verband den ersten Rang unter den Europäischen Nationen gegeben hat.“ Und hierin ist ihnen der Pariser Friede so wenig entgegen, als in den Rechten, die sie diesem Oberhaupt zugestehen wollen: denn auch darüber hat der Friede nichts bestimmt [1]). —

1) Gerade als wir dieses in die Druckerei schicken wollen, (den 26. Dec.) bringen die Zeitungen ein neues merkwürdiges Actenstück, durch welches unsere Frage aufgelöset wird. — Die Teutschen Staaten nämlich hatten die erwähnte Note (vom 16. Nov.) an die Höfe zu Wien und Berlin auch dem Grafen von Münster mitgetheilt, mit der Bitte, daß Er dieselbe überall begünstigen und fördern möchte. Auf diese Zuschrift hat der Graf v. Münster am 25. Nov. geantwortet. Aus dieser Antwort geht, als für uns wichtig, Folgendes hervor.

1) England hat die Auflösung des Teutschen Reichs nie zugestanden, sondern dasselbe stets als dem Rechte nach fortbestehend, betrachtet, (welches zu vermuthen war.)

2) England (mit Hannover) hat, seit Oesterreich's Beitritt zur großen Allianz, gestrebt, Oesterreich zu bewegen, die Kaiserkrone wieder anzunehmen.

3) Oesterreich hat nicht gewollt. (Und mit Recht, wenn es nach der alten elenden Weise geschehen sollte).

4) Diese Verhältnisse haben die Bestimmung im 6ten Artikel des Pariser Friedens veranlaßt.

5) Der Prinz Regent hat noch seine alte Ansicht.

Aus diesem Allen scheint hervorzugehen, daß für Teutschland's künftige Verfassung durch den Pariser Frieden nichts verdorben, sondern daß in demselben noch die Möglichkeit geblieben ist, der Forderung des Teutschen Volks genug zu thun, und Sicherheit zu gewähren und Freiheit. Nun aber kommen wir zu der andern Frage.

2. Wer soll Teutschland reconstituiren?

Beantworten wir diese Frage nach der Natur der Sache: so kann die Entscheidung nicht anders ausfallen, als: die Teutschen selbst. Teutschland soll ja unabhängig seyn; wenn ihm nun Fremde eine Constitution vorschrieben: so würden dieselben doch wollen müssen, daß es auch bei dieser Constitution bleibe; sie würden mithin die Aufsicht führen und über der Aufrechthaltung der Constitution wachen müssen: sonst hätte man ja vielleicht ein vergebliches Werk aufgestellt. Also würde Teutschland abhän-

6) Herr v. Schmidt-Phiselbeck, Herzogl. Braunschweigischer Gesandte, glaubt (wie wir), daß der Pariser Friede der Herstellung der Kaiserwürde nicht entgegen sey.

7) Herr Graf von Münster hält noch für möglich, daß der Kaiser von Oesterreich die Teutsche Krone annehme, wenn man der Würde auch die Mittel zugestehe, mit Nachdruck zu handeln, namentlich eine permante Reichsarmee. (Und ist billig, gerecht, nothwendig).

8) Die Anvertrauung dieser Mittel würde aber in den Ansichten der größern Teutschen und einiger Europäischen (!) Mächte Schwierigkeit finden; (ja wohl! und leider! leider! leider!)

Wir geben diese Antwort vollständig in der Beilage D.

gig bleiben, und man wäre mit sich selbst im Widerspruche. Ein Volk, das unabhängig seyn soll, muß sich selbst constituiren.

Dieser, aus der Natur hervorgehende, Grundsatz ist auch selbst gegen Frankreich auf's Schönste und Großmüthigste anerkannt worden. Die siegreichen Mächte wollten Frankreich weder ganz noch zum Theil beherrschen; darum haben sie sich nicht in die inneren Verhältnisse gemischt, sondern sie haben es Ludwig XVIII. überlassen, sich mit seinem Volk abzufinden. Das Recht aber, welches man den überwundenen Unterdrückern Europa's zugestanden hat, das wird doch hoffentlich dem Teutschen Volke von Keinem streitig gemacht werden, dem Teutschen Volke, das, nach unerhörten Leiden, mit unerhörter Anstrengung für seine und Europa's Freiheit gekämpft und gesiegt hat! Es wäre Frevel, dieses zu denken!

Ueberdieß hat der Kaiser von Rußland in dem Zurufe, den Sein Feldherr Kutusow in Seinem Namen (Kalisch, 25. März 1813) an die Teutschen erlassen hat, bestimmt erklärt, „daß die Gestaltung des wiedergebornen Teutschland's ganz allein den Fürsten und Völkern Teutschland's anheimgestellt bleiben solle." Und dieses Kaiserwort wird Alexander hoffentlich nicht drehen oder deuteln lassen.

Der Pariser Friede möchte hiergegen freilich einige Bedenklichkeiten erregen können. In diesem Frieden scheinen die Teutschen Angelegenheiten an den Wiener Congreß verwiesen zu seyn. Nun haben wir schon zu einer andern Zeit (B. III. S. 43) bemerkt, daß es nach der Friedensurkunde sehr ungewiß sey, wer den Congreß eigentlich bilden solle; aber die Erklärung ist inzwi-

schen durch die That gegeben worden: Außer Oesterreich und Preußen hat kein Teutscher Staat einen Gesandten, der unmittelbar Theil an den Congreßverhandlungen nähme; denn bekanntlich bilden nur die Mächte den Congreß, welche den Frieden unterzeichnet haben. Also könnte man auf den Gedanken kommen: eine Versammlung, in welcher die Mehrzahl aus Nicht-Teutschen besteht, solle, zu Folge des Pariser Friedens, die Organisation des neuen Teutschen Bundes bestimmen.

Allein, daß diese Unnatürlichkeit, Widersinnigkeit und Inconsequenz nicht bezweckt seyn kann, beweiset der Umstand, daß sich für die Teutschen Angelegenheiten ein eigener Teutscher Ausschuß gebildet hat.

Aber warum besteht dieser Ausschuß nur aus Bevollmächtigten von fünf Teutschen Staaten, von Oesterreich, Preußen, Baiern, Hannover, Württemberg? Ist etwa diesen fünf Staaten das Geschäft, Teutschland zu reconstituiren von den übrigen Teutschen Staaten übertragen worden? Nein; denn die Meisten dieser übrigen Teutschen Staaten haben in der schon erwähnten Note (vom 16. Nov.) ihre Verwunderung darüber bezeigt, daß sich jene fünf als Stellvertreter der gesammten Teutschen aufwürfen, und zugleich feierlich erklärt, daß sie ihrer Theilnahme an Constituirung des Teutschen Bundes niemals entsagen würden.

Wenn wir diese Sache nun zuerst von der Seite des Rechts betrachten: so müssen wir frei bekennen, daß wir nicht einsehen, worauf die genannten fünf Teutschen Staaten ein Recht zur Constituirung des gemeinsamen Vaterlandes gründen mögen. Oesterreich und Preußen stehen billig

allen Teutschen Staaten vorauf. Sie haben zur Entscheidung am meisten gethan; sie haben den Frieden unterzeichnet; sie können das, was für Teutschland geschieht, am Reinsten halten von fremdem Einflusse, sie können es am kräftigsten vertreten. Auch Hannover steht billig etwas hoch, weil es durch die Person seines Regenten ein großes Gewicht erhält; und wenn auch wahr seyn mag, daß England und Hannover ganz unabhängig von einander sind, so wird doch wohl ein Jeder einräumen, daß das Schicksal von Hannover jetzt ganz anders seyn würde, wenn nicht der Regent König von England wäre. Aber Baiern? aber Württemberg?

Baiern, Württemberg, Hannover, sind zwar die stärkeren Teutschen Staaten, und die Stärke entscheidet gar oft in menschlichen Verhältnissen; aber daß sie ein Recht gebe, hat noch Niemand behauptet, so viel uns bekannt ist. Auch werden fortiora nicht eben für saniora gehalten. In gesellschaftlichen Verhältnissen muß Derjenige bei Berathung und Entscheidung einen größeren Einfluß in Anspruch nehmen, der bei der Ausführung am meisten leisten kann und will: das liegt in der Natur; aber wenn er nicht Alles leisten kann und will, so kann er auch nicht Alles entscheiden wollen. Sonst waltet nicht das Recht, sondern es schaltet die Willkühr.

Baiern und Württemberg, und nun auch Hannover, sind Königreiche, und die übrigen Teutschen Staaten (da von Sachsen nicht die Rede seyn kann) sind das nicht. Aber wie darin, daß die beiden ersten unter dem Schutze des Unterdrückers von Europa den Königlichen Titel angenommen haben, den Hannover nachahmend sich gleichfalls aneignet, ein Vorrecht vor den übrigen Teutschen Staaten, in Rücksicht des gemeinsamen Teutschen Vaterlandes,

liegen könne und solle, ist doch nicht wohl zu begreifen. Man mag an den Königstitel gewisse Ehren und Würden knüpfen; wer solchen Ansprüchen nachgeben will oder muß, der mag es und wird es thun, aber ein weiteres Recht scheint doch der Titel nicht zu geben. Auch wäre es vielleicht für mehrere Teutsche Fürsten nicht schwer gewesen, von Buonaparte den Königstitel, mit welchem derselbe eben nicht karg war, zu erhalten, wenn sie sich nur recht eifrig seinen Planen gefügt hätten; sollten sie nun darauf ein Recht gründen können, sich als Vertreter des Teutschen Volks aufzustellen?

Oesterreich hat mit Baiern und Württemberg, bei derselben Uebertritt zur Teutschen Sache, Verträge geschlossen, wie mit freien und selbständigen Europäischen Mächten und nicht wie mit Teutschen Staaten; diesen Verträgen sind die übrigen großen verbündeten Mächte beigetreten, wenn gleich vielleicht ungern. [2]) Aber einmal hatten diese Verträge offenbar nur in dem Zufall der Verhältnisse und der geographischen Lage beider Staaten ihren Grund, und jedem andern Teutschen Staate würde unter gleichen Verhältnissen gleiche Ehre leicht wiederfahren seyn. Zweitens gab es ja damals auch kein Teutschland im politischen Sinne; wollte also Oesterreich mit Baiern und Württemberg unterhandeln, so mußte das wie mit selbständigen Mächten geschehen, und nach Zertrümmerung des Rheinbundes waren sie dieses wirklich. Drittens aber beweis't der Pariser Friede, daß Baiern, Württemberg und Hannover nicht anders behandelt sind, als die übrigen Teutschen Staaten, denn unter diesen Teut-

2) S. die Centralverwaltung der Verbündeten unter den Frhrn. v. Stein. S. 23. ff.

schen Staaten sind auch sie; auch sie sind bestimmt zu der Föderation zu treten; und sie selbst haben den Frieden angenommen. Im Pariser Vertrage ist sonach jeder Vorzug, den frühere Verträge gegeben zu haben scheinen könnten, wieder aufgehoben. In keinem Fall aber können solche Verträge für die übrigen Teutschen Staaten verpflichtend seyn.

Endlich haben sich zwar die mindermächtigen Teutschen Staaten, als auch sie in den heiligen Bund wider Frankreich aufgenommen wurden, in den sogenannten Accessionsverträgen verbindlich gemacht, „daß sie sich alle die Modificationen (im Innern) gefallen lassen wollten, welche die künftige Verfassung Teutschland's nöthig machen würde." Aber in dieser Clausel liegt doch wahrlich keine Verzichtleistung auf das Recht, die Verfassung Teutschland's mit zu bestimmen, und am allerwenigsten liegt darinn eine Anerkennung, daß diesen oder jenen Staaten das Recht, Teutschland zu constituiren, ausschließlich zustehen solle.

Aber, wenn den fünf genannten Teutschen Staaten auch kein ausdrücklich anerkanntes Recht zusteht, Teutschland zu reconstituiren, so haben sie vielleicht dieses große Geschäft deswegen allein übernommen, damit es desto schneller gedeihe? Die allgemeine Wohlfahrt berechtigt sie vielleicht?

Zu läugnen ist nicht: je größer die Zahl Derer ist, die gehört werden müssen, desto schwieriger ist gewöhnlich die Vereinigung; allein das pflegt doch nur in gemeinen Fällen wahr zu seyn. Man hat Beispiele, daß ganze Nationen bis zu dem letzten Mann von Einer Idee durchdrungen gewesen sind. In Teutschland stehen jetzt

die Sachen so, daß die kleineren Staaten am wenigsten der öffentlichen Meinung widerstreben dürfen. Wollen die größeren Staaten Teutschland's wirklich das, was der Geist unseres Volks, was die Sicherheit und Ehre des gemeinsamen Vaterlandes fordern, so können sie der Zustimmung der kleineren Staaten vollkommen gewiß seyn. Für diese wäre in diesem Falle Weigerung — Vernichtung. Bei dem langsamen Gange des Europäischen Congresses, hätte man ja auch wohl hinlänglich Zeit gehabt, die Teutschen sämmtlich zu hören. Und die mehrerwähnte Note der Mindermächtigen beweiset klar, daß gerade sie, ungeachtet ihrer größern Zahl, am leichtesten über große Grundsätze einverstanden geworden sind.

Wenn man Gesetze vorschreiben will, so braucht man nicht weiter zu fragen. Aber wozu hat man in diesem Falle die kleinen Staaten berufen? Dazu brauchten sie doch nicht so kostbare Gesandtschaften, um die Gesetze anzuhören! Will man aber wirklich einen Teutschen Bund: so muß man nicht eine Einheit erzwingen durch physische Gewalt, sondern man muß sie erzeugen durch moralische Kraft. Die Geister müssen eins seyn, die Gemüther. Jeder einzelne Teutsche Staat, außer jenen, ist klein, aber alle die kleinen Staaten bilden eine bedeutende Menschenmasse. Es ist nicht gut, so viele Millionen gleichgültig zu machen gegen das gemeine Vaterland; und müssen sie nicht gleichgültig werden, wenn man sie nicht würdigt, ihre Stimme zu hören über die größten und heiligsten Verhältnisse? Kann da ein Volksgeist entstehen, kann da ein Gemeinsinn sich bilden, wo man so vielen Millionen nur das Gefühl der Nothwendigkeit des Gehorchens läßt? In Teutschland ist ein neuer Geist erwacht, der seine Schwingen mächtig geregt hat; wenn man

aber die kleineren Staaten vom Vaterlande hinwegdrückt: müssen sie nicht das Gefühl des Vaterlandes verlieren? müssen sie nicht den Sinn für die Ehre der Nation in sich ersterben lassen? müssen sie sich nicht allen großen Zwecken darum widersetzen, weil es keine gemeinsamen Zwecke sind? müssen sie sich nicht nothwendig absondern, und, in nationaler Rücksicht, wirklich schlecht werden? zwingt man sie nicht dazu?

Gesetzt also, es wäre gut, daß nicht alle Teutsche Staaten zu Rathe gezogen würden, weil man befürchten müßte, über dem Berathen nicht zum Beschließen zu kommen: warum soll der Ausschuß nicht frei erwählt werden, damit er Vorschläge mache, die alsdann Alle, nach der Stimmenmehrheit annehmen? Hiermit wäre ja Alles gewonnen.

Oder dürfen etwa diese fünf Staaten sich selbst vertrauungsvoll sagen, daß sie von den übrigen Teutschen erwählt seyn würden? und wollen sie in diesem Vertrauen etwa nur die Sache abkürzen und die Wahl ersparen, übrigens aber nicht entscheiden, sondern nur vorbereiten? Aber je gewisser sie sind in ihrem Vertrauen, daß sie gewählt seyn würden, desto sicherer hätten sie ja die Wahl wagen und auf solche Weise die Gemüther beruhigen können. Und es scheint auch aus der Erklärung der mindermächtigen Staaten hervorzugehen, daß jenes Vertrauen nicht so ganz gegründet ist.

Es kann Zeiten geben, die eine Dictatur nöthig machen; das sind aber die Zeiten des Handelns, nicht des Berathens. Die Dictatur kann Maßregeln für den Augenblick ergreifen, aber sie kann keine Anordnungen treffen,

die bleiben sollen. Die Dictatur kann schützen und erhalten, aber nicht einrichten und gründen; sie kann abwehren und niederschmettern, aber sie kann nicht schaffen und gestalten. Und eben deswegen kann ein Dictator sich auch nicht selbst aufwerfen, sondern er muß aufgestellt werden.

Die Politik ist vielfach verrückt und verschroben, und manche Männer, welche sich in dieser Politik herumgetrieben, haben den Sinn für Volk und Vaterland verloren oder doch geschwächt. Die Krankheit der Souveränetät hat Teutsche Fürsten und Staatsmänner angesteckt, und wirkt um so verderblicher, je weniger man eigentlich weiß, was man an ihr hat. Wir haben freilich die große Erfahrung gemacht, daß Souveränetät ohne Macht nichts sey, als eine schwere Knechtschaft, die sogar verächtlich wird, weil sie mit den Fesseln prunken muß. Aber diese Erfahrung hat nicht überall den Wahn zerstört, daß die Souveränetät die Herrscher gleich mache, und unter den Ersten zu seyn, reizt die Seelen. Wenn nun fünf Teutsche Staaten es willkührlich, ohne Auftrag, ohne Erklärung, übernehmen, ganz Teutschland zu constituiren: ist da die Furcht so ganz grundlos, daß sie, diese fünf, mehr daran denken werden, sich gegeneinander, und, so Gott will, auch gegen das Ausland, möglichst schicklich zu stellen, als daran, dem gemeinen Teutschen Vaterland eine angemessene, würdige Gestaltung zu geben? Diese fünf Teutschen Mächte kennen sich und ihre Bedürfnisse: wenn aber nicht alle andere Teutsche gehört sind: kennen sie auch die Bedürfnisse des Ganzen? sie werden gewiß in ihren Systemen handeln: aber sind diese Systeme auch das Eine System des gemeinen Vaterlandes? Und, wenn wir auch zugeben und fast behaupten, daß dieses bei drei von den fünf Staaten der Fall sey, welchen Beweis haben wir für

die beiden andern? Und was hilft das Wunder, wenn der Glaube fehlt?

Wenn nun aber durch eine Art von Dictatur die fünf Staaten eine Teutsche Verfassung, gleichviel auf welche Weise sie dieselbe unter sich zu Stande gebracht hätten, aufstellten: würde das unnatürliche Werk nicht auch durch eine Dictatur der Fünf aufrecht zu erhalten seyn? und was könnte daraus hervorgehen, als eine jammervolle Zerrissenheit des Vaterlandes, und eine Zertretung vieler Teutschen Herzen? Gewiß, eine neue Knechtschaft wäre gegeben oder vorbereitet. —

Durch die edle Eintracht der kleineren Teutschen Staaten, die sich in ihrer Note (vom 16. Nov.) so würdig ausspricht, möchte aber ein Weg geöffnet seyn, der, wenn es nirgends an gutem Willen fehlt, zu einem erwünschten Ziele führen zu können scheint. Also dürfen wir die Hoffnung nicht sinken lassen.

Indem nämlich jene Staaten Grundsätze aussprechen, die mit dem Wunsche des gesammten Teutschen Volks übereinstimmen, erklären sie zugleich Folgendes:

„Sie werden es mit Dank erkennen, wenn Ihre Majestäten der Kaiser von Oesterreich und der König von Preußen ihnen, auf der Basis gleicher Rechte und einer vollständigen Repräsentation aller Bundesglieder beruhende Vorschläge, über die künftige Verfassung und die zur Sicherung der Freiheit und Unabhängigkeit Teutschland's (und der Teutschen Völker) nothwendig scheinenden Maßregeln, zur Berathung und Beschlußnahme mittheilen wollen, und sie werden ihre Bereitwilligkeit beweisen, zum Besten des Ganzen denjenigen Einschränkungen ihrer Sou-

veränetät, sowohl im Innern ihrer Staaten, als im Verhältniß gegen Auswärtige beizupflichten, welche als allgemeinverbindlich für Alle werden beschlossen werden."

Wie nun? wenn diese Staaten, und Alle, die beitreten wollen, ihre Grundsätze näher entwickelten (wie das durchaus nöthig seyn möchte, weil man sonst die Ausführung nicht begreift); wenn dabei auch die Mediatisirten gleichfalls gehört würden; [3]) wenn hierauf Oesterreich und Preußen, die Beide das allgemeine Vertrauen genießen und verdienen, einen Entwurf vorlegten, und wenn endlich dieser Entwurf angenommen würde, nachdem die Mehrheit der Stimmen, über deren Zahl man sich ja wohl leicht vereinigte, für ihn entschieden hätte?

Schwierigkeiten sind überall; die Frage ist, auf welchem Wege sind die wenigsten? Die wichtigsten sind immer, welche aus Volksgeist und Nationalehre entspringen. Wir urtheilen nur nach bekannten Thatsachen; Vieles geht vor, wovon wir nichts wissen. In jedem Falle aber mögen die Teutschen Fürsten und Staatsmänner bei dem Wiener Congreß wohl bedenken, daß sie im Angesichte des ganzen Teutschen Volks stehen, daß sie einem schweren Gerichte nicht entgehen werden, und daß es unaussprechlich schrecklich seyn würde, wenn auch dieses Mal, für Teutschland nichts Zweckmäßiges, Großes, Bleibendes geschähe, und wenn auch dieses Mal das Teutsche Volk um seine heiligsten Hoffnungen durch Egoismus, Verkehrtheit oder Verrath betrogen würde!

3) Inzwischen haben auch 70 mediatisirte Herren wirklich gehört zu werden verlangt, gleich den übrigen kleineren Fürsten und Städten.

V.

Carnot's Denkschrift an den König.

Vorwort.

Die große Rolle, die Carnot in den frühern Zeiten der Revolution großartig gespielt hat, ist gewiß noch im allgemeinen Andenken; besonders ist der wichtige Antheil einstimmig anerkannt, den er an den bewunderungswürdigen Siegen der Französischen Heere gehabt hat; endlich ist nicht vergessen, daß er kühn genug gewesen ist, Buonaparte'n seine Stimme zur Kaiserwürde zu versagen, und daß er eben deßwegen unter Napoleon's Herrschaft abgeschieden, zurückgezogen und in jeder Rücksicht vernachlässigt gelebt hat. Wenn nun ein solcher Mann, nach dem wunderlichen Wechsel der Dinge, dem neuen Könige, Ludwig XVIII., — dem Könige, dessen Bruder er selbst mit zum Tode verurtheilt hat — gleichsam zur Bewillkommung, eine Denkschrift überreicht, so muß diese unstreitig allgemeine Neugierde, allgemeines Interesse erregen, ganz abgesehen von dem Inhalte der Schrift. Dieser Inhalt aber macht es nicht nur begreiflich, wie dieselbe bei dem alten Adel und besonders bei den Emigranten die höchste Leidenschaft und den gränzenlosesten Haß gegen den Verfasser, bei den übrigen Franzosen aber eine allgemeine Theilnahme hat erregen können, sondern dieser Inhalt scheint uns auch, in Rücksicht der Zeit, so merkwürdig, daß wir die Zustimmung unserer Leser zu erhalten hoffen, wenn wir die ganze Schrift in die Nemesis aufnehmen. Sie wird abermals zum Belege dessen dienen, was wir

über den Zustand Frankreichs wiederhohlt angemerkt haben; sie mag beweisen, ob es noch eine republicanische Partei in Frankreich giebt oder nicht; sie kann für die Stimmung zeugen, welche unsere Siege unter den Franzosen hervorgebracht haben, und für die Wünsche, die sie im Verhältnisse zu uns hegen: endlich aber mögen wir auch noch einige Wahrheiten für uns selbst aus ihr merken, die uns zwar nicht fremd oder neu sind, die man aber nicht zu oft hören kann. Im Uebrigen ist die Schrift keinesweges durch Geist und Darstellung ausgezeichnet; sie ist nicht ohne unrichtige und schiefe Ansichten; aber diese scheinen uns keiner Widerlegung oder Anmerkung zu bedürfen.

Herr v. Chateaubriand hat Hrn. Carnot vorgeworfen, daß er bei Abfassung seiner Schrift unreine Absichten gehabt habe, daß er namentlich nicht hoch genug geehrt zu seyn glaube, und daß er sich dafür habe rächen wollen. Wir lassen das auf sich beruhen. Soviel möchte indeß gewiß seyn, daß in Carnot eine republicanische Seele lebt; und daß er Auszeichnungen entbehren kann, das scheint er unter Napoleon's glänzender Herrschaft bewiesen zu haben. Auch ist begreiflich, daß die Hofleute, die Emigranten, der alte Adel überhaupt wünschen müssen, daß Keiner ihm glaube; und dieser Wunsch würde vielleicht am besten erreicht, wenn man seine Moralität verdächtig machen könnte. In jedem Fall aber zeigt der König sich darin herrlich, daß er dem Drängen seiner Umgebung zur Bestrafung Carnot's nicht nachgiebt. Ob jedoch nicht auch etwa diese Verzeihung, wie er selbst sich ausdrückt, bloß vorläufig (provisoirement) bewilligt wird, das wird die Folge zeigen.

Wie es eigentlich mit dem Drucke der Schrift gegangen seyn mag, ist nicht ganz klar. Carnot selbst soll geläugnet haben, daß er sie habe drucken lassen; ja, er soll den Drucker gerichtlich verfolgt haben; aber die Schrift selbst hat er nicht abgeläugnet, und das ist für uns die Hauptsache. Der Abdruck, nach welchem die folgende Uebersetzung gemacht worden ist, hat folgenden Titel: *Mémoire adressé au Roi*, en Juillet 1814, par *M. Carnot*, Lieutenant-Général, Chevalier de l'Ordre royal et militaire de St. Louis, Membre de la Légion d'honneur, de l'Institut de France etc. à Bruxelles, chez tous les Libraires. MDCCCXIV. Es führt als Motto folgende Verse von Racine:

Bientôt ils vous diront que les plus saintes lois,
Maîtresses du vil peuple, obéissent aux Rois.

Auf der Rückseite des Titelblatts wird gesagt, daß diese Denkschrift fast eben so dem König übergeben sey; nur einige Entwickelungen wären hinzugefügt, und einige Anführungen (citations) unterdrückt, die dem Könige mißfallen zu haben schienen. Alsdann versichert der Herausgeber, er lasse die Schrift auf seine Gefahr drucken, und habe nur das Interesse des Staats im Auge; Hr. Carnot, der Verfasser, habe versprochen, sie nicht durch den Druck bekannt zu machen, aber für die Verschwiegenheit der Personen, welchen er sie zum Abschreiben vor jenem Versprechen gegeben, habe er nicht stehen können. Ihm sey eine Abschrift in die Hände gekommen, und er glaube es verantworten zu können, sie drucken zu lassen. Das Uebrige, was er vorbringt, ist unbedeutend. Die Schrift selbst aber lautet, wie folgt.

* * *

Das gesellschaftliche Leben, so wie wir es sehen, ist im Grunde nur ein beständiger Kampf zwischen der Begierde zu herrschen und dem Verlangen, sich der Herrschaft zu entziehen.

In den Augen der Anhänger einer unbestimmten Freiheit, ist alle Gewalt, wie beschränkt sie auch seyn mag, unerlaubt; in den Augen der Anhänger einer willkührlichen Gewalt ist jede Freiheit, wie begränzt sie auch seyn mag, ein Mißbrauch. Die Erstern sehen nicht ein, mit welchem Rechte man sie zu regieren verlangt; die Andern begreifen nicht, mit welchem Rechte man verlangt, ihrem Ansehen Gränzen zu setzen. Jene behaupten eine vollkommene Gleichheit zwischen allen Menschen, diese das angeborene Vorrecht Einiger, den Andern zu befehlen.

Aus diesem Streite der Meinungen und der Ansprüche sind unsere bürgerlichen Uneinigkeiten entstanden; und während die Einbildungskraft hiervon noch erschreckt ist, bleibt es schwer, über eine solche Sache ein parteiloses Urtheil zu fällen. Jede Partei strebt alle begangenen Fehler auf die Gegenpartei zu wälzen. Diejenigen, welche der vorige Zustand der Dinge über die Andern gestellt hatte, leiten Alles Unglück von dem Mangel der Unterwürfigkeit bei diesen her; diese hingegen schreiben dasselbe den willkührlichen Rechten zu, welche jene an sich gerissen hatten, und ihrer Halsstarrigkeit in Vertheidigung abgeschmackter und lächerlicher Begünstigungen.

Um in einer solchen Angelegenheit gerecht zu seyn, müßte man sich von aller vorgefaßten Meinung losmachen können; man müßte sich in Gedanken in die künftigen Jahrhunderte versetzen, und selbst in diesem Falle müßte

man die Resultate der Geschichte vergessen und den fast unwiderstehlichen Hang, die Dinge nach dem Ausgange zu beurtheilen, besiegen können.

Es ist wahr, die Art, mit welcher man die meisten Fragen entscheidet, wird gewissermaßen durch die Verirrungen gerechtfertigt, zu welchen fast immer abstracte Theorien hinführen. Die Revolution giebt hiervon den künftigen Geschlechtern traurige Beweise. Sie wurde durch einen Schwarm reinphilosophischer Schriften vorbereitet. Die Seelen, aufgereizt durch die Hoffnung eines unbekannten Glücks, schwangen sich plötzlich in die Welt der Einbildung; wir glaubten das Luftbild der Nationalglückseligkeit ergriffen zu haben; wir hielten es für möglich, eine Republik zu erhalten ohne Anarchie; eine unbegränzte Freiheit ohne Unordnung, eine volkommene Gleichheit ohne Parteiung. Die Erfahrung hat uns grausam enttäuscht. Was ist uns von allen diesen Hirngespinsten übrig geblieben? Nichts als Reue, als Vorurtheile gegen alle Vervollkommnung, und die Entmuthigung einer Menge guter Menschen, welche die Nutzlosigkeit ihrer Anstrengungen erkannt haben!

Ihr seyd unterlegen, Männer, die ihr nach Freiheit strebtet, und folglich wird man euch alle Verbrechen aufbürden; ihr seyd die Schuldigen, denen man wohl vorläufig verzeihen will, aber unter der Bedingung, daß ihr eure alten Ketten wieder zurücknehmet, die jetzt drückender gemacht sind als zuvor, durch einen lang gedemüthigten Stolz, und vergiftet, im Namen des Himmels, von dem Geiste der Rache.

Nun! und wie war denn, während der Stürme, das Betragen Derer, welche euch die Fesseln zurückbringen?

Haben sie das Recht, Andere wegen der Uebel anzuklagen, die sie erduldet haben mögen? Gebühren nicht ihnen selbst die Namen von Meuchlern und Königsmördern, die sie euch so großmüthig beilegen? Und gleichen sie nicht den Spitzbuben, die, um den Verdacht von sich abzuwenden, am lautesten schreien: Diebe, Diebe! während sie sich in dem Haufen zu verbergen suchen?

Was? sagen diese Ueberläufer, sind nicht Diejenigen Königsmörder, die für den Tod des Königs gestimmt haben? Nein, Die sind es, welche die Waffen gegen ihr Vaterland ergriffen haben. Ihr selbst seyd es. Die Andern haben gestimmt wie vom Volke bestellte Richter, und sind Keinem Rechenschaft schuldig über ihr Urtheil. Haben sie sich geirrt: so sind sie mit andern Richtern, die sich irren, in gleichem Falle; sie haben sich mit der ganzen Nation geirrt, die das Urtheil gefordert, die es nachmals durch tausend Zuschriften aus den Gemeinen anerkannt hat; sie haben sich geirrt mit allen Völkern Europa's, die mit ihnen unterhandelt haben, und die noch mit ihnen im Frieden leben würden, wenn nicht Alle die Opfer eines neuen Emporkömmlings geworden wären.

Ihr aber, die ihr nach dem Sturm kommt, wie wollt ihr es rechtfertigen, daß ihr euere Unterstützung so unbarmherzig einem Könige versagt habt, den ihr zu beklagen vorgebt? Ihr, deren Gierigkeit er den öffentlichen Schatz geopfert hatte; ihr, die ihr ihn mit euren treulosen Rathschlägen in das Labyrinth verwirrt hattet, aus welchem er nur durch euere eigenen Anstrengungen einen Ausweg hätte finden mögen? Wie habt ihr ihm freiwillige Geschenke abschlagen können, die er von Euch forderte? Wie habt ihr ihm vergrößerte Abgaben versagen mögen, die

durch euere Räubereien nothwendig geworden waren? Was haben die Notabeln für ihn gethan? was die Geistlichkeit? was der Adel? Wer hat die Generalstände gefordert? Wer hat ganz Frankreich in Aufruhr gesetzt? Und, als die Revolution begonnen hatte, wer vermochte den Strom aufzuhalten? Wenn ihr es konntet: warum habt ihr es nicht gethan? wenn ihr es nicht konntet: warum werft ihr Andern vor, daß sie es nicht gethan haben?

Ludwig XVI., sagt ihr, war der Beste der Könige, der Vater seiner Unterthanen. Gut! was habt ihr denn gethan, um ihn zu retten, diesen Vater, diesen Besten der Könige? Habt ihr ihn nicht feig verlassen, als ihr ihn in der Gefahr sahet, in welche ihr ihn gestürzt hattet? War es nicht eure Pflicht, um ihn mit euren Leibern einen Wall zu bilden? Hattet ihr ihm nicht geschworen, ihn zu vertheidigen bis zum letzten Blutstropfen? Wenn er der Vater seiner Unterhanen war, waret ihr nicht seine vorgezogenen Kinder? Und ihr ließet ihn allein in der Willkühr Derer, die ihr gegen ihn aufgereizt hattet! War es die Sache der Republikaner, den König mit Worten auf der Bühne zu vertheidigen, den ihr mit dem Degen zu vertheidigen nicht gewagt hattet? Welche Stütze hätten die Republikaner gehabt, die, gegen ihr eigenes Interesse, den König hätten retten wollen, da ihr, seine natürlichen und verpflichteten Vertheidiger entflohen waret? Ist es nicht klar, daß sie sich selbst mit ihm, unnützer Weise, der Volkswuth aufgeopfert hätten? [1]) Ihr ver-

[1]) Man braucht nur den Moniteur aus jener Zeit zu sehen, um hiervon überzeugt zu werden. Die eifrigsten Anhänger Ludwig's XVI. können nicht läugnen, daß er wenigstens ein schwacher König gewesen; aber ein schwacher König ist oft eben so gefährlich, als ein böser; dieser thut das Schlechte

langt von Andern eine mehr als menschliche Tugend, während ihr selbst das Beispiel der Flucht und der Felonie gabt!

Als Ludwig gerichtet wurde, da war er nicht mehr König. Sein Untergang war unvermeidlich. Er konnte

selbst, jener läßt es durch Alle thun, die ihn umgeben. — Die Welt wird von Denen betrogen, die da behaupten, daß Ludwig XVI. nur mit einer sehr geringen Mehrheit verurtheilt sey. Das giebt eine ganz falsche Idee; denn es läßt vermuthen, daß er nur durch diese kleine Mehrheit für schuldig erklärt sey. Und doch ist er fast einstimmig für schuldig erklärt; und nur über die Anwendung der Strafe gab es eine Verschiedenheit der Meinungen aus politischen Gründen. — Die Emigranten sagen, um den König und um sich selbst zu entschuldigen, daß er nicht frei gewesen, und daß er mithin Gesetze habe verletzen können, die man ihn anzunehmen gezwungen hatte. Ich frage nur, ob wir denn freier als er gewesen sind? Wer ist sonach schuldig? Nur Die, welche die Revolution angefangen haben, d. h. Die, welche uns anklagen! — Man greift zuerst nur Diejenigen an, welche für den Tod gestimmt haben, um nicht sogleich zu Viele gegen sich zu reizen. Ist man jene los, so werden Diejenigen, die für die Ausschließung, oder Verbannung, oder für andere Strafen, die schmählicher sind, als der Tod, kurz Diejenigen, die für das Schuldig! gestimmt haben, nicht frei ausgehen. Hierauf werden Alle, welche Zuschriften der Billigung oder der Glückwünschung unterschrieben haben, d. h. mehr als zwei Millionen Bürger geächtet werden. Nach diesen kommen die Käufer von Nationalgütern, ferner die nicht ausgewanderten Adlichen, endlich die Vertheidiger des Vaterlandes, denen man ein unverzeihliches Verbrechen daraus machen wird, die Waffen gegen ihren rechtmäßigen König getragen zu haben. — Im Ernste: glaubt man, daß Die, welche Europa besiegt haben, sich so erniedrigen lassen werden? und hat man schon vergessen, was das heißt: ein unterdrücktes Volk erwacht? —

von dem Augenblick an nicht mehr regieren, da sein Scepter geschändet war; er konnte von dem Augenblick an nicht mehr leben, da er die Parteien nicht mehr zu bändigen vermochte. Also muß der Tod Ludwig's nicht Denen zugeschrieben werden, welche seine Verurtheilung ausgesprochen haben, wie man die eines Kranken ausspricht, an dem man verzweifelt, sondern Denen, welche die ersten unruhigen Bewegungen hätten aufhalten können, es aber bequemer fanden, einen gefährlichen Posten zu verlassen.

Ihr macht ein abscheuliches Gemälde von der Revolution; je abscheulicher es ist, desto größer sind euere Verbrechen; denn sie ist euer Werk: ihr seyd die Urheber alles Unglücks. Sühnet — ihr könnt nichts Besseres thun — sühnet eure Undankbarkeit gegen Ludwig XVI. durch öffentliche Gebete, durch jährlichen Gottesdienst in den Tempeln. Ihr verlangt, sagt ihr mit frommem Sinne, nur die Bestrafung der Schuldigsten, und ihr seyd die Schuldigsten. Die Andern mögen in Irrthum gefallen seyn: darüber läßt sich streiten; aber eure Verrätherei ist außer allem Zweifel. Ihr, die Erstgeborenen des Königs, die ihr Alles selbst von seiner Schwäche hattet, ihr werdet euch stets einen Königsmord vorzuwerfen haben; und Ludwig hätte zu euch die Worte sagen können, die Cäsar zu Brutus sprach: *tu quoque, fili mi!*

Wie kommt es denn aber, daß die ersten Urheber vom Morde Ludwig's XVI. und die wahrhaften Anstifter der bürgerlichen Unruhen [2]), sich gegenwärtig der

2) Gewisse Leute, die sich vormalige Mitglieder des Pariser Parlaments nennen, lassen im Geheimen sehr unterthä-

Rolle der Ankläger bemächtiget haben? Wie kommt es von der andern Seite, daß Männer, welche die Revolution unter allem Wechsel muthvoll bestanden haben, jetzt plötzlich wie betäubt erscheinen, und vor diesen heuchleri-

nige, handschriftliche Vorstellungen gegen die Verfassungsurkunde verbreiten, welche höchst lächerlich, wahnsinnig und frech gegen die Königl. Majestät sind. Diese Herren schreien, wie Besessene, von Rache, von Blutgerüsten, von ihrem Generalprocurator, von Zurückgabe der Nationalgüter, von der Nothwendigkeit der katholischen Religion, von der vollendetsten Unduldsamkeit. Man glaubt unter die Regierung Carls IX. versetzt zu seyn. Das Parlament thäte besser sich zu besinnen, und Andere, wo möglich, vergessen zu lassen, daß es selbst den Brander der Zwietracht geworfen hat, indem es die Berufung der Generalstände forderte. — Das Parlament rühmt sich in dieser Schrift sehr seiner alten Treue gegen seine Könige: dabei setzt es voraus, daß wir nichts von der Geschichte wissen. Das Parlament, wie alle andern Collegien, hat immer der Herrschaft der Umstände nachgegeben. Hat nicht das Parlament, als Carl VI. wahnsinnig war, jenen berüchtigten Beschluß erlassen, den Hr. von Boulainvilliers die ewige Schande des Pariser Parlaments nennt, und der den Dauphin, Carl VII., auf immer aus dem Reiche verbannte, indem es den Vertrag zu Troyes unterschrieb, in welchem man, mit Ausschließung dieses Prinzen, den König von England, Heinrich V., als den Erben der Französischen Krone anerkannte? Hat nicht das Pariser Parlament, den 5 März 1590. Heinrich IV. geächtet, nachdem er schon durch ein Decret der Sorbonne geächtet war?

Der Präsident Hénaut hat in seinem Abrégé chronologique dergleichen Thatsachen nicht erzählt, welche die Ehre seiner Zunft zu sehr verletzten, aber sie sind in allen neuern Geschichten aufgezeichnet und durch ächte Urkunden bewiesen.

schen Schreiern schweigend zurückweichen? Das kommt daher, daß die Wunderlichkeit der Ereignisse ihre schwächsten Gegner zu den stärksten gemacht hat; daß die Feinde des Französischen Namens, mit welchen sie verbunden waren, indem sie Zehen gegen Einen gestellt hatten, uns zu bekämpfen, ohne Widerstand in die Hauptstadt eingezogen sind; daß ein Augenblick hingereicht hat, den Ruhm von zwanzig Jahren auszulöschen; daß endlich Diejenigen, welche im Augenblicke der Gefahr die Flucht ergriffen hatten, triumphirend zurückgekommen sind unter dem Gepäcke. Auf diese Weise sind zwanzig Jahre des Siegs zu zwanzig Jahren von Gräueln und Verbrechen geworden.

Wäre das System der Freiheit durchgesetzt, so hätten die Dinge ganz andere Namen erhalten: denn in den Jahrbüchern der Welt ist dieselbe Handlung, nach den Umständen, bald ein Verbrechen, bald eine Heldenthat; derselbe Mensch ist bald ein Claudius, bald ein Marcus Aurelius.

Catilina ist ein nichtswürdiger Verschwörer: er würde der Wohlthäter Roms gewesen seyn, hätte er wie Cäsar ein Reich gründen können. Cromwell ward anerkannt bis auf die letzte Stunde, und seine Protection von allen Fürsten gesucht; nach seinem Tode ward er an den Galgen gehängt: er würde eine neue Dynastie gestiftet haben, hätte er nur einen Sohn gehabt, der ihm gleich gewesen wäre. So lange Napoleon glücklich war, beugte sich Europa vor ihm, und die Fürsten achteten es für Ehre, sich mit seiner Familie zu verbinden; sobald er gefallen war, sah man in ihm nur einen elenden Abenteurer, feig und ohne Talente. Pelopidas, Timoleon, Andreas Doria wurden als Befreier ihres Vaterlandes

ausgerufen; sie würden wie die Gracchen nur für Parteimänner gegolten haben, wenn ihre Unternehmungen gescheitet wären.

Da das ewige Geschrei gegen die ersten Urheber des Todes Ludwig's XVI. zur Vertheidigung Derer zwingt, die über ihn als Richter gestimmt haben: so kann es Diesen nicht schwer werden, zu zeigen, daß ihr Urtheil durchaus mit der Lehre übereinstimme, die in unsern Schulen, unter dem Schutze der Regierung, vorgetragen und als die einzig wahre Lehre gepriesen wird. Es ist die Lehre der heiligen Schriften; es ist die Meinung der Sittenlehrer, von welchen man glaubt, daß sie die weisesten des Alterthums seyen, und das größte Ansehen in allen Zeiten verdienen. Cicero z. B. drückt sich in seinen Büchern von den Pflichten also aus (B. II. Cap. 7.) *)

„Unter allen Mitteln ist keins geschickter, eine dauerhafte Macht zu erlangen, als sich beliebt — keins untauglicher, als sich fürchterlich zu machen. Ennius sagt:

Die Menschen hassen, wenn sie fürchten müssen;
Wen Jeder aber haßt, deß Tod scheint Aller Glück.

Wie wenig aber die größte Macht dem allgemeinen Hasse widerstehen könne, dieß würden, wenn es bisher wäre unbekannt gewesen, die neulichen Auftritte in Rom gelehrt haben. Doch unser Tyran, (dessen Herrschaft sein Vaterland ertrug, weil es der Gewalt der Waffen nachgeben mußte, und dessen Befehlen es auch jetzt noch nach seinem Tode gehorcht,) dieser Tyrann ist nicht der einzige, der durch seinen Untergang beweiset, wie vermögend der Haß der Menschen sey, auch den Mächtigsten zu

*) Nach Garve's Uebersetzung.

stürzen. Das ähnliche Ende der meisten Tyrannen, wovon kaum einer oder der andere einem gewaltsamen Tode entgangen ist, beweis't eben dieses. Die Furcht ist keine sichere Leibwache auf lange Zeit: die Liebe aber ist ein treuer Beschützer auf ewig.

Doch Denen, welche über gezwungene Unterthanen, z. B. Herren, die über ihre Leibeigenen herrschen, mag es vielleicht erlaubt seyn, Strenge und Gewalt zu brauchen, wenn sie den Gehorsam derselben anders nicht sichern können. In einem freien Staat aber von seinen Mitbürgern gefürchtet werden wollen: das ist Unsinn und Raserei. Gesetzt auch, daß durch die Uebermacht eines Einzigen die Gesetze auf eine Zeitlang unterdrückt, die Stimmen der Freiheit zum Schweigen gebracht worden: so wacht diese doch endlich wieder auf, und äußert sich entweder durch gewisse Handlungen des Volks, die als Urtheile desselben über seine Beherrscher angesehen werden können; oder durch die Stimmen, die es an den Wahltagen wider den Willen derselben ertheilt. Denn der Enthusiasmus der Freiheit wirkt heftiger, wenn sie eine Zeitlang verloren gegangen, als wenn sie ungestört geblieben ist."

Man sieht, daß Cäsars bekannte Milde Cicero nicht abhielt, ihn als einen Tyrannen zu betrachten, und seine Ermordung zu billigen. Cato ging noch weiter: er glaubte nicht, daß es einen guten König geben könne.

Wollte man sagen, die Lehre dieser Heiden müssen von uns verworfen werden, so frage ich: warum machen denn die Bücher, welche dieselbe enthalten, noch immer die Grundlage unsers öffentlichen Unterrichts? Wenn wir aber un-

sere Regierungsgrundsätze aus den heiligen Schriften schöpfen wollen: so ist's desto schlimmer. In diesen wird man die Lehre vom Königsmord durch die Propheten aufgestellt finden, die Könige verworfen als Geißel Gottes, ihre Familien erwürgt, die Völker ausgerottet auf Befehl des Allmächtigen, und die wüthendste Unduldsamkeit gepredigt von den Dienern des Herrn, des Barmherzigen [3]).

3) Man sehe die Bücher der Könige, und besonders das, was den Propheten Samuel und den Propheten Jehu betrifft. — Ich bedauere zu solchen abscheulichen Citationen gezwungen zu seyn; aber man muß diesen Herren wohl zeigen, daß unsere Rechtfertigung gewiß in ihren Büchern liegt, und daß sie die ihrige nirgends darin finden werden. — Die Priester haben immer von der Leichtgläubigkeit des Volks zu gewinnen gesucht, um die Könige zu unterdrücken. Welche Erniedrigungen haben nicht die Päpste auf gekrönte Häupter gebracht! Und wie sollte sich das ganze Bourbonische Blut nicht empören bei der Erinnerung der schmählichen Pönitenz, die dem großen Heinrich vom Bischof in Rom aufgelegt wurde? Giebt es eine, in irgend einer Rücksicht, schändlichere Geschichte, als die Geschichte der Statthalter Jesu Christi? Wie viele Religionskriege haben sie erregt? waren nicht die Kreuzzüge, die Inquisition, die Bartholomäusnacht ihr Werk? Waren es nicht die Priester, die auf den Kanzeln die Wuth der Ligue anschürten? Sind sie es nicht, die den Bruder Jacob Clemens unter die Heiligen versetzt haben? Hat nicht die Sorbonne Heinrich IV. zuerst geächtet? und findet man endlich nicht Namen von Mönchen und Jesuiten in allen Verschwörungen gegen Könige? Aus Fanatismus und Gleißnerei ist mehr Blut vergossen worden, als durch alle politischen Kriege. Also ist nicht zu verwundern, daß diese Tartüffe sich Allem entgegen setzen, was ihre Schändlichkeiten enthüllen, und die Völker aus der Dummheit ziehen könnte, in welcher sie dieselben erhalten. „Man sieht es, sagen sie, an der Revolution, welche schöne Früchte diese freche Philosophie trägt, die sich der Reli-

Ungeachtet dieser Lehre, welche die Fürsten vermuthlich selten lesen, welche aber die Priester gar häufig lesen, und welche die Jesuiten auswendig wußten, hat man mit Recht bei allen gebildeten Völkern den Grundsatz aufgestellt, daß die Person der Könige heilig und unverletzlich sey; aber der Sinn und die Anwendung dieses Grundsatzes sind nicht wohl bestimmt.

Man kann z. B. fragen, ob dieser Grundsatz bloß von rechtmäßigen Fürsten gilt, oder auch von Raubherrschern (Usurpatoren)?

Man kann fragen, was eigentlich einen Raubherrscher von rechtmäßigen Königen unterscheidet?

Man kann fragen, ob auch solche Fürsten für heilig und unverletzlich zu achten seyen, denen nichts heilig und unverletzlich ist? ob ein Tiberius, ein Sardanapal, ein Nero, ein Caligula, ein Heliogabalus, ein Attila, ein Chilperich, eine Fredegunde, eine Isabelle von Baiern, ein Mahomet II., ein Christiern II. ein Peter der Grausame, ein Sixtus IV., ein Alexander VI. u. s. w. u. s. w. auch als Fürsten betrachtet werden müssen, deren Person unverletzlich und heilig ist?

gion entgegen setzt. „Hierauf könnte man antworten: Nein, an der Revolution sieht man den Geiz der Priester der lieber so viele Verbrechen hat begehen, als dem Staate zu Hülfe kommen wollen. Die wahre Philosophie ist der wahren Religion nie entgegen gewesen; aber schlechte Priester sind der einen entgegen, wie der andern; sie wollen nichts, als Blut und Geld.

Man kann fragen, ob, wenn zu Rom auf einmal zwölf Kaiser waren, erwählt von eben so vielen Armeen, diese Kaiser Alle als heilig und unverletzlich betrachtet werden mußten?

Diese und ähnliche Fragen, für welche man sich auf der ganzen Erde, seit dem Anfange der Zeiten, gegenseitig würgt, bedürfen sehr einer guten Auflösung; aber es scheint dem Kanonischen Rechte bestimmt, noch lange zu seyn, was man nennt *ultima ratio regum*.

Im Grunde ist es die Gewalt, die Alles entscheidet. Darum hatten Anfangs die Jacobiner Recht, nachmals das Directorium, hierauf Buonaparte und endlich die Bourbonen, deren Familie schon einmal, neun hundert Jahre lang, Recht gehabt hatte, und in Frankreich wird wohl kein Mensch seyn, der nicht wünschte, daß sie fortfahre, Recht zu haben. Weil aber anerkannt ist, daß es kein Recht ohne Gewalt giebt, so ist zu sorgen, daß die Bourbonen die ihrige nicht verlieren, und noch mehr, daß sich ein Theil dieser Gewalt nicht gegen den andern wende.

Nun aber wird das Letzte gewiß geschehen, wenn man die erloschene Parteiwuth wieder erweckt, wenn man von neuem die vormaligen Royalisten und die vormaligen Republikaner unterscheidet, wenn man in Frankreich etwas Anderes sehen will, als Franzosen, wenn man die Wiedergeburt in einem frühern Zeitpunkt beginnen will, als die Verfassungsurkunde.

Die Rückkehr der Bourbonen erregte in Frankreich allgemeinen Enthusiasmus; sie wurden mit einer unbe-

schreiblichen Ergießung der Herzen empfangen; die alten Republikaner theilten aufrichtig das allgemeine Entzücken; Napoleon hatte sie insonderheit so schwer bedrückt, alle Classen der Gesellschaft hatten dergestalt gelitten, daß sich kein Mensch fand, der nicht wirklich freudetrunken gewesen wäre, und sich den troſtreichsten Hoffnungen überlassen hätte. Aber bald bedeckte sich der Himmel mit Wolken; der Jubel dauerte nur einen Augenblick. Diejenigen, welche nach einer so langen Abwesenheit zurückkamen, glaubten vermuthlich, Frankreich vom Jahre 1789 wiederzufinden; aber sie fanden ein fast ganz neues Geschlecht; die gegenwärtige Jugend ist in ganz andern Grundsätzen erzogen; vor Allem hat die Liebe des Ruhms tiefe Wurzeln geschlagen: sie ist das stärkste Kennzeichen des Volkscharakters geworden; gehoben durch Erfolge von zwanzig Jahren ohne Unterbrechung war sie so eben gekränkt durch Unfälle eines Augenblicks, und unglücklicher Weise ist sie schwer verwundet worden durch die ersten Schritte des neuen Herrn!

Sonst kamen die Könige von England, dem Könige von Frankreich, als ihrem Lehnsherrn zu huldigen: Ludwig XVIII. aber hat dem Prinzen Regenten von England erklärt, daß er, nach der göttlichen Vorsehung, ihm und seiner Nation die Wiedererhebung seines Hauses auf den Thron seiner Vorfahren verdanke; und als seine Landsleute ihm entgegen eilten, ihm einstimmig die Krone zu ertheilen, da hat man ihnen sagen lassen: daß er sie nicht aus ihren Händen empfangen wollte, und daß sie das Erbtheil seiner Väter wäre. Da haben sich unsre Herzen verschlossen; sie haben geschwiegen.

Auf solche Weise hat man Ludwigen unter uns mit der gräuelhaftesten Beleidigung auftreten lassen, die

einem liebenden und empfindlichen Volk angethan werden kann. Indeß haben wir unsere Opfer für die Wiedergewinnung des Sohnes von Ludwig IX. und Heinrich IV. nicht berechnet: wir haben ihm den Weg zum Throne gebahnt, indem wir uns beeiferten, den vielleicht etwas unüberlegten Maßregeln der provisorischen Regierung beizutreten. In unserer lebhaften Freude haben wir freiwillig unsere Eroberungen aufgegeben; wir haben Verzicht gethan auf unsere natürlichen Gränzen, auf dieses blühende Belgien, das seine Wünsche mit den unsrigen zu seiner Vereinigung mit Frankreich verband; ein Federstrich hat uns dieser herrlichen Länder beraubt, welche alle Mächte Europa's uns in zehn Jahren nicht hätten entreißen können. Hatte denn Ludwig nöthig, den Raubherrschern nachzuahmen, die, weil sie mit der Zustimmung ihrer Völker nicht Könige seyn können, sich zu Königen machen „von Gottes Gnaden?" Wußte er nicht, daß wir Napoleon von Gottes Gnaden gehabt hatten, daß wir ihn von Gottes Gnaden nicht mehr haben, daß man immer von Gottes Gnaden die Herrschaft der Stärksten gesehen hat und sehen wird?

Ludwig hatte Proclamationen vor sich hergehen lassen, welche das Vergessen des Vergangenen versprachen; welche versprachen, daß ein Jeder seine Stellen, seine Ehren, seine Besoldungen behalten sollte. Wie aber haben seine Räthe ihn Wort halten lassen? Sie haben ihn bewogen, Diejenigen aus dem Senat zu treiben, die in seinen Augen allerdings schuldig hätten scheinen können, wenn er nicht versprochen hätte, Alles zu vergessen; aber keinen von Denen, gegen welche sich die öffentliche Meinung erhob, keinen von Denen, die durch das Gift ihrer Schmeicheleien gegen Napoleon die Franzosen bis zur

letzten Stufe der Erniedrigung gebracht hatten. Also erschien die Adulation mehr und mehr als das erste Bedürfniß der Fürsten, unter welchem Titel sie auch herrschen mögen.

Auf gleiche Weise schloß man, mit außerordentlicher Thätigkeit, von den geringeren Stellen Diejenigen aus, welche eine überschwengliche Liebe für die Freiheit verlockt haben mochte. Es ist wahr, sie sind noch nicht geradezu geächtet, sie sind noch nicht den Gerichten überliefert; aber sie sind durch ihre Entlassung selbst, bezeichnet in ihren Gemeinen, zur Mißhandlung durch ihre Mitbürger, als Verdächtige, als unwürdig des Vertrauens der Regierung. Und wenn man der Soldaten noch ein wenig geschont hat, wenn man ihnen ihre Siege, die man gottlos zu nennen sich begnügt, verzeihen zu wollen scheint: so ist der Grund hiervon leicht zu errathen. Ach, wie viele Heldenthaten sind zur Vergessenheit verdammt, wenn sie nicht unter die Zahl der Verbrechen gesetzt werden!

Die Versprechungen des Königs sollten die Bürger beruhigen, und doch schwebt die Unruhe mehr und mehr über ihnen; sie schwebt über ihrem Leben, über ihrer Ehre, über ihrem Eigenthum. Man mißtrauet den geheimen Absichten eines Königs, den man in so kurzer Zeit seine Versprechungen so oft hat umgehen lassen; man setzt zwar gern voraus, daß diese falschen Maßregeln nicht von ihm kommen, aber sie schaden deswegen nicht minder der königlichen Würde. Verzeihen ist kein Vergessen; das Vergessen gewinnt die Herzen, das Verzeihen verwundet sie. Wenn die Person der Könige mit Recht geheiligt ist, so ist es ihr Wort nicht minder; es muß sich rein zeigen von allen Winkelzügen. Ist aber dieses Verfahren jene Recht-

lichkeit, die man immer als ein Erbtheil des Bluts der Bourbonen zu betrachten beliebt hat?

Wenn man die Macht eines Königs über sein Volk mit der Macht eines Vaters über seine Familie vergleicht: so ist das eine glückliche Vorstellung, aber sie ist fern von der Wahrheit. Man sagt, was seyn sollte, aber nicht, was seyn kann, und noch weniger, was ist. Ein guter Vater macht zwischen seinen Kindern keine gehässigen Unterscheidungen. Seine Vatereigenschaft flößt ihm Empfindungen ein, die ein unnachahmliches Werk der Natur sind, und die keinem Herrscher (Souverain) angehören können, der nur Herrscher ist. Endlich sucht ein Vater sich nicht zu rächen; er verzeiht oft, nachdem er gedroht hat, aber er bestraft nie, nachdem er versprochen hat, zu vergessen.

Es ist unmöglich zu verhehlen, daß wir diesen Unterschied auf eine empfindliche Weise erfahren. Die Rückkehr der Lilien hat nicht die Wirkung hervorgebracht, die man erwartete; die Verschmelzung der Parteien ist nicht bewirkt worden; weit davon entfernt, haben sich die Parteien, von welchen fast keine Spur mehr vorhanden war, wieder erneuert: sie messen und beobachten sich. Es findet keine Annäherung Statt, keine Aufgebung; falsche Versuche, Erbärmlichkeiten, Winkelzüge und Verdrehungen feierlich eingegangener Verträge haben die Unruhe des Mißtrauens erzeugt; die Regierung hat keinen Gebrauch gemacht von den Mitteln, die ihr zu Gebote standen: sie hat einen Theil derselben gelähmt, sie hat ihn gegen sich gewandt, indem sie sich gegen ihn wandte.

Diejenigen sind daher sehr strafbar oder sehr verblendet, die damit begonnen haben, von der Sache des Für-

sten Alles zu trennen, was den Namen Patriot geführt hat, d. h. viertehalb Viertheile der Nation, und aus diesen eine feindliche Masse unter einer andern zu machen, der sie unvorsichtig einen auffallenden Vorzug gegeben haben. Wollt ihr mit Auszeichnung am Hofe erscheinen: so nehmt euch wohl in Acht zu sagen, daß ihr zu den fünf und zwanzig Millionen Bürgern gehört, die ihr Vaterland mit einigem Muthe gegen den Einfall der Feinde vertheidigt haben; denn man wird euch antworten, daß diese fünf und zwanzig Millionen angeblicher Bürger fünf und zwanzig Millionen Empörer sind, und daß diese angeblichen Feinde immer die besten Freunde gewesen. Ihr müßt vielmehr sagen, daß ihr das Glück gehabt habt Chouans zu seyn, oder Vendeer, oder Ueberläufer, oder Kosaken, oder Engländer, oder doch, daß ihr, obgleich in Frankreich geblieben, bei den Tagsregierungen, welche vor der Wiederherstellung Statt gefunden haben, nur Stellen gesucht habt, um sie desto besser zu verrathen und desto schneller zu stürzen. Alsdann wird eure Treue bis in den Himmel erhoben werden; ihr werdet zärtliche Glückwünsche und Orden erhalten, und gnädige Antworten von der ganzen königlichen Familie.

Und hierin seht ihr, was das heißt: den Parteigeist vernichten, nichts als Franzosen zu sehen, als Brüder, die geschworen haben, ihrer alten Zwiste nicht mehr zu gedenken. Aber wer sieht nicht auch, wohin man uns auf diese Weise führt? Wer sieht nicht, daß man uns zur Erniedrigung Aller vorbereitet, die Theil an der Revolution genommen haben, zur Vernichtung Aller, die noch etwas von liberalen Ideen bewahren, zur Zurückgabe der Nationalgüter, und zur Wiedererweckung aller Vorurtheile, die das Volk blödsinnig machen?

Nach der, in ähnlichen Fällen gewöhnlichen, Kunst greift man anfänglich nur die Ausgezeichnetsten an; nach und nach wird man zu den Uebrigen kommen, um endlich Alle, die näher oder entfernter irgend einen Theil an der Revolution genommen haben, in dieselbe Achtung zu verwickeln. Man wird, wenn es möglich wäre, zurück gehen bis zum Feudalwesen, bis zur Herstellung der Leibeigenschaft, bis zu den schönen Tagen der heiligen Inquisition, deren Morgenröthe von Neuem in Spanien zu leuchten beginnt.

Die Französische Revolution war ein Gemisch von Heldenthum und Grausamkeit, von erhabenen Auftritten und ungeheueren Unordnungen. Nun aber sind alle Familien, die in Frankreich blieben, gezwungen worden, mehr oder minder Antheil an dieser Revolution zu nehmen; alle haben mehr oder minder empfindliche Opfer gebracht; alle haben Kinder zur Vertheidigung des Vaterlandes hergegeben; diese Vertheidigung ist ruhmvoll gewesen: Alle hatten folglich den Wunsch, daß der Erfolg die Unternehmung krönen möchte. Das Gegentheil ist geschehen. Nun suchen Die, welche sich gegen diese Revolution erklärt hatten, dieselbe auf die ungünstigste Weise darzustellen. Die ruhmvollen Begebenheiten werden vergessen oder entstellt; man zwingt sich zu einer heuchlerischen Verachtung von Handlungen und Aufopferungen, die kein Resultat gehabt haben, und man läßt das Geschrei des Unwillens gegen Diejenigen erschallen, die auf irgend eine Weise gefördert haben, was geschehen ist.

Wenn uns von so vielen Anstrengungen und Siegen etwas geblieben wäre, so würden wir es als eine Trophäe betrachtet haben, an welche wir gern unsere Erinnerungen

gehängt hätten. Auch hat man sich beeifert, die Zurückgabe aller unserer Eroberungen zu verlangen aus Furcht, es möchte uns eine Spur von dem Ruhme bleiben, den wir vor der Wiederherstellung erworben haben mochten. Dieser lästige Ruhm wurde als die Schande der Gegenpartei gefühlt; aber eben dieser Ruhm war unser Abgott geworden; eben dieser Ruhm war der einzige Gedanke aller jener Tapfern, die durch ihre Wunden von den Waffen entfernt waren, und die einzige Hoffnung der jungen Leute, die zum ersten Mal die Waffen trugen. Ein unvorhergesehener Schlag hat ihn betroffen. Wir fühlen in unsern Herzen eine Leere, derjenigen gleich, die ein Liebender empfindet, der die Geliebte verloren hat: Alles was er sieht, Alles was er hört, erneuert seinen Schmerz. Dieses Gefühl macht unsern Zustand wüst und peinlich; Jeder sucht sich den Riß zu verheimlichen, den er im tiefsten Herzen trägt; man betrachtet sich wie gedemüthigt, weil man, ungeachtet zwanzigjähriger, ununterbrochener Triumphe, ein einziges Spiel verloren, welches unglücklicherweise das Ehrespiel war, und welches unser Schicksal entschieden hat.

Aber dieser unbequeme Zustand kann nicht dauern. Die Verblendung einer, fast unmerklichen, Partei ist höchst bejammerungswerth. Sie könnte den Ruhm, welchen nichts auszulöschen vermag, theilen; statt dessen bemüht sie sich, Alles zu verkleinern, was denselben begründet; sie scheint nur in den Schoos des Vaterlandes, zurückgekommen zu seyn, um dasselbe zu erniedrigen nachdem sie es so lange zerrissen hat. Aber diese mächtige Nation wird sich bald von ihrer Betäubung erholen, welche die plötzliche Erscheinung einer beispiellosen Coalition, die nicht wieder Statt finden kann, bei ihr erzeugt ha-

ben mag. Schon erhebt sie sich wieder zum Gefühl ihrer Kraft. Diejenigen, die man vernichtet glaubte, sind nur zerstreuet; und wenn ein ähnlicher Kreuzzug noch einmal begönne: so würde das große Volk, das leider bis diesen Tag in zu großem Vertrauen lebt, seine Erfahrung zu benutzen, und sich vor der Dummheit und der Verrätherei zu verwahren wissen, die dasselbe der Willkühr der Feinde überliefert haben. Eine Handvoll Ueberläufer, die längst vergessen waren, und die nur wieder erschienen sind, um die Früchte eines Siegs zu genießen, an welchem sie keinen Theil gehabt haben, denen schon jetzt die Stütze einer Verbindung, die für sie gesiegt hat, fehlt, und die sich in der Mitte einer unermeßlichen, von freieren Ideen durchdrungenen, Volksmenge verloren fühlen, kann nicht lange schalten und walten. Es wäre eine schlechte Rechnung, wenn sie herrschsüchtige Anmaßungen blicken lassen wollte. Die Vernichtung aller Parteiung ist das Einzige, was ihr, was uns Allen nützt.

In der Verfassungsurkunde muß man das gemeine Wohl suchen. Sie enthält Gewährmittel genug, um uns Alle zu retten, wenn wir nicht dulden, daß sie verletzt werde. Aber dazu ist nothwendig, daß die Wahrheit zu den Ohren des Herrschers kommen könne, und daß er den Schmeichlern nicht erlaube, ihn von den Bestimmungen dieses Grundgesetzes hinwegzulocken, das sein eigenes Werk ist. Es ist nothwendig, daß die beiden Kammern fortfahren, den Charakter zu entwickeln, den sie schon einige Male gezeigt haben; es ist nothwendig, daß die Wahlen, die Statt finden müssen, nicht durch Intriguen und List bewirkt werden. Die wahren Patrioten, d. h. Diejenigen, welche für die Vertheidigung des Vaterlands gekämpft haben, machen überall eine unermeßliche Mehrheit; es kommt

nur auf sie an, eine gute Vertretung des Volks zu erhalten; sie müssen nur die Bürger, die durch ihre alte Redlichkeit bekannt sind, die Familienväter, die Käufer der Nationalgüter, die Menschen überhaupt unterstützen, denen auf alle Weise daran liegt, daß die Nation nicht erniedrigt werde, und daß weder die Anarchie noch der Despotismus aufkommen könne.

Fern von mir jeder Gedanke, der einen Vorwand zu neuen Unruhen geben könnte! Ich bejammere vielmehr bitter, daß man neue Unruhen zu erregen sucht, indem man neue Parteien bildet. Gewiß ist: es gab keine mehr bei'm Sturze Napoleon's; gewiß ist: jetzt sind sie wieder da, und zuverlässig haben die alten Republikaner sie nicht erregt; Diese sind es nicht, welche die Zeitschriften mit Diatriben gegen sie selbst füllen; sie sind es nicht, die mordbrennerische Schriften gegen die Verfassungsurkunde, die ihre Sicherheit ist, herumtragen lassen; sie sind es nicht, die Seiner Majestät gerathen haben, Ihre Versprechungen, die ihnen günstig sind, nicht zu erfüllen, und sein königliches Wort zu brechen.

Warum fährt man fort, diesem Worte zum Trotze, zu unterscheiden, genauer zu unterscheiden als je, Diejenigen, welche um die Person des Königs geblieben sind, von Denjenigen, die geblieben sind auf dem Boden des Vaterlandes? Diese Unterscheidung war natürlich, als Diese gegen Jene Krieg führten; aber sie hätte sogleich verwischt werden sollen, als die Ersten wieder über den Meeresarm schifften, der sie von uns trennte, sogleich, als sie den Fuß in ihr Geburtsland setzten. Verlangen sie denn als Eroberer einzuziehen, sie, die im Augenblicke der Entscheidung, nichts gewesen sind? Denken sie uns zur

Epoche von 89. hinabzudrücken, als ob die Vernunft zurückgehen könnte? Hoffen sie uns zu dem Geständnisse zu bringen, daß die Revolution nichts als eine Masse von Missethaten sey, da sie doch keine andere darbietet, als von welchen sie selbst die erste Ursache gewesen sind? Es sind immer die Vertheidiger des Bodens, die den unzerstörbaren Leib der Nation bilden, dieser mächtigen, und seit so vielen Jahren siegreichen Nation. Und diese begreifen wohl, daß man ihre Lorbeern berühre, um sie brüderlich zu theilen, wenn man sich dazu für würdig hält, aber nicht um sie zu beschmutzen.

Woher ist es gekommen, daß man die Tyrannei Napoleon's so lange ertragen hat? Daher, daß er den Nationalstolz aufzureizen verstanden hatte. Mit welcher Ergebenheit haben ihm selbst Diejenigen gedient, die ihn am meisten verabscheueten! Nur die Verzweifelung hat sie dazu gebracht, seine Adler zu verlassen; sein Charakter hat sie unter ihm gehalten bis zum letzten Augenblick; und in seiner Noth hat er noch, wie ein Gleicher unter Gleichen, mit den Verbündeten unterhandelt, die uns in Paris Gesetze vorschrieben.

Das Recht der Erbfolge gilt wenig bei kriegerischen Völkern: dieses Recht ist kein Vernunftsatz, sondern eine Thatsache. In den ersten Zeiten unserer Monarchie wurde die Krone nicht immer dem ältesten Sohn übertragen, sondern dem, der zur Anführung der Heere am geeignetsten zu seyn schien. Die Natur scheint in das Herz der Menschen einen besondern Zug zum kriegerischen Ruhme gelegt zu haben; dieser Ruhm elektrisirt ganze Nationen bis in die letzte Hütte. Wenn eine einfache Waffenthat, die dem Volk oder einer Familie Ehre macht, erzählt wird, so fließen Thränen der Rührung. Warum liebte

das Französische Volk seine Könige so sehr? Weil es sie als die geborenen Pfleger und Beschützer seines Ruhms betrachtete; weil es sich gewöhnt hatte, seinen Fürsten als den Tapfersten der Ritter anzusehen.

Die Masse des Volks weiß wenig von Geschlechtsregistern, und untersucht nicht die Rechte der Erbschaft. Sie nimmt keinen Theil an den Zwisten Derer, die sie regieren, an ihrem häuslichen Betragen, selbst an ihren politischen Verbrechen nicht, wenn diese nicht ihren eigenen Vortheil berühren. In ihrem natürlichen Sinne meint sie, daß man das Recht habe, sie zu regieren, wenn man sie gut regiert, und daß man sie zu Grunde richte, wenn man sie schlecht regiert. Wer sie glücklich macht, der ist immer rechtmäßiger Herr, oder er wird doch bald gerechtfertigt erscheinen. Die Römer vergaßen sehr schnell die ersten Jahre August's, weil der Kaiser sich beeilte, auf die Gräuel, die der Triumvir begangen hatte, eine väterliche Regierung folgen zu lassen; die Engländer achten noch das Andenken des despotischen Raubherrschers, Wilhelm des Eroberers, weil er sie zu einem größern Volke machte; sie setzen den launenhaften und blutdürstigen Heinrich VIII. unter die Zahl Derer, die am meisten zu ihrem Glücke beigetragen haben, weil er sie vom Joche des Römischen Hofes befreiete; sie ehren Cromwell, der ihren rechtmäßigen König auf's Blutgerüst geschickt hatte, weil der Protector besser zu regieren verstand, als der König; dagegen vertrieben sie kurz nachher ihren rechtmäßigen König, Jacob II., abermals, um an seine Stelle einen neuen Raubherrscher zu setzen. Die Franzosen gaben dem Herrschaftsraub (usurpation) ihren Beifall, den Pipin der Kleine an dem Merwinger, und nachmals dem, welchen Eudo und Hugo Capet an den Nachkommen Karl's

des Großen begingen, weil die neuen Fürsten besser regierten, als die, welche sie entthront hatten. Frankreich hatte gleichfalls schon den Herrschaftsraub Napoleon's unterschrieben; es würde ihm sogar den Beinamen des Großen, den seine eifrigsten Schmeichler ihm zu früh beilegten, bestättigt haben, ohne die Treulosigkeit und die Abgeschmacktheit seiner letzten Unternehmungen. Und das Französische Volk wird vielleicht jetzt strenger gegen seinen rechtmäßigen Fürsten seyn, weil man immer das Recht zu haben glaubt, von dem mehr zu erwarten, der da kommt, als von dem, welchen man zu gehen zwingt. Wenn man Jemanden vertrieben hat, um seinen Platz einzunehmen, so macht man sich stillschweigend verbindlich, es besser zu machen als er.

Es giebt Menschen, welche selbst der Name Freiheit erschreckt, weil sie nach der Revolution darüber urtheilen, ohne zu bedenken, daß diese Revolution vielmehr ein beständiger Despotismus gewesen ist. Ach, die ganze Weltgeschichte bietet uns kaum einige Seiten dar, welche zur Beschreibung der Wirkungen wahrer Freiheit bestimmt wären. Die Geschichte ist fast nichts als ein einförmiges Gemälde vom ewigen Mißbrauche der Gewalt; die Völker erscheinen auf denselben nur wie die Werkzeuge und die Opfer des Ehrgeitzes ihrer Häupter; man sieht nur Fürsten, die ihre Unterthanen für ihre Privatabsichten kämpfen lassen, Könige, die selbst Königsmörder und Vatermörder sind, und Priester, die zum Würgen anreizen, und Scheiterhaufen aufrichten. Edle Anstrengungen bemerkt man nur bei einzelnen kühnen Männern, die sich der Befreiung ihrer Volksgenossen von Unterdrückung weihen: gelingt dieses, so nennt man sie Helden, scheitert es, so nennt man sie Meuterer.

Diese Revolution, die uns in der Nähe so schrecklich scheint — was wird sie seyn in den Jahrbüchern der Welt? Was sind die Ereignisse, von welchen wir Zeugen gewesen sind, neben dem Einbruche der Barbaren in's Römische Reich? Was sind sie neben dem Gemetzel, welches die Entdeckung der neuen Welt verursacht hat? Was sind sie neben den Vertilgungskriegen, die so oft in Asien Länder, größer als ganz Europa, entvölkert haben? Aber wir sehen in der Welt nur den kleinen Punkt, den wir einnehmen. Wir gleichen einem Ameisen-Volke, welches die Auflösung des Weltalls zu sehen wähnt, weil ein Wanderer, ohne es zu bemerken, über seine Haufen hinweg gegangen ist. Und nun, waren diese großen Katastrophen die Wirkung der Freiheit, oder die des Ehrgeizes?

Im Stande der Natur ist der Mensch nur grausam aus Noth; im Stande der Gesellschaft ist er es aus Grille, um seine Launen zu befriedigen, und seine Leidenschaften, die in Menge aus seiner Verbindung mit seines Gleichen erwachsen.

Ich will gewiß nicht dem Stande der Natur den Vorzug geben; aber der Gesellschaftsstand läßt eine unendliche Menge von Abstufungen zu, von welchen das eine Ende eine gänzliche Absonderung, und das andere ein vollendeter Despotismus seyn würde.

Nun sind diese beiden Enden gleich fehlerhaft und fallen in ihrem Resultate zusammen; denn in beiden Fällen kann es offenbar, wie auch die Erfahrung beweiset, weder Wissenschaften, noch Gewerbfleiß, oder nationale Glückseligkeit geben. Mithin ist die Aufgabe zu lösen,

zwischen den beiden Enden den Punkt zu finden, wo es räthlich ist, still zu stehen, d. h. zu bestimmen, welches die Kennzeichen einer wahren Freiheit und die einer rechtmäßigen Gewalt sind.

Aber wo sollen wir in diesen Dingen das Maaß des Guten und des Schlechten finden? Ist es bloß im Räsonnement, in den Lehren der Schriftsteller, oder etwa in der Erfahrung? Wie wenig das bloße Räsonnement ausreicht, hat sich hinlänglich gezeigt, wie ich schon bemerkt habe, durch die Ausschweifungen aller Art, zu welchen es uns verleitet hat.

Die Natur hat ebensowohl ihre moralischen, als ihre physischen Gesetze, und die einen sind nicht leichter zu enträthseln, als die andern. Der Erfahrung kommt es zu, uns darin zu unterrichten, und auf dieser Grundlage allein können wir Grundsätze und standhafte Räsonnements aufstellen.

Von Natur hat der Mensch keinen Zügel, so wenig als die übrigen Thiere; er bezieht Alles auf seine physischen Bedürfnisse. Wir aber betrachten hier nur den gesellschaftlichen Menschen; wir gehen von der Voraussetzung aus, daß er mit seines Gleichen lebe, und daß der wünschenswürdigste Stand für ihn eine wohl eingerichtete Gesellschaft sey, in welcher man sich gegenseitig Hülfe leistet, dergestalt, daß wir das zu suchen haben, was diese Gesellschaft begründen soll, damit sie zur möglichhöchsten Stufe der Glückseligkeit gelange.

Wir fühlen Alle, daß dieses *Maximum* von Glückseligkeit nicht in der gänzlichen Absonderung der Men-

schen von einander gefunden werden könne, weil ihnen die ersten Hülfsleistungen, selbst die, welche eine Mutter ihren Kindern schuldig ist, fehlen würden; mithin kann dieser Zustand der Dinge nicht nur den Zweck nicht erreichen, sondern ist sogar völlig unmöglich. Also ist schon bewiesen, daß der wünschenswürdigste Stand der Civilisation das Opfer eines Theils der natürlichen Freiheit erfordere.

Aber die Erfahrung beweiset gleichfalls, daß unter einem vollendeten Despotismus die Aufklärung allmählig verschwinde, daß die Künste nicht gedeihen, die Nacheiferung aufhöre; ein Jeder wird gleichgültig gegen den Nationalruhm und gegen die öffentliche Wohlfahrt; der Ackerbau, der Handel, die Bevölkerung sinken stufenweise zusammen.

Also liegt das gesuchte *Maximum* der Nationalglückseligkeit zwischen der vollendeten Freiheit und der vollendeten Gewalt; d. h., um dasselbe zu erreichen, ist nothwendig, daß von der einen Seite die Freiheit in gewisse Gränzen eingeschlossen, und von der andern die Gewalt beschränkt werde. Diese begränzte Freiheit aber nenne ich gesellschaftliche Freiheit, und diese beschränkte Gewalt nenne ich gesetzmäßige Gewalt.

Sonach ist es unter den Bürgern nothwendig, daß dieser Theil auf sein Luftbild von vollendeter Freiheit und der andere Theil auf seine unhaltbare Forderung einer unbegränzten Gewalt Verzicht thue. Es ist nothwendig, daß man von beiden Seiten edelmüthig aufgiebt, was der Glückseligkeit, die Alle wünschen, nur schaden kann. Mit solchen Betrachtungen hätte man die Revolution

anfangen sollen, und alsdann würde die Revolution nicht Statt gefunden haben.

Um auf eine bestimmte Weise den Punkt zu bezeichnen, auf welchem man zwischen den beiden Enden, wovon wir gesprochen haben, stehen bleiben soll, müßte man den vollkommensten Gesellschafts-Zustand kennen, und dessen darf sich kein Mensch rühmen; aber es reicht auch hin, daß man sich der Vorstellung desselben nur nähere, um den Grundsatz zu bewähren, daß ein solcher Zustand weder mit einer unbestimmten Freiheit verträglich ist, noch mit einer vollendeten Gewalt.

Der Gesellschaftszustand kann auf sehr verschiedene Weise eingerichtet werden und eine Unendlichkeit von Modificationen erhalten. Die Erfahrung beweiset, daß er eben so gut in einer gehörig gemäßigten Monarchie gedeihen kann, als in einer gehörig aufgewogenen Volksregierung. Mein Zweck ist jedoch nicht, auf schwierige Untersuchungen einzugehen, bei welchen man sich so oft verirrt hat: man sieht aber, daß die Frage verschiedene Auflösungen zuläßt, nach der Natur der Regierung eines jeden Landes, und daß es viele Punkte giebt, die allen gemein seyn müssen, z. B. die bürgerliche und Straf-Gesetzgebung mit einer öffentlichen Gewalt, mit einer finanziellen Verwaltung, mit Anstalten für den Unterricht der Jugend.

Es mag unmöglich seyn, theoretisch die Gränzen der verschiedenen Gewalten zu bestimmen: das ist aber klar, daß alle für den Zweck der größten National-Wohlfahrt errichtet werden müssen, und daß folglich in der Einrichtung keine Unterschiede und keine Vorrechte verstattet werden, als in sofern sie jene einzige Absicht zu erfüllen streben: es sind

Räder, welche die Maschine in Bewegung setzen sollen, welche aber nicht für sich selbst da sind: ja, man muß sie hinauswerfen, wenn sie nur den Mechanismus beschweren und die Reibungen vermehren. Dieses oder jenes Stück mag sehr wichtig seyn; aber wenn es auch die große Feder in einer Uhr wäre, so würde es doch abgeschmackt seyn, zu sagen, die Uhr sey wegen der Feder gemacht und nicht die Feder wegen der Uhr. Hier findet die Vertheidigung der Glieder und des Magens ihre Anwendung: die Glieder sind nicht für den Magen gemacht, und der Magen nicht für die Glieder, sondern alle sind gemacht für die allgemeine Organisation des menschlichen Leibes.

Aber, wird man sagen, wenn wir auch wissen, daß das *Maximum* der National-Wohlfahrt das große und einzige Ziel ist, welches wir uns setzen müssen: wie sollen wir dieses Ziel erreichen, so lange wir nicht genau wissen, worin dieses *Maximum* besteht? Welche Wege müssen wir einschlagen, um dahin zu gelangen? Und wenn wir auch diese Wege entdeckten, wie sollen wir einen Jeden bewegen, sie zu verfolgen?

Hierauf antworte ich, daß man im Fortgange der Aufklärung diese Wege nach und nach entdecken, und daß man einen Jeden zur Verfolgung derselben bewegen werde durch die Bildung eines Gemeinsinnes.

Die Regierungswissenschaft vervollkommnet sich allmählich, wie alle andern Wissenschaften, durch Erfahrung und Nachdenken. Sobald Alle aufrichtig erstreben werden, was für die große Familie das Beste ist, so wird jeder Tag die Kenntnisse des vorigen vermehren; man wird aufhören, in's Blaue hinein zu laufen, und Alle werden wetteifernd ihren

Beitrag von Kenntnissen und Bestrebungen zu der gemeinsamen Masse liefern.

Aber wodurch sollen alle diese individuellen Anstrengungen gemeinsam in Bewegung gesetzt werden? was soll ihnen diese gleichförmige Richtung nach Einem Ziele geben? Das kann durch nichts anders geschehen, als durch eine edle und starke Leidenschaft; und diese Leidenschaft kann keine andere seyn, als die Vaterlandsliebe. Diese Liebe also muß man erzeugen; man muß einen Gemeinsinn schaffen. Das ist es, was so gänzlich fehlt, daß wir uns kaum eine Idee davon machen können. Fast kein Mensch unter uns begreift, wie man seinen besondern Vortheil dem Vortheile des Ganzen aufopfern, wie man sich selbst vergessen kann für das Wohl und den Ruhm seines Landes. Vielleicht würde man die Möglichkeit eines solchen Gemeinsinns bezweifeln, wenn nicht die Geschichte der alten Völker uns den Beweis gäbe, und wenn wir ihn nicht noch in einem hohen Grade bei einigen benachbarten Nationen erblickten.

In England ist alles Privatvermögen mit dem öffentlichen Vermögen verbunden. Es ist wesentlich eines Jeden Vortheil, daß dieses nie eine empfindliche Erschütterung erleide; mithin ist die große Mehrheit der Nation nothwendig für die Regierung, und die Oppositionspartei kann nur sehr schwach seyn: sie ist nur da, um die Welt im Athem zu erhalten und die Verhandlungen schärfer und tiefer zu machen. Darum giebt es in England einen Gemeinsinn.

In Frankreich ist das anders. Das Privatvermögen, selbst wenn es in Grundbesitz besteht, ist viel mehr abge-

löset, und viel freier von der Richtung der öffentlichen Angelegenheiten; diese können bis zu einem gewissen Punkte gefährdet werden, ohne das Grundeigenthum, worauf das öffentliche Vermögen beruht, zu verändern. Darum giebt es in Frankreich mehr Absonderung und Selbstheit, und wenig oder gar keinen Gemeinsinn. Und doch sollte es Gemeinsinn geben, weil nur große Leidenschaften große Nationen machen können; bei der einen ist es die Leidenschaft der Freiheit, bei einer andern die Leidenschaft der Eroberung, bei einer dritten die religiose Schwärmerei, bei uns muß es die Liebe zu dem Boden seyn, auf welchem wir erzeugt sind.

Frankreich und England können sich für den Gemeinsinn, der in beiden Ländern verschieden seyn muß, nicht auf gleiche Weise benehmen. England, ganz dem Handel ergeben, muß sich benehmen mit Rücksicht auf die Berechnung gewagter, kaufmännischer Unternehmungen, Frankreich mit Rücksicht auf die Liebe zu seinem Boden; England setzt seine Ehre darein, sich als den Mittelpunkt großer Speculationen im Seehandel, der alle Nationen verbindet, zu betrachten; Frankreich muß die seinige darein setzen, von den Geschenken zu gewinnen, welche die Natur ihm daheim verliehen hat. Wir müssen stolz seyn auf unsere eigenen Reichthümer; diese müssen wir lieb gewinnen; sie müssen wir gleichmäßig, durch Erleichterung des Verkehrs im Innern, unter uns zu verbreiten suchen, ohne uns mit unsern Nachbaren in eine Nebenbuhlerei auf einem Element einzulassen, auf welchem ihre geographische Lage und das System des Gleichgewichts unter den Europäischen Mächten ihnen auf lange Zeit die Oberherrschaft zu zusichern scheinen. Es ist besser, daß wir uns darauf beschränken, die Erzeugnisse un-

sers Bodens zu vervielfältigen, zu verbessern, als uns dem ausländischen Handel zu ergeben, den wir immer nur auf eine untergeordnete Art, so lange es den Engländern gefällt, führen können, und diese werden nicht ermangeln, uns in alle möglichen Plackereien zu verwickeln.

So muß der Gemeinsinn seyn, der sich für das Französische Volk paßt. Die Liebe zu dem gemeinsamen großen Landeigenthume schließt jedes besondere Eigenthum ein; die Liebe zum gemeinsamen Boden schließt ein die Unverletzlichkeit desselben, die Vervollkommnung, die politische Selbständigkeit. Und zu diesem gemeinschaftlichen Ziele treibt die natürliche Neigung der Geister. Die Franzosen sind immer sehr stark in ihrem Lande gewesen: es ist für die Fremden eben so schwer, sich daselbst zu halten, als es für die Franzosen schwer ist, sich fern von ihrer Heimath festzusetzen.

Wenn wir diesen Grundsatz einmal als unseren politischen Leiter angenommen haben, so haben wir ein kräftiges Mittel gegen diese Unbeständigkeit angewendet, gegen diesen Wankelmuth, der mehr in örtlichen Umständen, als in dem leichtsinnigen Charakter, welchen man den Franzosen beizulegen pflegt, seinen Grund hat. Die Franzosen sind nicht leichtsinniger, als die Bewohner anderer Länder, und die Revolution hat wohl bewiesen, daß sie einer großen Standhaftigkeit und einer großen Ausdauer in ihren Unternehmungen fähig sind, wenn sie einen Gegenstand vor Augen haben, der ihres Ehrgeizes würdig ist. Sie zerstreuen sich nur in kleinlichen Leidenschaften, weil man ihnen keine großen darbietet, die sie Alle fortreißen, und alle einzelnen Kräfte innigst vereinigen könnte.

Da es also durch die Erfahrung bewiesen werden kann, daß der Gemeinsinn kein metaphysisches und abgeschmacktes Ding ist, so muß die Regierung sich bemühen, ihn zu erzeugen; sie muß die Elemente desselben zusammensuchen und in Thätigkeit setzen. Die Elemente des Gemeinsinns sind aber die National-Ehre, die National-Reizbarkeit, die besondere Sitte, welche aus dem Klima und aus allen den Eigenschaften, durch welche die Natur Völker von Völkern hat unterscheiden wollen, hervorzugehen scheint. Die Kunst, diese Elemente in Thätigkeit zu setzen, besteht in einer Gesetzgebung, in einer Erziehung, überhaupt in Einrichtungen, die für den Zweck, den man sich setzt, geeignet sind.

Ich bin nicht im Stande, alle diese Gegenstände zu erschöpfen. Ich will mich hier nur auf einen Hauptpunkt einlassen, auf die Ehre, die eigentlich der große Hebel ist, mit welchem man die Völker in Bewegung setzt, und besonders das Französische Volk.

Der größte Theil unserer Unglücksfälle ist vielleicht aus einer zweideutigen Redensart entsprungen, aus einem Wortmißbrauch, indem man nicht den gehörigen Unterschied machte zwischen Ehre und Ehren (entre l'*honneur* et les *honneurs.*) Und doch, was haben diese beiden Dinge mit einander gemein?

Die Ehre ist die Ursache von allem Großen, das in der Welt geschieht *); die Ehren sind ein Beweis von Gunst, und öfter ein Zeichen von Intriguen oder von ei-

*) Im Original steht: l'*homme* est le principe u. s. w. Es muß aber offenbar heißen: l'*honneur*.

ner nichtswürdigen Gefälligkeit, als von wahrem Verdienste. Die Ehre erregt einen edlen Wetteifer; die Ehren eine niedrige Eifersucht. Diese machen gleichgültig gegen die Angelegenheiten des eigentlichen Volks, von welchem sie Denjenigen trennen und sondern, der dieselben zu besorgen hat. Die Ehre eines jeden Bürgers hingegen ist nur ein Ausfluß, nur ein Theil der Nationalehre.

Das Günstigste, das man über die Ehren sagen kann, ist, daß sie nicht gerade unverträglich seyen mit der wahrhaftigen Ehre; aber ein Mensch, der in der allgemeinen Meinung gemein, schmutzig und entehrt ist, kann auf seine Person alle Titel häufen, alle Würden, alle Orden, alle Ehren, während ein bescheidener Mann, voll Redlichkeit, voll Tugenden, Talenten und wahrhaftiger Ehre, von allen den Auszeichnungen, die man Ehren nennt, keine einzige hat. Die Ehre wohnt in dem, der sie zu erwerben gewußt hat; die Ehren verschwinden, wenn man dem Träger das Kleid auszieht.

Unglücklicherweise aber machen, in den Augen der Menge, die Ehren die Ehre, für deren sichtbare Zeichen sie gehalten werden, überflüssig. Es sind falsche Münzen, die oft für besser gehalten werden als die Münze aus reinem Korn. Alsdann wird der Betrug ermuthigt; man vernachlässigt die Sache über dem Zeichen, und redliche Leute können — nur verlieren.

Unstreitig ist es für eine Nation ein großer Vortheil, wenn sie mit einem Eichen- oder Lorbeerzweig, mit Kreuzen oder Bändern die wichtigsten Dienste, die man ihr leistet, bezahlen kann. Aber wenn diese Auszeichnungen der Preis für Schwätzerei, für Späherei oder für noch

schmählichere Dienste werden, welchen Nutzen können sie behalten für diese Nation? Wer wird sie durch große Anstrengungen und harte Versagungen zu erhalten streben? Wer wird sie in der Feldschlacht suchen, wenn man sie mit vollen Händen im Vorzimmer auflesen kann?

Die Orden sind so gemein und erniedrigt worden, daß es selbst in den Augen des großen Haufens keine Ehre mehr ist, Orden zu tragen; aber es ist noch eine Nicht-Ehre, keine zu tragen. Daher sind Diejenigen, welche dieselben am meisten verachten, oft genöthigt, sie demüthigerweise zu erbitten, und krumme Wege einzuschlagen, um sie zu erhalten. So kommt es, daß die Schein-Ehren die wahre Ehre tödten, daß sie Erniedrigung und Entsittlichung erzeugen, da sie doch die Seelen heben und reinigen sollten. Sie setzen die Eitelkeit an die Stelle der Größe; das Vaterland ist nichts unter diesem Spielwerke, für die Nacheiferung giebt es keine Nahrung, und die Zeiten laufen dahin, ohne daß eine Spur bliebe von diesen unzählbaren Kindereien.

Aber auf welche Weise soll man die wahre Ehre wieder in ihre Rechte einsetzen, und so viele schmarotzerische Auszeichnungen auf ihren wahren Werth zurückführen? Man muß der Wahrheit freien Umlauf verstatten; mehr ist nicht nöthig. Alsdann werden wir nicht mehr diese Menge erdichteter Thaten haben, welchen Diejenigen, die nach Ehren haschen, Glauben zu verschaffen suchen müssen; wir werden erfahren, wie es sich eigentlich mit den Thaten verhält; durch die Freiheit, sie zu besprechen und sie Lügen zu strafen, werden wir ihnen das Uebertriebene hinwegnehmen und die falschen Farben, die sie entstellen; der Betrug endlich wird sich nicht mehr der Belohnungen

bemächtigen können, die allein dem Verdienste gehören müssen. Alsdann wird die Gerechtigkeit, die dem Verdienste wiederfährt, dasselbe mehr und mehr an den Tag bringen; indem die Ansprüche desselben nicht mehr erstickt werden durch Begünstigungen und Prahlereien, wird ein Jeder sich anstrengen, die Achtung seiner Mitbürger zu gewinnen, ohne zu befürchten, er möge um dieselbe durch einen frechen Charlatanismus betrogen werden; durch die Hoffnung der öffentlichen Achtung werden die Kräfte wachsen, und man wird den Straßen folgen, die allen Bürgern für die größte National-Wohlfahrt vorgezeichnet sind.

Wir haben schon bemerkt, daß man diese Straßen nach und nach durch Verbreitung und Förderung der Aufklärung entdecken wird. Also muß der freie Umlauf des Gedankens zwei Vortheile auf einmal gewähren: er lehrt die besten Dinge und die besten Menschen kennen, und trocknet zugleich die Quellen des Irrthums und der Intrigue aus. Das müssen die natürlichen Wirkungen der Preßfreiheit seyn; das Gegentheil wird nothwendig geschehen, wenn der Preßzwang fortdauert [4]).

Man sucht eine Trennung von Gewalten, die sich, anstatt sich unaufhörlich zu bekämpfen, vielmehr vereinigen, um stets nach Einem Ziele zu streben.

4) Der Preßzwang beraubt das Volk eines seiner schönsten Genüsse, des Genusses, mit Gewißheit die Wahrheit zu erfahren. Verhindert man das Volk, sich frei über die Wahrheit zu unterrichten: so wird man sie amtlich sagen, ohne daß das Volk sie glaubte, oder es wird glauben, daß man sie ihm zur Hälfte verhehle. Den Preßzwang behält man, wie bemerkt worden ist, und wie wir es täglich sehen, als ein ausschließliches Vorrecht, um einen Jeden

Diese Gewalten sind die Gewalt der Meinung, und die Gewalt der Handlung. Die erste sucht die Wege, die zur Wohlfahrt führen; die andere lenkt die einzelnen Bestrebungen auf diese Wege. Was schadet eine kleine Erschütterung, die keinen andern Zweck hat, als das Nützliche zu suchen? Eine gefährliche Erschütterung findet nur durch Parteiung Statt; und woher sollten Parteiungen kommen, wenn Ein Geist Alle beseelt? Wenn die Auszeichnungen nicht mehr das Werk der Grille, sondern das Werk einer gerechten Entscheidung sind, die durch die Zerlegungen der Thaten bestimmt wurde? Wenn Jeder die Nothwendigkeit einer Gewalt erkennt, und des Opfers eines Theils seiner Freiheit? Nun aber sind wir durch die Erfahrung genug gereift, um von diesen Grundsätzen durchdrungen zu seyn; und wenn es noch Einzelne giebt, die sich in ihren alten Vorurtheilen hierüber festgerannt haben, so verschwinden sie so gänzlich vor der Menge Derer, welche der Revolutionen müde sind, daß sie bald

beliebig anschwärzen, verläumden, zerreißen zu können, ohne daß dieser, den man moralisch mordet, auch nur die Erlaubniß hätte, sich zu beklagen. — In einer von diesen Flugschriften, die von den Furien eingegeben zu seyn scheinen, hält man dem Könige ein sehr sinnreiches Mittel vor, um ihm auf einmal über Alle die Verpflichtungen hinwegzuhelfen, die Se. Majestät, damit sie den Thron ihrer Väter besteigen konnte, gegen das Französische Volk eingegangen ist. Er soll nämlich erklären, daß er gesagt, aber daß er nicht versprochen habe. Man muß gestehen: dieses Kunststück würde selbst dem Genie des ehrwürdigen Vaters Escobar Ehre machen. Und einem Könige von Frankreich, einem Bourbon, einem Sohn des heil. Ludwig's und Heinrich's IV. darf man vorschlagen, eine solche unedle Rolle zu spielen, im Angesichte der Nationen!

über ihre abgeschmackte Rolle erröthen werden. Hierzu bedarf es nichts, als des Willens des Fürsten. Er ist der Weiser im Bienenkorbe. Man wird ihm durchaus folgen, sobald er das Zeichen giebt, und sobald man sieht, daß er das gemeinsame Glück will, ohne irgend Einen auszunehmen. Aber freilich sind solche Grundsätze fern von der trüben Lehre: trenne und herrsche! Möchten also meine Mitbürger in diesen flüchtigen Betrachtungen nichts sehen, als das aufrichtige Verlangen, jeder neuen Entgegenstrebung vorzubeugen, ihnen diese edlen Gesinnungen einzuflößen, dieses allgemeine Wohlwollen, welches verlangt, daß man von Andern nicht fordere, was man vielleicht selbst nicht zu leisten im Stande seyn würde! Möchten sie die Nothwendigkeit fühlen, den persönlichen Stolz, der Alles trennt, dem Nationalstolze aufzuopfern, der Alles eint. Möchten sie sich nicht über Andere erhoben glauben durch ihre Natur, sondern lediglich durch ihre Lage in der gesellschaftlichen Ordnung! Möchten sie begreifen, daß der wahre Zweck der Regierung ist, die Eintracht unter allen Ständen zu erhalten; daß unnütze Auszeichnungen immer verhaßt oder lächerlich sind, und verderblich für die Nacheiferung; daß sich allein auf die gesellschaftliche Ordnung alle besonderen Bestrebungen beziehen müssen; daß diese Ordnung eine unendliche Menge verschiedener Formen annehmen kann, zwischen welchen die Vortheile und Fehler getheilt sind; daß aber alle Formen die Ausübung irgend einer Gewalt erfordern, und folglich das Opfer eines Theils der Freiheit! Möchten sie endlich einsehen, daß es besser ist, einige Unbequemlichkeiten zu ertragen, als eine Vollkommenheit zu fordern, die in der Wirklichkeit ein Luftbild ist, und deren Theorie sehr ungewiß bleibt; daß das Nützlichste, das man in der Moral lernen kann, ist, mit seinem Schicksale zufrieden zu

seyn, und daß die Natur in ihrer Weisheit eine Art von Ausgleichung unter den Menschen getroffen hat, nach welcher die Ungleichheit der Lage fast immer mehr scheinbar, als wirklich ist!

Was euch anlangt, ihr Minister, so verdient ihr gewiß das Vertrauen Sr. Majestät, das ihr genießt, durch eure Einsicht und durch eure Ergebung an seine geheiligte Person; aber ihr versteht nicht, ihm Freunde zu machen. Ihr arbeitet beständig dahin, Diejenigen zu veruneinigen, die ihr zusammenzubringen suchen solltet; ihr erbittert mehr und mehr Männer, die nichts als die Eintracht wollen; ihr macht dem Fürsten nicht begreiflich, daß in dem Herzen eines Königs die Interessen der großen Familie alle andere Privatneigungen unterdrücken müssen. Habt ihr schon vergessen, daß Napoleon nur darum so tief gefallen ist, weil er weder erlauben wollte, daß man ihm die Wahrheit sagte, noch das, daß man sie dem Französischen Volke sagte? Ist es der Würde des Fürsten angemessen, über einige dunkele Ausdrücke der Verfassungsurkunde zu kritteln (chicaner), wie wenn es ihn schon gereuete, sie uns gegeben zu haben? und im Fall eines Zweifels, sollten nicht diese Ausdrücke, die von ihm herrühren, immer auf die liberalste Weise zu erklären seyn? Muß ein König nicht lieber über sein Versprechen hinausgehen, als unter demselben stehen bleiben? und müßtet ihr ihm nicht beständig den erhabenen Satz in's Gedächtniß zurückrufen, welchen sein Ahnherr Heinrich IV. in einer Proclamation aussprach, als er nur noch König von Navarra war:

Wer kann dem Könige von Navarra sagen, daß er je sein Wort gebrochen habe?

VI.

Sendschreiben an ein Mitglied des Ausschusses zur Entwerfung einer Landesverfassung für ***.

Ich wünsche Ihnen und dem Lande Glück zu dem Rufe, der an Sie ergangen ist: dem Lande, daß es einen solchen Mann unter den Bearbeitern seiner Verfassung hat; Ihnen, daß Sie verdienter Achtung einen Ehrenplatz verdanken, der Ihnen werther ist, als jede andere Auszeichnung.

Sie bedürfen keines Antriebes, keiner Ermahnung; eher dürfte zuweilen wünschenswerth seyn, Ihren edlen Eifer zu mäßigen. Man lies't von dem jüngern Gracchus, daß er sich in die Volksversammlung von einem Diener habe begleiten lassen, der den Auftrag gehabt, durch den gedämpften Ton einer Flöte ihn, wo er heftig wurde, zu erinnern, seine Rede herabzustimmen. Ihnen möchte ich rathen, wenn Sie der Eifer einmal hinreißt, einen trefflichen Mann unter Ihren Mitarbeitern, welcher durch Alter und Erfahrung sehr ruhig ist, scharf in's Auge zu fassen; ein Theil seiner nicht untugendhaften Kälte wird in Sie übergehen.

Auch Sie zu belehren, nehme ich mir nicht heraus. Vielleicht bin ich gelehrter, aber Sie kennen das Land besser, und auf die Gründlichkeit und Lebendigkeit dieser Kenntniß kommt das Meiste an. Denn mit ihr wird ein gesunder Verstand und ein reiner Sinn ungleich mehr

Gedeihliches ausrichten, als mit allem andern Wissen. In der That, ein großer Theil des Unheils, welches wir erlebt haben, und besonders die Vereitelung vieles Guten, welches man versucht hat, in's Leben zu rufen, rührt davon her, daß die Handelnden gesinnt und gestimmt waren, als wären sie in der Schule, nicht in der Welt; als hätten sie zu reden, nicht zu handeln, zu erweisen, nicht zu schaffen. Wäre ihnen die Kenntniß ihres Landes gegeben und recht gegenwärtig gewesen, vielleicht hätte sie der Schwindel gleichwohl angewandelt, aber nicht ergriffen.

Meine Gedanken über die Behandlung der großen Arbeit, wozu Sie berufen sind, haben indessen vielleicht darum einigen Werth in Ihren Augen, weil ich nicht im Kreise stehe, sondern außerhalb; wo man, eben weil man Zuschauer, nicht Theilnehmer ist, zuweilen eins und anderes besser sieht, als innerhalb.

Erlauben Sie, daß ich von den Schwierigkeiten anfange. Die größte scheint mir, daß bei sehr vielen unserer Landsleute, vielleicht selbst bei einigen Ihrer Miträthe, kein Bewußtseyn, höchstens ein unbestimmtes und anderen sehr untergeordnetes Gefühl des Bedürfnisses einer Staatsverfassung ist. Diese Männer sind, die meisten wenigstens, mehr zu bedauern als zu tadeln. Wer Jahre lang des Tageslichtes entbehrt, jedoch bei künstlichem Lichte ein ganz erträgliches Leben geführt hätte, der würde vielleicht der Sonne nicht begehren, ja sie scheuen.

Ganz aufrichtig: es gehört eine nicht gewöhnliche Erhebung dazu; daß man eine Verfassung ernstlich wolle.

Ich rede hier nicht von Erhebung über eine Furcht, die von Einigen vorgegeben wird, das freigelassene Volk möchte widerspenstig und aufrührerisch werden. Die ganze Geschichte Teutschland's hat kein Beispiel von Aufruhr wider eine gesetzliche Macht, aber mehrere von Aufstand wider eine ungesetzliche; dieß ist eine Ordnung der Natur. Jene Furcht also dürfen wir an Jedem, er müßte denn sehr schwach seyn, für Heuchelei erklären. Aber seit Jahren sind wir an eine willkührliche Gewalt gewöhnt, (willkührlich im strengsten Sinne, weil sie Gesetzgebung und Vollziehung in sich vereinigt), deren Regierung manchen Tadel, aber gewiß keinen Haß verdient. Ich wüßte wenigstens aus keiner Zeit eine unbeschränkte Herrschaft zu nennen, die ihrer Machtvollkommenheit so wenig mißbraucht hätte. Dazu kommt, daß die Willkühr auch für Unterthanen einen zwiefachen Reiz hat, der selbst Bessere beschleicht; einmal, weil man durch gutes Glück selbst Theil an ihrer Ausübung gewinnen kann; dann aber, weil ein Herr gewöhnlich milder ist, als das Gesetz. Für Viele, ja für Manche, die es sich gar nicht wollen nachsagen lassen, lebt es sich daher ungleich bequemer unter einem unbeschränkten König, als unter einem beschränkten. Man möchte sich zwar einbilden, es halte diesem Wohlbehagen die Sorge in die Zukunft, für Kinder und Angehörige, die Wage; da Jeder weiß, wer auf den gütigen Titus, auf den weisen Antoninus gefolgt ist, und nur die leichteste Ueberlegung nöthig ist, um einzusehen, daß auch die am besten geartete willkührliche Gewalt nothwendig und reißend schnell in's Böse ausartet. Sind denn diese Leute ohne Weib und Kind? möchte man fragen, wie jener alte Teutsche zu Rom im Schauspiele frug. Allein von Vielen wäre zu antworten: Ja, sie haben Alles auf Leibrente; und Andere thun, als

hätten sie es auch so, weil sie die Gegenwart und ihr Genuß verstrickt hat. Endlich: wahre Verfassungen lernen wir nur aus Büchern kennen: weit um uns her ist nirgends eine seit langer Zeit.

Was sich dafür seit zwanzig Jahren in unserer Nähe ausgegeben hat, ist nicht Verfassung zu nennen, sondern ein widerliches Spiel von Spiegelfechtern. Es fehlt also eine vorzügliche Ursache des Begehrens, die sinnliche Anschauung. England freilich ist noch da; und gewiß hat Buonaparte darum zumeist es zu unterjochen gestrebt, damit keine Staatsverfassung mehr in Europa wäre; aber es ist entlegen, und Vielen, welche davon wissen, graut vor der schlechten Polizei und vor der Vermessenheit der Zeitungsschreiber.

Diese Stimmung nun, oder vielmehr diesen Mangel an Stimmung halte ich für die größte Schwierigkeit. Nicht daß ich darum befürchtete, wir würden ohne Verfassung bleiben; daß eine werde, fordert zu gewaltig der Geist der Zeit; der wahrhafte Geist der Zeit, der sich immer damit beglaubigt, daß er seine Forderung nicht erst zu bedenken giebt, sondern als entschieden und unbedingt nothwendig aufstellt, keinen Widerspruch duldet und Jedermann zwingt, wo nicht nachzustreben, doch nachzusprechen. Das Werk muß allerdings gethan seyn; aber es ist große Gefahr, daß es sehr unbefriedigend ausfalle, wenn es denen, die es thun und die es halten sollen, an Lust und Liebe fehlt. Es ist Gefahr, daß ein Gespenst geboren oder wenigstens gezogen werde, anstatt eines lebendigen, gesunden Wesens.

Sie meinen es ernstlich! also halten Sie sich darauf gefaßt, daß man Sie einen Schwärmer schelten wird. Sie

werden darüber nicht unwillig seyn, und Sie haben Recht. Gewisse Leute nennen, wie ein, vor hundert Jahren sehr berühmter Staatsmann, der nichts weniger als ein Schwärmer war, bemerkt [1]), jeden selbständig Gesinnten einen Schwärmer; ungefähr mit demselben Rechte, wie von Einigen Vergnügen und Zerstreuung für gleichbedeutend gehalten wird.

Es ist aber nicht genug, daß Sie den Vorwurf nicht achten; Sie müssen ihn widerlegen, indem sie sorgfältig vermeiden, was ihn auch, in dem Urtheile der Wohldenkenden, wo nicht begründen, doch beschönigen könnte. Vor einem Schwärmer, oder wen man einmal dafür hält, ist auch wohlgesinnten Leuten so bange, wie ehemals Rechtgläubigen vor einem Ketzer; und zu verargen ist es ihnen nicht. Zeigen Sie also, damit Ihre Wirksamkeit nicht gelähmt werde, alles Fleißes einen nüchternen Sinn und gemeinen Verstand.

Vor allem bitte ich Sie, der allgemeinen Sätze sich so viel als möglich zu enthalten. Es ist damit zu unserer Zeit, wie in Büchern, so im Leben, so viel Unfug getrieben worden, daß ihr Gebrauch immer verdächtig ist. Kann man sie doch im Herzen haben und in all seinem Thun walten lassen, ohne daß man sie ausspricht. Sie erinnern sich des Schadens, welchen die ersten Reichsversammlungen in Frankreich, und neuerlich in Spanien die Cortes sich selbst gethan haben mit der unnützen Predigt von Recht und Pflicht. In einer ächten Verfassung ist die Seele, wie im Menschen, unsichtbar; einer unächten

1) Lord Bolingbroke in Swift's Werken Th. XX. S. 147.

wird etwas, das die Seele vorstellen soll, an die Stirne geschrieben. Sie und Ihresgleichen können in einen solchen Irrthum nie gerathen; aber selbst wegen Ihrer reichen Bildung und Ihres edlen Gemüthes fürchte ich, daß Sie manchmal die Vernunftwahrheiten, in welchen Sie leben und weben, allzulaut und gebieterisch verkündigen möchten. Bedenken Sie, daß Sie damit Niemand überzeugen, kaum einmal Jemand zum Schweigen bringen, Manchen aber aufsichtig und mißtrauisch machen werden. Denn nicht leicht wird einer, der lange gelebt hat, demjenigen, der in Staatssachen allgemeine Sätze aufstellt und darauf baut, zutrauen, er nehme sie wirklich allgemein; vielmehr wird er ihn, wo nicht laut, doch stillschweigend beschuldigen, daß er unter diesem allgemein Lautenden etwas sehr Besonderes verberge, daß er seine Meinung und Absicht, unter dem Scheine gänzlicher Selbstverläugnung, Anderen auforingen wolle. Im glücklichsten Falle ist der Eindruck gering, weil schon eine kurze Erfahrung lehrt, wie unfruchtbar an sich selbst die allgemeinen Wahrheiten sind; wie so gar nicht unmittelbar ihre Wirkung auf die Welt ist, und wie viel dazu gehört, diesen reinen Geistern einen Leib zu geben, ohne welchen sie hienieden nichts vermögen.

Sie halten mir entgegen, es sey fast unvermeidlich, allgemeine Sätze voranzustellen, weil wir in der Wirklichkeit keinen Anhalt finden, wenn wir nicht etwa mit dem uns begnügen wollen, was vor der großen Umwälzung gewesen ist. Ich erkenne das Gewicht dieses Einwurfes. Der Sinn für bürgerliche Ordnung, welche etwas anderes ist als Polizei, war schon vor unserer Zeit beinahe stumpf. Es ist in der Erinnerung und Einbildungskraft der meisten Menschen nichts Heimisches, worauf man sich

berufen dürfte, wenn man die Grundzüge einer guten Verfassung darlegen will. Die sogenannte Aufklärung hat allen Ständen ihre Eigenthümlichkeit oder das Bewußtseyn derselben genommen und nur einen, bald schüchternen, bald frechen, Dünkel übrig gelassen. Ich selbst hörte zu der Zeit, als die neueste Französische Verfassung im ersten Entwurfe kund wurde, einen Mann von so gutem Adel als der Ihrige, und der, wenn ich nicht irre, mehr darauf hält als Sie, das Gesetz bitter tadeln, welches einen Senator zuläßt, sobald er ein und zwanzig Jahre alt ist; gleich als wäre hier von einem Staatsdiener, nicht von einem Reichsstande die Rede.

Daß es schwer sey, festen Boden in der Wirklichkeit zu gewinnen, gebe ich Ihnen also gerne zu. Aber unmöglich ist es nicht, und vielleicht war es vor zehn Jahren schwerer als jetzt. Es kommt uns nämlich hier der jetzt erwachte vaterländische Sinn zu Hülfe, der die Vergangenheit hoch und werth achtet und sich an sie drängt, wie an eine lang verkannte, und in unseliger Verirrung fast vergessene, nun endlich wieder gefundene Mutter. Ich würde fürchten anzustoßen, oder keinen Eindruck zu machen, wenn ich etwas aufstellte und empfähle als vernunftmäßig; aber kühn und zuversichtlich würde ich darauf bestehen, wenn ich zeigen könnte, es sey Teutsch.

Was ist aber Teutsch? Gar Viele halten das für unergründlich; und wenn man fragt, was eigentlich die Teutschen von andern Völkern scharf unterscheide, so mag die Antwort sehr schwer seyn. In der Staatsverfassung nicht also. Wie sehr das uralte Recht verändert und entstellt worden ist, durch die Zeit selbst, durch fremde Zumischungen und vornehmlich durch die Wirkungen des Krie-

ges, welcher mit den Anstrengungen, die er fordert, die Verfassungen noch mehr verderbt, als ein langer Friede mit seiner Schlaffheit: unverwüstliche Grundzüge sind dennoch bis auf uns geblieben. Der vornehmste, wenn ich nicht sehr irre, ist dieser, daß der Teutsche Staat eine Gemeinde ist, deren Mitglieder ungleich, aber fest bestimmte Rechte haben; geschlossen, daß nicht Alle Theil haben, die darin leben, sondern die selbständigen allein; jedoch nicht so abgeschlossen, daß wer nicht selbständig und also nicht Mitglied ist [2]), es gar nicht werden könnte; an der Spitze ein Vorsteher, entweder durch Geburt oder durch Wahl berufen, immer aus erhabenem Geschlechte, mit festgesetzter Gewalt und festgesetztem Einkommen. Es hat also hier jedes Glied für sich eine bedingte Selbständigkeit, von dem Fürsten, bis zu dem letzten selbständigen Unterthan; es wird erst aus allen Einzelnen ein Ganzes und nur so weit, als vertragt ist. Der Fürst ist eine Größe, gleich allen Herren zusammen; die Herren gleich allen Gemeinen zusammen. Diese drei Mächte mit einander sind das lebendige Gesetz; sie bedürfen keiner Anleitung zur Erkenntniß des Staatszweckes und gestatten Niemand, daß er ihn für sie festsetze; sie finden ihn unendlich besser selbst, wenn sie in Eintracht versammelt sind; da ist er mitten unter ihnen. So unteutsch ein Herrscher in dem morgenländischen Sinne, oder in der Einbildung Ludwigs XIV. wäre, welcher sprach: ich bin der Staat, oder wie Buonaparte, der gesagt hat, er selbst stelle das Volk vor, und sein Staatsrath stelle auch das Volk vor; eben so unteutsch wäre ein Freistaat in dem Griechischen Sinne, oder auch wie der, welchen wir vor zwanzig Jahren gesehen haben.

2) Membre mort. Rousseau in der Schrift über Polen.

Die Grundzüge einer Teutschen Verfassung sind also diese; und daran würde ich mich halten. Zweierlei Gegner würde ich aber finden: dem Einen wäre darin des Guten zu wenig, dem Anderen zu viel.

(Die Fortsetzung im nächsten Stücke.)

VII.

Das getrennte Teutschland.

(Mit einer Kupfertafel.)

Diesem Stücke der Nemesis legen wir die Abbildung einer merkwürdigen silbernen Schau=Münze bei, die sich in dem Herzoglichen Münzkabinete zu Weimar befindet, und die von derselben Größe ist, welche die Kupfertafel zeigt. Sie ist aus den unglückseligen Zeiten des dreißigjährigen Kriegs, und verdient wohl um so mehr, daß wir einige Worte über sie sagen, da sie, wi eman uns versichert, noch nirgends abgebildet oder beschrieben ist. Um aber das wunderliche Bild zu verstehen, scheint nöthig, daß wir uns an die Verhältnisse erinnern, unter welchen, und für welche dasselbe gedacht und ausgeführt ist.

Kursachsen, stets nur mit halber Seele dem Schwedischen Bunde zugethan, war seit Gustav Adolph's Tode immer ungewisser geworden. Die Schlacht bei Nördlingen aber (den 7ten Septemb. 1634.) in welcher der junge König Ferdinand, der nach Wallenstein's Ermor=

dung die Kaiserlichen Völker anführte, einen vollkommenen Sieg erfocht, brachte den schwankenden Kurfürsten zur Entscheidung. Zu Pirna wurden (22. Nov.) die Präliminarien zwischen dem Kaiser und Kursachsen unterzeichnet, und der wirkliche Friede blieb kaum zweifelhaft. Also war die Schwedische Macht in Teutschland fast vernichtet, und nach dem Abfalle Sachsens, eines der wichtigsten protestantischen Stände, schien eine Erhohlung derselben kaum möglich. Was blieb da den sämmtlichen Protestanten anders übrig, als in die Pforte einzugehen, die Sachsen auch ihnen eröffnet hatte, und die Bedingungen anzunehmen, die vom Kaiser bewilligt waren? Eine allgemeine Aussöhnung der Teutschen Stände mit dem Kaiser schien nothwendig und hierdurch die Hoffnung wohl begründet, daß die Fremden gänzlich vom vaterländischen Boden zu weichen gezwungen werden würden. Unter solchen Aussichten kam das Jahr 1635 heran, und diesem Jahr ist unsere Münze geweiht.

Wenn man diese Umstände bei Betrachtung des Bildes vor Augen hat, so kann man kaum zweifeln, daß dasselbe von der katholischen Partei herrühre, welche im Vortheile war. Der Erfinder hat vielleicht keinen besonderen künstlerischen Geschmack gezeigt, aber er hat eine vaterländische Seele bewährt, welche durch die religiöse Parteiung nicht stumpf geworden war, gegen das allgemeine Unglück; und er hat seinem Volke die Quelle dieses Unglücks, warnend und ermahnend, ansichtig zu machen gesucht. Er stellt die alte G e r m a n i a in dem Augenblicke dar, in welchem sie noch mit sich selbst im Streit ist (secum ipsa discors), in welchem aber der Streit aufgehalten und die Hoffnung der Wiedervereinigung erregt wird; und er stellt sie in diesem Augenblicke dar, um die Gemüther für

diese Vereinigung zu gewinnen, und Abscheu und Ekel zu erregen gegen die unwürdige, schmachvolle Trennung. Germania steht auf einem verödeten Boden, nur von spärlichem, wildwachsendem Kraute bedeckt. Ihre Stellung ist unanständig, weil sie gegen sich selbst strebt, die Hälfte gegen die Hälfte; die Beine sind entblößt bis zu den Schenkeln: nur durch Zufall scheint die Schaam verhüllt zu seyn; der Kranz der Volksehre und des Volksruhms ist ihr abgefallen (nicht abgerissen) und sie tritt ihn mit den eigenen Füßen in den Staub. Bis zum Nabel ist sie eins: aus Einem Schooß gehen alle Teutsche hervor. Aber die wohlgepanzerte Brust ist gespalten: in ihr schlagen zwei Herzen, und, wie bei Mißgeburten, nicht für einander, weil zwei Köpfe verschieden denken und wollen. Die rechte Hälfte (nämlich im Bilde) ist die katholische Partei, die linke ist die protestantische: diese ist ingrimmiger, aber auch jene ist in Wuth; und wie sollten nicht beide immer mehr gegen einander erbittert worden seyn, da sie gegenseitig alle Streiche gefühlt, die sie sich mit den schrecklichen Morgensternen versetzt haben, nicht nur die des Gegners, sondern auch die eigenen.

Aber in diesem Augenblicke wird der Kampf plötzlich gehemmt, obgleich noch die alte Raserei aus den verdrehten Augen spricht, aus den verzerrten Gesichtszügen, aus den fliegenden Haaren. Ein Cherub faßt kräftig die Waffe der Protestanten, und droht mit dem Flammenschwerte des Glaubens gänzliche Vernichtung, wenn sie nicht ablassen wollen von dem verderblichen Kriege. Der begünstigten katholischen Partei hingegen reicht der Genius des Vaterlandes sanft und beruhigend die Hand, und bringt einen neuen Kranz der Ehre und des Ruhms für das neuzuvereinende Haupt, um den zu ersetzen, der durch die unglückliche

Spaltung verlohren ist. Freundlich brechen die Strahlen der Sonne hervor, und verkündigen den neuen Tag des Heils: sie werden bald die dicken Wolken zertheilen, welche auf die Germania herabhängen, und über welche der Genius und der Cherub erscheinen.

Auf der katholischen Seite kommt im Triumphe der Friede (Pax) heran, in der einen Hand einen schönen Oelzweig tragend, in der andern das Füllhorn. Auf der protestantischen Seite aber entflieht, erschrocken vor dem Cherub, die Bellona (Bellum) mit der Brandfackel und der Völkergeißel. Unter ihren Füßen liegt die Posaune des Kriegs, und der Bogen, dessen Senne zerrissen, der selbst zerbrochen ist. Hierauf weiset die Ueberschrift hin, indem sie zugleich die Wirkung der Sonnenstrahlen anzudeuten scheint: *Sic belli dissipabitur arcus.*

Auf der Rückseite spricht der Künstler seine Hoffnungen, in einigen Versen aus, die freilich eben nicht kunstreich sind.

Strena Anno Sal. MDCXXXV. dicata.

Mittet opem tandem coelo miseratus ab alto,
Ut sperare typus nos jubet iste, Deus.
Profugiet Bellona procul Germanidos oris,
Paxque ibi perpetuos figet amica Lares.
Hac redeunte redibit pleno copia cornu:
Amplius inveniet nulla querela locum.

Diese Verse möchten auf Teutsch etwa so lauten:

Weihgeschenk auf das Jahr 1635.

Mitleidsvoll wird zuletzt uns Hülfe gewähren vom Himmel
  Gott, wie dieses Gebild froh uns zu hoffen gebeut.
Weit entflieht Bellona sodann von Germania's Gränzen,
  Ewigen Aufenthalt wählt sich der Friede daselbst.
Ist der wiedergekehrt, dann wiederkehrt auch der Wohlstand,
  Und kein Jammergeschrei findet hinfürder noch Statt.

Aber wie schwer wurde diese Hoffnung des vaterländischen Künstlers getäuscht! Zwar kam (30. Mai 1635) zu Prag ein förmlicher Friede zwischen dem Kaiser und Kursachsen zu Stande, und die Meinung bei dem Abschlusse dieses Friedens war wohl, daß alle Teutsche zur Annahme desselben gebracht werden sollten. In der That sahen sich auch die protestantischen Stände genöthigt, dem Frieden beizutreten; die Schweden wurden bis zu den Küsten der Ostsee getrieben, und Teutschland sah nur noch an seinen äußersten Gränzen fremde Waffen. Aber bald änderte sich Alles. Der Kaiser und Kursachsen hatten den Frieden nicht ohne Eigennutz und Selbstsucht geschlossen; vieler Stoff zu neuen Händeln war zurück geblieben; überhaupt war das Mißtrauen auf beiden Seiten noch zu groß, und die Gemüther noch zu sehr erhitzt, als daß mit den Waffen auch sogleich die Herzen hätten vereint werden können. Und wenn in den Teutschen, sich selbst überlassen, auch vielleicht das gegenseitige Brudergefühl obgesiegt, und Alle über die alten Zwiste hinweggehoben hätte: wie hätten die Fremden, an welche sie sich nun einmal theils aus Verblendung, noch mehr im Drang schwerer Verhältnisse gewendet hatten, diese Vereinigung dulden sollen? Frankreich, von Richelieu's starker Despotenseele recht zum Bewußtseyn seines Strebens gebracht, hatte thatlos ge-

lauert, so lange die Parteien in Teutschland stark genug gegen einander gestanden, um das Teutsche Volk zu schwächen, zu verzehren, zu entwürdigen. Nachdem nunmehr aber zu fürchten war, daß die Schweden vom Teutschen Boden vertrieben werden könnten, und daß das Teutsche Volk durch Einigkeit mit sich selbst zu der Stärke gelangen möchte, welche Frankreich's gottloses Streben zu vernichten im Stande seyn würde, trat dasselbe mit frischer Kraft auf die Bühne, führte die Schweden auf den fast verlassenen Kampfplatz zurück, und reizte und lockte die Teutschen Fürsten, und regte mit eben so vieler Gewandtheit, als Abscheulichkeit die alten Leidenschaften auf; und die Teutschen Stände horchten auf die frevelhaften Einflüsterungen! Das mag sie vielleicht entschuldigen, daß sie für die Wahrheit und den Glauben strebten, als das Theuerste ihrem Herzen, und daß sie, indem sie den Blick zum Himmel richteten, die Verhältnisse der Erde nicht gehörig zu würdigen vermocht haben. Aber für das Vaterland war das einerlei. Das Feuer loderte von neuem schrecklich empor. Schon das Jahr 1636 wurde durch Pest und Schwert unbeschreiblich verderblich. Und noch 15 volle Jahre wurde unser unglückliches Vaterland von seinen eigenen Söhnen zerfleischt, und von Fremden aus Norden und Westen mißhandelt, entvölkert, geschändet, verzehrt, und bis zu einem Maaß von Unglück und Verderben gebracht, welches in der Geschichte eines großen und kräftigen Volks ohne Beispiel war!

Seit der Prägung der Münze, von welcher wir geredet haben, bis zu diesem Augenblicke sind hundert und achtzig Jahre verlaufen; und — o, Gott! — so wenig belehrt sind wir durch eigenes entsetzliches Unglück, daß dieselbe Münze dem Jahre 1815 noch eben so gut, als dem Jahre 1635, zum Geschenke geweiht werden könnte. Auch wir haben Teutschland im Kampfe mit sich selbst er-

blickt, wir haben den scheuslichsten Gräuel gesehen, daß Teutsche Hände befleckt waren mit Teutschem Blute; das alte kraftvolle Vaterland hat, als eine abscheuliche, vielköpfige Ungestalt vor uns gestanden, die sich selbst schändete, ein Gespött der Welt war, und jeden guten Teutschen mit unendlichem Jammer erfüllte. Einen Augenblick sind wir darauf vereinigt gewesen, und haben in unserer Einheit sogleich Güter gewonnen, die zu den höchsten des Lebens gehören, die Selbständigkeit und die Achtung, ja die Bewunderung der Welt. Aber die Fremden, die vor uns zittern müssen, wenn wir Eins sind, die an uns ihren Muthwillen, nach wie vor, zu üben wünschen, die uns zu Knechten hinabzuwürdigen, und die Frucht unsers Lebens zu verzehren streben, bemühen sich arglistig, uns die gewonnenen Güter wieder zu entziehen, das Band zu zerreißen, das uns umschlang, die schöne Gestalt, die unser Vaterland zu gewinnen hoffte, wiederum in ein vielköpfiges Ungeheuer zu zerspalten, und die Hoffnung des ganzen Teutschen Volks auf Einen kraftvollen Kaiser schändlich zu betrügen. Damit lohnen sie die Großmuth, die wir ihnen bewiesen haben. Und Diejenigen, denen wir traueten, denen wir willig folgten, denen wir das Liebste und Beste geopfert haben, geben sich — nicht durch Religion bewogen oder durch ein unruhiges Gewissen geängstigt, wie die Teutschen zur Zeit des dreißigjährigen Kriegs, sondern lediglich durch Eigennutz, Selbstsucht und Dünkel umstrickt und verlockt — der fremden Arglist hin, verkennen ihre Ehre und ihre Größe, vergessen über dem Augenblick die Zukunft, versäumen über irdischem Gewinn die höchsten Güter des Lebens, und das alte blasse Gestirn schwebt wieder über Teutschland herauf, und erfüllt die Seele mit Angst und Kummer!

VIII.

Aus einem Schreiben aus Wien.

— Es ist nicht unbemerkt geblieben, daß in der Uebersetzung, welche der Moniteur von der Note der Bevollmächtigten der mindermächtigten Teutschen Fürsten und freien Städte vom 16. Nov. gegeben hat, die Stelle weggelassen worden, worin die Ueberzeugung ausgedrückt wird, daß die Teutsche Verfassung erst durch Herstellung der Würde eines Reichsoberhaupts festen Bestand und Vollendung erhalten dürfte. Ueber das Zufällige oder Absichtliche dieser Weglassung werden sehr verschiedene Meinungen und Urtheile gehört, und eben so verschieden sind die Ansichten darüber, ob die Frage über Herstellung und Nichtherstellung der Kaiserwürde, von der man doch allgemein zu erwarten scheint, daß sie früher oder später ein Gegenstand der Verhandlungen des Congresses seyn werde, sich zu einer Berathung der hier versammelten Europäischen Mächte eigne, oder als eine Teutsche National-Angelegenheit nur von den Mitgliedern des künftigen Teutschen Staatenbundes verhandelt werden dürfte. —

Eine hier bei Anton Strauß unter dem Titel: Fernerer Versuch politische Ideen zu berichtigen, kürzlich erschienene kleine Schrift des Holländisch-Nassauischen bevollmächtigten Ministers Freiherrn v. Gagern enthält sehr interessante Aeußerungen über jene Frage und Anführung merkwürdiger Parallelen aus der älteren Teutschen Geschichte. —

In einer andern, noch ungedruckten, Brochüre über den nämlichen Gegenstand, findet sich die folgende Stelle:

„Der Europäische Staatenverein ist durch die Fran„zösische Revolution und ihre Folgen in seinen tiefsten Wur„zeln erschüttert. Seine Wiederbefestigung wird nur dann „vollendet seyn, wenn jede dadurch in ihrer Entwickelung „gestörte Nation in alter Kraft und Würde wieder da„stehend, die großen Fragen, welche die Fortschritte des „menschlichen Geistes in dem letzten Jahrhunderte zur „Sprache gebracht hat, auf ihrem eigenen Wege und in „der Lebendigkeit ihrer eigenthümlichen Existenz selbstthä„tig entscheidet."

„Die Herstellung des allgemeinen Friedens hat die „Tendenz aller Völker Europa's nach diesem Ziele kräf„tig aufgeregt. Teutschland, als der stete Mittelpunkt „derselben, hat es vor andern zu erstreben; mit der Festig„keit und Unverworrenheit seiner Verhältnisse, steht die „Ruhe Europa's in unzertrennlicher Verbindung."

„Die ersten Mächte haben diese Grundsätze anzuer„kennen und auszusprechen keinen Anstand gefunden. Oe„sterreich und England haben sich stets in diesem Sinne „geäußert. Der Kaiser von Rußland ließ bei dem An„nähern seiner Truppen an die Teutsche Gränze in seinem „und seines hohen Verbündeten, des Königs von Preußen „Namen jene noch in allen Teutschen Herzen wiederhal„lende Erklärung ertheilen, worin den Teutschen Völkern „Freiheit und Unabhängigkeit und die Wiedergeburt ihres „ehrwürdigen Reichs angekündigt, und zugleich versichert „wird, daß die Gestaltung dieses großen Werks ganz allein „den Fürsten und Völkern Teutschland's anheim gestellt

„bleiben solle, damit sie aus dem innern Geiste des Teut„schen Volks desto verjüngter, Lebenskräftiger und in Ein„heit gehaltener hervorgehen möge. Die Aussprüche des Pa„riser Friedens sind ganz in diesem Geiste gehalten. Er ent„hält in Hinsicht der Verfassung Teutschland's keine einzige „negative Bestimmung. Den verschiedenen Teutschen „Staaten wird der Lohn ihrer vaterländischen Anstrengun„gen, ihre Unabhängigkeit zugesichert, aber damit diese „nicht durch widerstreitende Interessen die Ruhe von Eu„ropa gefährde, wird festgesetzt, sie sollen vereinigt seyn, „durch eine föderative Verbindung."

„Welche Verhandlungen auch diesem Frieden vorher„gegangen seyn mögen: nur dasjenige, was durch den Frie„den als Gesetz ausgesprochen ist, kann verbindende Kraft „haben. Alles Uebrige, was nicht in dieses Gesetz aufge„nommen wurde, behält nur historischen Werth, und das „Recht der Auslegung des Gesetzes ist kein specielles, son„dern ein allgemeines geworden."

„Soll Teutschland daher nicht als besiegter Theil in „diesem großen Kampf erscheinen, so muß es ihm, so gut „wie Frankreich freistehen, die Stürme der Revolution in „seinem Innern durch diejenige Verfassung völlig zu be„schwichtigen, welche seiner eigenen Ueberlegung und Wahl „als die vollständigste und zweckmäßigste sich ergeben wird, „und ist es wirklich Wunsch des Teutschen Volks, die Kai„serwürde hergestellt zu sehen, hat es ein Ehrgefühl dafür, „daß die Geschichte, wenn sie nach den Resultaten seines „fünf und zwanzigjährigen Kampfes fragt, den Enkeln nicht „verkündigen möge: „durch Napoleon's Willkühr und „Uebermacht wurde die alte Kaiserwürde in diesem Zeitraume „abgeschafft, und den Teutschen Völkern eine neue Form

„ihrer Verbindung aufgedrungen, die dem Wesentlichen „nach, zuerst unter dem Namen des Rheinbundes von diesem „Eroberer dictirt ward:" so wird eine freithätige Vereini„gung der Teutschen zur Herstellung dieser Würde durch „Niemand verhindert werden können."

„Aber nicht bloß als Ehrenpunkt, sondern auch als „Sicherungsmittel der äußeren Unabhängigkeit, so wie „der innern Ruhe, scheint diese Herstellung erforderlich; „der wesentliche Einfluß der öffentlichen Meinung auf die „Festigkeit der Staaten hat sich in unserem Zeitalter zu „deutlich ausgesprochen, als daß er unberücksichtigt blei„ben dürfte. Jeder neuen Verfassung, die nicht ihre le„bendige Wurzel in einer factisch bestandenen älteren hat, „in der nicht durch Glauben, Liebe und Treue und durch „Erinnerung an die Thaten und Leiden der Väter ein „historisches Leben waltet, entsteht die Heiligkeit, „welche allein eine feste Dauer verbürgen kann, und der „Teutsche Kaiser, auch nur als eine, über der Teutschen „Völkerverbindung in der öffentlichen Meinung schwebende „Intelligenz betrachtet, ist ein Bindungs- und Vereini„gungsmittel der Teutschen Völkerstämme, ein schirmendes „Palladium, das der allgemeinen Verehrung nicht ohne „Besorgniß bedenklicher Folgen entzogen werden darf.

„Eine Verfassung des Teutschen Bundes ohne Kai„serwürde, so vortrefflich sie übrigens seyn möge, wird „in den Augen des Volks immer als eine ganz neue er„scheinen, deren Beurtheilung und Abänderung bei je„dem neuen Sturm, der Europa bewegen möchte, in „Frage zu stellen, man sich durch keine heilige Scheu ge„bunden halten dürfte; und eben dadurch könnte sie Veran„lassung geben, auch Teutschland, wenn gleich auf andere

„Weise, den nämlichen stürmischen Kreis durchlaufen zu „lassen, aus welchem wir unsere Nachbaren nur durch „endliches Wiederergreifen ihrer alten historischen Volksbe„ziehungen mühsam sich retten sahen.

„Daß die Herstellung der Teutschen Kaiserwürde mit „bedeutenden Schwierigkeiten verknüpft sey, kann von „Niemand verkannt werden, aber haben andere Natio„nen hat namentlich Frankreich, nicht ungleich größere, „glücklich besiegt? Der Genius des Teutschen Volks hat „in dieser Hinsicht noch immer nicht begonnen sich frei„thätig zu äußern. Man erwarte dieses, und urtheile „dann über die Ausführbarkeit seiner Tendenzen.“ —

IX.

Literarische Bemerkungen.

Unter den Schriften, welche sich auf die gegenwärtige Zeit und besonders auf die Lage unsers Vaterlandes beziehen, sind uns mehrere zugekommen, von welchen wir unsern Lesern gern Bericht erstattet hätten, um sie ihnen zu empfehlen; es ist uns aber unmöglich gewesen, unsern Wünschen genug zu thun. Auch jetzt müssen wir hinter ihnen zurückbleiben; aber wir können nicht unterlassen, über ein Paar Schriften etwas anzumerken, die uns durch ihren Inhalt oder durch ihre Art bedeutend scheinen. Von der ersten, welche den Titel führt:

Die Central-Verwaltung der Verbündeten unter dem Freiherrn v. Stein. Teutschland 1814.

würden wir gern Vieles sagen, wenn wir nicht voraussetzen dürften, daß ihr Inhalt unsern Lesern schon durch verschiedene Tagsblätter, die uns in solchen Dingen natürlich leicht zuvorkommen können, bekannt geworden wäre. Sie verdient aber von Allen gelesen zu werden, die Theil an den Ereignissen unserer Tage nehmen. Der, uns unbekannte, Verfasser unterscheidet selbst das Geschichtliche seines Buchs von den Urtheilen und Ansichten desselben. Woher er jenes Geschichtliche erhalten habe, sagt er zwar nicht: es leidet aber keinen Zweifel, daß die wichtigen Urkunden, die er bekannt macht, alle ächt sind. Und wenn die Urtheile und Ansichten auch nicht überall gleichen Beifall finden sollten, so wird doch jeder Unbefangene gestehen müssen, daß auch sie einen sehr unterrichteten Mann zeigen, der auf seiner Stelle gar oft in das Innere der Verhältnisse blicken konnte, und daß er es mit dem gesammten Teutschen Vaterlande wohl und redlich meine. Sollte er in seinem gerechten Eifer für die heilige Sache hin und wieder etwas ungerecht geworden seyn oder doch zu streng: so werden auch Diejenigen, welche dieses trifft, dasselbe eben jenem Eifer verzeihen, und um so lieber verzeihen, je gewisser auch sie es mit dem Vaterlande redlich meinen, und je mehr sie sich wirklich sagen können, daß der Verfasser über sie unbillig geurtheilt habe.

Drei Dingen verdanken wir die großen Erfolge des Kriegs, die Gott uns verliehen hat: der hohen Begeisterung der Völker für Freiheit und Recht; dem edlen Sinn und der persönlichen gegenseitigen Achtung der großen Monarchen, von welchen die Entscheidung abhing; und den bewunderungswürdigen Anstrengungen einiger Männer, die mit allgemeinem Vertrauen vermittelnd, lenkend und treibend zwischen Fürsten und Fürsten, zwischen Völkern

und Völkern, endlich zwischen Fürsten und Völkern standen. — Das ist bekannt.

Drei Dinge sind Schuld, daß das schön Begonnene nicht eben so schön hat geendigt werden können, daß wir weit von unsern Hoffnungen hinweggetrieben worden sind, und daß wir noch fort und fort auf eine unerhörte Weise geängstigt werden wegen der Zukunft.

Erstens war der Eindruck, den Napoleon's frühere Gewalt und früheres Glück auf die Gemüther der Menschen gemacht hatte, so stark, daß sich die Lenker und Leiter der Verhältnisse, mitten in der Begeisterung der Völker und umgeben von zahllosen Heeren nicht über denselben zu erheben, und den Glauben an entscheidende Siege zu fassen vermochten. Darum wurde man durch diese Siege fast in Verlegenheit gesetzt; da man sie nicht erwartet hatte, so war auch nichts in Beziehung auf sie verabredet und festgesetzt; man wußte also die Gelegenheit nicht gehörig zu benutzen; ja, man hatte sich sogar zum Voraus, durch besondere Verträge, die nachmals in den Weg traten, die Hände gewisser Maßen gebunden, weil man immer nur den Koloß hinwegzuschieben, nie zu zerschmettern gehofft hatte. So sehr war der Sinn erstorben für die Völker und deren eigenthümlichen Geist! So wenig hatte die Geschichte gelehrt!

Zweitens hatte selbst die ungeheuere Zeit nicht alles Mißtrauen und allen Zweifel der verbündeten Mächte gegeneinander zerstört; wie freundschaftlich auch die großen Monarchen persönlich miteinander leben mochten: die s. g. Politik ihrer Kabinette konnte der alten Verhältnisse nicht vergessen; und, wie gewöhnlich von der Verderbtheit

der Räthe die Moralität der Fürsten nutzlos gemacht zu werden pflegt, so wurde hier durch Vorsicht und Mißtrauen der Minister auch die Wirkung geschwächt, welche der enge Verein der Fürsten hätte erzeugen müssen. Daher geschah, daß der große Bund nicht nur das Schwerfällige und Unbehülfliche hatte, welches Bündnisse ihrer Natur nach zu haben pflegen, sondern daß selbst Diejenigen, die es am redlichsten meinten, nicht mit der Sprache herauszugehen wagten, um nur nirgends anzustoßen, nirgends Unwillen zu erregen und Zögerung zu veranlassen.

Drittens war leider! in unserm Vaterlande die Stimmung nicht überall gleich: es gab Regierungen, die noch an Buonaparte hingen; es gab andere, die sich auf alle Fälle decken wollten und keinen entscheidenden Schritt zu thun wagten; es gab noch andere, welche, in alter Trägheit versunken, sich nicht zu dem Gedanken der neuen Zeit zu erheben vermochten. Die Selbstsucht hatte die Nationalehre verschlungen; das Vaterland wurde vor der Souveränetät nicht gewahrt, und die alte Verkehrtheit hatte die Seelen so umstrickt und gelähmt, daß selbst die große Erhebung des Teutschen Volks keine Theilnahme veranlaßte, sondern nur zu Kabalen und Intriguen trieb; etwas Gemeinsames vermochte man nicht zu denken, und Freiheit und Selbständigkeit erregten nur Unruhe und Besorgnisse. Daher der Widerwille gegen durchgreifende Maßregeln: daher die Halbheiten und Erbärmlichkeiten, die uns unbeschreibliches Unglück hätten zuziehen mögen, wenn sich Gott nicht des unglücklichen Volks erbarmt hätte.

Solche Gedanken steigen in der Seele auf, wenn man diese Schrift lieset; Derjenige, in welchem sie früher aufgestiegen sind, mag in dieser Schrift die Belege finden.

Aber eben deßwegen wird sie beitragen, den Männern den wohlverdienten Dank zu gewinnen, die im Kampfe gegen so schwierige Verhältnisse nie am Vaterlande verzweifelt, und die Sache möglichst zum Besten gewendet haben! —

* * *

Weniger bekannt ist eine kleine Schrift, deren oben in dem mitgetheilten Schreiben aus Wien (S. 471.) gedacht worden, und die uns in diesen Tagen zugekommen ist.

Fernerer Versuch, politische Ideen zu berichtigen. II. Einige Grundzüge Teutschen Staatsrechts und Teutscher Geschichte. Wien, gedruckt bei Strauß. 1814.

Es mag wahr seyn, daß die Grundgedanken dieser Schrift mehr als einmal unter uns ausgesprochen sind; es mag gleichfalls wahr seyn, daß man über einzelne Sätze und Ansichten mit dem Verfasser streiten könnte: das aber ist das Wichtigste und Erfreulichste, daß diese Schrift in Wien, mitten unter den Congreßverhandlungen, erschienen ist, daß ein solcher Mann, nämlich der Holländisch-Nassauische Minister, Freiherr von Gagern, nicht nur solche richtige Gedanken in solchen entscheidenden Augenblicken festhält, sondern daß er dieselben auch den versammelten Monarchen, Fürsten und Räthen mit solcher Freimüthigkeit in's Gesicht hat sagen mögen.

Der Sinn der Schrift ist, die Nothwendigkeit der Kaiserwürde für Teutschland fühlbar zu machen, und darzuthun, daß die Herstellung dieser Würde dem Teut-

schen Geist, wie er sich in der Geschichte bewährt hat, daß sie der Natur der Teutschen Verhältnisse, daß sie auch den gegenwärtigen Umständen gemäß sey; endlich, daß die Niederlande unter dem Schirm des Teutschen Reichs stehen müssen, für gegenseitige Sicherheit und für gegenseitiges Wohl.

Zuerst wird gezeigt, wie, durch die Theilungen im Hause Karl's des Großen und durch das allmähliche Aussterben dieses Hauses, die Niederlande ein Zankapfel zwischen Teutschland und Frankreich geworden und geblieben sind. Hierauf wird erinnert, wie nach dem Tode Ludwig's des Kindes die Teutschen Fürsten völlig freie Hand gehabt, wie sie aber, obgleich die Teutschen Herzogthümer damals größer waren, als jetzt die Teutschen Königreiche, doch Conrad von Franken zum Könige frei erwählten, bewogen durch das gemeinschaftliche Gefühl „des National-Interesses und der National-Ehre", und durch „das augenscheinliche Bedürfniß, der westfränkischen Monarchie eine gleich starke entgegen zu stellen." Weiter wird bemerkt, wie dieser Conrad das erste große Beispiel der Bescheidenheit, der Mäßigung und der Wohlmeinenheit gegen die Gesammtheit gegeben", indem er, mit Zurücksetzung seines Hauses und seines Stammes, sterbend den mächtigen und klugen Herzog Heinrich von Sachsen zu seinem Nachfolger empfahl. „Ja wohl" — so redet er, nach Witichind, seinen Bruder Eberhard an — „ja wohl, mein Eberhard — auch wir gebieten über große Mittel. Wir können große Heere zusammenbringen, und wissen sie zu führen. An festen Städten und Waffen gebricht es uns nicht, nicht an allen Zeichen Königlicher Hoheit. Aber die größere Macht, Einfluß und Gewähr ist bei Heinrich. Also nimm die In-

signien, trage sie zu diesem; sey im Frieden mit ihm, damit Du ihn zum beständigen starken Verbündeten habest." — Nun wird der Zeiten unter Heinrich und den Ottonen, in Beziehung auf Frankreich (gegen die Niederlande) gedacht; jener Zeiten, „die zwar kriegerisch waren, aber keineswegs barbarisch und unwissend;" jener Zeiten, „in welchen verhältnißmäßig unter den Großen weit mehr Wissen und Cultur war, als unter denen unserer Zeit," in welchen, nach Rutger, „Keiner an den Hof durfte, der nicht Kopf und Herz am rechten Fleck hatte!" — Nachmals ist von den Befreiungen und Privilegien die Rede, welche den überrheinisch-niederländischen Völkerschaften gewährt wurden; und wie die Herzoge sich immer mehr der Teutschen Verbindung entzogen: „sie meinten recht fein zu seyn, isolirten sich aber, und wurden desto leichtere Beute, nachdem sie früher des Reiches Stützen und Markgrafen oder Gränzverwahrer gewesen waren: denn der steht nicht fest, den kein größeres Band umschlingt."

Für den Reichsverband, den die Teutschen Fürsten als nothwendig erkannten, weil sie sich gegen fremde Anfälle nicht selbständig zu schützen vermochten, werden drei Dinge als wesentlich aufgestellt, und alles Uebrige für Nebending erklärt: 1) Wehre gegen den Feind mit Stärke. 2) Schlichten der einheimischen Zwiste nach Recht. 3) Obsicht der Gesammtheit über die möglichen Uebel mit Klugheit. Also seyen ein oberster Feldherr, oberster Richter, oberster Pfleger.

In dem Kapitel vom Schlichten einheimischer Zwiste werden folgende Schlüsse, die gewissen Teutschen Staaten eigen zu seyn scheinen, verspottet: „Wir bedürfen

zwar des größeren Teutschen Bundes; dieweil wir jedoch so viele Millionen und Bayonette haben, werden wir uns seinen Gesetzen nicht unterwerfen, welche wir bloß den Andern vorschreiben wollen. Die ersten Richter wollen wir auch seyn, keineswegs aber selbst gerichtet werden, dieweilen wir theils nicht Unrecht haben können, oder, falls wir es hätten, politische Kunst und Gewalt uns schützen wird. — Daß diese unsere Millionen Zahl zu den Hauptzwecken nicht genüge, fühlen wir zwar selbst. Wir werden aber schon trachten, sie gelegentlich so zu vermehren, daß wir jener fremden Hülfe und des ganzen Bundeswesens am Ende nicht mehr bedürfen; sondern Alles in unseren allein seligen Staatskörper verschmelze, nach Buonaparte's vortrefflichem Ausspruch an mehr wie eine complimentirende Deputation neuer Departemente: on vit bien dans les grandes familles!" — In der That, eine kostbare Kabinetslogik, und sehr erbaulich für Diejenigen, die man mit dem Bunde locken möchte!

Manches gewichtige Wort wird noch gesagt, durch Vergleichung der Zeiten und auf andere Weise; wir aber müssen uns begnügen, aus dem Kapitel: von der Kaiserwürde, folgende Stellen auszuheben.

„Die mögliche Einheit unter die Vielen zu bringen, ist das Problem. Und welche Form auch der Scharfsinn erfindet, so wird das Resultat doch immer dem guten Willen, der Ueberzeugung und dem Pflichtgefühl der kommenden Geschlechter zu überlassen seyn. So wenig wir dem Frieden entsagen, weil kein ewiger Friede denkbar ist, so wenig läßt uns der möglichen Ein=

tracht entsagen, weil voraussichtlich die Zwietracht sich einst wieder dazwischen mengen wird."

„Eine Krone ist etwas Herrliches, und ein Sinnbild der Größe und Macht. Um so herrlicher die erste auf der Erde. — Unsere Krone war die erste. Auf ihr ruhte der National-Stolz. Der Freiheit Aller aber war durch den Zusammensatz: Kaiser und Reich, hinlänglich gehuldigt."

„Die ganze christliche Welt hielt dafür,*) und die Päpste gaben es zu, bis sie davor erschraken oder eifersüchtig wurden: Die Christenheit müsse ein geistliches und ein weltliches Oberhaupt haben. So war es; und nicht ohne Wirkung, Nutzen und bleibende Spur."

„Die Erde mag sich nun anders gestalten. Wir mögen diesen Ansprüchen jedes Scheins der Oberherrlichkeit entsagen — aber warum wollen wir diesen ersten Rang unter den Nationen aufgeben, den wir ohne Kaiserwürde nicht behaupten werden? Selbst jede gerichtliche Verfassung, wie wir sie auch einführen, wird ohne dieselbe an Würde, Nachdruck, Zutrauen und Effect verlieren: major e longinquo reverentia, ist auf allen Seiten wahr. — Wollt ihr wissen, was die Folge ist, wenn das Oberhaupt und sein Pflichtgefühl fehlt: seht, dann wird mitten im Laufe Teutscher Siege noch Teutsches Land, Saarbrücken, Saarwerden, Landau's Umgebung, an den Feind in seiner eigenen Hauptstadt abgetreten."

*) So war es wenigstens sonst.

„Und sagte mir ein Oesterreicher, ich sollte ihm die Vortheile zeigen, die doch gewöhnlich jede Krone begleiten. Wohlan, ich würde ihn kurz abfertigen. Darum ist es ein Vortheil, weil der Gegensatz ein Nachtheil für euch, für Europa und für die Nachwelt ist.“

Beilagen.

Digitized by Google

Beilagen.

D.

Note der Bevollmächtigten der mindermächtigen Teutschen Fürsten und freien Städte, an den Königl. Hannöverschen Minister, Herrn Grafen von Münster und dessen Antwort darauf.

Unterm 16. Nov. haben die Bevollmächtigten der Teutschen Fürsten und freien Städte nachstehende Note überreicht:

Die unterzeichneten Bevollmächtigten Teutscher Fürsten und freier Städte beehren sich Sr. Excellenz dem Königl. Großbritannischen Hannöverischen Herrn Staats- und Kabinetsminister Grafen von Münster, diejenige Note hierdurch mitzutheilen, welche sie dato an die beiden Höfe von Wien und Berlin zu erlassen sich verpflichtet gehalten haben. Sie ersuchen Se. Excellenz diese Mittheilung eben so, als wenn die Note den Umständen nach an Se. Excellenz selbst hätte gerichtet werden können, zu betrachten, da von des Prinz Regenten Königl. Hoh. in Kenntniß zu setzen, als wo es sonst diensam, davon Gebrauch zu machen und das Ersuchen um gefällige Unterstützung des Inhalts derselben als einen besondern Beweis des Ihnen gewidmeten persönlichen Vertrauens ansehen und übri-

gens die Versicherung der unwandelbarsten Hochschätzung und Verehrung annehmen zu wollen.

Wien, den 16. Nov. 1814.

* * *

Die von Seite des Königl. Hannöverschen Ministers Grafen v. Münster an die Teutschen Fürsten und freien Städte ergangene Antwort lautet so:

„Der unterzeichnete Kabinetsminister und erste Bevollmächtigte Sr. Großbritannischen und Hannöverschen Maj. beim Congreß in Wien hat die Zuschrift zu erhalten die Ehre gehabt, womit die Herren Bevollmächtigten mehrerer Teutschen Höfe, die von Ihnen am 16. Nov. an die Höfe von Wien und Berlin gerichtete Note zur Mittheilung an Se. Königl. Hoh. den Prinz Regenten von Großbritannien und Hannover haben zukommen lassen. Er erlaubt sich, Ihren Excellenzen, Hoch- und Hochwohlgebornen bei dieser Gelegenheit zugleich für das unschätzbare Zutrauen seinen ganz ergebensten Dank darbringen zu dürfen, womit dieselben ihn durch den Antrag beehrt haben, im Namen Ihrer hohen Höfe Ihren Wunsch für die Widereinführung der Kaiserwürde in Teutschland bei dem Comité, welches sich mit der Entwerfung des Plans zu einer Bundesakte beschäftigt, in Vorschlag zu bringen. Der Unterzeichnete theilt vollkommen die Ueberzeugung, daß der zweckmäßigste Weg, um zu einem befriedigenden Bundesverein aller Teutschen Staaten zu gelangen, der gewesen seyn würde, die alte Reichsverfassung als Grundlage beizubehalten, die Erfahrung der letzten verhängnißvollen Epoche zu benutzen, um die Gebrechen zu vermeiden, welche die Reichsverfassung vorhin untergraben hatten. Se. Königl. Hoheit der Prinz Regent hatten diese Absicht des Unterzeichneten vollkommen genehmigt, und dessen Instructionen in Beziehung auf die Teutschen Reichsangelegenheiten dem gemäß zu ertheilen geruht. Es wird bei dieser Gelegenheit nicht überflüssig seyn zu bemerken, daß die Absicht, die Kaiserwürde aufrecht zu erhalten, mit desto größerer Consequenz von Seite Hannovers verfolgt werden konnte, als Se. Königl. Maj. von Großbritannien in ih-

rer Eigenschaft als Kurfürst des heil. Römischen Reichs die Aufhebung dieser Verfassung niemals als gültig hatten ansehen wollen. In diesem Sinne war auf die, vom Kaiserl. Oesterreichischen Hofe zu seiner Zeit erfolgte Anzeige wegen Niederlegung der Teutschen Kaiserkrone von Sr. Königl. Maj. erwiedert worden, daß Sie diesen Schritt, als einen erzwungenen, nicht anerkennen könnten, und daß Sie das Reich und dessen Haupt, als den Rechten nach fortwährend ansehen würden. Auf diese Vorgänge gestützt, hat der Unterzeichnete von der Zeit des Beitritts Oesterreich's zur großen Allianz an, auf Befehl seines Hofs alle Mittel der Ueberredung angewendet, um Oesterreich zu bewegen, die Teutsche Kaiserkrone von Neuem anzunehmen. Diese Bemühungen sind aber, wegen der dagegen eintretenden Schwierigkeiten, vergebens gewesen, und Kaiserl. Oesterreichischer Seits hat man sich auf eine Art erklärt, daß endlich im Pariser Frieden die bekannte Bestimmung erfolgt ist, daß die unabhängigen Staaten Teutschland's durch ein Föderationsband vereinigt werden sollen. Großbritannien und Hannover sind dem Pariser Frieden beigetreten, und wenn dessenungeachtet die Meinung und der Wunsch Sr. Königl. Hoh. des Prinz Regenten in obiger Hinsicht unverändert bleibt, so können Sie denselben dennoch jetzt nur als einen solchen ansehen, den eine freie Uebereinkunft mit den paciszirenden Theilen allein zur Wirklichkeit bringen, der aber nicht in Widerspruch mit Negoziationen durch Ihren Minister aufgestellt werden darf, die sich auf obige Vereinigung gründen. Wäre über die Wiedereinführung der Kaiserwürde dem Pariser Frieden keine Negoziation vorhergegangen, hätten andere Mächte nicht auf deren Aufhören Rücksicht genommen, so würde der Unterzeichnete der Ansicht, welche in der gefälligen Aeußerung, die ihm durch den Herzogl. Braunschweigischen Herrn Geheimenrath v. Schmidt-Phiseldeck zugekommen, enthalten ist, nämlich die Behauptung, als schlösse der obenerwähnte Artikel des Pariser Friedens die Ernennung eines Bundesoberhaupts nicht aus, beipflichten; wie die Sache aber liegt, glaubt er sich auf die Vorlegung dieser seiner Antwort beim Comité um so mehr beschränken zu müssen, als die Absicht der Teutschen Hochfürstl. Höfe, Ihren Wunsch in Ansehung jenes wichtigen Gegenstandes an den Tag zu legen, durch deren an den Kaiserl. Oesterreichischen und Königl. Preußischen Hof gerichtete, und auch dem

Unterzeichneten für den seinigen mitgetheilte Note erfüllt ist. Gern würde derselbe jenen Wunsch noch weiter zu unterstützen gesucht haben, wenn er dazu Erfolgversprechende Mittel vor sich sähe. Es war in dieser Rücksicht, daß er auf den ersten, durch Herrn v. Schmidt-Phiseldeck ihm gewordenen, Antrag das Begehren geäußert hatte, außer von den Rechten, welche man der Kaiserwürde beizulegen gedenke, auch von den Mitteln unterrichtet zu werden, die man dem künftigen Kaiser würde anvertrauen wollen und können, um ihn in den Stand zu setzen, mit Nachdruck zu handeln. Von diesem letzten Punkt schweigt die erhaltene Antwort. Schwerlich würde selbst die geringe Gewalt, die ein Römischer Kaiser im Reich in den letzten Zeiten besaß, anders als durch die Anvertrauung einer militärischen Gewalt, z. B. jener permanenten Reichsarmee, ersetzt werden können. Ohne eine Verfügung der Art würde Oesterreich eine Würde ohne Realität und Einfluß nicht leicht übernehmen. Aber die Uebertragung solcher Mittel würde auf der andern Seite in den Ansichten der größern Teutschen und einiger Europäischen Höfe große Schwierigkeiten finden. Der Unterzeichnete wird nicht verfehlen, die erhaltenen Noten der Hochfürstl. Teutschen Höfe seinem allergnädigsten Herrn mitzutheilen, der darin einen schätzbaren Beweis des Zutrauens seiner hohen ehemaligen Mitstände finden, und dankbarlichst erkennen wird. Der Unterzeichnete hat die Ehre, Ihren Excellenzen, Hoch- und Hochwohlgebornen bei dieser Gelegenheit seine besondere Hochachtung zu versichern.

Wien, den 25. Nov. 1814.

(Unterzeichnet)

E. Graf v. Münster.

E.

Weitere Note der vereinten Teutschen Fürsten und freien Städte, an die Königl. Hannöverische Gesandtschaft *).

Die unterzeichnete Bevollmächtigte Teutscher Fürsten und Städte haben die Ehre gehabt, die gefällige Antwort Sr. Excellenz des Königl. Großbritannischen Hannöverschen Hrn. Kabinetsminister und Bevollmächtigten am Congreß zu Wien, Grafen von Münster, auf ihre Note vom 16. November am 25. desselben Monats zu erhalten.

Sie haben durch ihren Inhalt, die an Sr. Excellenz so allgemein verehrte Eigenschaft des offenen Teutschen Sinns und patriotischen Eifers, für das Wohl des Teutschen Vaterlandes, auf's Neue bestätigt gefunden, und ersuchen Se. Excellenz, für die gefällige Mittheilung Ihrer Ansichten, ihren verbindlichsten Dank anzunehmen.

Sehr erfreulich ist es gewesen, von Sr. Excellenz die erneuerte Versicherung zu erhalten, daß Sie in der Hauptsache die Meinung theilen, daß nur durch die Wiederherstellung der Kaiserwürde, mit denen auf die Zeitverhältnisse erforderlich werdenden Attributionen und Modificationen, die Verfassung des Teutschen Bundes, auf die für die allgemeine Wohlfahrt zuträglichste Art eingerichtet werden könne.

Sie finden sich über die Richtigkeit dieser Ansicht um so mehr berichtigt, als auch Se. Hoheit der Prinz Regent, der um die Teutsche Sache so hoch verdienten Staaten damit gleichfalls einverstanden sind. Sie dürfen daher keinen Augenblick zweifeln, daß Se. Königl. Hoheit sowohl, als Höchstdero

*) Da uns beim Schlusse dieses Stücks der Nemesis noch gegenwärtige weitere Note zukommt, und dieselbe als Fortsetzung dieser Materie wesentlich zu Obigem gehört, so finden wir für nöthig sie hier mit aufzunehmen. D. H.

Herrn Minister sich zu Beförderung dieses gemeinsamen Wunsches fernerweit gerne wirksam beweisen werden. In dieser Hinsicht ermangeln sie nicht, sich über diejenigen Punkte welche Se. Excellenz als unberücksichtigt oder unerörtert bemerklich gemacht haben, um deswillen in Folgendem näher zu äußern, um sich nicht dem Vorwurf auszusetzen, als sey in dieser, für ganz Teutschland höchst wichtigen Angelegenheit etwas von ihnen versäumt worden.

Nach dem Inhalte Sr. Excellenz geehrten Note liegt die Hauptschwierigkeit der Wiederherstellung der Kaiserwürde nicht in den Worten des Pariser Friedens selbst, sondern in den vorhergegangenen Negoziationen, vermöge deren von anderen Mächten auf das Aufhören dieser Würde Rücksicht genommen worden ist. Unbekannt mit diesen Negoziationen, können die Unterzeichnete zwar nicht mit Bestimmtheit urtheilen; wenn sie aber auch gerne glauben, daß man die Idee einer Wiederherstellung des Römisch-Teutschen Reichs, als mit der Lage Europens unvereinbar aufgegeben, und wenn sie auch annehmen wollen, daß man selbst die Erneuerung der Teutschen Kaiserwürde, weil dieselbe damals dem Kaiserl. Oesterreichischen Hofe gleichgültig gewesen seyn mag und dagegen nur die Wiedervereinigung der unabhängigen Teutschen Staaten durch ein Föderativband berücksichtiget habe, so müssen sie doch noch immer dafür halten, daß hiedurch der inneren Einrichtung des Teutschen Staatenbundes und insonderheit dermalen eines Bundeshauptes und dessen Auszeichnung durch die Kaiserliche Würde kein Hinderniß habe entgegengesezt werden können noch wollen, und sie halten sich zu dieser Voraussetzung um so mehr berechtiget, wenn sie kein Interesse finden können, welches die eine oder andere der hohen contrahirenden Mächte gegen jede beliebige Verknüpfung des Teutschen Bundes, da selber, auf keinen Fall eine offensive Stellung annehmen kann, sondern daß vielmehr eben so wie Großbritannien auch die übrigen Europäischen Mächte mit der eben so angemessenen als edelmüthigen Erklärung übereinstimmen werden, welche Se. Majestät der Russische Kaiser in Ihrem und Sr. Majestät des Königs von Preußen Namen, gleich beim Annähern an die Teutsche Gränze unterm 13. 21. März 1813 durch Ihren Feldmarschall Kutusow Smolenskoi

feierlich geben ließ, indem aus dem Hauptquartier Kalisch datirten Aufruf, worin er den Teutschen Völkern die Freiheit und Unabhängigkeit und die Wiedergeburt ihres ehrwürdigen Reichs ankündigen und versichern ließ, daß die Gestaltung dieses großen Werks ganz allein den Fürsten und Völkern Teutschland's anheim gestellt bleiben soll, damit sie aus dem eigenen Geiste des Teutschen Volks desto verjüngter, kräftiger und in Einheit gehaltener hervorgehen möge.

Der Kaiserl. Oesterreichische Hof kann aber vermöge seines anerkannten Teutschen Patriotismus nur diejenige Einrichtung vorzüglich gerne sehen, welche bleibende Ruhe und Eintracht in Teutschland am besten befestigt, und wenn er, um allen Schein des eigenen Interesses in dem letzten großen Kampfe zu entfernen, und gefürchtete Schwierigkeiten zu beseitigen, in dem Augenblicke der großen Entscheidung auf die Ehrenstelle eines Teutschen Kaisers für sich keinen Anspruch gemacht hat; so läßt sich doch mit einem hohen Grade der Wahrscheinlichkeit annehmen, daß er das Haupt des Teutschen Bundes wieder zu werden nicht ferner ablehnen dürfte, wenn er glauben kann, dadurch den Wunsch einer ihm gewiß sehr werthen Nation zu erfüllen und ihm die Bedingnisse dazu so gemacht werden, daß er dieser Würde mit Kraft und Ehre vorstehen kann.

Auf diesen Gründen beruhet die Ueberzeugung der Unterzeichneten, daß die Unterhandlungen, welche dem Pariser Frieden vorhergiengen, die Möglichkeit der Herstellung der Kaiserwürde, sobald diese von der Mehrheit der Stellvertreter der Teutschen Nation beliebt wird, nicht ausschließe, und daß sie es sogar für nicht schwer halten, daß dazu der Beifall und die Einstimmung der Europäischen Mächte, in sofern letztere erforderlich seyn könnte, nicht fehlen würde, wenn auch erwogen wird, daß man nichts Neues, sondern nur begehre, daß der Zustand der Dinge, soviel es anjetzt thunlich, dergestalt wieder hergestellt werde, wie derselbe, vor der glücklich gehobenen Unterdrückung Teutschlands, wirklich bestanden hat.

Wenn demnach kein äußerer Grund vorhanden ist, der die Erreichung einer Verfassung in der gewöhnlichen Art unmöglich macht, so scheint dieselbe im Inneren um so leichter ausführbar zu werden, als die unter dem 16. Nov. bemerklich gemachte

Attributionen der Kaiserwürde nicht von der Art sind, wenn man ernstlich will, gegründeten Anspruch befürchten zu lassen.

Betrachtet man, wie es die erklärte Absicht aller Theile ist, die Teutsche Nation als ein innig vereintes Ganze zu sehen, so wird deren gesammter Wille auf dem Bundestag ausgesprochen, und durch die Kaiserliche, demnächst näher zu bestimmende Function allgemeines Gesetz, dessen Ausführung dem Kaiser obliegt und wozu derselbe, vermöge seiner Würde, auch berechtigt ist.

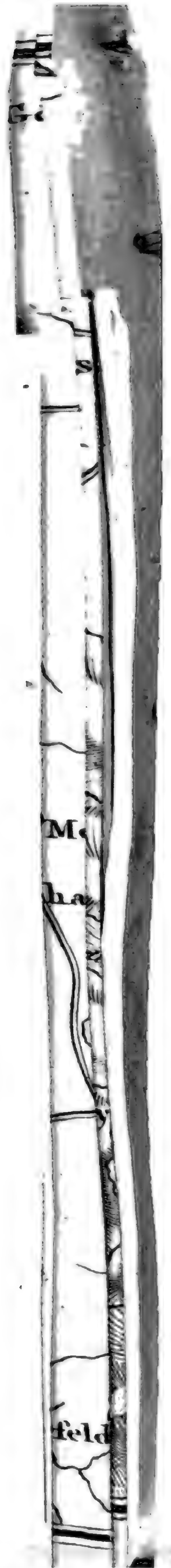
Zu diesem Behufe würde ihm die gesetzmäßige Disposition über die, aus den Contingenten der Bundesglieder bestehende und stets, soviel für den Friedenszustand nöthig, bereit zu haltende Bundes-Armee anvertrauet, theils, um selbe nach Außen dahin, wo Gefahr drohet, zu dirigiren, damit bis zu Erklärung des Bundestags über Krieg und Frieden die nöthige Vertheidigung nicht verabsäumt werde, theils aber auch, um damit auf dem gesetzmäßigen Wege Ordnung im Inneren zu erhalten und den Beschlüssen des Bundes, so wie den Erkenntnissen der oberstrichterlichen Behörde Kraft und Nachdruck zu geben. Eine solche Disposition über die Bundes-Armee dürfte zu gegründeten Besorgnissen möglichen Mißbrauchs, um so weniger Veranlassung geben, als durch die Bundesacte selbst die Ausübung dieser Befugnisse an constitutionelle Formen gebunden und dann eben den mächtigeren Bundesstaaten das nöthige Gegengewicht eingeräumt werden könnte.

In der vollkommenen Ueberzeugung, daß nach Theorie und Geschichte ein bedeutender Staatenbund ohne Oberhaupt dauernd nicht geknüpft werden könne, und daß der Größe und Ehre der Teutschen Nation, so wie ihrem allgemeinen Wunsche die Verbindung der Kaiserwürde mit der ihres Bundeshauptes am meisten entsprechen werde, wiederhohlen die Unterzeichnete ihre Bitte, daß Se. Excell. ihre Mitwirkung zu Erreichung des Zweckes, den sie selbst als den zuträglichsten für das Wohl des gemeinsamen Vaterlandes anerkennen, nicht entziehen wollen, und benützen diese Gelegenheit, Sr. Excellenz dem Herrn Grafen von Münster die Versicherung ihrer hohen Verehrung zu erneuern.

Wien, den 21. Dec. Dec. 1814.

Folgen die Unterschriften.

Inhalt.



Nemesis.

Zeitschrift
für
Politik und Geschichte.

Dritten Bandes IV. Stück. 1814.

I.

Darstellung des Feldzugs der Schlesischen Armee vom 2. bis 20. October 1813. von C. v. W.

(Mit einer Charte.)

Einleitung.

Es ist ein so großes Unternehmen, eine treue Geschichte des Krieges zu liefern, daß jeder Schriftsteller zufrieden ist, wenn er es soweit bringt, die Thatsachen richtig darzustellen, unbekümmert, aus welchen Gründen der

Feldherr diese oder jene Operation unternommen, ode diese oder jene verworfen hat.

Wie viele Fragen bleiben dem Leser — warum der Feldherr nicht dies oder jenes gethan; wie oft ist er geneigt zu tadeln, wo er in ein ehrerbietiges Schweigen zurück gewiesen werden würde, wenn er erführe: „der Feldherr verfügte, auf diese oder diese Meldungen, auf diese oder diese Kundschaften, Nachrichten, oder in Gemäßheit höherer Befehle."

Die nachfolgende Darstellung eines Abschnittes des Feldzuges von 1813 enthält nichts als die Meldungen über die Bewegungen des Feindes und die hierauf gegebenen Dispositionen. Sie ist als ein Versuch anzusehen, die Kriegsgeschichte möglichst lehrreich zu machen. Die Fehler entstehen gewöhnlich aus falschen Meldungen; denn wenn man auch von einem commandirenden General verlangen kann, daß er aus dem ganzen Zusammenflusse der verschiedenen Nachrichten im Großen heraus zu finden wisse, welches die richtigen und welches die falschen sind; so wird er doch in der Beurtheilung der einzelnen Meldungen unvermeidlich Irrthümer begehen, da ihm auch oft die Hände bei Anstellung der Officiere gebunden sind, welche zum Einziehen der Nachrichten gebraucht werden, und auf ihre Wahrhaftigkeit, Thätigkeit, und ihr gesundes Urtheil sehr viel ankömmt.

So ist also Jeder, auch der einsichtsvollste Feldherr ausgesetzt, doppelte Fehler zu machen, einmal: indem er falschen Nachrichten Glauben beimißt, und zweitens: indem er bei den, durch jene Nachrichten ihm augenblicklich abgenöthigten Verfügungen, auch nach erlang-

ter besserer Einsicht mit Zeit und Raum in seinen Bewegungen nicht mehr ausreicht.

Um diese Klippen zu vermeiden, pflegen die vorsichtigen Feldherrn sich immer nur so zu bewegen, daß es auf Zeit und Raum nicht so genau ankömmt. Daraus folgt denn aber, daß keine ihrer Bewegungen überraschend und entscheidend seyn kann. Sie umgehen den Feind und gewinnen Schlachten ohne Erfolge, ihre Kriege werden in die Länge gezogen und die Politik erhält Zeit, die verlornen Gleichgewichte wieder herzustellen.

Die Feldzüge des Feldmarschalls Blücher zeichnen sich vor vielen andern dadurch aus, daß sie ein würdiges Selbstvertrauen zeigen, indem sie durch die Tendenz, stets das dem Feinde ganz Unerwartete zu unternehmen, den sich immer gleichen Charakter der Offensive deutlich offenbaren. Alle seine Unternehmungen tragen aber auch wiederum das Gepräge einer weisen Vorsicht, da sie auf den Zustand, die Stimmung der Truppen und die Möglichkeit große Dinge auszuführen, berechnet waren.

Mitten in der Schlacht von Bautzen brach er das Gefecht ab, setzte sich dem schiefen Urtheil mancher Unverständigen aus, und rettete die Preußische und Russische Armee, von der durch die Uebermacht und Ueberflügelung unvermeidlichen Vernichtung.

Am 21sten August sehen wir ihn am Bober ausweichen, an der schnellen Deichsel die Armee rückwärts conzentriren und am 22sten und 23sten August vorsichtig eine Schlacht vermeiden, die er am 26sten August mit Ungestüm sucht. Wir sehen ihn am 4ten September

mitten in seiner Sieges-Bahn halten, ein hitziges Gefecht abbrechen, den 5ten September der Schlacht ausweichen und den 8ten sie abermals suchen.

Wir sehen ihn am 9ten October, als Napoleon sich Düben nähert, plötzlich die Mulde verlassen, und nachdem er ihn zu falschen Bewegungen verleitet hatte, nachdem es gelungen war, die genaueste Verbindung in alle seine Bewegungen mit denen der großen Armee zu bringen, am 16ten Oct. in des Feindes Colonnen fallen, und nach einem der hitzigsten und blutigsten Treffen, in welchem die Auswahl der Französischen Infanterie außer Gefecht gesetzt wurde, ihn vollständig schlagen. Wir sehen ihn endlich nach drei blutigen und nicht glücklichen Gefechten am 24sten Februar 1814, durch wohlberechnete Bewegungen Napoleon fast nöthigen, sich ihm nachzuziehen, bis auf den Punkt Laon, wo die Umstände es erlaubten ihn abzustrafen, nachdem er durch das Gefecht von Craone in ein so schwieriges Terrain verwickelt worden war, daß immer ein Theil seiner Kräfte gelähmt bleiben mußte.

Stellung der alliirten Armee im Monat September und Bewegung der Schlesischen Armee bis zum 3ten October.

Nachdem die Nord-Armee bei Groß-Beeren und Dennewitz gesiegt, und den Feind über die Elbe getrieben, die Schlesische, als Folgen der Schlacht an der Katzbach, den Feind bis in die Wälder zwischen Bischofswer-

da und Dresden geworfen, und die große Armee das Vandammesche Corps bei Culm aufgerieben hatte, trat ein Stillstand in die Operationen der Alliirten. Man war bis zu einem Terrain-Abschnitt gekommen, der nicht anders, als in der engsten Verbindung der Bewegungen aller drei Armeen überschritten werden konnte. Es bedurfte also der Verabredung und Vorbereitungen mancher Art. Die Armee von Polen war in Schlesien angekommen und die Vorsicht erforderte nach so bedeutendem Verlust — als vorzüglich die große Armee bei Dresden erlitten hatte, — die Verstärkungen heran zu ziehen, um mit desto größerer Wahrscheinlichkeit eines glücklichen Erfolgs die Offensive auf das linke Ufer der Elbe nach Sachsen verlegen zu können. Werfen wir einen Rückblick auf die Operationen des Kaisers Napoleon seit der Aufkündigung des Waffenstillstandes, so finden wir, daß sie das Gepräge — wenn man nicht sagen will eines großen Leichtsinns, — doch mindestens zu großer Zuversicht hatten, und daß derselbe Feldherr, der als General in Italien jedesmal augenblicklich Alles aufgab, um sich conzentrirt auf Einem Punkt zu schlagen, diesmal um nichts aufzugeben, sich gegen einen überlegenen Feind in drei, von einander völlig abgesonderte, und durch große Entfernung getrennte, Theile auflös'te und auch darum drei Schlachten verlor.

Hätte Napoleon sich gleich nach Aufkündigung des Waffenstillstandes an der Elbe konzentrirt, und zwischen seinen vier großen Elb-Festungen manövrirt, so blieb ihm die Wahrscheinlichkeit sich mit Uebermacht auf eine der alliirten Armeen werfen und sie schlagen zu können, um so mehr, da in dieser Zeit seine Armee noch weit beweglicher war, als die der Alliirten.

Einen Monat nach Eröffnung der Feindseligkeiten trafen die Französischen Armeen wirklich in der vortheilhaften Stellung an der Elbe ein; sie hatten über 50,000 Mann und nahe an 300 Kanonen verloren, allein noch hatte Napoleon 200,000 Mann an der Ober-Elbe; es war zu erwarten, daß er seine Fehler eingesehen habe, und aus seiner Stellung allen Nutzen ziehen würde.

Die Lage der verschiedenen alliirten Armeen war folgende.

Der Kronprinz von Schweden stand mit ungefähr 90,000 Mann, zwischen Berlin und Wittenberg und hatte den General Graf Wallmoden mit einem kleinen, neueingerichteten Corps gegen den Marschall Davoust detachirt, der mit einer starken, sehr gut mit Geschütz versehenen, Dänisch-Französischen Armee zwischen Hamburg und Schwerin stand. Bei der Ueberlegenheit des Marschall Davoust über den General Wallmoden, und bei der geringen Menge Geschützes, das diesem zu Gebote stand, müßte man jeden Augenblick erwarten, daß Marschall Davoust gegen Berlin vorrücken würde, in welchem Fall der Kronprinz von Schweden wenigstens 30,000 Mann detachiren mußte, um Berlin zu decken.

Um noch zu rechter Zeit ankommen zu können, durften also diese 30,000 Mann zwar an der Mittel-Elbe figuriren, sich aber nie zu weit davon entfernen. Zu einer Operation auf dem linken Elb-Ufer blieben dem Kronprinzen also noch circa 60,000 Mann. Unter diesen befanden sich beinahe die Hälfte Schweden, die, wegen ihrer Schwerfälligkeit und für die jetzige Kriegführung gar nicht geeigneten Organisation, bis dahin nicht aus der Reserve

gekommen waren, und noch keinen Versuch im Schlagen gemacht hatten. Gieng der Kronprinz von Schweden mit diesen 60,000 Mann zwischen Wittenberg und Magdeburg über die Elbe, so lief er Gefahr, von Napoleon mit seiner ganzen Macht angefallen und über die Elbe zurück geworfen zu werden, ehe etwas zu seiner Unterstützung ankommen konnte.

Die Schlesische Armee stand vereinigt mit dem Oesterreichischen Corps des Grafen Bubna etwa 80,000 Mann stark, in einer Stellung von Schluckenau bis Bautzen *).

*) Zu mehrerer Verständlichkeit des Folgenden stehe hier die Ordre de Bataille der Schlesischen Armee.

I. Corps von Sacken;

besteht aus dem Kaiserlich-Russischen 11. Corps Infanterie, unter dem Gen. Lieutn. v. Nevarofsky, 1 Corps Cavalerie, unter Gen. Lieutn. Wasiltschikoff und 60 Kanonen.

II. Corps v. York.

besteht aus der 1. Brigade Obr. v. Steinmetz.
2. — Gen. Prinz v. Meklenburg-Strelitz.
7. — Gen. Maj. v. Horn.
8. — Gen. Maj. v. Hünerbein.
Reserve-Cavalerie Oberst v. Jürgas.
108 Kanonen.
Oberst v. Katzler commandirt die Avantgarde.

III. Corps Graf Langeron;

besteht a. d. K. Russ. 6. Corps Gen. Lieut. Fürst Czerbatow.
8. — Gen. Lieut. Gr. St. Priest.
9. — Gen. Lieut. Olsufieff.
10. — Gen. Lieut. Kapczewitsch.
Ein Corps Cavalerie Gen. Lieut. v. Korff.
Gen. Lieut. Rudczewitsch commandirt die Avantgarde, 176 Kanonen.

Sie hatte den Feind von Stolpen bis Bischofswerda in einer starken Stellung vor sich.

Ein Angriff auf diese Stellung konnte zu keinem g oßen Resultat führen; der Feind hatte die Dresdner Haide, die Brückenköpfe von Dresden, Meißen und Lilienstein zu seinem Rückzuge, und da es von ihm abhing, mit doppelten Kräften auf das rechte Ufer der Elbe zu gehen, so blieb es höchst gefährlich, von Bautzen näher an die Ufer der Elbe heran zu rücken, da man sich zuerst hätte theilen müssen und hernach auf diesen Punkten über die Elbe zu gehen, doch nicht möglich war. In dem Abstande eines Tage-Marsches oberhalb des Liliensteins mit einer Armee die Elbe zu passiren, erlauben die Gebirge nicht. Gieng die Schlesische Armee noch weiter oberhalb über die Elbe, so hätte sie sich ganz mit der großen Armee vereinigen und einen höchst ungeschickten und unbeweglichen Klumpen bilden müssen, der in den armen Gebirgs-Ländern schwer zu erhalten gewesen seyn würde. Unterhalb Meißen konnte der Uebergang bei Mühlberg zwar erzwungen werden, allein dies war so nahe an der bei Dresden vereinigten feindlichen Macht, daß gewiß vorauszusehen war, man würde beim Uebergang mit überlegenen Kräften angefallen werden, und gleich nach dem Uebergange nach zwei Seiten Front machen müssen. Weiter die Elbe hinab stieß man auf Torgau. Die große Armee stand im Thal der Eger, und hatte den Kamm des Erzgebirges besetzt. Man konnte mit einer so starken Armee das Gebirge nicht mit Einer Colonne überschreiten, ohne sich vielen Zufällen auszusetzen. Debouchirte man in mehreren Colonnen, so war es leicht, daß sie der Feind am jenseitigen Abhange nicht zur Vereinigung kommen ließ und auf Eine derselben mit Uebermacht fiel.

Auf einem größeren Umwege, das Erzgebirge mehr nach Franken hin zu übersteigen, hatte das Unangenehme, daß man sich dadurch von den übrigen alliirten Armeen trennte. Dieses konnte jedoch sicherer geschehen, wenn man zur Erhaltung der Verbindungen noch die Armee von Polen heranzog, wodurch die große Armee ziemlich zu der Stärke der ganzen feindlichen Armee anwachsen konnte; es wurde daher das Heranziehen der Armee von Polen, unter dem General von Bennigsen, an die große Armee beschlossen. Jene war bereits im Marsch gegen Dresden, als sie den Befehl erhielt, über Zittau und Leutmeritz, sich an die große Armee anzuschließen. Es kam jetzt darauf an, diesen Marsch dem Feinde zu verbergen, und die Kräfte der Schlesischen und Nord-Armee mit denen der großen Armee zugleich in's Spiel zu bringen.

Der General en Chef v. Blücher beschloß, sobald die Armee von Polen, deren Marsch er mit der Schlesischen Armee durch die Stellung bei Bautzen maskiren mußte, das Defilee von Zittau passirt haben würde, in Eilmärschen die Elbe abwärts zu marschiren, zwischen Torgau und Wittenberg überzugehen, die dort stehenden feindlichen Truppen schnell von der Elbe fort zu manövriren oder zu schlagen, und dadurch der Nord-Armee den Uebergang über die Elbe zu bahnen.

Dieses Manöver mußte nothwendig die Folge haben, daß der Feind sich entweder der vereinigten Schlesischen und Nord-Armee entgegensetzte und der großen Armee Zeit gab in die Ebene herab zu kommen, oder daß, wenn er gegen die große Armee stehen blieb, Leipzig und die feindlichen Communicationen in unsere Hände kamen.

Es kam hierbei Alles darauf an über die Elbe zu kommen, ehe der Feind durch eine bedeutende Masse den Uebergang selbst hindern konnte.

Der General en Chef wählte den Uebergangs-Punkt bei Elster, sendete Officiere an den Kronprinzen von Schweden ab, um ihn von seinen Absichten zu unterrichten und bereitete in's Geheim Alles dergestalt vor, daß die Armee am 2ten October Abends bei Elster eintreffen und am 3ten früh übergehen konnte.

Es war voraus zu setzen, daß diese Bewegung dem Feind unerwartet kommen mußte, denn der General Graf Tauentzien hatte sich von Herzberg gegen Dresden bewegt, bei Mühlberg ein glückliches Cavalerie-Gefecht gehabt, und den Feind nach Großenhain getrieben; es mußte also den Anschein gewinnen, als ob er sich mit der Schlesischen Armee vereinigen wollte, um bei Dresden anzugreifen. Napoleon machte am 20sten September eine Bewegung gegen Bautzen, ging jedoch am 22sten zurück, als er die Avantgarden auf den Höhen von Förstgen in der Stellung fand, ein Gefecht anzunehmen, und erleichterte dadurch das Geheime des Abmarsches sehr; denn eine sich zurückziehende Armee entdeckt nur sehr schwer die Bewegungen des Verfolgers.

Die Armee brach in der Direction von Meissen auf, während die Pontons der Armee von Görlitz aus über Hoyerswerda gerade auf Elster in Bewegung gesetzt waren. Ein Corps von ungefähr 9,000 Mann, unter dem Fürsten Scherbatow, bestimmt vor Dresden stehen zu bleiben, rückte auf der großen Straße von Bautzen auf Dresden vor, wäh-

rend der General Graf Bubna mit seinem Corps auf Stolpen vordrang.

Der General, Baron von Sacken, welcher die Avantgarde der Armee machte, vertrieb am 27. und 28. Sptmbr. den Feind aus Großenhain, trieb ihn bei Meissen über die Elbe und gab dadurch den Corps von York und Graf Langeron Zeit, über Elsterwerda und Herzberg den 2ten October bei Jessen anzukommen. Bei Elster standen schon Preußische Truppen und Batterien der Nord-Armee aufgestellt, seit diese Armee nach der Schlacht von Dennewitz bis an das rechte Ufer der Elbe vorgerückt war. Der General von Borstell hatte hier eine Schiffbrücke schlagen lassen, und Detachements über die Elbe geschickt, welche Wartenburg besetzt hielten; als jedoch der Feind mit Uebermacht gegen Wartenburg anrückte, war es verlassen, und die Schiffbrücke bei Elster zerstört worden. Der Feind hatte sich darauf auch wieder von Wartenburg zurück gezogen und es nur mit etwa 1 Bataillon Infanterie besetzt gelassen. Der General von Borstell ließ hierauf abermals an Herstellung der Schiffbrücke arbeiten, und einen Tambour zu ihrer Deckung anlegen. In den letzten Tagen des Monats September war die Brücke wieder bis zur Hälfte gebaut. Am 2ten October gegen Mittag wurde aus der Gegend von Wittenberg gemeldet, daß ein feindliches Corps am linken Ufer der Elbe gegen Wartenburg marschire. Gegen Abend rückte feindliche Infanterie von Wartenburg gegen den noch nicht vollendeten Tambour an, vertrieb die Arbeiter, wurde jedoch durch das Artillerie-Feuer vom rechten Ufer und das kleine Gewehr-Feuer aus dem Tambour abgewiesen, als es eben zu dunkeln begann.

Um diese Zeit waren bereits die Ponton- und Pionier-Compagnien eingetroffen. Die Ponton-Brücke wurde

nahe neben der Schiffbrücke geschlagen, und beide in der Nacht dergestalt vollendet, daß am Morgen um 5 Uhr das Corps von York und nach diesem das Corps vom Graf Langeron über beide Brücken defiliren konnten.

Die Disposition war nach den Nachrichten gegeben worden, welche Tages zuvor über die Stellung des Feindes eingegangen waren. Hiernach sollte der General von York mit 3 Brigaden, von den Brücken gegen Wartenburg vorrücken; während der Prinz von Mecklenburg mit 1 Brigade längs der Elbe aufwärts auf Bleddin marschirte und sich dann rechts wendend, die Position von Wartenburg tournirte. Die Disposition wurde ausgeführt, allein das Gefecht wurde blutig, denn den 2ten des Abends war das 4te Französische Armee-Corps, aus 3 Divisionen bestehend, in Wartenburg angekommen, und hatte eine Division Württemberger nach Bleddin detachirt. Der Prinz von Mecklenburg griff, als er auf diese stieß, ungesäumt an, warf sie, und tournirte dadurch die Position von Wartenburg, welche der Feind eben verließ, indem die Brigade von Horn die Dämme genommen hatte, welche seinen rechten Flügel machten und in das Dorf führen. Die Cavalerie des Corps von York und Graf v. Langeron war jenseits der Elbe zurück geblieben, da sie in dem Terrain zwischen der Elbe und Wartenburg nicht thätig seyn konnte, und kam zu spät an, um aus dem Rückzug des Feindes Vortheil zu ziehen. Nur die zwei Regimenter, welche der Prinz von Mecklenburg bei sich hatte, das 2te schwarze und das Mecklenburg'sche Husaren-Regiment kamen zum Angriff, nahmen Artillerie und eine Menge Gefangene. — Wäre Cavalerie gleich bei der Hand gewesen, so hätte der Feind einen sehr bedeutenden Verlust erlitten. So mußte

man sich begnügen, die Debouchées und das Terrain bis zur Mulde gewonnen zu haben.

Nach den Aussagen der feindlichen Gefangenen und Ueberläufer, war durchaus nichts vom Anmarsche der Schlesischen Armee bekannt gewesen, und die Bewegung des 4ten Corps hatte nur Statt gehabt, um den Bau der Schiffbrücke zum zweiten Mal zu stören und für die Folgezeit zu hindern.

Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß, wenn der General en Chef die Ankunft eines ganzen feindlichen Corps bei Wartenburg gewußt, und die Stärke dieser Stellung so gekannt hätte, als sie später gefunden wurde, andere Maßregeln hätten genommen werden müssen. Denn obgleich der Erfolg des Tages der Tapferkeit zuzuschreiben ist, mit welcher die Truppen fochten, so ist doch nicht zu läugnen, daß, wenn der Feind die Stärke seiner Stellung gehörig gekannt und zu benutzen gewußt hätte, es ganz unmöglich geworden wäre, ihn in dieser Stellung zu überwältigen, und daß jeder andere Uebergangs-Punkt eine Stunde ober oder unterhalb Elster weit größere Vortheile geboten haben würde. Der Feind kannte jedoch wahrscheinlich das Terrain, in welchem er den Abend zuvor angekommen war, auch nicht genau, wenn gleich sein Geschütz sich sehr gut aufgestellt befand.

Dispositionen der Schlesischen Armee von der Action bei Wartenburg bis zur Schlacht von Leipzig, nebst den Meldungen, Nachrichten und Befehlen, welche sie veranlaßt haben.

Es mochte 3 Uhr Nachmittags seyn, als die Cavalerie bei Wartenburg ankam, und Befehl erhielt, den Feind zu verfolgen. Man konnte eigentlich nicht bestimmt wissen, wohin er sich zurück ziehen würde, da er ein Holz besetzt hatte, aus welchem Wege nach allen Richtungen giengen. Es schien, er werde den Weg auf Wittenberg nehmen.

Der Oberst von Katzler erhielt daher den Auftrag, den Feind gegen Wittenberg, General von Korff gegen Kemberg und General Jusoffowitz gegen Torgau zu verfolgen.

Die Infanterie und Artillerie des Corps Graf Langeron defilirte bis zum Einbruch der Nacht durch Wartenburg und bezog ein Bivouac vor dem Orte, auf dem linken Flügel des Corps von York. Das Corps von Sacken kam spät erst bei Elster an.

In der Nacht vom 3ten October gingen die Rapports von der verfolgenden Cavalerie ein, nach welchen der Feind nur vom Oberst von Katzler, etwa 2,000 Mann Infanterie stark, zu Prattau vor Wittenberg angetroffen war. Gegen Torgau und durch Kemberg hatte sich nichts zurück gezogen.

Die Cavalerie erhielt Befehl, mit anbrechendem Tage sich weiter vorzuschieben und Nachricht zu schaffen, wo die Hauptmacht des Feindes geblieben sey.

Die Infanterie wurde angewiesen zu kochen und ihre Todten zu begraben. Das Corps von Sacken rückte bis aus dem Defilé von Wartenburg heraus und die Cavalerie desselben nach Schmiedeberg in die Linie.

Es wurde beschlossen bis zu Mittag zu erwarten, ob Nachrichten vom Feinde eingingen und dann noch einen halben Marsch zu machen.

Die eroberten Kanonen und Munitions-Wagen, nebst den Gefangenen und Blessirten wurden nach Elster geschafft, um von da weiter nach Berlin abgeführt zu werden.

Der General en Chef behielt die Absicht seines Uebergangs über die Elbe, sich mit der Nord-Armee am linken Ufer zu vereinigen, und die Kräfte des Feindes auf sich zu ziehen, um der großen Armee aus Böhmen das Debouchiren zu erleichtern, immer vor Augen. Da der Feind mit einer größern Masse von Truppen, als die Schlesische und Nord-Armee in Summa aufzustellen hatten, gegen diese anrücken, und versuchen konnte sie zu schlagen, um sich dann wieder schnell gegen die große Armee zu wenden, so suchte der General en Chef einen festen Posten, in welchem er die Schlacht gegen eine feindliche Uebermacht annehmen, und der großen Armee, indem er den Feind aufhielt, Zeit geben konnte, mit ihren Kräften in des Feindes Rücken zu wirken. — Er beschäftigte sich den 4ten October des Vormittags mit Untersuchung des Terrains bei Wartenburg und fand es vollkommen seinen Absichten entsprechend.

Die Elbe bildete in ihrem Lauf von Bleddin bis Wartenburg eine Art von Erdzunge, von welcher die, von

Bleddin bis Wartenburg laufenden Dämme die Dörfer selbst und die sanften Höhen auf dem rechten Flügel, wenn die Kunst zu Hilfe genommen wird, eine fast unüberwindliche Position für eine Armee von 50,000 Mann abgeben.

Der General en Chef gab den Befehl, 4,000 Mann Infanterie aus allen 3 Corps auszuziehen, und mit diesen und sämmtlichen Pioniren in 3 Ablösungen täglich Tag und Nacht hindurch an den Verschanzungen zu arbeiten. Es wurden zwei geschlossene Werke auf dem rechten Flügel, eine Batterie von 50 Kanonen vor dem Dorfe Wartenburg, und eine Batterie von 100 Kanonen zwischen Wartenburg und Bleddin projectirt. In fünf Tagen sollte die ganze Arbeit vollendet seyn. Der Preußische Ingenieur-General von Rauch erhielt das Commando über das Detachement und die Direction der Arbeiten. Am linken Elbufer bestand die Schlesische Armee an diesem Tage aus ungefähr 64,000 Mann und führte 332 Kanonen bei sich; der Ueberrest war am rechten Ufer gegen Dresden stehen geblieben.

Ueber den Feind und seinen Rückzug giengen bis Mittag keine bestimmten Nachrichten ein. Die Armee marschirte nach folgender Disposition.

Disposition für den 4ten October 1813.

Die Avantgarde unter dem Obersten von Katzler läßt Observations-Posten vor Prattau zurück, und dirigirt sich gegen Oranienbaum und Gräfenhainichen, um Nachricht

vom Feinde einzuziehen. Ein Detachement geht die Elbe entlang und sucht gegen Coswig die Communication mit der Armee des Kronprinzen von Schweden.

Die Avantgarde, unter dem General-Lieutenant von Korff, poussirt nach Düben, welcher Ort zu besetzen ist, um den Uebergang über die Mulde zu erhalten.

Die bei Trebitz aufgestellten Detachements rücken bei Dommitsch vor, observiren Torgau und schicken Detachements von leichter Cavalerie von Mokrehna auf die Straße zwischen Eulenburg und Torgau.

Die Avantgarde des Corps von Sacken rückt nach Schmiedeberg und treibt seine Posten bis Falkenberg vor.

Um 1 Uhr Mittags rückt das Corps von York nach Lambsdorff und Rakitt.

Das Corps von Graf Langeron nach Dorna und Gülitz.

Das Corps von Sacken nach Schnellin und Trebitz.

Das Hauptquartier ist Kemberg.

(gezeichnet) v. Blücher.

Am Abend desselben Tages ging die bestimmte Nachricht ein, daß das 4te feindliche Armee-Corps sich über Oranienbaum zurück gezogen, bei Jesnitz und Raguhn die Mulde passirt und die Brücken hierauf abgebrannt hätte. Ferner, daß Marschall Ney Dessau verlassen, und

nach seiner Vereinigung mit dem 4ten Corps sich bei Delitsch aufgestellt habe. Es wurden etwa 100 Gefangene vom 7ten feindlichen Corps aus der Gegend von Gräfenhaynichen und eben so viel von der Elbseite eingebracht, welche in Blockhäusern standen und capitulirt hatten.

Am 4ten October des Abends, hatte der Feind Düben mit Infanterie besetzt, und es ging die Nachricht ein, daß diese Infanterie, von Leipzig kommend, die Avantgarde eines anrückenden feindlichen Corps mache.

Zwischen Kemberg und Düben liegt ein bedeutender Wald, dessen Ränder, so wie das rechte Ufer der Mulde, man mit Infanterie besetzt haben mußte; um die Armee mit Sicherheit marschiren zu lassen, deßhalb wurde am 4ten Abends folgende Disposition gegeben.

Disposition, Kemberg den 4ten October 1813.

Die Avantgarde des Corps von York marschirt nach Mühlbeck.

Die Infanterie und Fuß=Artillerie bleiben an der Mulde stehen, die Cavalerie geht über und zieht Nachrichten vom Feinde ein.

Die Avantgarde vom Corps Gr. Langeron marschirt nach Düben, die Infanterie bleibt ebenfalls an der Mulde stehen. Die Cavalerie der Avantgarde, so wie die der Reserve=Cavalerie, unter dem General=Lieutenant von Korff, suchen soweit als möglich gegen Leipzig vorzugehen.

Die Avantgarde des Corps von Sacken marschirt nach Mockrehna, die Cavalerie poussirt nach Eulenburg und Wurzen.

Die Corps kochen und senden einen Ordonnanz-Officier hierher, welcher ihnen die Marschordre überbringen wird.

Um Zeit zu gewinnen, melden die Avantgarden morgen unmittelbar an mich, und an ihre Corps-Commandanten.

(gezeichnet) v. Blücher.

Am 5ten October, eben als die Avantgarde den Wald in Besitz genommen hatte, wurde folgende Disposition gegeben.

Disposition, H. Q. Kemberg, den 5. Octbr. 1813.

Um 12 Uhr brechen sämmtliche Corps auf. — Das Corps von York marschirt nach Gräfenhaynichen.

Das Corps von Sacken nach Leibnitz. Vom Corps des Generals Graf Langeron rückt das Corps des Generals Graf St. Priest nach Tornau und Söllichau; General Kapczewicz und die Reserve nach Lubast und Panitz.

Das Hauptquartier geht nach Düben.

Sämmtliche Corps lassen durch kleine Detachements aus dem ganzen Landstrich zwischen der Mulde und Elbe, Fuhren, Arbeiter und Schanzzeug (insonderheit Schub-

karren) zusammen treiben, und nach Wartenburg zurück dirigiren, woselbst sie sich bei dem General von Rauch zu melden haben.

Ich muß sehr bitten, daß die Herrn Corps-Commandanten mit aller Strenge darauf wachen, daß den Landleuten keine Pferde geraubt, oder auch zu Privatgebrauch weggeführt werden.

(gezeichnet) v. Blücher.

Der Feind verließ den 5ten October Düben und zerstörte die Brücke über die Mulde; die Avantgarde arbeitete an ihrer Herstellung, worauf der Feind mit einer Batterie schoß und gegen Abend die Stadt in Brand steckte.

Den 6ten October zog er sich aus seiner Stellung Düben gegenüber, gegen Eulenburg zurück. Die leichte Cavalerie, unter den General Emanuel, folgte, rückte auch auf der Straße nach Leipzig vor; allein es ging keine bestimmte Meldung ein, aus welcher sich sowohl auf die Stärke, als auf die Bewegung des Feindes hätte schließen lassen. Die Nord-Armee hatte die Elbe passirt; allein der Feind stand noch in Delitsch, und maskirte dadurch seine Bewegungen, welche nach Kundschafter-Nachrichten in einer Concentration bei Leipzig bestanden. Die jenseits der Elbe zurück gelassenen Posten meldeten, daß der Feind von Meissen gegen Torgau auf dem linken Ufer der Elbe stark marschire.

Der General-Lieutenant Baron von Sacken erhielt daher den Auftrag, seine leichte Cavalerie, soweit als mög-

lich, vorzuschieben, um unterrichtet zu seyn, was in der Gegend von Wurzen vorgehe.

Die Absicht des Generals en Chef ging dahin, die Beendigung der Verschanzungen bei Wartenburg abzuwarten, ehe er zu einer großen Unternehmung schritte.

Den 7ten October Morgens ging die Meldung ein:

Den 6ten October des Abends sey das 3te feindliche Armee-Corps, welches den Tag über längs der Elbe abwärts marschirt war, bei Torgau eingetroffen. Ein Officier, der im Versteck lag, ließ es ganz bei sich vorbei marschiren, fiel auf die Traineurs und Arrieregarde und machte Gefangene.

Es schien hiernach, daß der Feind gegen den linken Flügel der Schlesischen Armee operiren wolle, und da dieses wegen der Communication mit Wartenburg und den Schiffbrücken bei Elster der gefährlichste Punkt für die Schlesische Armee war, so ließ der General en Chef die Hälfte des Corps Gr. Langeron links abmarschiren und bei Schmiedeberg aufstellen, um zur Begegnung der Offensive des Feindes bei der Hand zu seyn.

Am 7ten October Morgens zog sich dagegen der Feind aus Eulenburg auf der Straße nach Leipzig zurück und zerstörte die Brücken. Die leichte Cavalerie ging durch Furten und besetzte die Stadt.

Während dem sah man das 3te feindliche Corps von Torgau über Schilda gegen Wurzen defiliren.

Der General en Chef hatte am Nachmittag des 7ten Octobers zu Mühlbeck eine Unterredung mit dem Kronprinzen von Schweden.

Das Resultat davon war, da man durch aufgefangene Couriere wisse, daß der Kaiser Napoleon mit seinen Garden noch in Dresden stehe und seine Aufstellung gegen Böhmen noch in derselben Art, als zuvor, behalten habe, folglich nur ein Theil seiner Macht bei Leipzig sich befinde, so sey die vereinigte Nord- und Schlesische Armee dem Feinde völlig gewachsen.

Am 8ten sollten daher die Concentrationen der Armee dergestalt vorgenommen werden, daß am 9ten beide Armeen auf den Höhen vor Leipzig ankommen und eine Schlacht liefern könnten.

Dieser Verabredung gemäß wurde die Disposition für den 8ten October gegeben.

Disposition, den 8ten October 1813.

Das Corps von York marschirt nach Mühlbeck und Pouch, dessen Avantgarde nach Sau-Sedlitz.

Das Corps Gr. Langeron nach Düben, dessen Avantgarde nach Vorwerk Brösen. Es werden 2 Ponton-Brükken rechts und links der Stadt Düben geschlagen.

Das Corps von Sacken nach Mockrehna; dessen Avantgarde nach Eulenburg, woselbst die Brücken schleunig herzustellen, und für Geschütz fahrbar zu machen sind.

Das Hauptquartier bleibt Düben, wohin Ordonnanz-Officiere von jedem Corps zu senden sind.

Torgau wird durch ein Cavalerie-Detachement des von Sackenschen Corps observirt.

(gez.) v. Blücher.

Folgende Disposition wurde zum Marsch auf den 9ten October entworfen:

Disposition für den 9ten October 1813.

Die Armee marschirt in 4 Colonnen.

Erste Colonne. Um 5 Uhr Morgens. Das Corps von York. Es geht bei Mühlbeck über die Mulde; marschirt über Sau-Sedlitz, Spröda nach Hohen-Ossig. Diese Colonne bleibt in Verbindung mit der linken Flügel-Colonne der Armee des Kronprinzen von Schweden, welche auf der hohen Straße von Delitsch nach Leipzig marschirt.

Zweite Colonne. Um 6 Uhr Morgens. Der rechte Flügel des Corps Gr. von Langeron marschirt auf der Straße von Düben nach Leipzig bis an den rothen Hahn, biegt dann links aus über Priester gegen Liemehna, und stellt sich auf, Mutschlehna vor der Fronte und Liemehna vor dem linken Flügel.

Dritte Colonne. Um 6 Uhr Morgens. Der linke Flügel des Corps Gr. v. Langeron, geht über die Schiffbrücken bei Düben; auf der hohen Straße nach Eulenburg bis in die Gegend von Zschepplina, dann rechts

über Röbichen nach Liemehna, wo er sich an seinen rechten Flügel anschließt.

Vierte Colonne. Um 5 Uhr Morgens. Das Corps von Sacken über Eulenburg nach Welpern: Behält die Stadt Eulenburg mit 2 Bataillonen Infanterie besetzt.

Die Avantgarden bleiben, wenn es die Stellung des Feindes erlaubt, nach dem Terrain eine Stunde, bis zu einer Meile, vor den Corps. Steht der Feind in einer Position dergestalt, daß die Avantgarden ohne Angriff nicht vor der Front bleiben können, so treten sie in die Corps ein, die leichte Cavalerie bleibet am Feinde.

Gegen die Garnison von Torgau bleibt ein Observations-Posten zurück, welcher, im Fall der Feind von dort aus etwas unternehmen sollte, Nachricht nach Eulenburg und nach Wartenburg an den General von Rauch giebt.

Wenn der Feind diesseits Leipzig eine Schlacht anbietet, so wird er den 10ten October von der Armee des Kronprinzen von Schweden und der Schlesischen Armee gemeinschaftlich angegriffen werden. Die Corps haben sich daher auf eine Schlacht vorzubereiten. Alle Bagage bleibt an dem rechten Ufer der Mulde. Nur so viel Lebensmittel-Wagen, als auf einen Tag nöthig sind, folgen den Colonnen.

Das Hauptquartier ist Klein-Wölka. Von jedem Corps finden sich daselbst 2 Ordonnanz-Officiere ein.

(gez.) v. Blücher.

Allein noch in der Nacht und den 8ten des Morgens giengen Rapporte ein, welche die Lage der Sachen gänzlich änderten. Der Feind hatte am 7ten Abends Eulenburg wieder genommen, und alle seine, gegen Wurzen marschirende, Truppen auf's Neue gegen das Corps von Sacken anrücken lassen. Ferner gieng die Meldung vom Major von Falkenhausen, (der als Partisan Meissen gegenüber stehen geblieben war,) ein, daß der Kaiser mit seinen Garden am 7ten October Dresden verlassen und gegen Mittag von Meissen die Elbe abwärts defilirt sey. Major von Falkenhausen hatte den Marsch selbst beobachtet.

Diese Nachricht mußte den projectirten Marsch nach Leipzig abändern, denn die Voraussetzung, in welcher er unternommen, nämlich, daß man sich dort nur mit einem Theil der Französischen Armee würde zu schlagen haben, und den andern Theil auf sich ziehen könnte, fiel weg.

Der General en Chef sendete sogleich den Major v. Rühle an den Kronprinzen von Schweden mit dieser Nachricht ab, um dessen Absichten in den verschiedenen neuen Fällen, welche nun eintreten konnten, zu erforschen, nämlich:

1) wenn der Kaiser Napoleon sich zwischen der Elbe und Mulde auf die Schlesische Armee werfen sollte,

2) wenn er zwischen der Mulde und Saale auf die Nord-Armee fiele, oder endlich

3) bei Leipzig in der Defensive stehen bliebe.

Im 1sten Fall wollte der General en Chef sich in sein verschanztes Lager von Wartenburg setzen, und den

größten Theil seiner Cavalerie zur Nord-Armee stoßen lassen. Wenn der Feind sich an dieser Position den Kopf etwas zerstoßen haben würde, so wünschte der General, daß die Nord-Armee mit der Cavalerie der Schlesischen Armee in dem Rücken des Feindes erscheinen, und seine Niederlage vollenden helfen möchte.

Im 2ten Fall wünschte der General en Chef, daß der Kronprinz von Schweden sich in sein verschanztes Lager von Roßlau zurückziehen und ihm die Rolle überlassen möchte, gegen des Feindes Rücken zu operiren.

Im 3ten Fall hielt er für zweckmäßig, stehen zu bleiben, und den Feind durch Cavalerie beunruhigen und beobachten zu lassen, um ihm, wenn er aufbrechen sollte, sogleich folgen zu können. —

Uebrigens erhielt der General Baron v. Sacken den Auftrag, seine leichten Truppen so weit als möglich vorzuschieben, um die Marsch-Direction der von Dresden kommenden Armee zu entdecken.

Bereits am 8ten des Abends sah man Colonnen von Oschatz nach Wurzen marschiren, und obgleich der Feind an diesem Tage Eulenburg 3 Mal besetzte und wieder verließ, so schien doch aus allen Meldungen so viel hervorzugehen, daß der Feind sich mit einer Offensiv-Operation längs dem Ufer der Mulde, wenn nicht zwischen der Mulde und der Elbe, beschäftigte.

Die leichte Cavalerie des Generals v. Sacken hatte übrigens die Hin- und Hermärsche des Feindes so zu ihrem Vortheil benutzt, daß sie in 4 Tagen gegen 1000 Gefangene einbrachte.

Am 9ten October des Morgens kam der Major v. Rühle vom Kronprinzen von Schweden mit der Nachricht zurück:

Daß der Kronprinz von Schweden sich nicht besonders vortheilhaft im Brückenkopf von Roßlau aufstellen könne, und daher im ersten und zweiten Falle über die Elbe zurückgehen müsse, wenn der General en Chef die Schlesische Armee nicht, anstatt der rückgängigen Bewegung gegen die Elbe, vorziehe, um mit der Nordarmee rechts abzumarschiren und sich an's linke Ufer der Saale zu setzen. Durch diese Bewegung würde die Communication mit dem rechten Elb-Ufer bei Roßlau und vielleicht bei Acken verloren gehen; allein der Kronprinz sey entschlossen, im Fall der Noth beide Brücken abbrennen zu lassen, und seine Communikation über Ferchland, *) wo General Puttliz eine Elbbrücke besetzt halte, zu bewerkstelligen. Die Besetzung von Cassel durch den General Czernitscheff und die von Braunschweig durch den Oberstlieutenant von der Marwitz, sichere übrigens vollkommen den Rücken der Armee.

Der General v. Blücher mußte, im Fall er diesen Vorschlag annahm, sein verschanztes Lager bei Wartenburg aufgeben und seine, bei Elster noch stehenden, Brücken in Sicherheit bringen. Er mußte seine Communication mit Schlesien und mit dem Corps des Fürsten Scherbatow vor Dresden aufgeben; er mußte ein ganz neues Kriegstheater betreten, und sich ganz neue Hülfsquellen zur Verpflegung verschaffen, da die Armee keine Lebensmittel bei sich führte.

*) Drei Stunden oberhalb Tangermünde.

Große Schwierigkeiten stellten sich dieser Operation entgegen, und wenn der General en Chef nichts berücksichtigte, als das Wohl und die Sicherheit der ihm anvertrauten Armee, so konnte er nicht in diesen Vorschlag eingehen. Allein wenn der Kronprinz von Schweden genöthigt war, über die Elbe zurück zu gehen, so konnte wohl für das Ganze kein Opfer so groß seyn, das der General en Chef nicht bringen mußte, um die treffliche Nord-Armee in den Zustand zu versetzen, auf dem linken Ufer der Elbe mit fechten zu können.

Auf jeden Fall war der Marsch an das linke Ufer der Saale, in Hinsicht auf das Ganze, eine Maßregel von der größten Wichtigkeit, denn 140,000 Mann in der Stellung zwischen Merseburg und Bernburg sperrten dem Feinde das nördliche Teutschland, waren ihm äußerst gefährlich, wenn er zwischen Leipzig und Naumburg ein Schlachtfeld suchen oder sich über die Saale zurückziehen wollte, und errichteten eine Verbindung zwischen der vereinigten Nord- und Schlesischen Armee mit der, aus dem Erzgebirge heranrückenden, großen Armee.

Der General en Chef verbarg sich nicht, daß der Feind die Blokade-Corps von Torgau und Wittenberg am rechten Ufer der Elbe zurückwerfen, und auf diesem Ufer die Elbe abwärts marschirend, sich mit dem Marschall Davoust vereinigen konnte; allein dann kamen ihm die vereinigte Nord- und Schlesische Armee immer bei Magdeburg und Harburg zuvor, und das südliche Teutschland war bei dieser Operation den Verbündeten überlassen. Berlin konnte auf einige Tage in die Hände des Feindes gerathen; allein bei dem großen Zwecke des Krieges konnte wohl so wenig der Verlust einer Aernte, als die

Zerstörung einiger Luxus-Artikel in die Waagschale gelegt werden.

Der General en Chef entschied für den Marsch hinter die Saale und theilte dieß dem Kronprinzen von Schweden mit. Es wurde folgende Disposition gegeben.

Disposition den 9ten October 1813.

Um 1 Uhr Nachmittags marschirt das Corps von York nach Jessnitz, wo es die Mulde passirt; dessen Avantgarde nach Bitterfeld.

Das Corps Graf Langeron nach Mühlbeck; dessen Avantgarde nach Sau-Sedlitz.

Das Corps von Sacken nach Düben, dessen Avantgarde nach Prieståblich. Etwas Cavalerie ist auf der großen Straße nach Leipzig und Eulenburg als Avertissements-Posten aufzustellen.

Der General v. Rauch låßt die Ponton-Brücke über die Elbe abbrechen, låßt ein Bataillon und 20 Mann Cavalerie in Elster zurück, welches den Tambour der Schiffbrücke besetzt und vertheidigt, und marschirt mit seiner Mannschaft und der Brücken-Equipage den 10ten October über Wörlitz nach Dessau.

Bis zum 10ten October, wenn es finster geworden ist, bleibt dasjenige, was den Brückenkopf von Wittenberg blokirt hat, stehen, dann folgt es dem General v. Rauch nach Dessau.

Der Chef des, im Brückenkopf zu Elster zurückbleibenden Bataillons ertheilt allem, was zur Armee ank[illegible]nt,

bis zum 11ten October Morgens den Befehl, sich auf Raguhn zu dirigiren. Vom 11ten October an geht die Communication am rechten Elbufer über Roßlau und Etken, und wird Niemand mehr auf das linke Ufer gelassen.

Der Fürst Scherbatow, wenn er noch nicht die Elbe passirt haben sollte, marschirt in Eilmärschen nach Elster und wartet dort weitere Befehle ab.

Da der ganze Strich zwischen der Mulde und Elbe verlassen wird, so ziehen die Corps alles, was sie noch in diesem Strich detachirt haben sollten, an sich.

(gez.) v. Blücher.

Um aber den Feind vollkommen über die Absicht zu täuschen und ihm den Marsch zu verbergen, erhielt General Baron v. Sacken den Auftrag, durch seine Avantgarde Eulenburg angreifen und sie später sich nachfolgen zu lassen.

Es fand hierbei die Voraussetzung Statt, daß der feindliche Angriff erst den 9ten Nachmittags oder den 10. October erfolgen würde.

Bereits am Morgen wurde jedoch die Avantgarde des Corps v. Sacken von mehreren Colonnen mit Ueberlegenheit angegriffen, und da diese sich gegen Mokrehna zurückzog, entstand eine Lücke, die der Feind benutzte, um mit einer Colonne längs dem rechten Ufer der Mulde auf Düben zu marschiren. Er trieb ein Kosaken-Regiment vor sich her und rückte in Düben um 3 Uhr Nachmittags ein, als die Stadt unlängst von dem Hauptquartier und

dern letzten Truppen des Corps Graf Langeron verlassen war.

Der General Baron v. Sacken entschloß sich jedoch auf die Meldung, daß der Feind vor ihm Düben besetzt habe, sogleich durch einen Nachtmarsch die Stadt zu umgehen und kam am 10ten October Vormittags ohne Verlust am linken Ufer der Mulde bei Raguhn an.

Der Kronprinz von Schweden wünschte nahe an der Elbe zu bleiben und der General von Blücher stand keinen Augenblick an, ihm diese Stellung zu überlassen und gegen die Ordre de Bataille den rechten Flügel einzunehmen.

Es wurde folgende Disposition gegeben:

Disposition den 10ten October 1813.

Um 1 Uhr Nachmittag bricht die Armee auf.

Das Corps von York marschirt über Liebtau, Salzfurth, nach Zörbig, die Stadt vor dem linken Flügel, dessen Avantgarde von Bitterfeld nach Borna.

Das Corps vom Gr. v. Langeron marschirt über Wolffen, Thalheim, Robichen nach Zörbig, die Stadt vor dem rechten Flügel. Dessen Avantgarde stellt sich bei Roitsch auf.

Das Corps vom Baron v. Sacken bleibt bei Jessnitz und Raguhn stehen, beobachtet den Marsch des Feindes auf dem rechten Ufer der Mulde, und stellt eine Avantgarde hinter dem Rheinbach-Flüßchen, auf der großen Straße nach Delitsch, unweit Bitterfeld auf.

Die leichte Cavalerie muß den Feind im Auge behalten.

Das Haupt-Quartier ist Zörbig.

Die 20 Pontons, durch welche die Brücke bei Jessnitz gebildet ist, brechen solche ab, sobald die Artillerie die Brücke passirt hat, und gehen dann in einem forcirten Marsch nach Wettin an der Saale, wo eine Brücke über die Saale geschlagen wird.

(gez.) v. Blücher.

Der Kronprinz von Schweden benachrichtigte den General von Blücher, daß er die Befehle gegeben habe, bei Wettin eine Brücke zum Uebergang über die Saale zu schlagen. Der General en Chef ließ die Pontons von der Mulde nach Wettin aufbrechen, um daselbst noch eine zweite Brücke zu schlagen. Hierauf gründet sich die Disposition.

Disposition den 11ten October 1813.

Um 5 Uhr früh marschirt das Corps v. York über Stumsdorf, Ostrau, Drehlitz, Krossigk, Nauendorf im langen Felde, Deutleben, Wettin und geht daselbst über diejenige der beiden Brücken, welche am meisten unterhalb liegt. Die Reserve-Cavalerie macht die Arrieregarde.

Um 5 Uhr marschirt das Corps Graf Langeron auf Nieda, Trebenitz, Lettewitz, Wettin und geht über diejenige der beiden Brücken, welche am meisten oberhalb geschlagen ist. Die Reserve-Cavalerie macht die Arrieregarde.

Das Corps v. Sacken zieht alle Posten, welche noch jenseit der Mulde auf dem rechten Ufer stehen, ein, läßt die Brücken von Raguhn und Jessnitz abtragen und die Pfeiler absägen.

Dann marschirt dieses Corps über Radegast und Löbejun nach Wettin.

Die Bivouac-Plätze werden in Wettin durch den General-Quartiermeister General von Gneisenau an die Chefs des Generalstabes jedes Corps angewiesen.

Die Cavalerie der Avantgarden des Corps v. York und Corps Graf Langeron nebst der reitenden Artillerie, bleibt stehen, so wie es die Disposition vom 9ten besagt. Die Infanterie nebst der Fuß-Artillerie marschirt bis hinter den Petersberg, wo sie sich verdeckt aufstellt.

Die Avantgarde des Corps v. Sacken folgt seinem Corps über Radegast und Löbejun, benachrichtigt aber die benachbarte Avantgarde von der Zeit des Abmarsches, damit diese die Gegend von Bitterfeld mit beobachtet.

Zur Nachricht dient, daß Halle mit einem Corps von 3000 Mann besetzt ist, und daß Morgen die Armee des Kronprinzen von Schweden ebenfalls die Saale passirt, und zwar das Corps von Bülow bei Wettin, das Corps von Winzingerode bei Rotenburg, das Schwedische Corps bei Alsleben.

(gez.) v. Blücher.

Als jedoch die Colonnen in der Nähe des Petersbergs anlangten, wurde gemeldet, daß noch keine Pontons bei Wettin angekommen wären. Von einer Brücke, welche auf Befehl Sr. Hoheit geschlagen werden sollte, wußte Niemand etwas.

Der General en Chef faßte den Entschluß, mit beiden Corps von York und Graf Langeron sogleich nach Halle zu marschiren und dort die Armee aufzustellen.

Der Marsch war sehr beschwerlich und da die Armee die Saale über eine einzige Brücke passiren mußte, so dauerte er bis zum andern Morgen um 2 Uhr ununterbrochen fort. Der General Graf Woronzoff von der Nord-Armee, hatte seine Vorposten bis nahe vor Leipzig und einen Bivouac von einigen Tausend Mann vor Halle.

Alle Nachrichten am 10ten und 11ten October stimmten dahin überein, daß der Feind sich mit seiner Hauptmacht von Leipzig und Wurzen in der Richtung nach Düben bewege. Den 12ten gieng die bestimmte Nachricht ein, daß der König von Neapel noch mit einer bedeutenden Armee zwischen Leipzig und dem Erzgebirge der großen Armee entgegenstände.

Der General en Chef beschloß daher, bei Halle und Merseburg concentrirt hinter der Saale stehen zu bleiben, die weiteren Bewegungen des Feindes abzuwarten und die Operation der Schlesischen Armee mit denen der großen Armee in die vollkommenste Uebereinstimmung zu setzen. Hiernach erhielt der General v. Sacken den Befehl, mit seinem Corps noch am 12ten bei Wettin überzugehen und am linken Ufer der Saale nach Langenbogen zu marschiren.

General-Lieutenant Gr. St. Priest erhielt die Ordre, mit seinem Corps Merseburg zu besetzen. Am 12ten erhielt der General Graf Woronzoff vom Kronprinzen von Schweden die Ordre, nach Eisleben abzumarschiren. Es wurde daher für den 13ten folgende Disposition gegeben.

Disposition für den 13ten October 1813.

Die Infanterie der Avantgarde, welche hinter dem Petersberge steht, marschirt mit Tagesanbruch, Halle rechts lassend.

Die Preußische Infanterie der Avantgarde stellt sich hinter Bruckdorf auf, die Russische Infanterie der Avantgarde hinter Reideburg.

Die Cavalerie und reitende Artillerie der Preußischen Avantgarde marschirt von Brehna in der Direction von Skeuditz.

Die Cavalerie der Russischen Avantgarde marschirt in drr Direction von Koltzau, welches auf der Straße von Landsberg nach Leipzig liegt.

Die Cavalerie beider Avantgarden macht eine Recognoscirung gegen Leipzig und sucht den Feind auf. Es ist sehr nöthig, über dessen Bewegungen Nachrichten einzuziehen.

Die Cavalerie des Kronprinzen von Schweden wird zugleich eine Recognoscirung auf Bitterfeld und Delitsch vornehmen. Zur Rechten jenseit der Elster und Luppe steht ein Corps vom Grafen Langeron, welches Posten gegen Leipzig hat.

Nach vollbrachter Recognoscirung setzen sich die Gros der Cavalerie der Avantgarde in die Linie von Großkugel bis Landsberg. Die Vorposten bleiben an dem Feinde.

Mit Tagesanbruch werden die Pontons bei Wettin aufgenommen, fahren nach Giebichenstein bei Halle, und schlagen dort eine Brücke auf der Saale, wo die Fähre liegt.

Diese Brücke ist im Fall eines feindlichen Angriffs auf die Avantgarde, für die Russische Avantgarde bestimmt. Die Preußische Avantgarde zöge sich in diesem Fall durch Halle.

(gez.) v. Blücher.

Die darin anbefohlene Recognoscirung wurde dadurch veranlaßt, daß von der Armee des Kronprinzen von Schweden die Meldung eingieng, als ob der Feind mit allen seinen Kräften gegen Wittenberg marschire, und Leipzig ganz verlassen habe.

Am 13ten gieng die Meldung von den Avantgarden ein, daß der Feind Leipzig und die Gegend noch immer mit bedeutenden Truppen-Massen besetzt habe. Der Kronprinz von Schweden theilte zugleich dem General en Chef mit: „der Feind sey mit 4 Armee-Corps durch Wittenberg gegangen und habe das Einschließungs-Corps unter General Thümen zurückgedrängt, dadurch sey es nöthig geworden, den General Graf Tauentzien bei Roslau über die Elbe zu schicken, woselbst dieser den General von Thümen aufgenommen habe. Der Feind hätte hierauf Dessau besetzt, und der Kronprinz sähe sich

genöthigt, mit der ganzen Nord-Armee auf das rechte Ufer der Elbe dem Feinde entgegen zu gehen; er ersuche daher den General en Chef, ihm mit der Schlesischen Armee in dieser Bewegung zu folgen."

Nach den, von der Avantgarde eingegangenen Nachrichten, daß der Feind noch die Gegend von Leipzig besetzt habe, so wie auch nach dem, was aus dem großen Hauptquartier Altenburg, über Lützen und Merseburg mitgetheilt wurde, nämlich daß der großen Armee überall zwischen der Mulde und Elster noch bedeutende Massen entgegen ständen, war es höchst unwahrscheinlich, daß der Feind seine ganze Macht auf das rechte Ufer der Elbe dirigiren werde.

Der General en Chef glaubte, daß der Feind bei den Bewegungen durch Wittenberg keine andere Absicht habe, als die Nord- und Schlesische Armee auf das rechte Ufer zu ziehen, und dann mit vereinten Kräften auf die große Armee zu fallen, um durch eine entscheidende Schlacht sich in dem Besitz des linken Elbufers zu erhalten. Der General en Chef theilte diese Ansichten sowohl dem Kronprinzen, als dem commandirenden Feldmarschall Fürsten Schwarzenberg im großen Haupt-Quartier mit und bereitete für die Schlesische Armee zweierlei Bewegungen in verschiedenen Fällen vor.

Erster Fall. Der Feind folgt mit allen seinen bei Leipzig versammelten Kräften über Wittenberg.

Dann wird wahrscheinlich die große Armee ihn verfolgen, und Angriffe auf die Arrieregarde machen; die

Schlesische Armee marschirt dann links ab, und setzt sich vor Magdeburg.

Zweiter Fall. Der Feind wendet von Wittenberg um, und concentrirt sich bei Leipzig.

Dann geht die Schlesische Armee gerade nach Leipzig.

Der General en Chef hatte, da er der großen Armee die Gewißheit geben konnte, daß sie nur einen Theil des Feindes bei Leipzig finden würde, besonders darüber angefragt, wann die Kräfte so concentrirt seyn könnten, daß es auf dieser Seite zum Angriff und einer Schlacht kommen könne.

Inzwischen gieng die Nachricht ein, daß der Feind am 13ten am rechten Ufer der Elbe, bis Acken gegenüber, vorgedrungen, und den General von Hirschfeld genöthigt habe, einen Theil der Brücke bei Acken abzunehmen.

Durch dieses Ereigniß war der Kronprinz von Schweden gezwungen, am linken Ufer der Elbe zu bleiben. Beinahe zu gleicher Zeit wurde ein feindlicher Oberst-Lieutenant des General-Stabes gefangen aus der Gegend von Düben eingebracht, welcher höchst verwundert war, die Schlesische Armee noch am linken Ufer der Elbe zu finden; da nach seiner Versicherung der Kaiser Napoleon der Meinung sey, sowohl die Schlesische als Nord-Armee habe sich auf das rechte Ufer der Elbe zurückgezogen.

Alle Meldungen vom 13ten October und die an diesem Tage ausgeführte Recognoscirung bestättigten, daß der Marschall Marmont in und um Delitsch gestanden, jedoch

am 13ten des Morgens in der Direction auf Eulenburg sich zurück gezogen habe.

Am 14ten October ging die bestimmte Meldung ein, daß der Feind im vollen Rückmarsch von Düben auf Leipzig sey, und ein zweiter, als Gefangener eingebrachter, Officier des feindlichen Generalstabs sagte Folgendes aus:

In Dessau wären eine Anzahl Gefangene vom Tauentzienschen Corps gemacht worden. Der Kaiser Napoleon habe selbst einige derselben examinirt, und von ihnen erfahren: Das Corps von Tauentzien sey bei Roslau über die Elbe gegangen, die Nord-Armee marschire bei Acken darüber, und die Schlesische Armee werde dieser über Acken folgen.

Der Kaiser Napoleon habe dieser Aussage keinen Glauben beigemessen, als jedoch später ein Preußischer Officier gefangen eingebracht und dasselbe ausgesagt habe, hätte der Kaiser Napoleon der Armee die Befehle gegeben, mit Eilmärschen nach Leipzig zu marschiren.

Diese Nachrichten wurden vom General en Chef auf's schleunigste sowohl dem Kronprinzen von Schweden, als dem großen Hauptquartier mitgetheilt, und am 15ten des Morgens gieng die Nachricht aus dem großen Hauptquartier ein, daß am 16ten ein allgemeiner Angriff bei der großen Armee Statt haben werde. Hierauf wurde folgende Disposition ausgegeben.

Disposition.

Den 15ten October marschirt, sobald abgekocht ist, das Corps von York über Bruckdorf und Großkugel, nach Skeuditz, und schiebt seine Avantgarde gegen Leipzig vor.

Das Corps Graf Langeron, excl. des Grafen St. Priest, über Reideburg, Kockwitz, Werlitsch bis Luhrsdorff in die Höhe von Skeuditz, und schiebt seine Avantgarde gegen Lindenthal vor.

Das Corps von Sacken marschirt über Halle nach Großkugel und stellt sich dort als Reserve auf.

Das Hauptquartier ist Großkugel.

Der General Gr. St. Priest marschirt bis Güntersdorf, und poussirt seine Avantgarde bis Rückmansdorf.

Fürst Moritz Lichtenstein, General Thielemann und Oberst Menzdorff stehen in Zwenkau.

General Graf Giulay in Lützen, seine Avantgarde in Mark-Ranstädt.

Den 16ten October wird der Feind von allen Seiten in Leipzig angegriffen, und hat der General Graf St. Priest sich über diesen Angriff mit dem General Graf Giulay zu concertiren.

Der General von Rauch, welcher mit dem, bei Wartenburg ausgezogenen Commando heute bei Halle ankömmt, bleibt mit den Pontons und aller überflüßigen Bagage am linken Ufer der Saale bei Halle stehen und läßt noch zwei Brücken über die Saale schlagen.

(gez.) v. Blücher.

Da am 15ten noch keine bestimmte Nachrichten über den Marsch des Feindes eingiengen, so wurde folgende Disposition für den 16ten Morgens gegeben.

Disposition.

Den 16. Octbr. früh um 6 Uhr, marschirt die Reserve-Cavalerie aller 3 Corps, nebst der reitenden Artillerie derselben ab, nämlich: die Reserve-Cavalerie des Corps von York auf der großen Straße nach Leipzig. Sobald sie an die Cavalerie der Avantgarde kommt, setzt sich diese an die Spitze und rückt nach Leipzig vor. Die Reserve-Cavalerie des Corps vom Graf Langeron marschirt über Radefeld und Lindenthal. Die Cavalerie der Avantgarde setzt sich eben so an die Spitze. Doch müssen schon vor dem Abmarsch dieser Cavalerie Rapporte eingegangen seyn, wo der Feind gegen Düben zu steht, und ob er Delitsch besetzt hat?

Die Cavalerie der Reserve, der Avantgarde u. s. w. nebst der reitenden Artillerie des Corps von Sacken folgen der Cavalerie des Corps von York über Skeuditz gegen Leipzig.

Ich werde an der Tête dieser Cavalerie seyn. Sollte der Feind nicht diesseits der Parthe in Position stehen, so marschirt die Reserve-Cavalerie des Corps von York zwischen Möckern und Gohlis auf; die Reserve-Cavalerie vom Corps Graf Langeron diesseits Wetteritz und die Cavalerie der Avantgarden geht vor, um den Feind aufzusuchen und mir seine Stellung hinter der Parthe oder auf dem Wege nach Düben anzuzeigen.

Die sämmtliche Infanterie kocht Morgen früh ab, so daß sie um 10 Uhr abmarschiren kann.

Von jedem Corps wird mich ein Ordonnanz-Officier begleiten, der die Ordres an seinen Corps-Commandanten zu bringen hat.

(gez.) v. Blücher.

Gegen 8 Uhr kam der General en Chef auf den Höhen bei Littschena an, und erhielt hier die Nachricht, daß der Feind ungefähr mit 1200 Pferden, mit Infanterie und Artillerie bei Lindenthal stehe, daß man jedoch die Stärke der Infanterie und Artillerie wegen des Waldes nicht beurtheilen könne.

Der General en Chef überzeugte sich hievon durch eigene Recognoscirung. Auf der großen Straße von Leipzig hatte der Feind alle die Tage vorher das Dorf Möckern mit Infanterie besetzt, es jedoch auf unsere Annäherung immer verlassen, und sich nach Gohlis zurückgezogen.

Um weiter vorzudringen, sollte die Cavalerie vom Corps des Grafen Langeron abgewartet werden; allein es gieng von daher die Meldung ein, daß sie nicht weiter vordringen könne, da das Dorf Radefeld mit allen Waffen vom Feinde besetzt sey.

Hieraus mußte der General en Chef folgende Schlüsse machen:

Zwischen der Lober und dem Bogen der Mulde von Jeßnitz bis Wurzen liegt ein Plateau, welches dem Feinde

große Vortheile giebt, um dort eine Schlacht anzunehmen, sein rechter Flügel ist durch die Lober und die Defileen von Bitterfeld und Delitsch, in deren Besitz er sich jeden Augenblick setzen kann, sehr gut gedeckt; sein linker Flügel lehnt sich an die Parthe und das Defilee von Taucha; das Dorf Radefeld liegt auf dem dominirenden Terrain, von welchem ein Höhenzug bis auf das Plateau der Stellung führt.

Da der Feind das dominirende Terrain von Radefeld besetzt hat, während er uns die Straße nach Leipzig bis jenseits Litschena und die Höhe bis gegen Lindenthal überläßt, wodurch wir näher an Leipzig sind, als das, was bei Radefeld aufgestellt ist, so muß man aus dieser Aufstellung bei Radefeld und Lindenthal schließen, daß des Feindes Hauptmacht auf oben erwähntem Plateau steht und dort eine Schlacht annehmen wird.

Es ist deshalb vor allen Dingen nöthig, sich des dominirenden Terrains bei Radefeld zu versichern, um von da der Armee die Richtung auf solche Punkte zu geben, von welchen die Schlacht am vortheilhaftesten ihren Anfang nehmen kann.

Es wurde daher folgende Disposition gegeben:

Die Infanterie setzt sich sogleich in Marsch. Das Corps von Langeron greift Freienroda an, alsdann Radefeld.

Das Corps von Sacken folgt diesem Angriff in Reserve.

Das Corps von York marschirt gegen Leipzig und wendet sich bei Litschena links zum Angriff auf Linden-

thal, die Infanterie der Avantgarde von York bleibt auf der Straße nach Leipzig.

Wenn General St. Priest ankommt, folgt er dem Corps von Langeron. Ich bleibe auf der Höhe von Litschena und Radefeld.

(gez.) v. Blücher.

Das Kanonen-Feuer wurde von 9 Uhr an bei Lindenau, wo der Graf Giulay angriff, ziemlich heftig, und man sah ebenfalls auf der ganzen Linie, wo die große Armee angriff, den Rauch.

Um 12½ Uhr geschah der erste Kanonenschuß beim Corps des Grafen von Langeron, zwischen Radefeld und Lindenthal. Der Feind hatte eine Batterie zwischen der Waldecke von Lindenthal und Hayn aufgefahren, zog sich jedoch sogleich zurück, als überlegene Artillerie gegen ihn zu spielen anfieng.

Der Rückzug des Feindes gieng aber gegen die Erwartung auf Lindenthal. Das Holz bei Lindenthal wurde von ihm verlassen.

Da der General en Chef hiernach schließen konnte, daß bei Lindenthal der Feind sich nicht setzen würde, so ertheilte er dem General von Sacken den Befehl, mit der Infanterie auf der Höhe von Radefeld, als dem Hauptpunkt des ganzen Höhenzuges, stehen zu bleiben. Dem Graf Langeron befahl er, mit seinem gan-

zen Corps dem Feinde über den Wald hinaus zu folgen. Die Cavalerie des General von Sacken wurde jedoch an das Corps von York angeschlossen; welches der Disposition gemäß auf Lindenthal vordrang.

Es kam jetzt darauf an, unterrichtet zu seyn, ob in der Gegend von Podelwitz sich feindliche Massen befänden. War dies der Fall, so konnten sie vorgehen und eine Offensive auf unsern linken Flügel unternehmen. Dann war jedoch das Corps von Sacken bei der Hand, um sich ihm entgegen zu werfen. Der General en Chef beschloß, dieses Corps als Reserve bei Radefeld stehen zu lassen, bis es sich ausgewiesen haben würde, ob in der Gegend von Podelwitz und Hohenossig nichts Bedeutendes vom Feinde sey.

Hinter Lindenthal hatte der Feind mehr Artillerie aufgestellt, nahm seine vorgeschobenen Truppen auf und nöthigte den General von York Batterien aufzufahren.

Sobald die Colonnen des Generals Graf Langeron bis gegen Breitenfeld vorgedrungen waren, zeigten sich feindliche Colonnen im vollen Marsch gegen Leipzig, und die Dörfer Groß- und Klein-Wetteritz waren mit feindlicher Infanterie bereits besetzt.

Der General en Chef gab dem Graf Langeron den Befehl, seine ganze Cavalerie und reitende Artillerie vorzuziehen, die feindlichen Colonnen damit aufzuhalten, und mit der Infanterie und Artillerie sie bei Groß- und Klein-Wetteritz anzugreifen.

Die Cavalerie des Generals Baron von Sacken marschirte durch ein Mißverständniß ebenfalls zu diesem An-

griff ab, und ließ Lindenthal und den Bach, der sich nach Wetteritz zieht, links liegen. Während dieß auf dem linken Flügel und im Centrum geschah, hatte sich der Feind hinter Möckern in Position gesetzt, und zeigte eine Stärke von 15 bis 20,000 Mann Infanterie mit etwa 80 Kanonen.

Die Avantgarde des Generals von York hatte das Dorf Möckern besetzt gefunden, den Feind nach einer lebhaften Gegenwehr herausgeworfen, es aber wieder verlassen müssen, da der Feind es mit frischen Truppen und Ueberlegenheit angriff, und den General von York bedrohte, in seine rechte Flanke zu nehmen.

Der General von York, der den Anstützungs-Punkt des rechten Flügels, die Elster, nicht verlieren wollte, schob sich rechts und dadurch entstand eine bedeutende Lücke zwischen den Corps von York und Graf Langeron. Der General en Chef ließ, sobald er dieß bemerkte, die Cavalerie des Generals von Sacken, unter Befehl des General-Lieutenants Wassiltschikof in die entstandene Lücke rücken, zog das 8te Russische Infanterie-Corps unter General-Lieutenant St. Priest über den Bach, der von Lindenthal nach Wetteritz fließt, und ertheilte demselben den Befehl auf der Chaussée von Lindenthal nach Leipzig vorzurücken und den Feind in seiner Position zwischen Eutritsch und der Elster mit Artillerie anzugreifen.

Ehe jedoch dies zur Ausführung kam, hatte der General von York das Dorf Möckern durch die Avantgarde zum 2ten Mal nehmen lassen, das Dorf war in Brand gerathen und konnte abermals nicht behauptet werden. Der Feind fuhr auf seinem linken Flügel eine Batterie

von 50 Kanonen auf. Der General von York ließ sein Geschütz gegen diese vorrücken. Ein erneuerter Angriff auf das Dorf Möckern wurde von einer Brigade unterstützt, während zwei andere Brigaden, das Dorf rechts liegen lassend, in Bataillons-Colonnen gegen die feindliche Position anrückten.

Die Infanterie des feindlichen linken Flügels hatte fast zu gleicher Zeit die Offensive ergriffen, und rückte ebenfalls in Colonnen der unsrigen entgegen. In diesem wichtigen Augenblick erlitt die Infanterie des Generals von York, welche ohnedieß nicht so stark, als die feindliche war, durch das wohl dirigirte Feuer der feindlichen Artillerie, und der Tiralleurs aus Möckern, einen sehr bedeutenden Verlust, und der General von York sah sich genöthigt, entweder seine letzte Brigade zur Unterstützung des Angriffs heranzuziehen oder dem Feinde Terrain einzuräumen.

Bei dem allgemeinen Engagement wäre dieses letzte von großem Einfluß auf das Ganze gewesen und hätte die nachtheiligsten Folgen haben können. General von York führte daher seine letzte Brigade heran und ließ den General en Chef um Unterstützung bitten. Bereits früher hatte der General Emanuel die beruhigende Nachricht gegeben, daß in der Gegend von Podelwitz und Hohenossig sich nichts vom Feinde befinde, auch auf der Straße gegen Düben nichts mehr zu entdecken sey.

Hierauf erhielt der General von Sacken Ordre, gegen Möckern vorzurücken.

Die Entfernung von den Höhen von Radefeld bis Möckern war so bedeutend, daß, nach der Heftigkeit des Ge-

fechts, vorauszusehen war, es müsse entschieden seyn, ehe der General von Sacken mit seiner Reserve heran kommen konnte. Dies war eine Aufforderung mehr für den General von York, mit seiner letzten Brigade im Sturmschritt anzugreifen. Einige Massen der feindlichen Infanterie kamen durch das bedeutende Feuer in Unordnung und diesen Augenblick benutzten einige Cavalerie-Regimenter zu einem so schönen, als glücklichen Angriff, dem mehrere der ganzen Cavalerie folgten. Der Feind wurde geworfen, und bis nach Gohlis und Eutritsch verfolgt, worauf die Nacht einbrach. Das Corps von York hatte einige 40 Kanonen und viele Munitions-Wagen erobert, ein Adler und mehrere Tausend Gefangene waren in seine Hände gefallen. Das Corps von Sacken eilte so viel, als möglich war, kam jedoch erst nach dem Gefecht an. Das Corps von York blieb in der Nacht auf dem Schlachtfelde stehen; das Corps von Sacken als seine Reserve dahinter.

Das Corps des Grafen Langeron hatte seinen Auftrag erfüllt, die Dörfer Groß- und Klein-Wetteritz mit Infanterie genommen, wieder verloren und endlich behauptet, während welcher Zeit dessen Cavalerie die, von Düben gegen Leipzig marschirenden, Colonnen geneckt und abgehalten hatte, sich mit dem andern Corps zu vereinigen, welches sich bei Möckern mit dem General von York schlug.

Vom Corps des Grafen Langeron wurden 11 Kanonen und eine Anzahl Gefangene eingebracht, und es blieb bei Wetteritz die Nacht durch stehen.

Von den Gefangenen erfuhr man, daß sich der General von York mit dem 6ten feindlichen Corps, unter Mar-

schall Marmont, und Graf Langeron mit den Resten des 3ten und 7ten feindlichen Corps unter Marschall Ney geschlagen hatte.

Es wurde gegen 8 Uhr Abends ein Officier über Skeuditz abgesendet, um die Nachricht des glücklichen Erfolgs an die große Armee zu bringen. Es hat sich später gefunden, daß durch Mißverständnisse Ihro Majestäten erst spät am 17ten October von den Vorgängen vom 16ten October bei der Schlesischen Armee unterrichtet worden sind.

Den 17ten October des Morgens, bei Anbruch des Tages, begab sich der General en Chef auf die Vorposten gegen Leipzig zu. Das Corps von Sacken lösete das Corps von York ab, welches als Reserve aufgestellt wurde, um sich nach dem bedeutenden Verlust des vergangenen Tages wieder zu ordnen.

Der Feind hielt die Dörfer Eutritsch und Gohlis, so wie den Bach dazwischen besetzt. Es leitete sich hier ein Tirailleur-Feuer ein, während der General en Chef das Dorf Eutritsch von Wetteritz her umgehen ließ.

Der Feind verließ Eutritsch und nahm mit einer Arrieregarde eine Stellung mit dem rechten Flügel gegen Schönfeld, mit dem linken gegen Gohlis. Auf dem halben Wege zwischen Leipzig und Gohlis und Leipzig und Eutritsch waren Verschanzungen angelegt. Der General en Chef ließ Gohlis durch die Infanterie des Generals von Sacken und den feindlichen rechten Flügel, auf welchem Cavalerie stand, durch die Cavalerie unter General-Lieutenant Wasiltschikoff angreifen. Diese Cavalerie-Attake

gelang vollkommen, und obgleich die feindliche Infanterie und Artillerie ihre Position behielt, so gieng doch die Cavalerie hinter derselben weg bis in die Vorstadt von Leipzig, wo sie eine feindliche Batterie nahm und viel Infanterie niederhieb. Der Feind vertheidigte Gohlis so hartnäckig, daß der General von York einen Theil von seiner Infanterie, welche in Reserve bei Möckern aufgestellt war, heran ziehen mußte.

Endlich wurde der Feind ganz aus Gohlis vertrieben und bis in die Vorstädte von Leipzig geworfen.

Um diese Zeit gieng eine Nachricht von der großen Armee ein: nach welcher der General Graf Giulay den 16ten October gegen das 4te Französische Armee-Corps gefochten, ohne jedoch Lindenau am Abend in Besitz zu haben; bei der großen Armee sey das Gefecht am 16ten sehr heftig gewesen, jedoch habe der Feind nur wenig Terrain verloren, und man wolle den 17ten die Schlacht nicht erneuern, sondern den General von *Bennigsen* und Graf Colloredo heranziehen, um am 18ten wieder anzugreifen.

Von der Nord-Armee gieng die Nachricht ein, daß nachdem dieselbe die Ueberzeugung gewonnen, daß der Feind von Wittenberg und Düben nach Leipzig zurück marschirt sey, der Kronprinz am 15ten sein Hauptquartier nach Halle verlegt und sich so in's zweite Treffen gesetzt, um bei allen Unfällen der Schlesischen Armee zur Unterstützung bereit zu seyn. — Auf die Nachricht des Sieges bei Möckern und die ergangenen Aufforderungen habe der Kronprinz von Schweden den Befehl gegeben,

vorzurücken und werde den Abend auf dem Schlachtfelde eintreffen.

Hiernach wurde es zweckmäßig bei der Schlesischen Armee das Gefecht abzubrechen und alle weitern Angriffe auf den folgenden Tag zu verschieben, um so mehr, als der Feind das rechte Ufer der Partha bis auf einige Häuser und Verschanzungen vor dem Hallischen Thor von Leipzig geräumt hatte, und ein fortgesetzter Angriff ganz neue Maßregeln erfordert hätte. In jedem Fall mußte ein Uebergang über die Partha erfolgen, deren linkes Ufer von Taucha bis Leipzig vom Feinde besetzt war. Nahe bei Leipzig war dieser Uebergang schwierig, da der Feind dort seine Kräfte concentrirt hatte; bei Taucha schien er leicht, und nöthigte den Feind seinen rechten Flügel zu refusiren und das Ufer der Partha zu verlassen.

Dieß hatte der General en Chef bereits dem General Winzingerode mitgetheilt, der am 17ten October Vormittags mit 4,000 bis 5,000 Mann Cavalerie der Nord-Armee selbst auf dem Schlachtfelde angekommen war, und sich hierauf gegen Taucha dirigirte.

Die Nord-Armee kam gegen Abend in der Position zwischen Breitenfelde und Klein-Podelwitz an, und der Kronprinz von Schweden theilte dem General en Chef den Wunsch mit, die alte Ordre de Bataille wieder einzunehmen, nach welcher die Nord-Armee den rechten Flügel hatte.

Der General en Chef hatte am 10ten October den Wunsch des Kronprinzen gern befriedigt, sich auf den rechten Flügel zu setzen, wodurch er näher an den Feind

kam; allein hier fand er die Schwierigkeit, daß eine Ablösung in der Position zwischen der Partha und Pleiße Zeitraubend und unzweckmäßig sey, da diese Stellung für die noch ungefähr 50,000 Mann starke Schlesische Armee wohl passe, jedoch nicht für die an 80,000 Mann starke Nord-Armee, man überdieß auch einen Angriff auf den 18ten October und Uebergang über die Partha concertiren müsse. Deshalb schiene es zweckmäßig, mit der Nord-Armee bei Taucha über die Partha zu gehen. Die Schlesische Armee werde ihre Angriffe unterstützen.

Bei einer am 18ten October früh zu Breitenfelde, statthabenden Unterredung zwischen dem Kronprinzen von Schweden, und dem General en Chef von Blücher, willigte der Kronprinz von Schweden zwar in diesen Angriff durch die Nord-Armee, jedoch unter der einzigen Bedingung, daß der General en Chef von Blücher 30,000 Mann von der Schlesischen Armee auf diesen Tag unter seine Befehle setze. Der General en Chef gab hierin nach, mit dem Vorbehalt, selbst bei diesen 30,000 zu seyn, da sie den größten Theil seiner Armee ausmachten. Das Corps des Grafen Langeron wurde an die Befehle des Kronprinzen verwiesen.

Dieses Corps stand in zwei Treffen en Bivouac mit dem rechten Flügel an Eutritsch in dem Allignement gegen Seehausen. Der linke Flügel ungefähr auf der Hälfte des Weges von Eutritsch nach Seehausen. Aus dieser Position sollte es nach der Disposition Sr. Hoheit links abmarschiren und bei Taucha die Partha passiren.

Der General en Chef von Blücher berechnete hiernach, daß der Uebergang der auf Taucha gerichteten 110,000

Mann bis in die Nacht dauern würde, und beschloß daher, mit dem Corps Graf Langeron bei Mockau die Partha zu forciren, wodurch der Uebergang von Mockau bis Taucha sehr erleichtert werden müßte. Hiernach ließ der General en Chef von Blücher dem Kronprinzen melden, daß das Corps Graf Langeron auf dem linken Ufer der Partha, in der Gegend von Mockau und Abt-Nauendorf seine weiteren Befehle zum Angriff erwarte.

Hierauf wurden 36 Stück Zwölfpfünder vorgezogen, die feindliche, bei Neutsch aufgestellte Artillerie zum Schweigen gebracht, und hierauf die Partha bei Mockau überschritten, wobei die Infanterie bis an den Gürtel durch's Wasser gieng. Der Feind zog sich eiligst gegen Schönfeld zurück, und als er von der Cavalerie des Corps Graf Langeron lebhaft verfolgt wurde, giengen das Sächsische Husaren- und Uhlanen-Regiment zu ihr über, mit der Versicherung, der Rest der Sächsischen Armee werde folgen, welches denn auch später in Erfüllung gieng, als das Corps von Bülow gegen Paunsdorf vorrückte.

Der Feind stellte sich bei Schönfeld auf und es begann ein Infanterie-Tirailleur-Gefecht, welches der General Graf Langeron unterhielt, bis das Corps von Bülow in die Linie einrückte, und die Verbindung mit der großen Armee über Paunsdorf eröffnete. Man sah von den bei Leipzig aufgestellten Truppen Verstärkungen gegen Schönfeld marschiren; deßhalb ließ der General en Chef das Corps von Sacken gegen das Hallische Thor von Leipzig vorrükken und die Verschanzungen am rechten Ufer der Partha angreifen. Dieß bewirkte auch, daß die gegen Schönfeld defilirenden Truppen sogleich anhielten.

Gegen 2 Uhr war die Nord-Armee nun soweit vorgerückt, daß der Angriff auf Schönfeld durch das Corps Graf Langeron unternommen werden konnte. Dieß Dorf gerieth hierbei in Brand, wurde mehrere Mal genommen und wieder verloren, bis endlich beim Dunkelwerden das Corps Graf Langeron mit großen Infanterie-Massen vorrückte, und sich in dem Besitz des Dorfes erhielt. Der Feind zog sich mit seinen Massen bis hinter Volkmarsdorf nnd Reudnitz zurück, und behielt diese Dörfer die Nacht durch besetzt.

Auf dem rechten Flügel behielt das Corps von Sacken Gohlis besetzt, und der Feind hatte nichts auf dem rechten Ufer der Partha, als die Verschanzungen vor dem Hallischen Thor.

Gegen Abend war von der großen Armee die Nachricht eingegangen, daß Alles im Vorrücken sey, daß der Feind sich deshalb den Paß von Lindenau geöffnet, und es scheine, er werde sich gegen Naumburg abziehen, weßhalb es gerathen seyn würde, zu detachiren, so viel als möglich sey, um ihn vom Rhein abgeschnitten zu behalten. Der General en Chef übersah aus dem Angriffe auf Schönfeld so ziem- das Resultat des Tages und fand sich stark genug, um das auf der Straße nach Halle stehende Corps von York entbehren zu können. Er gab daher dem General von York den Befehl, sogleich nach Merseburg abzumarschiren. Da hierdurch zwischen der Partha und Pleiße nichts mehr stand, als das Corps von Sacken, welches so bedeutend gelitten hatte, so erhielt der General Graf Langeron den Auftrag, nachdem er Schönfeld behauptet haben würde, noch in der Nacht die Brücken über die Partha auszubessern und auf das rechte Ufer überzugehen, wogegen der Nord-Armee

das Terrain um so mehr eingegeben werden konnte, als sich der Feind hinter ein Defile gesetzt hatte.

Hatte der General en Chef der Schlesischen Armee die Corps von Sacken und Langeron zwischen der Partha und Pleiße vereinigt, so hieng es von ihm ab, dem Corps von York zu folgen, oder nach den Umständen über die Pleiße und Elster zu gehen. —

Während der Nacht gieng die Meldung ein, daß man große Bewegung bei der Französischen Armee bemerke, und in der Stadt Leipzig fahren höre. Doch standen die feindlichen Vorposten noch auf ihrer alten Stelle. Bei Anbruch des Tages war starker Nebel. Der Feind stand längs dem linken Ufer der Partha mit Infanterie. Man sah durch den Nebel in der Gegend des Galgens, Blitze, ohne bestimmt unterscheiden zu können, ob es Pulverwagen waren, die in die Luft gesprengt wurden oder Kanonen-Feuer.

Um 8 Uhr rückten die Colonnen vom Corps von Bülow gegen Reudnitz an, welches nach einem Infanterie-Gefecht gegen 10 Uhr genommen war.

Der General en Chef der Schlesischen Armee übertrug dem Corps von Sacken den Angriff auf die Hallische Vorstadt von Leipzig, und ließ eine Batterie zwölfpfündige Kanonen so auffahren, daß sie das Terrain zwischen der Stadt und Reudnitz bestrich und dadurch den Angriff des Corps von Bülow unterstützte, worauf dann auch der Feind das ganze beschossene Terrain verließ und das Corps v. Bülow in die Vorstadt eindrang, wo ein heftiges Gefecht entstand. Gegen diese Zeit kam die In=

fanterie des Corps Graf Langeron, am rechten Partha-Ufer vor Leipzig an, und es wurde versucht mit ihr die Partha zu passiren, um das Hallische Thor, wo der Feind sich mit gut postirter Infanterie und 3 Kanonen vertheidigte, in den Rücken zu nehmen.

Allein ein solcher Uebergang war nicht möglich; die Infanterie des Corps Graf Langeron verfolgte das rechte Ufer der Partha, stieß auf das Hallische Thor und unterhielt hier ein Kleingewehr-Feuer mit dem en Fronte vorgerückten Corps von Sacken, welches die Verschanzungen und Häuser weggenommen hatte, gemeinschaftlich.

Der General en Chef, da er sah, daß die Cavalerie hier nicht zum Gefecht kommen würde, beorderte die Cavalerie beider Corps bei Skeuditz über die Elster zu gehen, gegen Lützen vorzurücken und den Feind in seinem Rücken anzugreifen.

Gegen 1 Uhr Mittag wurde das Feuer des Feindes an der Partha-Brücke schwächer, so daß es der Infanterie möglich wurde, das Hallische Thor nebst den 3 Kanonen wegzunehmen und den Feind bis auf die Esplanade der Stadt zu verfolgen, wo Alles sich durch einen dicht in einander gefahrnen feindlichen Artillerie-Train gestopft hatte.

Hier auf der Esplanade vertheidigte sich der Feind nur noch schwach, verließ sein verfahrnes Geschütz, und lief gegen das Thor nach Lindenau zu. Einzelne Trupps, ganze Bataillons kamen, vom Corps von Bülow verfolgt, von der Seite von Reudnitz her, oder aus der innern Stadt.

Der Feind hatte während dieser Zeit die Brücke am Ausgang von Leipzig gegen Lindenau zu in die Luft gesprengt, und Alles was sich noch in Leipzig befand, wurde daher gefangen.

Die Verfolgung wurde durch diese in die Luft gesprengte Brücke verhindert.

Der General en Chef beorderte hierauf die Corps Graf Langeron und Sacken noch den 19ten October nach Skeudiß zu marschiren, von wo am folgenden Tage die Verfolgung des Feindes über Lützen fortgesetzt und von der Cavalerie einige Tausend Gefangene eingebracht wurden.

II.

Gedanken bei meinen sieben Sachen.

V o r w o r t.

Diese Gedanken sind von einem Mann, der als Freiwilliger den heiligen Krieg mitgekämpft hat und dessen begeisterte Aufopferung um so reiner und schöner erscheint, je weniger er für sich selbst, in irdischer Rücksicht zu vertheidigen hatte, und je stärker die Familienbande waren, die ihn zurückhielten. Er spricht hier zum erstenmal öffentlich. Wir hoffen, daß die sinnig = lebendige Art, mit welcher Derselbe das Leben aufzufassen, und Großes an das Geringe, Heiliges an das Gemeine zu knüpfen versucht hat, unsern Lesern gefallen werde. D. H.

* * *

1. Die Schiefertafel.

Wer nicht oft im Sinne trägt, was ihm werth und theuer ist, dessen Gemüthe entfremdet es sich. Die Herzen der Kinder und Aeltern, der Freunde und Bekannten entfernen sich von einander, wenn die öftere Berührung zwischen ihnen aufhört; es erkaltet die Liebe zum Váterlande und Fürsten im Volke und bei dem Fürsten die Liebe zum Volke, wenn dem Andrange anderer Gegenstände zu viel Raum gegeben wird; auch Ansichten, Meinungen und Grundsätze entfallen uns, die wir vormals innig ergriffen, auf deren Besitz wir unsern Stolz gesetzt hatten.

Ein solcher Verfall und Verlust an dem Schatze in unsern Köpfen und Herzen wird gar häufig durch zu viel Erwerbs- und Dienstgeschäfte hervorgebracht, bei welchen die Menschen nicht zur Besinnung kommen, zumal, da der gegenwärtige Zeitgeist noch immer nicht laut genug zur sorgfältigen Ausbildung und Bewahrung der Meinungen und Grundsätze ermahnt, durch welche der Mensch als Mensch und Staatsbürger tüchtig wird.

Darum, und weil es nie dahin kommen kann, daß ein Jeder ohne Anstrengung und nur, indem er sich getrost dem Zeitgeiste hingiebt, auf dem rechten Wege bleibe, darum ist es nothwendig, daß er das, was er irgendwo, und besonders in seinen eigenen Gedanken und Gefühlen würdig befunden, sich recht tief einverleibe, indem er es seinem Nachdenken und Gemüthe recht oft darbietet.

Darin, und daß ich überhaupt in allerlei Angelegenheiten weder an mir noch an Andern wortbrüchig oder vergessen werde, darin hast du, getreue Schiefertafel, mir manchen wesentlichen Dienst geleistet und wirst mir ihn, will's Gott, noch ferner leisten.

* * *

2. Die Mausefalle.

Aha, da hat sich ein Mäuschen gefangen! — Bist doch ein schmuckes Thierchen. — Ich werde dir eine Leichenrede halten!

Ihr zartfühlenden Männer und Frauen! Hier versammelt euch um dieses erdrosselte Geschöpfchen, und laßt uns die guten und schönen Gefühle wieder aufregen, die in den Kinderjahren unsere unschuldigen Herzen so oft erfüllten; laßt uns in kindlicher Einfalt bedenken, daß alle lebendige Geschöpfe unsere Mitgeschöpfe sind und also unsere Theilnahme verdienen. — Sehr schön zeigte sich vor einigen Jahren ein Schriftsteller, indem er der im Weinglase ertrunkenen Fliege, ja der von Erde entblößten Baumwurzel dieselbe Theilnahme und Hülfe zusicherte, wie seinem in Gefahr schwebenden Bruder.

So denkt ein Mann von Zartgefühl, von strenger Gerechtigkeit! Nur ein solcher vermag die ganze Schöpfung mit Liebe zu umfassen, ohne von thörichter, roher Vorliebe für Aeltern, Geschwister, Freunde, Verwandte, für Fürst und Vaterland irre geleitet zu werden. Wie sehr aber muß ihm das Herz jetzt bluten, wo so viele wilde Stimmen und bluttriefende Hände immer nur für Fürst und Vaterland sich erheben und die edlere Welt-

bürgerschaft durch den rohen Trieb der Vaterlandsliebe ganz zu verdrängen suchen! — Sagt doch, ihr Patrioten, sagt, was kann ich dazu, daß ich in Teutschland geboren und erzogen wurde; daß diese Leute meine Aeltern, meine Geschwister, meine Kinder sind; daß dieser und jener mein Jugendgespiele, mein Schul- und akademischer Zeitgenosse war; sagt, wo findet die Vernunft einen hinreichenden Grund zu einer vorzugsweisen Anhänglichkeit, die doch nichts anders als tadelnswerthe, oft sträfliche Parteilichkeit ist? — Nur schnöder Eigennutz kann solche Vorliebe begünstigen; ein wahrhaft Gebildeter gehört der ganzen Menschheit an: ihm ist ein Ausländer so lieb als sein Landsmann, ein Europäer gilt ihm so viel, als ein Bewohner eines andern Welttheils, ein Vorfahr und Nachkomme so viel als ein Zeitgenosse, ein Bewohner dieser Erde so viel, als einer aus dem Sirius; ja sein großes Herz schlägt so warm für Ratten und Mäuse, als für Menschen! und wiederum stehen alle lebendigen Geschöpfe bei ihm in keinem höhern Rang als die Erzeugnisse des Pflanzen- und Steinreiches; endlich ist ihm das Gebiet der Einbildungskraft eben so theuer, als die ganze Schöpfung. — Einem solchen vollendeten Weltallsbürger wird es gewiß nie einfallen, einem solchen Mitgeschöpfchen, das seine Gastfreiheit arglos in Anspruch nimmt, meuchelmörderisch nachzustellen; er wird — doch genug des Unsinns! Aber „der Geist der Zeit" hatte diesen Unsinn wirklich aufgenommen: man durfte wagen, ihn in Schriften auszusprechen, ihn auf die Nachwelt vererben zu wollen! — Das war Aufklärung!

* * *

3. Meine Laute.

Wie manche selige Stunde, geliebte Laute, verdanke ich dir! wie oft schon trugen deine schwärmerischen Klänge mich durch jene zauberischen Gefilde, wo der Erinnerung und der Hoffnung liebliche Bilder mich umschwebten! Da gestand ich wonnetrunken, daß ich ganz, ganz glücklich sey! — Du goldene Zeit, du üppiger Frühling meiner Jahre, bist du für immer mir entfloh'n? — So manches Jahr ist mir dahin geschwunden und keines brachte mir nur einen Augenblick des Vollgenusses jener Stunden wieder! Nur die Erinnerung führt zuweilen mir einen leisen Ton davon an das erkaltende Herz und hoffnungslose Sehnsucht ist dann immer nur der mißtönende Nachhall! —

Wenn das mein Ernst wäre? — Eher sollen mir die Finger erlahmen, daß ich nie mehr deine Saiten rühre, ehe ich der Gegenwart so undankbar seyn und vergessen wollte, wie manches Glück, wie manchen köstlichen Genuß mir diese bietet und wie oft du immer noch die Heiterkeit des Gemüths mir stärkst und Wonne in das Herz mir tönst! — Zwar werd' ich manchmal kaum der Schwachheit mich erwehren, daß Zukunft und Vergangenheit und Gegenwart in düstern Farben mir erscheinen und daß ich längst entwichenen Stunden seligen Genusses schmerzliche Blicke der Sehnsucht nachsende. Dann aber — es sey denn, daß ein herbes Mißgeschick gerechte Trauer mir auflege — dann schüttle ich mich und ertrotze den Frohsinn, gestützt auf die goldene Erfahrung, daß dem fröhlichen Gemüthe selbst die Erinnerung an vergangene Freuden die Fröhlichkeit erhöht.

* * *

4. Das Bette.

Wenn ich jetzt wieder unter freiem Himmel liegen, ganz durchnäßt, ohne Schutz gegen den rauhen Wind im Kothe schlafen oder auf den Vorposten stehen sollte? — Hu! — Nichts Rechtes in und nichts Rechtes auf dem Leibe, von mancherlei Anstrengungen erschöpft, die Zähne auf einander gebissen, damit sie nicht klappern, die Muskeln gespannt, damit die Glieder nicht schlottern, die Ohren steif und die Augen aufgerissen, um von dem nahen Feinde nicht beschlichen zu werden? — Nun, das sieht sich freilich aus dem freundlichen Bettchen gar unfreundlich an. Wenn man aber einmal so in dem wüsten Leben ist, da erträgt sich das Alles weit leichter, als man vorher glauben möchte.

Des Menschen Leib und Gemüth sind gar gefügige Dinge! Und ohne diese Gefügigkeit, was wären wir für armselige Geschöpfe! Was wären wir, wenn wir uns nicht an jedes Klima, an jede Kost, an tausendfältige Beschwerde gewöhnen, wenn wir uns nicht dieses *entschlagen*, jenes ergreifen könnten! — Dieses Entschlagen, das unbefangene Losreißen von Menschen, Dingen, Meinungen, Gefühlen, wo Pflicht, Ehre und Klugheit es gebieten, das ist es, wodurch der Mensch seine Reife, seine Tüchtigkeit, oft seine Größe beweis't.

* * *

5. Der bürgerliche und der Waffenrock.

Diese beiden vertragen sich wohl an Einem Nagel — aber der Soldat und der Nichtsoldat? — Da hat es gute

Wege! — Der junge Bauer zieht heute die Montirung mit Wehmuth und Ingrimm an und in einigen Wochen verhöhnt und drückt er die, in deren Mitte er geboren und erzogen wurde. — Das ist dasselbe Gefühl, das man bald Sekten=, bald Casten=, bald Parteigeist, bald Gemeinsinn und Gott weiß, wie noch, bald lobend, bald tadelnd, zu nennen pflegt. — Dieses Gefühl ist dem Menschen tief, sehr tief eingegraben, ja selbst Thiere zeigen es. — Das Mit= und Zusammenfühlen vervielfältigt das Gefühl in jeder einzelnen Brust. Wenn nur Einer von den Zeugen eines rührenden Ereignisses sein Gefühl durch eine Thräne offenbart, so schwimmen Aller Augen. — So ist es auch mit dem Kraftgefühl. Das Wir! Wir! was ist das für ein gewaltiger Hebel des menschlichen Treibens und Thuns! — Was ist aber ein Volk ohne dieses Wir! wenn nicht jeder Einzelne sich im Ganzen fühlt, wenn er den Glauben an die Selbständigkeit und an den Werth des Ganzen, dem er angehört, nicht mit seinem Leben umklammert? Was ist ein Volk, das beim Anblicke vaterländischer ehrwürdiger Trümmer einer rühmlichen Vorzeit, oder der Denkmäler, vom dankbaren Vaterlande seinen großen und verdienten Männern errichtet, oder der herrlichen Prachtgebäude, der öffentlichen bedeutenden Anstalten; ja selbst der großen Ströme, Gebirge und Wälder seines Vaterlandes — was ist ein Volk, das beim Anblicke dieser Dinge nur sie, aber nicht das Seinige erkennt? — Dieses Gefühl, diese Vorliebe, auch die Vaterlandsliebe ist weder gut noch schlecht zu nennen. In ihr liegt Stärke, aber noch nicht Tugend. Die Vaterlandsliebe nähert sich der Tugend, aber in gewisser Hinsicht ist sie der Tapferkeit, Entschlossenheit, Klugheit, Treue, Beharrlichkeit und mehreren anderen sogenannten Tugenden zu vergleichen, welche auch der Räuber bedarf,

wenn er ein tüchtiges Mitglied seiner Bande seyn soll. Der Tugendhafte überläßt sich jeder Art von Vorliebe, so lange sie nicht dem Zwecke des großen Schöpfers, der Erhaltung des Ganzen, entgegen ist. Dadurch gewinnt er Kraft und Fülle; er wird, was er werden kann; er ist vor der Verkrüppelung gesichert, welche durch das ängstliche Zügeln und Anhalten des Gemüths hervorgebracht wird; jene Tugenden sind daher sein Eigenthum und seine Tugend gebietet über sie.

* * *

6. Die Wanduhr.

Eben schlug die Rathhausuhr und diese da antwortet pünktlich. — Es ist fünf Uhr. — Da und dort öffnen sich knarrende Thüren und Läden und die schlaftrunkenen Gesichter sehen sich schwerfällig nach dem Wetter um; der Schmiedeambos erklingt; die Kutschen fangen an zu rollen; die Knechte ziehen mit dem Pfluge oder Wagen in den Acker; abgelöst! erschallt es von der Hauptwache her und die Ablösungen, die Dienstmädchen mit dem Milchtöpfchen und mit den Semmeln in der Schürze, die Bauernweiber mit beladenen Körben und einige von den Leuten, die ihre Werkstätte in Beuteln unter dem Arme tragen, durchkreuzen sich; der Geruch vom frischen Brode aus dem nahen Beckerhause begrüßt freundlich den gesunden Magen und das Stampfen bei dem Metzger verspricht eine frische Wurst; die Tauben sammeln sich auf dem Dache, die Hühner auf dem Hofe und schlaue Sperlinge lauern auf den bethauten Bäumen, daß eine futterspendende Hand das Fenster öffne. —

Daß jetzt die Morgensonne weit und breit die Menschen weckt, das hat der große Schöpfer gemacht; daß aber auf dem ungeheuern Streifen, der unter der Mittagslinie 56 Meilen breit und dessen südliche Spitze von der nördlichen gegen 2,700 Meilen entfernt ist, an jeder Uhr in dieser Viertelstunde der Zeiger auf die Fünfe trifft, daß da so viele Menschen einstimmig behaupten, es sey fünf Uhr, das ist der Menschen Werk. —

Was gehörte Alles dazu, ehe der Mensch dieß möglich machen konnte! Mit welchen unendlich gedehnten Zeiträumen mußte unser Geschlecht die Sprache, die Schrift, die Zählkunst und Millionen Geschicklichkeiten und Kenntnisse erkaufen, ehe nur der Gedanke, eine Uhr zu machen, möglich wurde! Wie lange mag es gedauert haben, ehe die jetzigen Europäischen Völker einer allgemeinen Tradition fähig wurden, daß nicht hier das und dort etwas Anderes in Aufnahme kam; wie lange, ehe die jetzige Eintheilung der Tageszeit allgemein gebraucht wurde! — Und welchen unermeßlichen Antheil an unserer Bildung hat dieses Ziehen an Einem Strange, dieses Einmüthige, diese allgemeine Uebereinkunft, die sich in Sprache, Religion, Gesetzen und Verfassungen, in Sitten und Gebräuchen, Meinungen, Künsten, Geschicklichkeiten und Kenntnissen, die sich in unzähligen Gestalten überall offenbart! — Ohne diese gewaltige Tradition gäbe es gar keine Bildung, keine Ordnung, keine Dauer, kein Ausrichten. Nimm der Tradition ihr lautes und stilles heiliges Ansehen, raube dem Menschen das Uebereïn und Miteinander, und seine Weltherrschaft ist zerbrochen; er verthiert. — Jeder Mensch muß einstimmen, er wolle oder wolle nicht; er ist ein Spiegel der Tradition, und wenn er noch so viel Eigenthümliches hat, es ist doch

nur ein Tröpfchen gegen das Meer, das diese ihm zuströmt.

Es giebt zwar Kernmenschen, die der Tradition manches Neue von Gehalt in Verwahrung geben, aber dann war es längst vorbereitet und diese sind nur die Werkzeuge, dasselbe zu Tage zu fördern. Was nicht vorbereitet war, das kam auch nicht auf: denn die Tradition ist unduldsam; die Menschen halten sie heilig, selbst wenn sie ihr Daseyn kaum ahnen. — Ersinde dir eine noch so zweckmäßige Kleidung, ersinne dir neue, bessere Titulaturen, Grüße und Höflichkeitsbezeugungen; behandle, unter dem Namen eines Sprachforschers, deine Muttersprache nicht als gemeines, sondern als dein Eigenthum; zähle dich, vermöge deines Standes und deiner Bildung, laut, unter die Gebildeten, aber fliehe die, welche sich auch so nennen; laß dir eine Uhr machen, welche die Tageszeit in 100 Theile theilt, anstatt in 24; feiere Sonn- und Festtage nach dem Kalender deiner Laune; wünsche deiner Mutter einige Monate nach ihrem Geburtstage Glück, daß sie den eben angebrochenen Tag erlebt habe — für deine herzlose Absonderung, für dein selbstsüchtiges Bessersenwöllen erhältst du gewiß, was du verdienst: Spott, Verachtung, Haß und Verstoßung.

Etwas Traditionelles bessern, ausrotten, etwas Neues hinstellen, das ist gut, ist löblich, und ich wünsche, daß dieses in allen den Fällen mit Kraft, durch Vereine angesehener Männer, besonders von den Regierungen, geschehe, wo die gegenwärtige Tradition, der Zeitgeist, es entschieden fordert. Wir würden dann rascher vorwärts schreiten und die Uebereinstimmung der Volksmeinung mit dem, was dann öffentlich angeordnet wäre, würde dem

Volke und Staate ein sicherer Zuwachs an Kraft und Festigkeit seyn.

Wo möchte aber wohl jetzt vor allem Andern Hand anzulegen, welches möchte der bedeutendste und gerechteste Wunsch der Bessern im Volke seyn, den zu befriedigen an der Zeit wäre? — Da sehe ich in dem vernachlässigten Gange, an den aufsichtlosen Gesichtern und Geberden, ich höre in den ungebildeten Stimmen und in den, die Regeln unserer Sprache beleidigenden Reden, ich finde in der ganzen Haltung oder Haltungslosigkeit einer übergroßen Zahl meiner Landsleute, daß sie nicht genug eingebürgert oder civilisirt sind. Jeder spricht, geht, geberdet sich anders, es ist keine Einheit der Tradition unter ihnen; sie denken an keine gegenseitigen Forderungen, an keine Aufsicht von ihren Mitbürgern; der Geist der Ehre, der Anspruch auf Achtung, das Verlangen, bemerkt und nicht hintan gesetzt zu seyn, ist ihnen gar zu fremd; sie sind nicht so überein geformt, wie die Engländer, wie die Franzosen und andere Völker; Jeder steht fast bloß als unverbundene Einzelnheit da; man erkennt in ihm zu wenig Volksthümliches.

Einheit der Tradition in gegenseitigen Anforderungen von Eigenschaften, die man sich im Volke als nothwendig und als vorhanden denkt, Einheit der Teutschen Staateneinrichtungen, daß nicht Jeder, so wie jene Leute, anders aussieht, diese Einheit muß herbeigeführt werden, wenn die Teutsche Volksthümlichkeit frisch hervortreten, wenn das Teutsche Gemüth erstarken soll, das der Kleinlichkeit und Engherzigkeit immer offen stehen wird, so lange es nicht vom Volksgefühle ganz und gar erfüllt ist.

Ob diese Einheit in Teutschland zu hoffen ist? — Gewiß, sie kömmt; daran arbeiten Viele wissentlich und unwissentlich; aber so lange es neben dem Sie ein Ihr, Er und Du giebt, so lange gehört sie unter die frommen Wünsche: denn so lange giebt es vernachlässigte und verachtete Volksklassen, die keinen Schwung annehmen wollen und dürfen.

* * *

7. Das Spanische Rohr.

Du alter Gefährte, wie lange hast du geruht! — Wenn ich heirathe, so liebele ich mit keinem Mädchen mehr, und so trennte ich mich von dir, als ich die ernstere *Waffe* ergriff. — Du siehst ziemlich schäbig aus, aber eben darum halte ich dich höher in Ehren, denn das beweis't, daß du mir schon lange gedient hast. — Du steh'st in einem stillen Eckchen, was ich aber in dir erblicke, da ich dich wieder finde, das geht nicht in das Eckchen. Du bist *mir nicht* bloß der gewohnte Stock für meine Hand, du *bist mir eine* Stütze der Erinnerung an tausend Gedanken und Empfindungen, die ich ohne dich so vollständig nie zusammenbringe.

Ruhig steh'st du da, aber in diesem Augenblicke durchstreife ich mit dir buntabwechselnde Räume von Ideen und Stimmungen, von der Zeit an, wo ich den *Knotenstock* und Studenten gegen dich und den mir dann wichtiger scheinenden Geschäftsmann vertauschte, durch die Grade jugendlich muthwilligen Kraftgefühls hindurch, bis zu der ruhigern Männlichkeit.

Damals schämte ich mich manchmal dessen, was ich gewesen war und nun nicht mehr zu seyn glaubte. Das war Schwachheit; man muß das unbefangene Bessermachen erlernen, wo man sich bewußt ist, gefehlt zu haben; Schaam und Reue treffe den, welcher nicht seinen Irrthum, sondern nur seine Fehler und Schlechtigkeit erkennt! Wenn man auch, was Jedem widerfährt, zuweilen von Schaam und Verlegenheit, zumal vor Andern, befangen wird, so darf man doch das Gefühl der Demuth nie über sich kommen lassen. Der Mann muß sich schütteln, daß das Blei herabfalle; daß er gleich wieder frei und dreist aufblicken, unbefangen weiter denken, reden und handeln könne.

So denke ich zwar, aber thue ich darnach? hat nicht hier, wie überall, die Tradition mehr Gewalt über mich, als meine Grundsätze? — Und was zeigt mir hier die Tradition?

Bei manchem andern Volke finde ich eine Unbefangenheit, Gefügigkeit und frühere Reife des Betragens der Kinder, da hingegen die unserigen eine widrige Verblüfftheit, Schwerfälligkeit und Widerspenstigkeit zeigen; jener Völker Freimüthigkeit und Geistesgegenwart im Benehmen, die bis auf den gemeinsten Mann herab unverkennbar ist, fehlt unsern meisten Bürgern und Bauern, die scheu und schüchtern, beklommen und demüthig vor einem Vornehmern erscheinen. — Woher kömmt dieses Unheil? — Einen Himmelsstrich der Blödigkeit und Schüchternheit giebt es doch wohl nicht, denn die Engländer sind ja nicht damit behaftet? und etwas Anderes, als größere Lebhaftigkeit und Leidenschaftlichkeit kann doch wohl nicht vom Himmelsstriche hervorgebracht werden?

daß aber Mangel an diesen Eigenschaften die Quelle der Schüchternheit sey, das wird ja dadurch widerlegt, daß es sehr schläfrige und leidenschaftslose Menschen giebt, die nicht schüchtern sind. Aber das Bier, das viele Gemüß, das schwarze Brod? Das hat dieser und jener meiner Bekannten von Jugend auf genossen und doch sind sie muntere, dreiste Bursche. — Angeborenheit? da müßten die Vornehmern wohl eben so schüchtern seyn, als die Geringern — Nein, der Fehler liegt in unserer Tradition: da hat sich Unkraut hineingefilzt, welches mancher guten Pflanze die frische Luft entzieht, daß sie nicht frei aufkeimen, nicht straff und stämmig emporwachsen kann. — Und was ist das für Unkraut? — Das ist die schiefe Bildung mit ihren querköpfigen Ansprüchen, das Vornehm= und Gebildetthun, das sich durch Ziererei und hämischen Stolz ausspricht; das ist die einseitige Achtung vor dem öffentlichen Geschäftsmanne, vor dem Künstler, dem Gelehrten, dem Geistvollen; das ist die Richtungslosigkeit, die über Alles ohne Wahl gierig herfällt, aber die Hauptsache, den tüchtigen Bürger und Menschen, unbeachtet läßt. — Und das bloß auf diese Dinge, die doch zum Theil nur Plunder sind, gestützte abstoßende Selbstgefühl, wie kann das andere Achtungsbezeugungen fordern, als niedrige! Wie konnte es in das Kapitel der Schicklichkeit andere Verhaltungsregeln einzeichnen, als hundische? Und worein soll Derjenige, der nicht zu euerer Sekte gehört, sein Selbstgefühl setzen, er, der euerer Scheinvorzüge nicht theilhaftig werden konnte? — Diese krummen Kniee, diese vorhängenden Schultern, die auswärts gedrehten Ellenbogen, der gekrümmte Rücken, der gesenkte Kopf und Blick jener Bürger und Bauern, die um den Mann mit dem Galladegen den großen schüchternen Umweg machen, das sind lauter deutliche Zeichen der

im Volke vernachlässigten Charakterbildung. So ein armer, zertretener Wurm fürchtet, euch Vornehme und Gebildetere durch ein freies Betragen und durch gute Haltung des Körpers zu beleidigen, weil diese Dinge vom Selbstgefühl erzeugt werden, das er ja nicht haben darf! Weil er so Manches, was ihr wisset und könnet, nicht weiß und kann, darum muß er vor euch auf den Zehen gehen, nur halblaut und ganz schlecht sprechen; darum muß er dumm und dämisch seyn wollen! — Und damit jeder von euch sicher und gewiß sey, daß ihm von diesen Bedauernswürdigen jene jämmerliche Ehre erzeigt werde, und daß die Eiskluft zwischen euch und ihnen fein unzugänglich bleibe, so habt ihr allerlei Firlefanz ersonnen, den ihr zur Schau traget, damit Jeder gleich wisse, ob ihr dieß- oder jenseits der Kluft zu Hause seyd. So trachtet ihr ängstlich nach einer neuen Kleidermode, wenn die bisherige zu gemein wird; so wie die Gauner eine eigene Sprache haben, so machet ihr eure Muttersprache, weil sie unverfälscht von gemeinen Leuten gesprochen wird, durch Französisches und anderes fremdes Einmengsel zur Aftersprache; durch lügenhafte Geberden und Declamationen, durch Brillen und Fernröhrchen, ohne daß eure Augen solcher Dinge bedürfen, durch eine übertriebene Nachlässigkeit oder Gnädigkeit, mit der ihr der Geringern Gruß erwiedert, durch diese und Gott weiß, durch was noch für Unarten, wollet ihr nichts Anderes aussprechen, als: ich bin ein Gelehrter, ich bin ein Künstler, ein wichtiger Geschäftsmann, ich gehöre zur feinen Welt! ich bin weit über euch erhaben! ihr müßt euch vor mir demüthigen!

Diese Nichtswürdigkeiten, diese Kälte und Absonderungssucht sind es, wodurch unsere Tradition vergiftet wird, woher die Niedergebogenheit der Geringern zu erklären ist.

Was aber wäre dagegen zu thun? Das Noth- und Hülfsbüchlein, der Wansbecker Bote und einige andere solcher Schriften führten den zahlreichsten Volksklassen manche heilsame Belehrung zu; aber welcher Schriftsteller nimmt sich ihrer jetzt auf eine zeitgemäße Art an? — Wer den Beruf fühlt, staats- und weltbürgerliche Kenntnisse und Eigenschaften auch unter diesen Klassen in Aufnahme und diese dadurch auf einen höhern Grad bürgerlicher und menschlicher Würde zu bringen, der sollte nicht säumen, ihm zu folgen: denn es ist ein hoher Beruf. — Vornehmlich möchte das lebendige Wort in diesem Zeitraume größerer Empfänglichkeit zu diesem Behufe endlich einmal zu entkerkern seyn. Reisen doch Sänger und Declamatoren auf ihre Kunst, warum nicht auch Redner, welche sich im Fache der Weltweisheit hören lassen? spricht doch mancher Unterrichtete gelegentlich vor den Bauern in der Schenke von politischen Neuigkeiten, warum nicht auch von Gegenständen aus diesem ergiebigen Fache?

Freilich ist dieses Fach noch ein leebeliegendes Feld und die Zahl Derer, welche es bearbeiten möchten, noch sehr gering; diese Wenigen finden aber gewiß zahlreichen Beistand, wenn sie nur erst ernstlich Hand angelegt haben und zumal, wenn Fürsten und Regierungen diesem Streben durch öffentliche Billigung und Aufmunterung zu Ansehen verhelfen.

III.

Briefe über das protestantische Kirchen-Unwesen.

Von
Jonathan Schuderoff. Superint. in Ronneburg.

1.

Sie sind also nicht von Ihrem Glauben zu heilen, unser protestantisches Kirchenwesen sey so leidlich eingerichtet? Sie fürchten, durch Beschränkung der Freiheit der Gemeindeglieder werde das eigentliche, innere Leben der Christenheit angetastet und man führe die Kirche durch Zwang und Vorschriften einer Hierarchie entgegen, welcher nichts fehle, als weltlicher Besitz, um in Kriege mit Fürsten und Völkern verwickelt zu werden? und unangenehme Auftritte zwischen den weltlichen und geistlichen Behörden würden, meinen Sie, bei einmal befestigter Macht der Kirche, kaum zu vermeiden seyn?

Eine Schilderung des Zustandes des Kirchenwesens in meinem Wohnorte, zu welcher Sie in tausend Städten das Seitenstück finden können, mag Sie zuförderst aus dem Traume rütteln, der Ihnen die Vortrefflichkeit unsers Kirchenwesens vorgespiegelt hat. Wo soll ich zuerst anfangen? Bei der innern, oder bei der äußern Verfassung desselben? Ueber die innere hab' ich mich, wenigstens im Allgemeinen, so ziemlich in meinen „Ansichten und Wünschen, Leipzig, bei Barth 1814" ausgesprochen. Ueber die äußere soll's jetzt geschehen.

Wir haben in unserer Stadt über 4,000 Einwohner und eine Kirche, in welcher alle Sonntage zwei, an den ersten Tagen der hohen Feste und an den allgemeinen Bettagen dreimal Gottesdienst gehalten wird. Die Wochenpredigten sind abgeschafft, bis auf die in der Fastenzeit; bloß Montags ist Abendmahlskirche, weil man geglaubt hat, dem Gedächtnisse des Herrn eine eigene Feier schuldig zu seyn, und sie nicht, wie fast aller Orten, als ein Anhängsel der gewöhnlichen sonn- und festtägigen Erbauungen betrachten zu dürfen. Nun kann ich zwar nicht klagen, daß meine Vorträge nicht besucht würden, aber für 15 bis 1800 kirchenfähige Menschen — Sie sehen, ich nehme die geringste Anzahl an — gehen im Ganzen viel zu wenig in die Kirche.

Einen Theil, aber auch nur einen Theil der Schuld trägt gewiß die mangelhafte Einrichtung der kirchlichen Andachten und, was nicht selten auch dem ausgesuchtesten Kanzelvortrage vorgeworfen zu werden pflegt, die Unvollkommenheit unserer Predigten in Gehalt und Darstellung. Warum nennt man aber nur eine Ursache und meint, Alles zu heben und dem Kirchenwesen hinlänglich aufzuhelfen durch Verbesserung des Cultus und Anstellung tüchtiger Prediger, da doch offenbar weit mehr zusammenwirkt, um unsere Kirchen leer zu machen? Warum schweigt man von der Gleichgültigkeit so Vieler, wenn nicht gegen die Religion, doch gegen alles Kirchenwesen, von einer Gleichgültigkeit, die sich theils in dem Mangel an Herzensreligion und wahrer Frömmigkeit gründet, theils aber auch in der Schlaffheit, mit welcher man Jeden hat machen lassen, was er gewollt und Keinen ernstlich bestraft hat, welcher sich von der Kirchengemeinschaft ausschloß, der sich derselben unwürdig machte,

der sich Unehrerbietigkeiten gegen die heiligen Gebräuche der Christen erlaubte, oder Handlungen unternahm, die mit der äußern Achtung gegen die Versammlungsörter der Gemeinden stritten? Warum rügt man es nicht, daß, wenn Viele die alten Kirchengesetze als zu streng verwerfen, diejenigen Behörden, welchen es zukommt, keine zweckmäßigeren neuen geben, und wenn dieß hin und wieder geschieht, daß sie nicht über die Ausübung derselben wachen, ja, daß sie, aus Mangel an hinreichender Macht und Gewalt die Uebertreter nicht einmal strafen können? Warum treibt man die Duldung so weit, daß man Jedem, der durch Wort und That zu erkennen giebt, er möge das Christenvolk mit seinem „Aberglauben" und seinem „Unsinne" nicht, Alle, bloß dem Christen gebührende und aus seinem Glauben und aus seiner Kirche stammende, Ehre erweis't? Warum scheut man sich, gerade heraus zu erklären, dann aber auch mit eiserner Festigkeit darüber zu halten: man wolle zwar Niemanden zwingen, sich zum Christenthume zu bekennen, weil man auch Heiden zu dulden entschlossen sey, man werde aber auch keinen für einen Christen anerkennen, welcher sich aller äußerlichen christlichen Ordnung entziehe? Warum läßt man das lose Wesen und den lockeren Zusammenhang der Kirchendiener unter einander, und macht die Verhältnisse des Lehrstandes zu ihren Vorgesetzten nicht fester und bindender? Warum führt man über die Lehrer so wenig Aufsicht und unterwirft sie keiner strengeren Zucht? Warum duldet man die Entheiligung des Sonntags durch Tänze und rauschende Festlichkeiten; warum die Käufer und Verkäufer, wenn nicht im, so doch vor dem Tempel; warum das Lärmen der Kinder um das Kirchengebäude; warum den Unfug der Chorknaben in demselben; warum das Ein- und Ausspazieren Erwachsener während

des Gottesdienstes; warum das Mitbringen kleiner Kinder in die Gemeinde; warum das Fahren und Reiten, warum das Aufziehen der Soldatenwache; warum Andacht störendes Geräusch überhaupt in der Nähe der Kirche? Weit, weit ist es mit uns gekommen; denn wir fühlen dergleichen Uebelstände gar nicht mehr; wir haben uns so daran gewöhnt, daß sie uns kaum mehr auffallen und daß man verschrieen und übel angesehen wird, wenn man nicht dazu schweigen mag, sondern sie verdientermaßen rügt. Und kann man es Manchen, die diese Gleichgültigkeit gegen das Heilige von Jugend auf mit ansehen, oder von der Aufgeklärtheit durch Aufklärerei befallen sind, oder sonst ihre guten Gründe haben, warum sie nicht an die strengen Gebote des Christenthums erinnert seyn wollen: kann man es ihnen so sehr verdenken, daß sie nichts mit unsern öffentlichen Zusammenkünften zu schaffen haben mögen? Nicht bloß die Welt, auch die Christenheit, denken sie, liegt im Argen und wir werden's nicht ausmachen, wir mögen kommen und Theil nehmen, oder nicht.

Auf diese Weise hat sich in das Christenvolk ein ehrbares Heidenthum eingeschlichen und es fällt Niemanden ein, seinen Nachbar darüber zu befragen, oder scheel anzusehen, daß er nicht in die Kirche, oder zum Abendmahl geht — ich könnte, wenn ich auf das Schulwesen Rücksicht nehmen wollte, dazu setzen: oder seine Kinder nicht in die Schule schickt. — Ich kann es den hiesigen Einwohnern nachrühmen, daß sie, gewisse Sonntage ausgenommen, wo dringende Feld- und häusliche Beschäftigungen vorfallen, die Kirche besuchen. Gleichwohl könnte und sollte nach der Einwohnerzahl jede Kirche so besetzt seyn, wie etwa an Festtagen und bei außerordentlichen Veranlassungen. Aber Viele kommen entweder gar nicht, oder doch höchst selten

und wenn sie kommen, so ist es wohl bei sehr Vielen weniger Bedürfniß des religiösen Herzens, als Neugierde, Eitelkeit und der Gedanke, man müsse sich doch auch einmal in der Kirche zeigen, oder dem Prediger eine Ehre anthun, wodurch ihre Gegenwart veranlaßt wird. Und wenn die Leute kommen, wie kommen sie? Einige nach dem Ausläuten, Andere nach der Musik, Andere während des Hauptliedes, oder nach demselben. Und gegangen wird in fünf Pulsen. Einmal nach der Predigt, das andere Mal vor Austheilung des Abendmahls, das dritte Mal nach demselben, das vierte Mal nach gesprochenem Segen und das fünfte und letzte Mal nach dem Schlußvers. In der Kirche ist es zwar ruhiger und stiller, als anderwärts, aber die feierliche Aufmerksamkeit, die besonders in reformirten Kirchen, z. B. in Bernburg, bei des verstorbenen Häfeli Vortrag herrschte, vermisse ich. Das Landvolk beträgt sich im Ganzen weit andächtiger, als die Städter. Mit Mühe und Noth habe ich's dahin gebracht, daß während der Predigt die Kirchthüren zugemacht werden, um die Zugluft zu verhüten. Sie sollten aber von Rechtswegen gleich nach dem Ausläuten geschlossen werden. Zuweilen kommt aber doch noch, wenn der Prediger schon auf der Kanzel steht, ein alberner Mensch einher getreten und läßt die Thür offen, durch welche dann die Jugend durch den mittelsten Hauptgang spaziert, ohne daß zur Zeit noch ein einziges Gemeindeglied (der Küster kann es nicht gewahr werden) so klug, oder so beherzt gewesen wäre, sie hinaus zu weisen. Auf dem Chor führen die Choristen, Musiker und Currentknaben sich nicht immer zum Besten auf und ganz hat, aus hundert geringfügigen Ursachen, deren letzter Ring an der kirchlich-polizeilichen Ohnmacht hängt, dieser Unsitte noch nicht gesteuert werden können. Bei Trauungen, Kindtaufen und Leichenpredigten hört man vor unanständigem Lärmen und Toben sein

eigenes Wort nicht. Auch kommen da Menschen, besonders Mägde, im Küchenschmutze mit Kindern auf dem Arme, ungewaschener Hände und leichtes Sinnes, die alle vor den Thüren zurück gewiesen werden sollten. Die Kirche selbst sieht unfreundlich, finster, rostig, geschmacklos aus. Vor den Kirchthüren kann Muthwille getrieben werden, so viel man Lust hat; denn ein Aufseher, der um das Kirchengebäude herum wachte, ist nicht vorhanden, und zu Besoldungen dieser Art hat die Kirche, deren Vermögen bis unter Nichts erschöpft ist, kein Geld. Leicht könnte man die kleinen Gassen, die zu der Kirche führen, sperren, um Reiten und Fahren zu verhindern; aber noch ist es nicht dazu gekommen. Und macht man auf diese und hundert andere Unziemlichkeiten aufmerksam, so ist die ewig wiederkehrende Sprache: „wir haben kein Geld; es giebt dringendere Ausgaben; es wird ja auch dazu noch Rath werden." Aber es ist nicht Rath geworden; man bleibt gegen kirchliche Uebelstände schlaff und gleichgültig; man thut selten etwas für die feine äußerliche Zucht der Kirche und noch weniger für die innere Verfassung derselben. Was aber schlimmer ist, als Alles: man treibt Sonntags sein Gewerbe fort, wie Wochentags und ich gehe jede Wette ein, daß ich an Sonn- und Festtagen Kleider und Schuhe und Gewebtes eben so gut gemacht bekommen will, als an Werkeltagen. Neulich sah ich eines Sonntags einen Mann die Stückstecken zu einer Lehmenwand einziehen, und mein College rügte es einst öffentlich auf der Kanzel, daß man am allgemeinen Bußtage Schweine geschlachtet hatte.

Sagen Sie mir nicht: in der Römisch-katholischen Christenheit sey es um kein Haar besser. Rechtfertiget, ja, entschuldiget uns dieß? Wir rühmen uns, frei zu seyn, indem wir vernünftigen Gesetzen gehorchen und so Viele ge-

horchen bloß ihren Vorurtheilen, ihren falschen Ansichten, ihren Neigungen, ihrem Eigennutze! so lange wir nicht gegen diese protestiren lernen, so ist es mit unserm Protestantismus eitel Tand und Wortkram.

* * *

2.

Wo es ungeahndet zugehen darf, wie es zugeht, wo Jeder die Freiheit hat, sich äußerlich zum Christenthume zu bekennen, oder sich von der Kirchengemeinschaft abzusondern, und wo die Kirche weder Macht, noch Mittel besitzt, sich vor Beeinträchtigungen ihrer Zwecke zu schützen, da darf man sich wohl den Schluß erlauben: es sey nicht zum Besten um sie bestellt. Aber sagen Sie: „es giebt ja Gesetze zur Aufrechthaltung der äußeren Ordnung, und was die Theilnahme an den religiösen Feierlichkeiten betrifft, so ist es Pflicht der Geistlichen, die Menschen durch Belehrungen und Vorstellungen zu derselben zu bewegen. Weiter aber dürfen sie nicht gehen; denn diese Theilnahme ist und bleibt bloße Gewissenssache.“

Ich antworte Ihnen auf das Erste: ja! wir haben in allen mir bekannten protestantischen Ländern Kirchenordnungen und Kirchengesetze, aber sie werden nur vom Nagel gehalten, wie so viele bürgerliche Gesetze auch. Theils sind sie mit Recht veraltet und gelten nicht mehr, theils aber haben Leichtsinn, Dünkel, mißverstandene Freiheit und Eigenwille sie verächtlich gemacht. Die, welche sie gern aufrecht erhalten hätten, besaßen keine Macht, das Ansehen derselben zu schützen und die, welche dieses Ansehen zu behaupten suchen sollten, thaten es entweder nicht, oder nur halb, oder sahen

bei den offenbarsten Uebertretungen durch die Finger, **weil** sie, ich weiß nicht, ob mit Recht, oder Unrecht? **meinen** zu dürfen glaubten, es sey entweder Denen, welche die Gesetze gaben, ohnehin kein rechter Ernst damit, oder es komme überhaupt so viel nicht darauf an, daß die Verordnungen streng gehalten würden. Ich gedenke nur der sogenannten Sabbathsmandate. Es ist wirklich spaßhaft, wie selbst die neuesten, wegen der Sonntagsfeier erlassenen, Verfügungen so ganz in Vergessenheit gekommen. Von dem Einen schließt die christliche Gemeinde auf das Andere und hält nun den ganzen Sonntag nicht mehr heilig. Das ist in England anders. Dort herrscht des Sonntags selbst in der gewühlvollen Hauptstadt tiefe Stille. Aus übelangebrachter Barmherzigkeit und Menschenliebe wagen wir dagegen nicht, streng über das Befohlne zu halten, und den Uebertreter zu strafen, und so sind Kirchenzucht und Kirchenregiment zum Gespötte geworden, zu großem Aergerniß derer, welche in dieser Schlaffheit die unausbleibliche Auflösung des ganzen protestantischen Kirchenwesens ahnen.

Sie entgegnen mir aber: „diese Ahnungen *seyen* Gesichte eines Milzsüchtigen. Durch den obersten Grundsatz des Protestantismus und des Christenthums überhaupt sey zur Gnüge für das Bestehen der Kirche gesorgt. Der Geist der Freiheit, den allerdings Mehrere zum „Deckel der Bosheit" gebraucht hätten, schütze die Kirche von der einen Seite vor dem widerwärtigen und gefährlichen hierarchischen Zwange und vor der inquisitions=ähnlichen Kirchenzüchtelei, und von der andern Seite sey nicht zu befürchten, daß die kirchlichen Zusammenkünfte ganz aufhören würden, weil das Bedürfniß, sich in Gemeinden zu sammeln, um Gott anzubeten, zu tief in der menschlichen

Natur selbst gegründet sey, als daß es zu irgend einer Zeit nicht mehr empfunden werden sollte." Ich bitte Sie: Haben nicht gelehrte und wackere Männer gemeint, das Predigtwesen, ja, das ganze Kirchthum könne füglich aufhören und werde es, weil das Bedürfniß darnach sich immer mehr zu verringern scheine und die Menschen genug andere Mittel zu ihrer Belehrung und Veredlung besäßen? nicht gemeint: es solle aufhören, weil Gott, nach Jesu Ausspruche, „im Geist und in der Wahrheit" angebetet werden solle, wodurch ja allem Cultus sofort der Stab gebrochen sey? Und zeigen nicht die immer leerer gewordenen Kirchen: ein Herunterkommen der gemeinschaftlichen Versammlungen auf Nichts sey gar keine so eitele Besorgniß? — Muß denn aber, um sie emporzubringen und zu erhalten, zu Zwangsmitteln gegriffen werden, deren Anwendung der Natur des freien menschlichen Geistes und dem Wesen der christlichen Religion selbst widerstreitet; müssen Verbannungen aus der Gesellschaft, Scheiterhaufen und Vehmgerichte Statt finden, um die Kirchen zu füllen? Dieß würde Heuchler bilden, aber keine „wahrhaftigen Anbeter;" es würde die Religion und Kirche dem gerechten Abscheu aller rechtlichen und rechtschaffenen Leute Preis geben.

Aber folgt deßwegen — und dieß ist das Zweite, worauf Sie aufmerksam machen, — daß man sich bloß auf Belehrungen, welche nicht beachtet werden und auf Vorstellungen, die Niemand hört, oder hören mag, einzuschränken habe? — Gern gebe ich Ihnen zu, daß die Theilnahme an kirchlichen Fest- und Feiertagen eines Jeden eigenem Gewissen überlassen werden müsse. Aber sagen Sie mir, wie man an die Gewissen kommen solle, wenn es einmal Grundsatz geworden, daß es Jedem frei stehe, in die Kirche zu gehen, oder nicht und wenn es einmal dahin gekommen, daß man nichts verbrochen zu

haben glaubt, wenn man zwar auf alle Vortheile, welche die Kirchengemeinschaft gewährt, Anspruch macht, aber sich gleichwohl völlig außerhalb der Kirche befinden zu dürfen meint? In die Häuser zu gehen und die Menschen zur Besuchung der öffentlichen Andachten zu ermuntern, ist in Städten schon gar nicht thunlich; allenfalls kann dieß noch der Landprediger, welcher überhaupt mit seinen Gemeindegliedern in näherer Berührung steht. Wir sind also auf Vorstellungen in der Kirche und von der Kanzel beschränkt; denn nur selten wird in einer gemischten Gesellschaft, zu welcher der Geistliche gezogen wird, sich eine schickliche Veranlassung ergeben, derselben die Nothwendigkeit des Kirchenbesuchs gründlich und überzeugend zu empfehlen. In der Kirche sind aber die nicht, welchen es gilt, und daß die gegenwärtigen Zuhörer das Gesagte den abwesenden Gemeindegliedern mittheilen sollten, ist nicht zu erwarten. Wir dreschen also mit unsern Vorstellungen und Ermahnungen unter den gegenwärtigen Umständen — leeres Stroh.

Sie wollen dem Cultus durch den Cultus aufhelfen; Sie wollen die Gottesverehrungen feierlicher und zweckmäßiger einrichten, die Liturgieen verbessern, Gesang und Musik veredeln, dem Aeußeren der Kirchengebäude eine freundlichere Gestalt geben, die Altäre anständig verzieren, die schönen Künste zur Hülfe rufen, feierliche Umgänge veranstalten, durch symbolische Handlungen und Gestaltungen die kirchlichen Feierlichkeiten erhöhen und glauben, hierdurch den vermehrten Kirchenbesuch zu bewirken? Ich billige und lobe Ihre gute Meinung und hoffe mit Ihnen viel davon zu Gunsten der Aufnahme des öffentlichen Gottesdienstes. Aber ich hoffe nicht mehr, als dem Wesen der Sache nach zu erwarten ist. An-

fangs wird Alt und Jung zuströmen, um die neuen Herrlichkeiten zu schauen. Aber nicht lange, so wird man im Protestantischen so gleichgültig dagegen werden, wie man im Katholischen dagegen geworden. Denn wenn gleich die, an das Auffallende und Ehrfurchterregende des Römisch=katholischen Gottesdienstes nicht Gewöhnten durch manche Theile dieses Cultus mächtig angezogen und ergriffen werden: so ist es doch unverkennbar und in dem Wesen des menschlichen Geistes gegründet, daß das, was die Gemüthskräfte zuerst spannte, allgemach durch die Macht der Gewohnheit von seiner Schärfe und von seinem Reize verliert. Man lernt es späterhin gemäßigter beurtheilen und gerechter würdigen und die nüchterne Ueberlegung tritt an die Stelle des Sinnenrausches und der Benommenheit. Und wenn sich am Ende etwa zeigen sollte, es sey nicht Viel dahinter und man habe das Wesentliche an das Unwesentliche, das an sich Heilige und Nothwendige an das Zufällige und scheinbar Würdige verkauft, oder vertauscht, und Flachheit, Aberglauben und Götzendienst für tiefe, für erprüfte Weisheit und für Gotteswürdige Verehrung genommen: würde man dann nicht lieber zu dem einfachen, schmuck= und zierdelosen, aber gediegenem und in sich gehaltvollem, altväterlichem Gottesdienste zurückkehren, wenn er gleich so vielen kleinen und großen Köpfen, so viel poetischen und unpoetischen Naturen, so viel Geistern und Geistlein Anstoß und Thorheit gewesen? Ach! — Doch das Seufzen hilft Nichts, wo gehandelt werden soll, und nur aus Handeln nach richtigen Grundsätzen Heil kommen kann. — Die Christen der erstern Jahrhunderte giengen aus den prächtig geschmückten Tempeln der heidnischen Gottheiten in Bergschluchten und Höhlen und unverzierten, stillen Gemächern zusammen und erbauten in ihrem Innersten dem Heili=

gen feste Burgen. Das waren Männer, das waren Christen! — Und die aufgeklärten protestantischen Christen des neunzehnten Jahrhunderts entlaufen der Kirche, um entweder den Götzen zu dienen, welche sie anbeten, oder gehen aus einem einfacheren Bethause in einen prachtvollen Tempel, um in diesem ihr erstorbenes Andachtsgefühl anzufachen, ihren ertödteten Sinn für das Heilige und an sich Würdige zu beleben und ihrer Einbildungskraft Schwingen einzusetzen, damit sie das Göttliche erreichen, das ihnen längst entflohen ist! In Ewigkeit trägt euch der Glanz und die Pracht und die Vielgestaltigkeit und das der Sinnlichkeit Schmeichelnde und das dem Geschmacke sich sanft und lieblich Anschmiegende des Römisch=katholischen Cultus nicht in das „Himmelreich." An kindlichem, reinem, das Heilige — nicht bloß in schönen Formen, sondern — da, wo es sich offenbart, mit hoher und heiliger Liebe umfassendem Gemüthe gebrichts und: „so ihr nicht werdet, wie die Kinder, könnt ihr nicht in das Himmelreich kommen."

Es kann nicht meine Meinung seyn, daß der protestantische Cultus deßhalb fortfahren solle, sich dem päpstlichen gegenüber in seiner Nacktheit und Blöße darzustellen; ich behaupte nur, daß es mit einem geschmackvolleren Cultus allein nicht gethan ist. Im Gegentheil muß für unser ganzes Kirchenwesen, in wiefern es Kirchendiener und Gemeindeglieder umfaßt, etwas Bedeutendes, Durchgreifendes und zum Zwecke Führendes geschehen? Wie es ist, kann und soll es nicht bleiben und die Erfahrung hat zur Gnüge gelehrt, daß wir weder mit den Mitteln, die uns bisher zu Gebote standen, noch mit der Art, sie anzuwenden, das Gewünschte ausgerichtet haben. Ehedem ersetzte der fromme Sinn unserer Ur-

väter manches Mangelhafte und legte Gewicht auch in die unvollkommensten Anordnungen. Die Menschen haben sich geändert und wir haben, meiner Einsicht nach, bloß die Wahl, entweder das Kirchenwesen seinen schläfrigen und erbärmlichen Gang fortgehen zu lassen, oder uns des Schadens ernstlich anzunehmen und Verfügungen zu treffen, die, wenn sie auch nicht nach dem Geschmacke der Weltleute sind, dennoch den großen Zweck zu erreichen vermögen, das protestantische Kirchenthum vor seiner völligen Auflösung zu schützen. Oder könnten Sie im Ernste der Meinung seyn, es stehe so schlimm nicht um dasselbe, und man könne aus alten Schriften beweisen, daß das goldene Zeitalter der Kirche, zu welchem man das jetzige Geschlecht zurückführen wolle, nie dagewesen? Sie haben Recht, die Alten klagten, wie wir klagen. Gleichwohl war aber das Kirchenwesen sonst in besserer Ordnung, die Kirchendiener waren eifriger und geehrter, die heiligen Gebräuche und Feste der Christen wurden höher geschätzt, die Gemeindeglieder hatten mehr Ehrfurcht vor kirchlichen Anstalten und schämten sich der Frechheit, mit welcher man sich jetzt über Alles hinwegsetzt, was man unter dem Worte Cultus zu begreifen pflegt.

* * *

3.

Die protestantische Kirche steht jetzt auf ihrem Wendepunkte. Die große, neue Zeit, in welche wir gekommen, hat sie auf denselben gebracht. Entweder läuft sie ihrem Niedergange zu und, wie es mir vorkommt, vereiniget sich zu diesem Erfolge die, in Glanz und Glorie wieder erstehende, Macht einer andern Kirche mit der, an der

unsrigen haftenden Schwäche und mit den Mißgriffen, die man so häufig gethan hat, um ihr in die Höhe zu helfen, oder sie geht ihrem Hochmittage entgegen. Erlauben Sie, daß ich Ihnen meine Meinung über das eröffne, was zur besseren Gestaltung der Kirche von Seiten der Gemeinde dienen könnte und Sie in Ansehung dessen, was für die Geistlichkeit und von derselben geschehen müsse, auf meine, im ersten Briefe angezogene, kleine Schrift verweise.

Wir wollen einmal voraussetzen, die Prediger betrieben ihre Amtsgeschäfte mit Eifer und Liebe, und wären so gebildet und auserlesen, daß ein billiger Beurtheiler im Ganzen mit dem Predigt- und Predigerwesen zufrieden seyn könnte; wir wollen zweitens annehmen, daß Cultus und Liturgie im Wesentlichen wenig zu wünschen übrig ließen: würde denn wirklich, wie man vorgiebt, die Freiheit der Gemeindeglieder auf eine widerrechtliche und dem Geiste des Christenthums widersprechende, Weise beschränkt, wenn gewisse Gesetze vorhanden wären, an welche sie sich binden müßten? Ich bemerke gleich zuvor, daß ehedem kein Mensch an einer Kirchenordnung und einer, auf derselben gegründeten Zucht, oder Disciplin Anstoß genommen und daß man es als ganz in der Regel betrachtet hat, wenn der oberste Bischof des Landes in seinem Gesetzbuche Anordnungen traf, wie es in Ansehung der Sonntagsfeier gehalten, oder wie diese und eine Uebertretung (ich möchte Gnade und Gunst für den Ausdruck „Unkirchlichkeit" erbitten) bestraft werden solle. Nur seit einiger Zeit hat man angefangen, es unbeschreiblich hart zu finden, daß sich die Kirche, über deren Entbehrlichkeit als gesetzliche Anstalt sich so viel Stimmen hatten vernehmen lassen, anmaßen wolle, Vorschriften zu machen und auch so vornehme

Leute zu meistern, die längst über alles Kirchenwesen hinaus zu seyn glaubten.

Man darf sich nur auf den richtigen Standpunkt stellen, um mit Zuversichtlichkeit über die ganze Angelegenheit urtheilen zu können. Als oberster und leitender Grundsatz diene folgender: „ist die Kirche, wie nicht geläugnet werden kann, eine für sich bestehende Gesellschaft, so kommen derselben auch gewisse Rechte zu, ohne deren Handhabung ihre Zwecke nicht erreicht werden können."

Aus diesem Satze aber geht folgerichtig hervor: 1. daß sie — es versteht sich, im Einverständnisse mit dem Staate, damit dieser nicht gefährdet werde — muß bestimmen können, was sie von denen, die zu ihr gehören wollen, fordere und was sie ihnen dagegen zu gewähren entschlossen und im Stande sey; 2. daß sie — um es kurz zu machen und die Sache bei'm rechten Namen zu nennen — Strafen gegen diejenigen muß verhängen können, welche ihre Zwecke beeinträchtigen und sie an Erreichung derselben hindern; 3. daß sie sich um diejenigen, welche nicht zu ihr gehören wollen, nicht kümmern darf.

Dieser Satz aber schließt folgende zwei in sich: a) die Kirche darf durchaus nie und nirgends Bekehrungs-Versuche machen; b) sie darf aber auch, ohne die auffallendste Ungereimtheit zu begehen, Niemanden, der nicht zu ihr gehören und ihren Anordnungen sich nicht unterwerfen will, die Rechte zugestehen, welche sie ihren treuen Mitgliedern zugesichert hat. (Jesus nannte dieß: „die Perlen vor die Säue werfen.")

Unserm überklugen Zeitalter sagen dergleichen Wahrheiten nicht zu. Die Fürsten als oberste Bischöfe, scheinen

demselben über die Gesetze, die ja erst von ihnen ausgehen, wenigstens durch sie ihre Geltung erhalten müssen, erhaben zu seyn; die Staatsdiener, deren Geringster den Rang über einen armseligen Prediger hat, bedanken sich, unter Gesetzen zu stehen, welche sie zu denen, die Amt und Brod von ihnen empfangen, in ein untergeordnetes Verhältniß bringen, und wollen vielmehr, daß es von diesen als besondere Gunst und Gnade angesehen werde, wenn sie sich einmal herablassen, den kirchlichen Zusammenkünften beizuwohnen; die Gelehrten übersehen das Geistes-arme Predigervolk zehnfach, eine Predigt zu machen, sind sie auch im Stande und über das Abendmahl und die christlichen Gebräuche sind sie längst hinaus; die übrigen Vornehmen und Aufgeklärten lassen, wenn sie die Kirche nicht geradezu für überflüssig erklären und ächten, das liebe Kirchenwesen auf sich beruhen, und die Menge merkt sich dergleichen Vorschritte, geht in die Ansichten der Machthabenden und (so Gott will) Geistesstarken ein, und hieraus, hieraus, l. F., erklären Sie sich den Spott, die Widerspenstigkeit, den Verdruß, womit neuester Zeit alle, noch so tief eingreifende und überdachte, Vorschläge, die Kirchenordnung und Kirchenzucht betreffend, *aufgenommen* worden. Kirchenordnungen ließ man sich noch gern gefallen, denn sie pflegen, wie andere Staatsverfügungen, öffentlich bekannt gemacht und dann vergessen zu werden; aber die bösen Anträge auf Kirchenzucht, ohne welche die Kirchenordnung doch ein reines Nichts ist und sich selbst aufhebt, mit dieser soll man das Zeitalter, das schon selbst weiß, was zu seinem Frieden dient und sich zu benehmen versteht, verschonen!

Ich kann mich mit dem unchristlichen Weisheitsdünkel und mit der staatsklugen Schlaffheit nicht befreunden, die

auf der einen Seite Alles zu dürfen und auf der andern Alles dulden zu müssen glaubt. Entweder ist euch das Christenthum Aergerniß und Thorheit, und dann heuchelt nicht und tragt nicht auf zwei Achseln, sondern bekennet geradezu, es sey nicht für euch und ihr nicht für dasselbe; oder ihr glaubt ehrlich, das Evangelium sey, wie jede vernünftige Anweisung zur Seligkeit, eine Kraft Gottes, zu beglücken Alle, die daran glauben, und dann begebt euch auch ohne Widerrede in die Ordnung, welche die christliche Kirche zu ihrem Bestehen getroffen hat! Nein; sagt man. In den frühesten Jahrhunderten, wenigstens in den ersten Jahrzehenden des Christenthums wußte man nichts von Kirchenordnung und Kirchenzwang. Die Liebe zu dem Gekreuzigten, der Trieb nach Wahrheit und die Freude an einer, dem freien Geiste zusagenden, Verehrung des Höchsten vereinigte Alle ohne besondere Zucht und Kirchencodex. — Halt! hier kommt ihr auf die rechte Stelle. Wahr nämlich ist's, daß in den allerersten Anfängen des Christenthums sich Alles wie von selbst machte. Man wollte das Gute, man wollte es aus reiner Ueberzeugung und freuete sich, Gott nach seiner eigenen Ansicht verehren zu können. Als aber die Gemeinden zahlreicher wurden, als es Vorsteher der Kirche gab und Gemeindeglieder: so war auch eine Kirchenordnung gegeben, so hatte man auch Kirchengesetze und Kirchenzucht, und zwar eine so strenge Zucht, daß man gern mit der kleinen Hälfte für unser Zeitalter zufrieden seyn kann. Und wollt ihr die Freiheit in Anschlag bringen, die wir ja eben dem Christenthume zu danken hätten, die Freiheit, Gott nach seiner Ueberzeugung zu dienen: so bitte ich euch, zu überlegen, welcher Unterschied sey zwischen der F r e i h e i t d e r A n s i c h t und zwischen der F r e i h e i t d e s B e k e n n t n i s s e s. Jene macht euch Niemand streitig, denn ihr mögt von

Gott und göttlichen Dingen urtheilen, wie ihr wollet! so lange ihr euern Glauben nicht in unrechtliche Thaten *überführet*, so ist kein Mensch euer Richter und ihr seyd *bloß* Gott und eurem Gewissen verantwortlich. Aber wenn ihr einmal Christen seyn und Christen heißen wollet, so kann es der Gemeinde, zu welcher ihr gehöret, durchaus nicht einerlei seyn, ob ihr euch zu derselben haltet, oder nicht. Spott und Hohn von eurer, und übergutmüthige Einfalt von ihrer Seite, wär' es, wenn ihr Alles, was die Gemeinschaft mit der Kirche gewährt, ansprächet, ob ihr gleich außerhalb derselben seyn zu wollen, wenn nicht durch Worte, doch durch die That erklärtet, und wenn dagegen die Kirche euch gleichwohl Alles zugestände, was sie ihren treuen Mitgliedern zu bieten hat. Ihr macht euch nichts aus diesen unbedeutenden Dingen, ihr könnet die Güter entbehren, auf deren Besitz und Mittheilung die Kirche mit Recht stolz ist? Gut! so seyd ihr und die Kirche geschiedene Leute und mehr verlange ich im Namen derselben nicht. Handelt ehrlich, und saget rund heraus, wer ihr seyd: die Kirche will nicht mit euch hadern. Aber wenn ihr wollet, daß die Kirche euch ansehe als zu ihr Gehörige: so unterwerft euch ihren Gesetzen und führt den Namen der Christen mit der That.

* * *

4.

Sie sagen, „es komme Ihnen beinahe vor, als wenn ich nicht ganz Unrecht hätte, wenigstens spräch' ich wie ein Ueberzeugter; nur wolle Ihnen die christliche Kirche unter dem Gesichtspunkte einer Zucht- und Strafanstalt

nicht zu Sinne." Ich gebe Ihnen zuförderst gern zu, daß der Gedanke an Kirchenzucht für ein, aller Kirchenzucht entwöhntes, Zeitalter etwas Abstoßendes habe, und daß man es daher dem Einzelnen verzeihen müsse, wenn ihn der Antrag auf Wiederherstellung und Einführung einer zeitgemäßen Kirchenzucht befremdet, oder wenn er wohl gar sich gegen sie erklärt. Aber in dem Gedanken an eine Kirchenpolizei und Kirchenzucht an sich ist nicht nur kein Widerspruch, sobald man die Kirche als eine äußere und sichtbare Anstalt betrachtet und nicht, wie so oft zu geschehen pflegt, die unsichtbare (die Idee einer) Kirche mit der sichtbaren verwechselt: dieser Gedanke geht, wie ich Ihnen bereits folgerichtig dargethan zu haben glaube, sogar mit Nothwendigkeit aus dem Begriffe einer, in der Sinnenwelt vorhandenen, Anstalt hervor, um deren Erhaltung und Sicherstellung es zu thun ist. Denn hat nicht jede Anstalt ein bettelhaftes Daseyn, wenn sie kein zu Rechte beständiges hat? Und soll die Kirche, diese edelste aller sichtbaren Anstalten, bloß auf Gnade und Barmherzigkeit angewiesen werden; soll ihr unter allen vorhandenen allein nicht zu Gute kommen, was man der elendesten Dorfgemeinheit zugesteht? Diese hat ihre Polizei; in dieser giebt es Gesetze für die Aufnahme neuer Einwohner und für das Verhalten der bereits gegenwärtigen Insassen: nur die Kirche soll das Recht nicht haben, zu bestimmen, wie sie es von ihren Gliedern gehalten haben wolle und was für Mittel sie anzuwenden gedenke, dafern Niemand die, zu ihrem Bestehen für nothwendig erachteten, Gesetze übertrete. Und soll sie bloß drohen und durch folgeleere Drohungen sich lächerlich machen? Soll sie dieselben nicht vielmehr ausführen und die festgesetzten Strafen verhängen?

Sie werfen mir ein: „die Kirche müsse, wenn sie nicht mit ihrem Zwecke, die Menschheit zu veredeln, in Widerspruch gerathen wolle, sich begnügen, ihre Glieder durch sittliche Beweggründe zu gewinnen; Androhungen und Strafen erbitterten die Gemüther, und es sey der stärkste Beweis von ihrer Ohnmacht, so wie von der Ungeschicklichkeit ihrer Diener, daß sie ihre Zuflucht zu sinnlichen Einwirkungen auf den großen Haufen nehmen müsse, um sich Achtung und ihren Zwecken Geltung zu verschaffen."

Aber Ihr Einwurf spricht für mich. Eben damit vermittelst sittlicher Beweggründe auf die Menschen gewirkt werden könne, sollen sie sich zur Kirche halten und in derselben sich aufführen, wie sich's gebührt. Hält ein Kind die Ohren zu, um etwas nicht zu hören, das es doch hören soll, so reiße ich ihm die Hände herunter, und ist der große Haufe nicht wie die Kinder? Ja, wüßten sie den Werth kirchlicher Anstalten zu schätzen und richtig zu würdigen, so könnte man schon mit Vorstellungen und Ermahnungen auslangen, und in wiefern sie sich als Kirchenglieder verhielten, auch auf sie, als solche, wirken. Darin aber liegt der erste Fehler, daß man nicht an sie kommen kann, wenn sie sich der Kirche entziehen, und es bleibt nichts übrig, als ihnen die Wahl zu lassen, entweder innerhalb der Kirche zu seyn und sich den, von derselben zu ihrem sittlichen Wohl getroffenen, Anordnungen zu fügen, oder außerhalb der Kirchengemeinschaft zu leben, dagegen aber auch auf die, mit dieser Gemeinschaft verknüpften Vortheile zu verzichten. Die Kirche ist zu betrachten wie eine Erzieherin. Der Erzieher kann keine verständigen, geschickten und guten Menschen bilden, wenn er keine Zöglinge hat, und aus den Zöglingen kann nichts

werden, wenn sie seinen Unterricht vernachlässigen, und sich seiner Einwirkung fortwährend begeben.

Weit bedeutender ist die Frage: „was die Kirche, wenn ihr einmal zugestanden sey, für sich zu sorgen, vorschreiben, was für Vorkehrungen sie treffen, was für Strafen sie verhängen, wie sie Beeinträchtigungen entgegenwirken werde?“ denn hiervon hängt, wie Sie ganz richtig bemerken, allein das Urtheil ab, ob von der Kirche für den Staat Gefahr zu befürchten und ob nicht überhaupt die protestantische Kirche auf dem Wege zur Römisch=katholischen Hierarchie sey.

Als Hauptgrundsatz bei Errichtung einer Kirchenpolizei, welche sich ohne eine Kirchenordnung und eine Kirchenzucht nicht denken läßt, wäre meines Bedünkens aufzustellen: „alle von der Kirche zu treffenden Anordnungen müssen mit Vorwissen und Genehmigung des Staats getroffen werden.“

Hierdurch entgeht der Staat der, Neid und Verdruß erweckenden, Aufpasserei und dem mittelbaren oder unmittelbaren Entgegenwirken, wenn die Kirche zu irgend einer Zeit eine, ihm mißfällige, oder gefährlich scheinende, Verfügung träfe, und die Kirche wird des lästigen und bitteren Gefühls enthoben, welches die Bewunderung mit sich führt, ob man sich gleich selbst mündig weiß. Sind Kirche und Staat aber so feindselige Mächte, daß sie nicht anders, als in ewigem Kriege mit einander begriffen, gedacht werden können? Was ist das für ein Staat, der scheel zu einer, aus dem Begriffe und Zwecke der Kirche mit Nothwendigkeit hervorgehenden, Anordnung sehen kann, und was für eine Kirche wäre die, welche Verordnungen

geben könnte, die dem wohlverstandenen Staatsinteresse zuwiderliefen? Wohl könnte man die Frage aufwerfen: ob der Staat in seiner Gesetzgebung jederzeit auf die Bestimmung der Bürger zu sittlichen Menschen und Christen Rücksicht genommen; denn manche Gesetze — ich erinnere nur an die den Eid betreffenden — scheinen gar nicht für Christen gegeben zu seyn. Aber welche hat denn die protestantische Kirche gegeben, die den Staat beeinträchtigten? Und angenommen, die Kirche hätte noch kein einziges Gesetz, jetzt aber sollte ein Kirchengesetzbuch entworfen werden: folgte hieraus, daß der Staat dadurch gefährdet, daß in sein Ansehen und in seine Macht eingegriffen werden müßte; und daß ein Kirchencodex durchaus nicht mit und neben der bürgerlichen Landesordnung bestehen könnte? Die Gesetzgeber sind Menschen und die fürstlichen Räthe greifen so gut fehl, als die geistlichen, oder kirchlichen, und deshalb ist es zweckmäßig und wohlgethan, daß bei Abfassung der Kirchenordnung weltliche, so wie bei Abfassung bürgerlicher Gesetze geistliche Räthe zugegen seyen und beide gemeinschaftlich das Wohl des Bürgers und Christen, oder des christlichen Bürgers berathen. Warum aber geistliche und weltliche Regierungen einander ewig abstoßen sollen und nie brüderlich zusammengehen, sehe ich ebensowenig ein, als ich es zu reimen weiß, daß man in geistlichen Regierungen weltliche Räthe hat, ohne in weltlichen Regierungen Geistliche zuzulassen, wie davon in meiner „Kirchenzucht, Leipzig bei Richter 1809", mit Mehrerem zu lesen. Und geschieht es nicht aus Gewohnheit, so kann bloß Eifersucht der Grund seyn, indem man glaubt, die Kirche kann nicht genug bewacht werden, um gegen ihre Anmaßungen und Gewaltschritte geschützt zu seyn. Dafür hat man sie denn auch bis auf Nichts heruntergebracht und ihr Ansehen so geschwächt,

daß es Mühe genug kosten wird, sie aus ihrer Ohnmacht zu retten. Denn — was sind jetzt in unsern protestantischen Consistorien die häufigsten Geschäfte; was macht den Hauptgegenstand ihrer Sitzungen aus? Erlaubnisse zu Ausnahmen, Bestätigungsbriefe, Aemterbesetzungen, Ehe- und Eheverspruchs-Streitigkeiten, fleischliche Verbrechen, Bausachen und dergl.; aber Aufhülfe des eigentlichen Kirchen- und Schulwesens; ausführbare, dann aber auch mit Strenge und Folgerichtigkeit durchgeführte, Verfügungen scheinen Nebensache zu seyn. Zwar nimmt der denkende Theil der protestantischen Christenheit, und namentlich nehmen die Prediger jede wohlgemeinte und das Beste der Kirche, wenigstens der Absicht nach, fördernde Verfügung mit Dank und Freude auf, und in öffentlichen Blättern spendet man denselben gern das verdiente Lob und bringt sie zur allgemeinen, öffentlichen Kunde: aber bald findet man darin die wichtigsten Rücksichten unberücksichtigt, bald ermangeln sie der erforderlichen Bestimmtheit, bald sind sie bei aller Vortrefflichkeit so beschaffen, daß man beklagen muß, daß sie aus Mangel an Macht und Gewalt unausgeführt bleiben müssen. Und können sich bürgerliche Gesetze nicht immer vor losen, daß ich nicht sage, boshaften Anmerkungen schützen: wie sollen es die kirchlichen? Ist es nicht ein offenes Geständniß der höchsten Schwäche und des eigenen Unvermögens, daß man zu den geistlichen Unterbehörden bei dem Zugange eines Consistorialbefehls sagt: „ihr habt euch dieserhalb an das weltliche Gericht zu wenden, oder euch diesem mitzutheilen, oder gemeinschaftlich mit ihm zu handeln?" Was in der Welt geht denn den Justizämtern, den Stadträthen, den Patrimonialgerichten die Ausführung der Befehle der kirchlichen höchsten Behörde an? Hat diese nicht so viel Macht und Selbständigkeit, daß auch ohne Zuziehung anderer Lan-

desstellen, und namentlich der erblichen Gerichte, ihre Verfügungen in Kraft kommen können, und kann sie nicht über so viel Mittel, als gerade erforderlich sind, gebieten?

„Ja, sagen Sie, dieß ist verfassungsmäßig und unsere Vorfahren haben durch diese Einrichtung es weislich geordnet, daß die Kirche außer allen Verdacht der Anmaßung und Einmischung in weltliche Gerechtsame gesetzt würde."

Schlimm genug. Wie kommt denn die Kirche dazu, bei'm Staate betteln zu gehen und von ihm als Gnade anzunehmen, was ihr von Rechtswegen gehört? Ist es denn nicht viel gerathener und weiser, die Gränzen der weltlichen und geistlichen Macht gleich von vorn herein zu bestimmen und sich friedlich über seine gegenseitigen Rechte und Befugnisse einzuverstehen, als in jedem einzelnen Falle den geistlichen und weltlichen Unterbehörden zu sagen: „tretet fein zusammen und macht es hübsch ordentlich; Du Geistlicher aber setze dich vor allen Dingen erst mit der weltlichen Obrigkeit in Berührung und — erwarte in christlicher Geduld, ob diese Zeit und Lust hat, dich in Ausführung des Befohlnen zu unterstützen?" Ist dieß nicht sonderbar, nicht lästig, nicht unzweckmäßig? Alle Geistlichen klagen bitter darüber; wer zuerst von diesem Unwesen hört, weiß nicht, ob er darüber lachen, oder weinen soll: — aber man läßt klagen und lachen und weinen, wie's Jeder für gut findet und die Sache bleibt bei'm Alten.

Es wird Ihnen wenigstens von einer Seite her nicht unangenehm seyn, mit dem Kirchen=Aufsichts= (Inspec=

tions-Wesen etwas genauer bekannt zu werden. Das Consistorium schreibt in einer sogenannten Inspectionssache, d. h. in einer solchen, über welche den Superintendenten und dem, oder den weltlichen Beamten Kenntniß und Aufsicht zustehet, entweder an die gesammte Inspection, oder weis't den Superintendenten, wenn es an ihn allein zurück schreibt, an, mit der weltlichen Behörde in Mittheilung zu treten. Je förmlicher, desto besser, das wissen die Herren, welche Acten zu führen haben. Ich will eine Schulsache nehmen, z. B. die Zurechtweisung, oder Bestrafung der Aeltern, die ihre Kinder nicht zur Schule schicken. Statt daß der geistliche Aufseher hier kürzlich verfahren, Aeltern und Kinder auf der Stelle vor sich führen lassen, und nach seiner besten Einsicht selbst die Entscheidung sollte fällen können, so muß er die Anzeige beim weltlichen Gerichte machen und hat in Städten erst noch lange Nachfrage zu halten, ob diese und jene Aeltern unter der Gerichtsbarkeit des Justizamtes, oder des Stadtrathes stehen. Da liegt nun die Anzeige Monate, Vierteljahre, Jahre und wird entweder vergessen, denn minima non curat praetor, zu Teutsch: wir haben wichtigere Sachen zu thun, als uns mit eueren Schulknaben herum zu hudeln, oder auf vielfältiges Bitten wird einmal ein Beispiel gegeben, was aber, weil es so höchst selten geschieht und nicht mit Festigkeit und Strenge überall als Regel befolgt wird, so viel fruchtet, als Nichts. Auch verliert die Strafe, welche nicht auf frischer That erfolgt und erst lange nach derselben verhängt wird, nothwendig von ihrem Stachel. Ist dieß aber nicht ein eben so langweiliger, als beschwerlicher Weg und gäb es kein zweckmäßigeres Mittel, den Schulversäumnissen zu steuern, als Gefängniß, Verweise u. dergl. durch den Gerichtsverwalter und Bürgermeister? Sollte man diese nicht erst dann

angehen müssen, wenn alle in die Hände der Geistlichkeit gelegten Mittel fruchtlos geblieben wären? Welche aber stehen denn jetzt dem Geistlichen zu Gebote? Keine! Die Magd kann er nicht in die Häuser schicken, denn diese würde ausgelacht und der Herr dazu; dem Küster, der zugleich Schullehrer und in Städten ohnehin mit Arbeiten überhäuft ist, kann man es auch nicht wohl zumuthen und gäben die Aeltern etwas auf ihn, so schickten sie die Kinder ohnehin in die Schule. Ueberdieß läßt der stöckische Bauer, oder Bürger auch wohl darauf ankommen und erscheint troß der erfolgten Ladung nicht, oder schüttelt den Verweis ab, und macht's doch, wie er will. Zu dergleichen Vorladungen gehören mit öffentlichem Ansehen bekleidete Leute.

„Aber diese kosten Geld und soll das, was jetzt die weltlichen Mitauffseher im Kirchen- und Schulwesen thaten, von andern eigends dazu bestellten Leuten gemacht werden, so wird das Aufwand verursachen und am Ende ist's doch die Frage, ob's besser gehen wird, als bisher." Für das letzte ist mir nicht bange, l. Fr. Dafür will ich allenfalls einstehen. Was aber den Aufwand betrifft, so seh' ich nicht ab, warum die kirchlichen Angelegenheiten keinen Kreutzer kosten sollen, indeß die bürgerlichen so ungeheuere Summen verschlingen. Für was in aller Welt sieht sich nur der Staat an? Für ein von der Kirche, für ein von Sittlichkeit und Religion ausgeschlossenes Wesen, daß er nicht begreifen will, es müsse und zwar mit Vorwissen und Genehmigung und unter freundlichem Zusammenwirken von seiner Seite, viel, sehr viel mehr, als bisher, für die Bildung christlicher Staatsbürger in Kirchen und Schulen geschehen? Oder hält er das bisher Geschehene, ungeachtet alle Welt über das zu

Wenig schreit, für ausreichend? So viel weiß ich gewiß, je religiöser und christlicher gesinnt unsere Staatsmänner werden, desto weniger Schwierigkeiten wird die Ausführung vernünftiger Vorschläge zur Verbesserung des Kirchen- und Schulwesens finden, und ob man den Schluß umkehren dürfe: je weniger Zweckmäßiges, Gründliches und Durchgreifendes in einem Staate für Verbesserung des Kirchen- und Schulwesens geschieht, desto weniger wahrhaft religiöser Sinn herrscht nach oben zu, dieß mögen Sie als ein geübterer Logiker selbst entscheiden.

Zum Schlusse nur noch Eins. Hat Sie die Zusammensetzung der Kirchenaufsicht nicht erbauet, so werden Sie auch das zur Zeit noch Statt findende Verhältniß der Kirchenräthe (Consistorien) zu den Landesregierungen nicht für das Wünschenswertheste halten. Jenes ist das Ab- dieses das Urbild. Man sagt zwar: um der möglicherweise vorkommenden rechtlichen Entscheidungen willen sey es am besten, dem weltlichen Gerichte die Mitaufsicht überhaupt zu übertragen. Warum aber das Gericht bei Gegenständen zu Hülfe nehmen, wo der gesunde Verstand des Geistlichen füglich ausreicht und warum dasselbe früher, als nöthig ist, in Kenntniß von Dingen setzen, die der weltlichen Behörde nichts angehen und die für sie, als solche, nur eine sehr untergeordnete Wichtigkeit haben können? Scheide man doch, was nicht ohne Unstatten zu vereinigen ist! Nehmet den Kirchenräthen die Rechts- und den Regierungen die kirchlichen Polizeisachen; legt nicht rein kirchliche und geistliche Angelegenheiten in die Hände der weltlichen Behörden; gebt dem Kaiser, was des Kaisers, und Gotte, was Gottes ist. Nicht von der Regierung gehe z. B. ein Sonntagsmandat aus; denn was der Fürst als oberster Bischof beschließt, gehört für den

Kirchenrath, oder für das Consistorium, und das Consistorium höre auf, ein After=Gerichts=, oder Justizhof zu seyn. Ruft nicht die weltliche Macht zu Hülfe, wenn ihr mit der kirchlichen, die durchaus auch eine, jedoch begränzte, Macht seyn soll, ausreichen könnet, und vermischet nicht unnöthigerweise geistliches und weltliches Regiment.

(Die Fortsetzung folgt.)

IV.

Das wissenschaftliche Leben der Teutschen, unter der Französischen Revolution und ihren nächsten Folgen.

Man wird den Stand der Europäischen Cultur, in den schwülen Zeiten vor der Französischen Revolution, genau bezeichnen, wenn man von einem Zeitalter des zurückgehaltenen Geistes redet.

Es war unter den Völkern so Vieles eingeführt und verarbeitet worden, daß ein höheres Leben der geistigen Kraft und freie Volksthümlichkeiten fast nothwendig begründet werden mußten: aber es blieben den Völkern die alten Formen in Staat und Kirche, und in der Erziehung. Im Teutschen Vaterlande konnte daraus Nichts, als Einschläferung, kommen; überall drängte der strebende

Geist unter den Hüllen hervor: er wollte sich begreifen und sich festsetzen; aber sein, immer vergebliches, Ringen endete überall, in den Einzelnen und im Menschenvereine, mit entschiedener Ergebung, nur noch in leisen Regungen gestört, und selbst die niedere Kraft diente nur träge dem fremdgewordenen Alterthume. Aber bei unseren Nachbaren in Frankreich kam es anders. Denn dort setzte sich in die alte Form der Geist des Betruges und der Unterdrückung, und ließ in ihr nicht einmal das gemeine Leben des Tages frei und froh; in der Masse des Volkes ließ man glänzende Bilder sehen; ohnehin ist dieses Volk immer lustigbereit Verfassungen zu ändern, weil es dieselben nicht als Werk und Körper des Volksgeistes ansiehet, sondern als zufällige Umstände und Aufsätze gleichsam in seinem Leben: der Franzose würde, wenn er vom Wandeln der Menschenseelen, mit einem Funken des ersten Bewußtseyns, Gewißheit hätte, zehenmal des Tages sich umbringen, um sich in zehen neuen Gestalten zu sehen. Aber jener Druck auf das Körperliche führte eigentlich die Revolution herbei.

Unter dem Namen Revolution stellen wir uns das körperliche Zerstören körperlich drückender Verfassungen vor, und mehr nicht, als dieses Zerstören. Hier zerschlägt der Arm der Volksmasse das Alte, was und woher es immer sey; und die Menschen, von diesem vorhin zusammen gehalten, sind für den Augenblick frei: aber über die Trümmern und Scherben läßt er nicht wieder bauen. Wir haben den Lauf der Ereignisse fast voraus sehen können. Die rohe Kraft, von welcher Alles ausgegangen war, erhält sich obenauf; sie verlangt Nichts als Stoff, ihn um sich zu kleiden, nicht einmal, um zu genießen; sie raubt also, und erschlägt, was sich nicht ausplündern

läßt; am Ende erschlägt sie nur zur Vergnügung. Sie duldet bloß Schulmeister und Schauspieler neben sich, *ja*, diese befördert sie auf alle Weise: jene erfrischen das Bedenkliche im Volke mit schlechtzusammenhängenden, volltönenden oder rührenden Worten, deren Bedeutnng mit der Mode wechselt, da auch die Wissenschaft dort ihren Wechsel der Farben und des Zuschnittes hat; diese ergötzen den Haufen mit Sinnentand und Sinnenlust. Man wird bald überall dieses Leben zum Ueberdrusse haben: jene rohe Kraft möchte vorerst festhalten, was sie dermalen besitzt, die Uebrigen wollen aus den Launen der vorübergehenden Gewalthaber und den Grobheiten der nachbarlichen Bürger heraus; man fängt an, die Persönlichkeiten gegen einander anscheinend zu begränzen, man faßt das Volksleben ein. Alle mögen Einen Mächtigen unter sich, und dem Besonnensten und Kühnsten wird es leicht, dieser Mächtige zu werden. Dieser raubt und erschlägt *dann* mit vollem Rechte, wo und wie es ihm beliebt; dasselbe thun auch die Bürger unter sich, mit Vergünstigung des Herrschers, und unter einem gesetzlichen Titel: aber das ganze Volk vereint sich, wenn ihnen das, noch *nicht* ausgeplünderte, Haus des Nachbaren gezeigt wird. *Dahin* hatte man schon vorher die Hand ausgestreckt: und die Bewohner schliefen, oder, sie kamen ihnen auch wohl günstig entgegen. Und die Herren des Hauses, nachdem sie mit Mühe jene Bewohner erweckt hatten, rüsteten gegen den Schwarm, in welchem Jeder für sich focht, schwerfällige Haufen mit der gewöhnlichen Waffe aus: aber hier waren höllisches Feuer und Zaubersprüche nöthig. Nun, da Einer den Schwarm, und seinen Stock und Stamm, behauptete, waren die Nachbaren verloren: diese Großen und Kleinen, mit ihrer Trägheit und Ausländerei. Die Unternehmungen der rohen Kraft sahen jetzt,

wie eine Bemühung um die Weltherrschaft aus: du auch, Alexander von Macedonien, Mann der Idee, solltest das Vorbild gewesen seyn! edler Schatte, hast du nicht gezürnt? Jene Unternehmungen waren ja nur das neugierige Welteinstürmen der Barbaren und ihre Raublust: die Schulmeister machten die Gründe und Auseinandersetzungen hinten nach. Und, so haben es die Völker an ihrem Leben, ja im Marke desselben, erfahren. Es war keine Verwischung des Volksthümlichen, es war ein wildes Untereinanderlaufen der Menschen aller Geschlechter; es war kein Abzehren der Freiheit, vielmehr ein rohes Schlagen und Schnüren alles Lebens. Dazu beständiger Krieg und ununterbrochene Rüstung der Körperkraft. Endlich, der Unterdrücker war jener düstere Mensch, mit seinen Launen und seiner stürmischen Heftigkeit, seiner Unbekanntschaft mit dem höheren Leben des Menschen und seiner unendlichen Hoffahrt! und Die, welche wahrlich nicht bloß klägliche Werkzeuge waren, sondern herzliche Theilnehmer, so lange es glücklich gieng, und der Herrscher sie nicht selbst vor aller Welt verachtete und verhöhnte — diese waren das alte feindliche Volk, ohne Gesinnung und menschliche Innigkeit, das dünkelvolle und rasende, jetzt obendrein durch Gräuel hindurch gegangen, für welche wir keine Namen haben, und keine ersinnen, von ihrem Götzen absichtlich der Rohheit überlassen, und in der Schule der Unmenschlichkeit, seinem Kriegsdienste, gezogen. Wir finden es natürlich, daß die, welche alle Völker um sich her drückten, endlich widerstehende Kräfte, und, da sie selbst für ihre Zwecke sie viel genug gerüstet hatten, Rüstungen gegen sich selbst bereitet haben, so wie ihre unerträgliche Fremdartigkeit die Völker in sich zusammen gezogen und befreundet gemacht hatte. Natürlich war es nicht minder, daß das Volk, das da Beleidiger aller Welt war, schon, um der Ver-

antwortung überhoben zu seyn, sich seines Herrschers entledigte, und zum alten Spiele sich, unter einem gefälligeren Titel, zurechtsetzte. Aber, soll nicht folgen, daß ein kleiner Rest des alten gesetzlichen Stammes, zum Theile im Auslande erhalten und gepflegt, seine Zeit erkennet, das Leben der, nicht mehr rohen, sondern durchaus bösen, Kraft erstickt, und das Volk in Religionsform, Gesetzgebung und Erziehung faßt, und wieder hinaufzuarbeiten versucht, damit die geängstigte Welt von diesem Volke, wenigstens nicht mehr die Gräuel und die Schrecken der vergangenen Zeiten habe?

In jenem Grunde der früheren Zeit, dem zurückgehaltenen Geiste, lebte und wuchs Alles, auch in unserem Volke. Es sind immer wohl Einzelne, von Natur klare und lebendige Menschen, welche in die Richtung ihrer Erziehung mit einer wunderbaren Kraft eingreifen, ihre Nebel mit dem Strahle aus dem Geheimen des Gemüthes zerstreuen, und aus den Formen in ihrem Volke sich zurückziehen: aber sie sind alsdann außer der Gemeinschaft der Menschen, und die völlige Freiheit erringen sie doch immer nicht. Ja, würden sie zu wirken versucht haben: es wäre doch die Zeit nicht bezwungen worden: dazu waren sie nicht tüchtig, und der Zugang zum Verstande des Volkes war verbauet. Ueberhaupt aber muß das Innerste von diesem gewonnen seyn, wenn das Wort zu ihm sein Wille und seine That werden soll. So mußten denn die Umstände das Volk ändern. Die Fremdlinge haben unter uns, in Staat und Kirche, zerbrochen, oder auch zerstört: sie haben die Menschen in sich hineingetrieben und an einander gehalten, sie haben endlich die niederen Kräfte aufgeregt. Das ist das einzige Verdienst der Neufranken um die Cultur der Europäischen Volks-

massen, wiewohl sie es unabsichtlich gewonnen haben, nur in ihrer rasenden Lust: dieses Denkmal richtet ihnen der Teutsche und vielleicht auch der Spanier auf; und, Statt des Dankes, ziehen diese einen Wall um sich für alle künftigen Unternehmungen der Nachbaren.

Das wissenschaftliche Leben hat unter uns in der ersten gedrückten Zeit, und unter allen folgenden Umständen, fort bestanden; aber es hat das Zeichen aller jener Zeiten getragen. Alles Leben unserer Zeit hat ja seine Wurzel in jener ersten gedrückten; in diesem unkräftigen Boden hat es sich nicht erheben und gedeihen können. — Das Leben unserer Zeiten blieb ein schwächliches und abhängiges, auch, da ihm die Bahn geebneter war; das würde es nicht gewesen seyn, wenn ihre Menschen aus einem besseren Alter hervorgegangen wären und, immer ungehindert, ihre eigenthümliche Kraft entwickelt hätten. Und da es kein naturgemäßes, menschliches und volksthümliches Leben war: so strebte und arbeitete es immer weiter, wie ihm nur Freiheit gegeben wurde. Das wissenschaftliche Leben aber bildete sich am genauesten mit den Zeiten, ihren Färbungen und Uebergängen, fort; denn es ist das eigenste Leben der Menschen: die Menschen leben es, wie sie durch die Umstände sind, frei aus sich heraus, ohne eine äußere Richtung und Leitung, es ist das reine Erzeugniß ihres Sinnes. Die Wissenschaft ist die vernünftige Gesetzmäßigkeit des Erkenntnißstoffes. — Das wissenschaftliche Leben steht neben dem künstlerischen; hier wird der weltliche Stoff dem Vernunftgedanken gemäß verarbeitet, und es ist die Kunst so edler, je mehr sie den Stoff der Betrachtung entführt, so gröber, je mehr sie diesen uns vorhält, oder gar die Vorstellung des Abhängigen von anderen Stoffen, und

des Brauchbaren für andere, vor uns bringt. Es steht ferner jenes Leben dem pragmatischen entgegen, welches die Einrichtung des Menschenlebens, in seinem ganzen Umfange ist, dem vernünftigen Gedanken gemäß. Endlich dem Handwerkerleben, welches bloß Bearbeitung allerlei Stoffes für die leichtere Behandlung durch die vernünftige Kraft, oder die Unterstützung ihrer Wirksamkeit ist [1]). Das wissenschaftliche Leben steht über dem Erkenntnißstoffe, d. i. den Eindrücken, welche der Mensch von den Dingen der Natur, dem Daseyn der Menschen und ihren Aeußerungen in Wort und That empfängt, und dem Allgemeinen; es ordnet den Stoff nach der Bedeutung seiner Theile, und ihrem eigentlichen Grunde. Hat nun der Mensch nicht sein ursprüngliches, reines und volles, Leben: so hat es am wenigsten seine Wissenschaftlichkeit; und bei dem dunkelen Streben frei zu werden und bei der Abhängigkeit von der Zeit, wandelt der Mensch dann, mit seiner Wissenschaftlichkeit, unter dem Einflusse dieser seiner Zeiten. Es ändert aber dieses wissenschaftliche Leben seinen Lebensgrad, seine Richtung, und seine Farbe.

Es sey uns erlaubt, durch den Lauf der oben bezeichneten Zeiten hin, diese Umwandlungen des wissenschaftlichen Lebens unter den Teutschen zu verfolgen. Wir werden es in einzelne Perioden fassen; indem wir nicht

1) Hierher gehört das Leben derer nicht, welche bloß Stoff herbeischaffen: sey es schon bereiteter, oder solcher, welchen die Natur, unter ihrer Aufforderung, zu Tage fördert. Diese hat man Producenten genannt: jene könnten Conducenten heißen. Was sonst oft unter dem Namen Gelehrter gieng, gehörte meistens auch in eine dieser Klassen.

zuerst auf seine Geschichte gerichtet sind, sondern auf die Umstände in der Welt, aus denen, wenn das wissenschaftliche Leben wirklich von seiner Zeit abhängig war, die Beschaffenheiten desselben sich erkennen lassen. Jeder sehe nach, wie unsere Beschreibung, außerhalb dieses Umrisses, mit der wirklichen Erscheinung zusammentreffe: sie trifft aber, wie es uns scheint, durchaus zusammen. Keiner hat sich völlig außer den Einfluß dieser Zeiten gesetzt; es giebt Einzelne, welche diese Perioden alle durchlaufen haben, Andere haben einige, von der Mitte aus, durchlebt: sie haben die Perioden bisweilen früher begonnen und früher durchlaufen, als die Uebrigen, da sie heller in ihre Zeit sahen. Schrift und Anstalt dieser Zeiten aber werden der Nachwelt dasselbe überliefern, was wir hier beschreiben.

Wir heben an von der Zeit, auf welche wir im Eingange sahen, und, von welcher Alles hier ausgeht: von der Zeit des zurückgehaltenen Geistes; und das wissenschaftliche Leben unter uns aus jenem Alter bezeichnen wir mit dem Namen der Aufklärung.

Wir würden uns versündigen, wenn wir diesen Namen lediglich darum hier brauchten, weil die Beherrscher dieser Periode ihn bekannten; er ist aber in sich passend. Das Abzeichnende der Periode war: eigentliche geistige Trägheit, klein-praktische Richtung und ausländische Färbung. Alles hielt damals den Geist des Volkes nieder; Schule, Staatsverfassung, Symbol: die geistige Kraft zog sich ermüdet zurück, und machte der häuslichen Verständigkeit und dem Gedächtnisse Platz. So krochen die wissenschaftlichen Leute in ihrem Leben und in der Welt hin; denn, ohne die höchsten Gedanken

und die freieste Vernunft, giebt es überhaupt kein m[...]liches Theilnehmen, und kein lebendiges, eingreifendes, forderndes Arbeiten aller menschlichen Kraft: dabei aber war sie unerträglich eitel, weil, wer vieles Einzelne mühsam herumträgt, schwer zu erlernen gehabt hat, und auch jede Erscheinung in der Welt Aehnlichkeiten, in Sprüchen und Geschichten, bereit hält; und, wer über Alles in der Welt, aus dem gewöhnlichen Standpunkte hin, ein Urtheil hat, unter seines Gleichen zu Ansehen gelangen muß. Die Freieren jener Periode hat man höchstens als Sonderlinge noch gelten lassen; und sie konnten unter diesem Namen doch noch in feinere Gesellschaft eintreten, da sie an einige Romanhelden und an manche Ausländer erinnerten.

Ferner hatte das wissenschaftliche Leben damals die klein-praktische Richtung, welche der, äußerlich beschränkten und in sich begränzten und matten, Kraft des Geistes verwandt ist. Für die häusliche Bequemlichkeit, und daß es auf den Straßen und Märkten sich wohl und ehrbar gehen und stehen ließe, waren die Wortführer beschäftigt, doch ohne Bekümmerniß und harmlos: daneben, daß in den Schulen die Kinder, ohne viele Anstrengung, die „Anfangsgründe" und „die Vernunftlehre" erlernten. Selbst die Bekenner der darstellenden, messenden und rechnenden, Wissenschaftlichkeit, welche das meiste Glück noch hatte, mußten doch dieser Gemeinnützlichkeit dienen: wiewohl diese begreiflicherweise in sich einstimmiger und beständiger war. Aus jener Zeit schreibt es sich her, daß alle weitere Bemühung, als Phantasterei und Sophisterei, wie man es hieß, galt; und, daß die, welche es mit alten Philosophen, einst doch auch, „nützlichen" Bürgern ihrer Staaten, wohl meinten, ihre rohen Aus-

sprüche, auch den Namen der Idee, zu Ehren brachten, indem sie Alles in ihren Stand und Kreis herabzogen.

Endlich hatte jenes Leben durch und durch die ausländische Farbe: allemal ist diese aber noch dazu getrübt und schlecht, weil der vaterländische Grundton immer hervorscheint. Wir wiederhohlen es nicht, was den Teutschen Sinn schon seit Jahrhunderten, und in der Mitte des vorigen am entscheidendsten entzweiet habe; wir wollen das unverschämte Eindringen der Französischen Sitte nicht beschreiben: dieses Alles that wenigstens dazu, daß das Französische erkieset wurde, da Teutsche, im Vaterlande eingezwängt, für entfesseltere Regungen auch ein freieres Feld suchten. Bei den Meisten aber war es entweder das gehorsame Annehmen der Gebräuche höheren Ortes, oder das Gefühl des Behaglichen bei der leichten Französischen Art und Wissenschaft. Man läßt ja dort den Menschen auf seinem Ruhebette, man schwatzt, lispelt und klingelt ihm vor; die Sprache, welche in der gemeinen Rede, unter Wortspielen, aber auch unter strenger Einförmigkeit, alt geworden ist, ziehet ihre Schminke über das Verschiedenartigste: auch erkennet man es als das Mürrische der Bären aus Norden, wo es allzugenau mit den Dingen genommen wird.

Das ist die Zeit der Aufklärung, welche der Klarheit entgegensteht. Nach und nach, nnd immer und ewigfort, soll bei diesen der Mensch sammeln und bedenken: nicht in sich greifen, und dem verstopften Quelle Luft machen, und das reine menschliche Bewußtseyn in sich begründen; wodurch sein Stand für alle Ewigkeit bestimmt wird. Bei allem Einzelnen soll er, Jenen nach, immer noch für andere Zeiten Thüren und Pforten offen lassen; ja, er soll

sich sogar hüten, Etwas für sich zu bestimmen; keinesweges im Gesetze der Welt, welches das menschliche Bewußtseyn für uns wiederhohlt, Alles, was ihm entgegentritt, durchdringen und begreifen.

So mußte jene Periode beschaffen seyn, von welcher wir zuerst sprechen sollten: und diesen Stein auf dein Grab, Fr. Nicolai, Mann der Notizen, Fürst der Aufklärung; und auf die Gruft, in welche die Zeit, bis auf geringe Bruchstücke, und wenige Strahlen und Funken, dich eingesenkt hat, Allgemeine Teutsche Bibliothek!

Wir bezeichnen zwei folgende Perioden des wissenschaftlichen Lebens der Teutschen, mit dem Namen der Zeit der Wissenschaftlichkeit, und der Zeit der Philosophie. Es sind diese die Zeiten der Französischen Revolution. Jene Periode mußte die *Aufregung* des Geistes haben, in dem Anblicke der fremden Unternehmungen, ihres Beginnens nämlich und ihres Scheines; aber nur die schwache Aufregung, da der Geist noch in der alten Trägheit saß, und zu Haus *noch überall* festgehalten wurde: kein Ergreifen also und Halten *des* Erscheinenden, kein Eingehen in sich selbst, kein Leben und Schaffen im eigenen Busen, und keine sichere Richtung nach Außen; sondern nur ein Interesse der Neugier, und eine Geneigtheit, nachzutreiben, was die Nachbaren treiben würden. Das wissenschaftliche Leben unter den Teutschen war damals unkräftig, auf das Treiben der Menschen gerichtet, und völlig abhängig von dem Ausländischen. Dennoch haben wir diese Zeit, die der Wissenschaftlichkeit genannt; denn es war in ihr nicht nur die Anlage zu dem ernsten Leben für die Wissenschaft, sondern auch die wirkliche Geneigtheit, frei und völlig im In-

neren zu werden, wie draußen in der Welt. Aber sie war gefesselt; und es nahm sie die Betrachtung der Erscheinungen ein, und es beherrschte sie der ausländische Tand. Man wird aus jener Zeit, unter uns nur wissenschaftliche Wünsche vorzeigen können: undeutliche, und immer verschobene Bilder von nöthigen Unternehmungen für die Wissenschaft, mattes Ergreifen; Vorschläge, wie man solche Unternehmungen unter günstigen Umständen antreten könne, und leise ausgesprochene Erwartungen von dem gewaltigen Geiste, welcher sich unter dem nachbarlichen Himmel zu offenbaren anfange.

Mochten Einzelne auch lange in diesem schwankenden Zustande bleiben; für die Meisten war er doch zu unsicher, und die großen Auftritte, um sie herum, unaufhörlich verwandelt, aber immer bedenklicher, gaben ihnen ein anderes Leben. Es gieng das Alter der Wissenschaftlichkeit in die Periode der Philosophie über. Schon zerfielen einzwängende Verhältnisse, es wurde ein frischeres und Teutscheres Leben offenbar, aber das Ausland verlor schon seinen Reiz. Das wissenschaftliche Leben unter diesen Umständen, war ein wackeres, ein Leben und Suchen im Innerem, mit entschiedenem Losreißen von dem Fremden. Nach dem Ahnen und Wünschen kam, wie sich der ganze Mensch freier bewegen konnte, das Hervorbringen der geistigen Kraft, und das Bekämpfen dessen, was von der früheren Zeit her im Gemüthe da war; aber es konnte das Langzurückgehaltene eher Nichts wollen, als, sich selbst begreifen: geheim floß noch das Fremde ein, aber von Außen war es ihm nicht mehr erlaubt, und man warf es gern weg, wo man es noch in sich fand; es hatte die Erwartenden getäuscht, und vor den geistigen Kräften, welche sich nun erhoben, sank es zusammen.

Wir erkennen in diesen Zügen die Philosophie, von welcher wir auch das Zeitalter bezeichnet haben. Sie ist ja das Fragen und Forschen nach dem Ursprünglichen und Reinen in uns, nachdem wir von dem Leben uns haben bilden lassen: das Zurückarbeiten in den Garten Gottes, nachdem wir die Welt durchstrichen haben, und in ihr gewohnt hatten. Die Philosophie ist nichts Anderes, als was eben nicht passend, die Kritik der Vernunft genannt worden ist: mag diese der Einzelne für sich unternehmen, oder als ein Sprecher seiner Zeit, an das Ganze dessen, was jetzt vernünftig heißt, Hand und Werkzeug anlegen. Das Zeitalter der Kritik ist immer auch eines der Hypothesen und der wechselnden Systeme. Die, welche Vieles in sich umstürzen und Manches ausscheiden, mögen doch bald auch ein Vestes und Ganzes in sich haben; die Kritik richtet sich aber schnell auch gegen dieses: und sie mögen, da ihre Richtung, beinahe ausschließend, nach ihrem Inneren steht, mit dem äußeren Leben, und dem Beobachten unter den Außendingen, wenig zu schaffen haben; die Erkenntniß soll vielmehr mit leichter Mühe aus ihnen selbst gewonnen werden.

Die folgenden Perioden des wissenschaftlichen Lebens unter uns, liegen in unserer schwersten Zeit; wir wollen sie die Zeiten des Mysticismus und der Begeisterung nennen. Es erreichte uns nun der Tyrann und der Jammer seiner Herrschaft, da wir in vorherrschender Richtung auf das Innere waren; er machte es wüste und wüster, und immer schlechter, rings um uns her. Hierin begreifen wir die mystische Stimmung der Teutschen in vergangenen Jahren. Wir waren stillbeschäftigt, und zwar nicht von dieser Welt: und, wurden wir von dem Laufe dieser fort genommen, so hat ihr nicht Vieles

mehr gedient, als Hand und Fuß. Wacker und Teutsch hatte das wissenschaftliche Leben in der vorigen Zeit begonnen; es konnte von dem eisernen Scepter nicht niedergeschlagen werden, und der giftige Hauch des Ausländischen hat es nicht ersticken oder verderben können: aber es zog sich in das Innerste zurück, wohin es ja vorhin schon sein Streben hatte, und fast gab es seine Zeit auf. Aber, ohne das klarste Bewußtseyn von dem reinen Menschlichen, und ohne lebendigen Zusammenhang mit Gottes Welt, werden wir, in der Zurückgezogenheit in uns selbst, ein armes Spielwerk desselben Weltlichen, dem wir uns entziehen wollten. Während wir dann Gott und Gottes Reich und göttliche Dinge zu schauen wähnen, stellt sich uns nur das Feinste von den weltlichen Eindrükken und das Schmelzendste dar, und nur verschwimmend und vorübertönend, und nimmt uns, wie bezaubernd, ein. Und das Gleichgewicht, in welchem dann die Thätigkeit der niederen Sphäre mit der höheren steht, giebt in das ganze Wesen das Gefühl des Aufgelösetwerdens und des schwindenden Bewußtseyns, welches vielleicht nur in seinem Außergewöhnlichen vergnügend ist. Das Zeitalter der mystischen Stimmung ist ein innerlich lebendiges, von Außen durchaus abgewendetes; aber entschieden ist in ihm der Haß des Ausländischen. Es ist ja dieses die abscheuliche Gestalt, welche dem frommen Sinne den Weg zum verwandten Geschlechte versetzt; da es seine Gräuel und Schrecken ringsum gezogen hat.

Und in diesem Zustande sind viele edle Kräfte schlafend abgestorben: lasset uns ihr Gedächtniß in Ehren halten. Für die Uebrigen gieng ein großes Licht auf, und sie traten in die Zeit der Begeisterung ein. Das wissenschaftliche Leben ist in dieser ein innigstklares, thatkräftiges und unein-

genommenes Leben: und die Begeisterung hat ja ihr Wesen, nicht im Bilderspiele und in hüpfenden Regungen, sondern darin, daß die Kraft des ganzen Menschen von einem klaren Gedanken ergriffen und bewegt wird. Es thaten sich die Thüren des Gefängnisses auf; und mit den Strahlen des Tages erhob sich die Geisteskraft. Die Ahnungen früherer Zeit erhelleten sich nun aus den gereinigtem und durchspäheten Innersten heraus, der Gedanke drängte und schloß sich zusammen: menschliches Wesen und Teutsche Kraft wurden offenbar. Es arbeitete aber nun die Kraft sich heraus, unter die Menschen hinein; sie ergriff das sinnliche Werkzeug, und wollte tilgen und schaffen für die gute Sache. Denn, für den guten Menschen wird die körperliche Kraft, nicht durch Veranlassung geweckt und durch Uebung gestärkt: sondern durch den Gedanken und den freien Willen. Aber das Fremde stellt sich dann in seiner natürlichen Gestalt dar. Wir scheiden das, was die Zeit aus dem fremden Volke gebildet hat, von seinem Ursprünglichen. Jenes hassen wir, und wollen wir vertilgen, wie es immer geschehen könne: dieses achten wir als Gottes Werk; aber wir hüten uns sehr, Volksthümliches, welches wir erkannt und gesondert haben, in uns *zu vermischen*; auch sind wir uns größerer Bestimmung im Reiche Gottes bewußt, als die Nachbaren haben können, mit sammt ihrer Selbstbewunderung und ihrem unverschämten Selbstlobe. Zwar rathen es uns die Menschen dieses Volkes, und seine Anhänger in unserer, noch nicht bearbeiteten, Volksmasse: es solle die Wissenschaft unter den Teutschen von jenen sich die Form annehmen, in welcher das Nachbarvolk Meister, und vorlängst anerkanntes Muster sey. Das ist ein großer Irrthum unter den Schwachen und bei Andern abscheuliche List. Derselbe Geist, welcher die Wissenschaft findet, erbauet, sich und ihr gemäß, ihre

Form. Aber sie verstehen es von dem rohesten Stoffe, welchen zu sammeln allein, wir tauglich seyen; sie wollen ihn verarbeiten. Von jenem zu reden, ist der Mühe nicht werth: aber das können sie erfahren, und sicher annehmen, daß sie immer die letzten seyn würden, von denen man forthin Muster holte; ihr Formen- und Stylwesen, bei der Wichtigkeit, mit welcher es ganz für sich betrieben wird, bei der Despotie Einzelner unter ihren Schulhelden, überhaupt aber bei der Leichtigkeit, welche Keinen anstrengen, und Keinen hart berühren soll, ist der Tod der Wissenschaftlichkeit.

Wir wären am Ziele mit unserem wissenschaftlichen Leben, wenn nicht vielleicht in der eben beschriebenen Zeit noch der Affect und die Zerstreuung eine Gewalt hätte, da es ja noch Kämpfe mit feindlichen Mächten, auch wohl noch körperlichen Streit, zu bestehen giebt. Beruhigt aber, und in seiner unendlichen Bahn festgestellt, (denn vor neuen Banden ist es sicher) wird dieses Leben in das Alter der Teutschen Vernünftigkeit eingehen. Es wird dann, reingewaschen von aller ausländischen Farbe, Teutschlebendige und reinmenschliche Wissenschaft zu Tage fördern und verarbeiten. Wir werden aber, wenn wir sie lebendig, menschlich, und mit dem Ernste, der Gründlichkeit und der Tiefe unseres Volkes behandeln, nur sie wollen, auf Religion begründet, und eigentlich praktisch, d. i. für unser menschliches, reines und volles, Leben. Rühren und bewegen wir, lebendig und mit vaterländischer Tüchtigkeit, unsere geistige Kraft; enthüllen wir unser ursprüngliches, menschliches Bewußtseyn; lassen wir darnach den Gedanken an Gott, nicht einen zufälligen Beisatz, sondern den eigentlichen, innersten Grund alles unseres Lebens, und unsere Bestimmung diese seyn,

das Gesetz der Welt in allen Erscheinungen wieder zu erkennen, und im selbsteigenen Leben wiederzugeben: dann sind wir die ächten Männer der Teutschen Wissenschaft; und, wo in alter Zeit Einer der Unseren solche Aufgaben geahnet, begriffen, gehandhabt hat, wir würden ihm, wenn er noch einen Sinn für dieses unser Daseyn hat, seine Freude und sein Stolz seyn. Und, sprechet es immerhin aus: die Teutschen sind es schon jetzt, in ihrem wissenschaftlichen Leben, und seinen Bestrebungen.

Es soll aber der gute Mensch in der freien Schöpfung, wo Gottes Gedanke verdunkelt ist, ihn hervorzuziehen arbeiten: für die Menschenwelt also und ihr gutes Leben bemühet seyn. Das ist überhaupt seine Pflicht: er sey wer er sey, und stehe wo es immer sey, und treibe was er wolle. Jetzt aber, da der rohen Masse im Volke noch Viel ist, und die Zeit entscheidend, soll jene Arbeit stark und hervortretend seyn. Der Teutsche soll in seinem Volke wirken; denn er findet hier denselben Grund und dieselbe Kraft vor: und es gebührt dem wissenschaftlichen Leben, dieses Wirken zu leiten. Die Volksmasse ist vorerst nur körperlich aufgeregt; sie hat sich an Abänderungen, auch des sonst Starresten, gewöhnt; sie lernt nun auch, sich bedenken, und, Teutsches mit Teutschem, leben und befreundet seyn. Aber Einigkeit, und freier, lebendiger, vaterländischer Sinn, soll in ihr sich begreifen und begründet werden.

So theilte sich denn alles wissenschaftliche Leben jetzt in die Staatsweisheit, die Volkslehre und die Erziehung; denn so muß es die Masse für alle Zeit bilden. Die Verfassung muß das gegenwärtige Leben in seinem hohen Geiste ergreifen und bewahren, und sie muß

diesem Geiste, für sein Streben um sich herum, Erlaubniß und Bahn geben: die Kirche bestehe in demselben Sinne; vor allen Dingen aber sey sie friedlich und fromm. Die Volkslehrer mögen für ihren Kreis also leben, daß er immer weiter und reiner werde; aber sie mögen dabei die Achtung und die Fähigkeit für die Wissenschaft in sich bewahren. Für ihnen Gleiche aber mögen sie Nichts aussprechen, was nicht die Wissenschaft in ihrer Anwendung fördere: und alles ihr Werk sey in sich vollendet. Die Erzieher aber mögen ihre junge Welt zum menschlichen Bewußtseyn bringen, zum vaterländischen Sinne erwecken, und zur Besonnenheit bilden: sie mögen nicht aufgeben und einfüllen, sondern zeigen, anregen und leiten. Das wissenschaftliche Leben erscheine denen, welche ihm geweihet werden, frühe in menschlichen, hohen Gestalten; in großen Gedanken müssen sie ergriffen werden, in Schwierigkeiten gereizt; und männlich unterstützt, wenn sie darum ringen. Dann stirbt vielleicht Manches ab, in welchem die Unsrigen noch Viel suchen und Vieles setzen; Manches aus dieser Zeit erscheint dann wohl im ungewandelter Gestalt; aber es würde ein reiner und großer Geist unter uns leben und immer weiter dringen, und immer freier bestehen; denn wir tragen vielleicht noch von den Gebrechen der Zeit an uns.

Und nun: was soll ich sagen? Lasset uns im Lichte Gottes wandeln!

L. B. C.

V.

Ueber Oesterreich's und Preußens Verhältniß zum Teutschen Reichsverbande.

Wie sehr sich auch Viele, vielleicht wohlmeinend, aber im verkehrten Sinne, bemüht haben mögen, Oesterreich und Preußen von dem Teutschen Bunde auszuscheiden: so scheint es doch keinem Zweifel mehr unterworfen, daß diese beiden ersten Teutschen Mächte zu dem Teutschen Reichsverbande *) gehören werden. Nicht nur

*) Wir erlauben uns hier eine Bemerkung, die vielleicht ihrer Stelle werth ist. — Im vorigen Stücke der Nemesis (S. 395 f.) haben wir zu zeigen gesucht, daß der Pariser Friede dem allgemeinen und heiligen Verlangen des Teutschen Volks nach einem Reiche mit einem Kaiser keineswegs entgegen sey. Für diese Behauptung spricht noch folgender Umstand. Im sechsten Artikel heißt es bekanntlich: „les états d'Allemagne seront indépendants et unis par un *lien fédératif.* Bei diesem Ausdrucke: *lien fédératif* scheint man allgemein nur an einen Bund zu denken, und nicht an ein Reichsverband. Aber diesen Ausdruck gebrauchte auch der Französische Minister Bacher, als er in seiner berüchtigten Note vom 1sten August 1806 dem Reichstage in Regensburg die Anzeige machte, daß Napoleon das Teutsche Reich nicht mehr anerkennen wolle, und er gebrauchte ihn von diesem Teutschen Reiche. „*Le lien fédératif* n'offroit plus de garantie à personne u. s. w.“ Also ist nicht nur klar, daß in der Sprache der Französischen Diplomatie der Ausdruck: *lien fédératif*, den sie vom Rheinbunde (Confédération du Rhin) nicht gebraucht hat, das Teutsche

is volksthümliche Wesen, welches Beide auf eine so schöne Weise bewährt haben, bürgt dafür, daß sie sich nicht von ren Brüdern zu trennen suchen werden; sondern diese Sonderung ist auch fast unmöglich bei den zerstreueten ändern, die besonders Preußen in Teutschland besitzt, wenn es überhaupt einen Teutschen Bund geben soll; nd der Umstand, daß Oesterreich und Preußen, nicht ls Europäische, sondern als Teutsche Mächte, sich schon ängst mit Entwerfung einer Teutschen Verfassung beschäftigt haben, giebt die vollste Gewißheit.

Indeß wird Keiner läugnen: so wünschenswerth und nothwendig dieser Zutritt der beiden großen Mächte, für Sicherung und Erhaltung des Teutschen Bundes, und mithin für Teutschen Geist und Teutsches Volksthum, auch immer bleiben wird, so schwierig wird es werden, die Forderungen des Bundes auszugleichen mit den Ansprüchen, welche die beiden Mächte auf die geschichtlichen Verhältnisse zu gründen suchen dürften, und zu suchen fast gezwungen zu seyn glauben möchten.

Wenn ein Bund, welchen Namen er auch führen mag, innere Festigkeit erhalten soll, so müssen die Glieder desselben gleiche Rechte haben und gleiche Pflichten. Giebt es bevorrechtete Genossen, so ist Eifersucht, Reibung, Widerstrebung, theils zwischen den Zurückgesetzten und Bevorrechteten, theils zwischen den Bevorrechteten unter einander, kaum zu vermeiden: jene werden streben, diese

Reich bezeichne, sondern sie scheint auch durch Wiederaufnahme dieses Ausdrucks im Jahr 1813 die Herstellung des Reichs anerkannt zu haben, das sie 1806 nicht mehr anerkennen wollte.

zu erreichen, von diesen wird Jeder suchen, auch über die Gleichen hinauszukommen, um der Höchste zu seyn. Wer viel vermag, der wird allerdings viel gelten; aber es ist unnatürlich und muß die edelsten Gefühle empören, daß Jemand Gesetze geben oder betreiben will, zu deren Beobachtung er sich nicht bequemen mag; natürlich hingegen ist es, daß derjenige über Alle emporzukommen sucht, der sich schon über den Meisten erblickt. Darum muß aus solchen Vorrechten im Bunde fast nothwendig entweder eine Dictatur eines Bevorrechteten entstehen, oder eine Auflösung des Bundes ist unvermeidlich; diese jedoch mag die Dictatur zur Begleiterin haben, wenn es der Bevorrechteten mehrere giebt, die sich mit gleichem Glücke zu halten wissen.

Ein Bund mehrerer Staaten Eines Volks aber soll unstreitig zunächst ein geschlossenes Ganze gegen andere Völker bilden, und einem jeden Bundesgliede die möglich größte Sicherheit gegen Auswärtige gewähren; und eben damit soll er zweitens den Volksgenossen, die durch verschiedene bürgerliche Verhältnisse getrennt sind, möglich machen, sich auf eine eigenthümliche Weise auszubilden, und in dieser eigenthümlichen Bildung ein kräftiges und tüchtiges Volk zu werden.

Soll ein solcher Bund gegen Auswärtige wirklich ein Ganzes seyn, so ist zweierlei nothwendig. Einmal muß es keinem Gliede des Bundes verstattet seyn, mit Auswärtigen, ohne gemeinsame Theilnahme des Bundes, politische Verhältnisse irgend einer Art einzugehen; und zweitens muß es nur eine Streitkraft des Bundes, und nicht Streitkräfte der Bundesglieder geben: der Bund

muß eine volksthümliche Macht seyn, aber er muß nicht aus volksthümlichen Mächten bestehen wollen.

Soll aber durch einen solchen Bund eine wahrhaftige Volksbildung — d. h. die einzig wahre Bildung, die kräftig, tüchtig, menschlich macht — gefördert werden: so muß jedem Volksgenossen ein freier Verkehr mit allen übrigen Volksgenossen, in geistiger wie in sinnlicher Hinsicht, verstattet seyn, und die verschiedenen bürgerlichen Verhältnisse dürfen nicht störend dazwischen treten.

Wenn es z. B. den einzelnen Gliedern des Bundes erlaubt wäre, an auswärtige Mächte Gesandte zu schicken, oder von auswärtigen Mächten Gesandte zu empfangen, Bündnisse zu schließen, Truppen zu halten, Landwehren zu errichten, Kriege zu führen, und dergleichen: so würde es übel um die Einheit des Bundes stehen. Alles dieses darf nur dem Bunde verstattet seyn, oder das Vertrauen zu dem Bunde ist eitel und schlecht begründet; der Bund ist ein leerer Name, mit welchem man wohl ein selbstsüchtiges Spiel treiben kann, der aber den Gliedern keine andere Sicherheit gewährt, als die sie ohne ihn haben, und nimmermehr wird er die volksthümliche — d. h. die wahrhaft menschliche — Bildung fördern. Wollte man den Mittelweg gehen, daß zwar dem Bunde alles Angegebene zukommen, daß es aber auch zugleich den einzelnen Gliedern vergönnt seyn sollte — also daß es Gesandte vom Bunde und Gesandte von Bundesgliedern, Truppen des Bundes und Truppen der Bundesglieder gäbe — : so würde man dadurch die Verwirrung nicht lösen, sondern nur mehren, und den Bund zu einem elenden Gaukelspiele hinabwürdigen.

Wenn es hingegen den einzelnen Bundesstaaten, in Rücksicht des Verkehrs der Volksgenossen, verstattet wäre, sich gegen andere Bundesstaaten abzuschließen, und solche Scheidewände aufzuführen, als vielleicht gegen andere Völker nothwendig sind: so wird nie ein Bundessinn entstehen, und nie eine wahre Volksbildung aufkommen, sondern Alles wird Halbheit bleiben, Zerrissenheit, Erbärmlichkeit.

Ein solcher Bund wäre der Erhaltung nicht werth; er wäre nicht werth, daß irgend ein Mensch Theil an ihm nähme. Denn vor Zerstückelung und Vernichtung wird er nur so lange sicher seyn, als auch die einzelnen Glieder ohne Bund wenig zu fürchten haben. Wenn er auch eine Zeitlang als Eine scheinbare Masse fortbestände: so würde dieses nicht durch seine innere Haltkraft geschehen, sondern es würde durch äußere Verhältnisse bewirkt werden; im Bunde wird nichts gedeihen, über welches ein menschliches Gemüth eine wahrhaftig menschliche Freude empfinden könnte.

Alles dieses ist so klar, daß es verdrießt, darüber weiter Ein Wort zu sagen: auch könnten die Geschichten der Hellenen und Teutschen dafür zeugen.

Nun aber: ist zu erwarten, daß Oesterreich und Preußen sich das *aequum jus* in einem Teutschen Bunde, oder Reichsverbande, werden gefallen lassen? daß sie nur an Kraft im Teutschen Bunde hervorzuragen, übrigens aber außer dem Teutschen Bunde nichts zu seyn begehren? daß sie sich eben so, wie der kleinste Reichsstand, vor dem Kaiser beugen werden?

Wenn Oesterreich und Preußen mit dem einen Fuß in den Bund treten und mit dem andern draußen bleiben, dergestalt, daß sie nach ihrer Bequemlichkeit und nach ihrem besondern Vortheil, sich bald benehmen dürfen als Bundesglieder, bald als Mächte, die außer dem Bunde sind: so möchten sie wohl zweckmäßiger ganz vom Bunde gesondert bleiben. Sie werden leicht mit einander in Zwist gerathen, weil sie, anstatt im Bunde wie Volksgenossen und Brüder eins zu seyn, mit der Feindseligkeit besonderer politischen Verhältnisse einander gegenüber stehen, und einander entgegenstreben; sie werden den Bund zerstückeln und theilweise an sich reißen, sie werden das Teutsche Volk fortwährend unter seiner Bestimmung halten, und diese große Nation dem ungeheuersten Unglück aussetzen, das über Menschen kommen kann. Dennoch, werden Oesterreich und Preußen über sich gewinnen, das Nothwendige zu thun?

Das Recht eines Fürsten, willkührlich Kriege anfangen zu können, ist an sich ein elender Vorzug, welchen die Vernunft niemals billigen, welchen sie vielmehr nur als eine wunderliche Thatsache auffassen mag. Des Volks gesicherte Lebensfreiheit ist das Erste und Einzige, das erstrebt werden kann. Findet diese wirklich Statt: so scheint jenes Recht einem guten Fürsten sehr gleichgültig seyn zu können, weil er niemals Gebrauch davon machen würde, wenn er es auch hätte. Findet sie nicht Statt: so scheint das Volk selbst den Krieg wollen zu müssen, und also kann der Fürst dieses Rechts ebenfalls gar wohl entbehren. Dennoch ist die menschliche Verkehrtheit zu der Weisheit gekommen, daß ein Fürst, der wirklich ein Fürst, oder der, wie man dies zu nennen pflegt, Souverän ist, dieses Recht des Kriegs haben müsse.

Kaiser Franz und König Friedrich Wilhelm gehören gewiß zu den edelsten Fürsten, deren die Geschichte gedenkt. Für ihre erhabene Seele möchte es wohl kein großer Entschluß seyn, wegen der größern Sicherheit ihrer Unterthanen und wegen der ganzen Bildung des Teutschen Volks, dem sie angehören, auf ein Recht Verzicht zu leisten, welches durch den großen Teutschen Reichsverband überflüssig wird. Aber werden ihre Kabinete, die durch mannichfaltige Erfahrungen zu gewissen Grundsätzen der Politik gelangt sind, sich zu dieser sittlichen Höhe der Monarchen zu erheben vermögen?

Oesterreich und Preußen stehen glänzend in der Reihe der ersten Europäischen Staaten. Theils in ihrer eigenen Kraft, theils in dem Zusammenhange der Staaten Europa's, glauben sie gewiß eine Macht zu besitzen, die hinreicht, ihnen, auch wenn sie für sich allein stehen, unabhängig vom Teutschen Bunde, die Stelle zu sichern, die sie unter diesen Staaten einnehmen. Sollten sie sich nun auf irgend eine Weise die Hände binden, sollten sie sich, durch den Eintritt in einen Bund, die Bewegung rauben lassen? sollten sie die Gewißheit, welche *in ihrer* Kraft und in ihren besondern Verhältnissen ruht, aufgeben, und sich dem ungewissen Schicksal einer größern Gesellschaft hingeben, deren Natur und Art sie noch nicht kennen? Was sie opfern, das liegt am Tage; was sie gewinnen sollen, das birgt der Schooß der Nacht.

Ja, wenn Oesterreich und Preußen sich so weit in den Bund einlassen, daß sie auf die Angelegenheiten desselben fortdauernd wirken mögen, aber zugleich so weit außer demselben bleiben, daß sie ihren besondern Vortheil verfolgen können: so mögen sie sich der Hoffnung über-

lassen, auf Kosten des Bundes für sich zu gewinnen, und als einzeln dastehende, als Europäische, Mächte immer mehr Gewicht und Ansehen zu erlangen. Treten sie aber dergestalt in den Bund ein, daß sie mit allen Gliedern Rechte und Pflichten theilen: so werden sie auf immer die Aussicht auf Vergrößerung verlieren, die jedoch den meisten Reiz zu haben pflegt, wie für Fürsten, so für Räthe. An eine Vergrößerung in Teutschland ist wenigstens gar nicht zu denken; und selbst außer Teutschland würde wohl der Bund, aber nimmer das Bundesglied Land und Leute gewinnen können. Wie? sollten die Kabinete zu Wien und Berlin sich wohl zu solchen Verzichtleistungen entschließen können?

Warum nicht? Oesterreich und Preußen sehen gegenwärtig Männer an der Spitze ihrer Geschäfte, die Helden am Verstande sind, und Helden durch den Adel ihrer Gesinnung. Diesen Männern steht das Volk, zu dem sie gehören, gewiß höher, als der Staat, dem sie dienen. Vor der Sonne Teutscher Bildung verschwindet ihnen das Licht, in welchem Oesterreich und Preußen strahlen. Um des Theils willen, wollen sie zuverlässig das Ganze nicht untergehen lassen. Sie wissen wohl, daß ein Riesenarm nur Stärke hat an einem Riesenleibe, und daß diese Stärke nur dann etwas Tüchtiges vollbringen kann, wenn den Leib ein Geist beseelt. Sie erkennen die Möglichkeit, ja die Wahrscheinlichkeit, daß Oesterreich und Preußen in Kriege mit einander gerathen können, wenn sie nicht im Teutschen Bunde brüderlich vereint sind; und sie schaudern vor dem scheuslichen Gräuel eines solchen Bruderkampfs und Brudermords, der, nachdem seine Natur so lebendig eingesehen ist, Alles Gräßliche übersteigen würde, welches die Einbildungskraft zu fassen vermag. Und solchen Gräuel

wollen sie zuverlässig gern, auch mit den größten Aufopferungen, Göttern und Menschen ersparen. Also wäre wohl möglich, daß die Kabinete zu Wien und Berlin, weil sie, in dem gegenwärtigen wichtigen Augenblicke, durch ein glückliches Geschick aus so großen und ausgezeichneten Männern bestehen, sich zu dem Entschluß erhöben: Oesterreich und Preußen sollten, ohne Vorrecht und ohne Vorbehalt, ganz und treu, in den Teutschen Reichsverband treten und sich mit Land und Leuten dem Teutschen Kai er unterordnen.

Gesetzt nun aber, das geschähe: würden die übrigen Teutschen Staaten über diesen großen Schritt recht erfreuet seyn können?

Gegen den ersten und grimmigsten Feind des Teutschen Namens, gegen Frankreich, haben Oesterreich und Preußen mit allen übrigen Teutschen völlig gleiches Interesse. Aber nach der entgegengesetzten Seite scheint das keineswegs der Fall zu seyn.

Preußen dehnt seine Besitzungen weit über Teutschland's natürliche Gränzen hinaus; es hat sich zwischen die Polen und das Meer geschoben, das Letztere den Ersteren gänzlich sperrend. Diese geschichtlich gegebenen Verhältnisse sind unnatürlich. Es wäre zwar wohl möglich, diese Verhältnisse also zu ordnen, daß sie im Fortgange der Zeit zur Natur zurückgebracht würden: die Scheidewand zwischen Preußen und Polen müßte fallen, und die Bewohner des Landes zwischen den Karpathen und dem Meere müßten zu Einem Staate verbunden werden: Polen müßte an Preußen kommen. Aber diese Möglichkeit wird schwerlich zur Wirklichkeit werden, so lange es Staaten giebt,

Digitized by Google

welche die äußere Größe der inneren Kraft, und eine weitverbreitete Herrschaft einem freien eigenthümlichen Leben der Völker vorziehen.

Wenn aber Polen nicht mit Preußen vereinigt wird, so ist dreierlei möglich. Entweder bleibt Polen zwischen Oesterreich, Preußen und Rußland getheilt, oder Rußland bekommt das Herzogthum Warschau, sey es unmittelbar, sey es mittelbar, in seine Gewalt, oder endlich die Polen erreichen das Ziel ihrer Wünsche und Anstrengungen und werden, wie sie ein eigenes Volk sind, so auch wieder in ein eigenes Reich vereinigt. — Im ersten Falle werden Kriege zwischen Rußland, von der einen, und Preußen (mit Oesterreich), von der andern Seite, kaum zu vermeiden seyn, weil Rußland Alle seine Stammgenossen fordern wird: die Polen werden zu solchen Kriegen reizen und drängen, weil sie nur auf diese Weise wieder vereinigt und hergestellt zu werden hoffen dürfen.— Im zweiten Falle hingegen kann man mit Zuverlässigkeit sagen, daß Rußland und Preußen unaufhörlich mit einander im Kriege seyn werden, wenn sie auch nicht unaufhörlich gegen einander die Waffen rühren; und für diese Kriege wird kein anderes Ende zu hoffen seyn, als daß Rußland zu dem Binnenlande auch das Küstenland, zu Polen auch Preußen gewinne. Die Freundschaft der Monarchen mag für den Augenblick Vieles ausgleichen; aber Manches kann dieselbe trüben, und in keinem Falle wird sie länger dauern, als das Leben. — Im dritten Fall endlich wird, wie vormals, zwischen Preußen und Polen gerungen werden; nur möchte der Ausgang leicht für Preußen seyn.

Alle diese Kriege, deren Möglichkeit keiner läugnen, deren Wahrscheinlichkeit kein Kundiger bezweifeln wird,

haben aber ihren Grund in Preußens besonderer L
Wenn nun Preußen sich entschlösse, mit gleichen Rechten u
gleichen Pflichten, ein Glied des Teutschen Reichsverbandes
zu werden: so ist keine Frage, diese Preußischen Kr
werden lauter Teutsche Reichskriege werden müssen. W
hingegen der König von Preußen nur mit einem T
seiner Länder in den Reichsverband aufgenommen, et
mit den Ländern bis zur Oder, oder gar nur bis
Elbe, mit dem übrigen Theil hingegen wäre er au
dem Reiche: so behielten die übrigen Teutschen fr
Hand; sie könnten die Lage der Dinge gehörig berathen
fänden sie es bequem oder vortheilhaft, dem König vo
Preußen Hülfe zu leisten, so stellten sie sich zu ihm
sähen sie aber, daß nichts zu erreichen seyn möchte
überließen sie den König von Preußen seinem Schicksal
und blieben daheim in häuslicher Bequemlichkeit. — W
sollte diese Freiheit nicht vor Allem den Vorzug ve
dienen?

Die Preußen indeß sind doch Alle Teutsche, und
wenn der König von Preußen auch einige Unterthanen
hat, die keine Teutsche seyn mögen, so verschwinden sie
in dem Ganzen. Sehen wir aber auf Oesterreich: so be
herrscht der Kaiser viele Länder, deren Bewohner mit
dem Teutschen Volke wenig oder nichts gemein haben
und durch diese Länder kann er in mannichfaltige Kriege
verwickelt werden, die in ihrem Zwecke, wie in ihrem
Erfolge, dem Teutschen Volke gänzlich fremd sind. Wie
nun? sollen die Kriege des Königs von Ungern gegen
Russen und Türken Teutsche Reichskriege seyn? Sollen
die Teutschen mit dem Kaiser von Oesterreich nach
Italien ziehen, wenn er hier durch die wunderlich ve
'ngenen Verhältnisse, in welche er sich begiebt, in

einen Krieg verwickelt würde? Wenn der König von Ungern, der Herzog von Mailand, und wie sich der Kaiser von Oesterreich als Herr seiner nicht Teutschen Länder sonst nennen mag, gewiß seyn kann, daß die Macht des Teutschen Bundes seiner Hausmacht zur Seite treten wird, wenn er mit dieser zu einem Kriege zieht: ist nicht zu befürchten, daß der Kaiser von Oesterreich den Teutschen Bund zu seinem Vortheile mißbrauchen werde? Denn wenn solche Kriege wider die Türken, in Italien oder an andern Gränzen der Oesterreichischen Herrschaft glücklich liefen, wer würde dabei gewinnen? Der Teutsche Bund gewiß nicht, sondern der Gewinn wäre mit Aufopferung der Kraft Teutscher Völker für Oesterreich's Herrschaft gemacht worden. Also muß ja wohl den Teutschen der Vorbehalt bleiben, daß die Kriege des Hauses Oesterreich nicht Teutsche Kriege seyn sollen, sondern daß es von dem Teutschen Bund abhängen solle, ob er Theil nehmen will oder nicht. —

Es ist keineswegs zu läugnen: für Teutschland's Einheit und Festigkeit ist es kein Glück, daß Teutsche Fürsten, daß besonders der erste Teutsche Fürst Herr von nicht Teutschen Ländern ist, die für den Teutschen Reichsverband eben so wenig passen, als man sie demselben einzuverleiben geneigt seyn möchte. Aber es ist eben so wenig zu läugnen, daß es für die Einheit des Teutschen Bundes, mithin für Sicherheit und Erhaltung, mithin für Teutschen Geist und Teutsche Bildung, keineswegs vortheilhaft seyn würde, wenn man Oesterreich und Preußen nur halb, nur so lose an den Bund knüpfen wollte, daß man sich von ihnen lossagen, und nicht Alles mit ihnen theilen wollte.

Wie sollte es denn werden? Gesetzt, Oesterr. Preußen, welches letztere gleichfalls halb in dem B. halb außer dem Bunde wäre, geriethen in einen K. und der Feind sagte: nur gegen Oesterreich oder P. als besondere Europäische Mächte, zöge er das Sch. und keineswegs gegen das Teutsche Reich. Diese Rede Feindes bestimmte nun den Teutschen Bund, die Sache Kaisers von Oesterreich oder des Königs von Preußen verlassen: würde man diese Monarchen auch verhind. die Kräfte ihrer Länder, die zu dem Teutsch. Bunde gehören, in den Kampf zu bringen? W. man sie hierin nicht hindern: so ist klar, daß man die Einheit des Bundes auflösen würde; denn die B. desmacht würde vernichtet, und ein Glied des B. des zöge als besondere Macht in den Krieg. Eine um greifende Wehrordnung des Reichs wäre nicht m. lich; jedes Bundesglied müßte seine Truppen h. und der Bund wäre wehrlos, wie das alte Teutsche Reich gewesen ist. Diese Trennung der Streitkraft des Bundes aber in Streitkräfte der Bundesglieder müßte noth wendig auch das Gemeinsame im sinnlichen und geistigen Verkehre zerstören, und der Bund wäre ein zerhackter Leib ohne Leben und Geist, ein sittlich-politisches Ungeheuer. — Wollte man sie aber wirklich hierin hindern: so würde dieses eine solche Unnatürlichkeit seyn, daß auch die Form des Bundes augenblicklich gesprengt werden würde. Der Märker und Magdeburger würden nicht zugeben, daß sein Preußischer Bruder unter fremdes Joch käme; er würde alle Verhältnisse zerbrechen, und sich zu seinem Könige stel len neben den Preußen. Und würde der Oesterreicher zu geben, daß sein Kaiser Ungern verlöre, oder Siebenbürgen? Und wo bliebe da Bundeseinheit und Bundeskraft?

Nehme man aber auch einmal an: der Kaiser von Oesterreich und der König von Preußen ließen es sich gefallen, daß dem Teutschen Bunde die Wahl bleiben sollte, ob er mit ihnen in den Krieg, der aus ihren besonderen Verhältnissen entspränge, ziehen wollte oder nicht: so wäre zweierlei möglich; entweder der Krieg fiele glücklich aus für Oesterreich oder Preußen, oder er liefe unglücklich. Wäre das Erste der Fall: sollte wohl in Oesterreich und Preußen der Bundessinn wachsen? sollten sie wohl geneigt bleiben, Glieder des Bundes zu seyn? sollten sie eine große Bereitwilligkeit in sich fühlen, dem Teutschen Bunde mit ihrer Macht zu Hülfe zu kommen, wenn sich etwa auch für diesen, von einer andern Seite, Gefahr nahete! — Wäre hingegen das Zweite der Fall: hätte denn Teutschland gewonnen, wenn Russen, Polen oder Türken dem Herzen Teutschlands näher kämen? oder muß jeder Teutsche wünschen, diese Fremdlinge so fern als möglich zu halten?

Wenn man nun zu diesem Allen bedenkt, was vorher über die Gründe gesagt worden ist, die Oesterreich und Preußen haben könnten, nicht in den Bund zu treten; und wenn man endlich bedenkt, daß man dem befürchteten Mißbrauche, den Oesterreich oder Preußen etwa mit der Macht des Teutschen Bundes zu ihrem Vortheile treiben möchten, hinlänglich begegnen zu können scheint: — theils stehen ja diese beiden Mächte neben einander, theils ist ja auch der Bund kein willenloses Wesen, sondern er kann rathen und vermitteln, und Recht unterscheiden vom Unrecht —: so scheint man über das geringere Uebel nicht im Zweifel bleiben zu können. Also möchte, wie uns dünkt, Folgendes das Wünschenswertheste für Teutschland seyn.

1. Da die Unterthanen des Königs von Preußen sämmtlich Teutsche sind, oder doch sämmtlich Teutsche

werden sollen: so tritt der König mit Land und Leuten dem Teutschen Bunde bei. Ist dieses nicht zu erreichen: so bestimmt der König genau: welcher Theil seines Gebiets Teutsches Land (im politischen Sinne) seyn, und welcher Theil unabhängig vom Teutschen Bunde bleiben soll.

2. Da der Kaiser von Oesterreich über Länder gebietet, deren Bewohner dem Teutschen Volke fremd sind: so tritt er mit allen seinen Unterthanen, deren Muttersprache die Teutsche ist, dem Teutschen Bunde bei, und die Gränzen des Teutschen Reichs sind die Gränzen der Teutschen Sprache.

3. In den Ländern, welche der Kaiser von Oesterreich und der König von Preußen dem Teutschen Bunde einverleiben, werden ohne irgend einen Vorbehalt alle und jede Einrichtungen eingeführt, welche erforderlich sind, um den Bund gegen Auswärtige kraftvoll zu erhalten und zu beschützen, und um die Teutschen sammt und sonders also zu vereinen, daß sie zu einem großen, starken, freien Volke werden können, in eigenthümlicher Art und Bildung. Außer und neben dem Bunde müssen diese Länder nichts seyn sollen, weder im Kriege, noch im Frieden.

4. Dagegen aber erhalten der Kaiser von Oesterreich und der König von Preußen nicht nur den größten Einfluß auf den Bund — vermöge der Stelle, die sie verfassungsmäßig im Bunde einnehmen werden —, sondern der Bund nimmt auch an allen Verhältnissen Theil, in welche sie, wegen ihrer nicht Teutschen Besitzungen, mit Auswärtigen gerathen könnten, und namentlich sind alle Kriege, die Oesterreich oder Preußen, als besondere Staaten, zu führen haben könnten, Teutsche Reichskriege. Von ihrer Seite hingegen stehen auch sie mit aller ihrer nicht Teutschen Macht zur Teutschen Reichsmacht, wenn das Teutsche Reich etwa Krieg zu führen haben sollte.

VI.

Annus MDCCCXIV.

Non mihi continuis pascuntur solibus arva;
Nec ventos habeo corrigere et pluvias.
Ergo nec Cereris praeclare exubero donis,
Nec fovi rigido dulcia poma sinu.
Grates non solvet rarae mihi vinitor uvae,
Nec sparget laudes amphora sera meas.
Nobilitas annos tenuis manet illa silentes,
Majori clarus munere dicar ego.
Qui toto ingenio, tota vi veris et omni
Mole elementorum fervidus incubui,
Urgerem ut saevos debellaremque tyrannos,
Pax ut se insuetae credere posset humo.
Protinus humanis cedunt immania jura,
Praevalidum subigit justitia alta nefas.
At vicisse sat est; victor, non ultor habebor,
Condit amor noxas mutuus innumeras.
Quae solia excidere patres, ego pulcra repono,
Condecoratque aras prisca corona sacras.
Sordibus edomitis legum et squallore recenti,
Legum intrat populos casta cupido rudes.
His ego censebor cursu vergente triumphis,
Haec canet humani libera vox generis.
Tuque o, qui sceptrum me discedente tenebis,
Non cunctare animis rem gerere ipse meis.
In dubios te prava trahant ne gaudia fluctus,
Ne perverse alacri grande resistat opus.
Aemulus haut fallere; alienum spiritus ingens
Sternet, per gentes diditus arte mea.

F. Roth.

* * *

Das Jahr 1814.

Nicht mit Strahlen beständiger Sonn' erfreu' ich die Feldflur,
  Auch nicht hab' ich Gewalt über den Regen und Wind.
Reich nicht bin ich geziert mit der Ceres goldenen Gaben,
  Auch in dem rauheren Schoos reift' ich nicht köstliche Frucht.
Nicht Dank sagen wird mir für erlesene Trauben der Winzer,
  Nicht verkünden mein Lob wird ein bejähretes Faß.
Solch' ein Adel verbleibt den thatlosschwindenden Jahren:
  Höheren Ruhm soll mir höhere Gabe verleihn.
Hab' ich mit ganzem Gemüth, mit des Frühlings mächtigen Kräften,
  Mit der Gewalt der Natur selbst, mich doch feurig bestrebt,
Daß ich die blut'gen Tyrannen bezwäng' und würfe zu Boden,
  Daß der entwöhneten Welt neu sich der Friede vertraut!
Und es entweichen alsbald unmenschliche menschlichen Rechten;
  Hehre Gerechtigkeit bricht übergewaltigen Gräu'l.
Aber am Sieg ist genug; ich bin nur Sieger, nicht Rächer,
  Wechselseitig Verzeih'n decket unzählige Schuld.
Schön herstell' ich die Throne, zerstört von der Väter Gewaltthat,
  Schling' um den heil'gen Altar schmückend den vorigen Kranz.
Frei ist vom Staub das Gesetz, frei ist's von der neuen Entstellung:
  Reine Begierde nach Recht faßt auch das rohere Volk.
Solches Triumphs Ruhm bleibt mir gewiß, wenn die Bahn ich vollendet:
  Solches besinget der Mund künftig des Freien Geschlechts.
Aber, o Du, dem die Herrschaft gebührt nach meiner Entschwindung,
  Eil' und führe die Welt weiter auf meinem Geleis.
Möge nicht thörichte Lust Dich ziehn in gefährliche Strudel,
  Daß nicht das Riesenwerk spenstig dem Albernen sey.
Eiferst Du nach, so gelingt's; doch kehrst Du Dich ab, so besiegt Dich
  Jener von mir in die Welt allhin gespendete Geist.

VII.

Chateaubriand gegen Carnot.

In das vorige Stück der Nemesis haben wir Carnot's Denkschrift aufgenommen. Wir erwähnten dabei des Herrn von Chateaubriand, aber wir kannten die Schrift desselben nur noch aus den Zeitungen. Inzwischen ist sie uns zugekommen, und wir glauben ihrer gedenken zu müssen. Sie führt die Ueberschrift: Réflexions politiques sur quelques écrits du jour et sur les intérêts de tous les Français. Par M. *de Chateaubriand.* Paris, 1814.

Unsere Leser wissen aus den Zeitungen, daß der König die Schrift vor dem Drucke gelesen, daß er sie nach seinem Sinne verändert haben, und daß er sie allgemein empfehlen soll: dadurch muß sie sehr merkwürdig werden für alle Franzosen, ja auch für Ausländer. Sie wissen gleichfalls aus den Zeitungen, daß schon am Tage ihrer Erscheinung mehrere Tausend Abdrücke in Paris verkauft worden sind, und daß sie in London ebenfalls mit reißender Schnelle abgegangen ist. Das ist nun erklärlich genug; die Frage aber: ob Alle, welche die Schrift gekauft und gelesen haben, auch durch dieselbe befriedigt worden sind? ist damit noch keineswegs beantwortet.

Das leidet keinen Zweifel: die Schrift muß vielen Lesern ungemein gefallen, nicht nur weil wirklich recht viel Gutes und Wahres in ihr enthalten ist, sondern auch durch die bequeme, leichte, oberflächliche und doch geistreiche Art, mit welcher sie geschrieben ist. Carnot's Denkschrift scheint in Einem Zuge verfaßt zu seyn; sie ist aus Einem Gefühl hervorgeströmt, und darum rauh und

hart, wohl beredt, aber nicht gefeilt. Diese Schrift hingegen ist in dreiundzwanzig Kapitel, mit besonderen Ueberschriften, getheilt; jedes Kapitel hat eine Menge Absätze; die Sätze sind kurz, leicht und zierlich, bald fragend, bald ausrufend; viele Gegensätze und Witzschläge, Anspielungen und Vergleichungen; Worte, die nie ihre Wirkung verfehlen, von Tugend, Religion und Menschlichkeit, von Tyrannen und gesetzmäßigen Königen, als sich entgegenstehend; Alles gewandt, reizend, stechend. Kurz, die sämmtlichen Eigenschaften, welche die Französische Sprache und Darstellung der vornehmen, abgefeinten und leichtfertigen Welt empfehlen, hat Hr. von Chateaubriand geltend zu machen gewußt. Dennoch kommt uns sehr unwahrscheinlich vor, daß er mit diesen Gaben und Künsten den gewaltigen Eindruck ausgelöscht haben werde, den Carnot's republikanische Kühnheit auf viele Gemüther gemacht haben möchte. Einmal sagen diese Dinge nicht jedem Menschen zu, und dann geht auch durch Hrn. v. Chateaubriand's Schrift ein Etwas, das wir nicht besser zu bezeichnen wissen, als frömmelnde Höfischheit, oder höfische Frömmelei: es ist eine Frömmigkeit und ein Tugendeifer, die zwar wahr seyn mögen, die sich aber zur Schau zu tragen scheinen: und das thut nicht wohl.

Die Schrift besteht eigentlich aus zwei Theilen. Der erste Theil ist gegen Carnot gerichtet, den jedoch Herr v. Chateaubriand des Nennens nicht würdigt; im zweiten Theile hingegen wird die neue Verfassung Frankreichs überhaupt vertheidigt, um den Franzosen zu zeigen, wie sie nichts Besseres thun können, als sämmtlich an dieser Verfassung festzuhalten.

Was die Polemik gegen Carnot betrifft, so hat Hr. von Chateaubriand unstreitig in vielen Punkten

Recht. Carnot stellt ja Ansichten auf, deren Vertheidigung kein edler Mensch leicht übernehmen möchte, und er vertheidigt sie selbst mit Gründen, die nur zeigen, daß er sie nicht zu vertheidigen weiß. Man begreift nicht, wie ein Mann von solchem Geiste und solcher Kraft solche große Dinge auf solche Weise habe behandeln mögen, wenn nicht etwa der Umstand Vieles erklärt, daß er im Gefühle seines Werths den Sinn seines Lebens vernichtet glaubt, und hierüber einen unendlichen Schmerz empfindet. Aber gegen seine Sätze stellt Hr. von Chateaubriand oft nur andere, die freilich dem Thron und den Bourbons angenehmer seyn müssen, die aber ebensowenig wahr oder bewiesen sind; er bestreitet Sophismen mit Sophismen, und bleibt nur in sofern Sieger, als er zuletzt redet, und in dem Gefühle redet: Carnot werde ihm nun nicht wieder antworten.

Carnot hatte z. B. gesagt: die Umgebung des Königs verleitete diesen zu solchen Schritten, daß man das Ende nicht absähe. Erst greife man die Ausgezeichneten an, nach und nach werde man an Andere kommen, und endlich würden Alle geächtet werden, die an der Revolution Theil genommen hätten. Hierauf antwortet Hr. von Chateaubriand: „Der König will Keinen ächten. Er ist stark, sehr stark; keine menschliche Macht könnte jetzt seinen Thron erschüttern. Wenn er strafen wollte: er brauchte weder andere Zeiten noch andere Umstände zu erwarten; er hat keine Ursache sich zu verstellen. Er straft nicht, weil er, wie sein Bruder schmerzlichen und heiligen Andenkens, barmherzig ist; weil er, gleichfalls wie Ludwig XVI., um sein Leben zu retten, nicht Einen Tropfen Französischen Bluts vergießen würde. Ueberdieß hat er sein Wort gegeben. Nach seinem Beispiele verlangt kein

Franzose Rache oder Vergeltung. Was verlangt man denn von Denen, die unglücklich genug gewesen sind, den Sohn des heiligen Ludwig's und Heinrich's IV. zum Tode zu verurtheilen? Mögen sie in Frieden genießen, was sie erworben haben; mögen sie in Ruhe ihre Familien erziehen. Und doch ist es so schwer nicht, wenn man sich dem Greisenalter naht, wenn man über die Zeit des Ehrgeizes hinaus ist, wenn man die Dinge und die Menschen kennen gelernt, wenn man unter Blut, Unruhen und Stürmen gelebt hat — es ist so schwer nicht, alsdann einen Augenblick der Selbsterkenntniß zu haben, ehe man dahin geht, wohin Ludwig XVI. gegangen ist! u. s. w."

Carnot hatte gefragt: „Was hat der Adel für den König gethan? was die Geistlichkeit?" — Chateaubriand antwortet auf die erste Frage: „der Adel hat für den König zu Hagenau, zu Weißenburg, auf Quiberon sein Blut vergossen; er erträgt noch für ihn den Verlust seiner Güter. Das Heer Condé's, welches unter drei Helden bei Berstein, mit dem Rufe: hoch lebe der König! stritt, kann ihn zu Paris nicht ermordet haben." — Auf die zweite Frage hingegen sagt er: „Fragt die Karmeliterkirche, Sinamari's Wüsten, die Wälder Bretagne's und der Vendee, alle jene Höhlen, alle jene Felsen, wo man die heiligen Mysterien zum Gedächtniß des Königlichen Märtyrers gefeiert hat; fragt jene Apostel, die, mit einem Laiengewande verkleidet, auf die Proscriptionswagen harrten, um eure Schlachtopfer im Vorbeifahren zu segnen; fragt ganz Europa, das gesehen hat, wie die Französische Geistlichkeit dem erstgebornen Sohn der Kirche in seine Trübsale gefolgt ist: der letzte Pomp dieses herumirrenden Throns, welchen die Religion noch begleitete, als die Welt ihn verlassen hatte." u. s. w.

Solche Antworten scheinen gewichtig; aber uns dünkt, Alles das wußte Carnot wohl auch. Seine Fragen beziehen sich auf die Zeit vor dem Anfange der Revolution, und indem er sie aufwarf, ließ er ein Paar andere vorhergehen: „Wie habt ihr ihm freiwillige Geschenke abschlagen können, die er von euch forderte? wie habt ihr ihm vergrößerte Abgaben versagen mögen, die durch euere Räubereien nothwendig geworden waren?" Diese Frage übergeht Hr. v. Chateaubriand mit Stillschweigen; und das war allerdings der kürzeste Weg.

Carnot hatte es beklagt, „daß der König die Krone nicht aus den Händen des Volks, welches ihm dieselbe anbot, sondern daß er sie nur als das Erbtheil seiner Väter habe empfangen wollen; daß er sich wiederum König von Frankreich (und nicht König der Franzosen) genannt, daß er die alte Formel: „von Gottes Gnaden" wieder angenommen habe u. s. w." — Diese Klagen beantwortet Herr v. Chateaubriand auf folgende Art, nachdem er zuvor bemerkt hat, „daß die Franzosen, wie verzogene Kinder, denen nichts versagt wird, nicht r[illegible]en, was sie in ihrem Glücke fordern sollen."

„Wir wollen entweder eine Monarchie, oder wir wollen keine. Wenn wir sie wollen: verlangen wir ein Wahlreich? In diesem Fall haben wir Recht, es verkehrt zu finden, daß der König seine Verfassungsurkunde im neunzehnten Jahre seiner Regierung erlassen hat, und daß er sich Ludwig XVIII. nennt. Aber wenn wir, bekannt mit den Widerspenstigkeiten eines Wahlreichs, zur erblichen Monarchie zurückkommen, die zuverlässig die beste ist, so hat der König sagen müssen: „Ich regiere, weil meine Vorfahren regiert haben; ich regiere durch das Recht meiner Geburt, und behalte mir vor, mit meinen Völkern über eine Ein-

richtung überein zu kommen, welche meine Gewalt regelt, die bürgerliche und politische Freiheit sichert, und Allen genehm ist." Alsdann ist nichts consequenter, als das Betragen des Königs. Wir sind keine Republik, und er hat die Souveränetät des Volks nicht anerkennen dürfen; wir sind keine Wahlmonarchie, und er hat nicht auf dem Wege der Wahl zurückkommen können. Wenn ihr hierüber hinausgeht, so verwirrt ihr Alles. Gewissen überspannten Köpfen scheint es immer, daß ein König das Gesetz vernichten, oder daß das Gesetz den König verschwinden lassen müsse: Gesetz und König sind sehr wohl vereinbar, oder vielmehr sie sind Eins, nach Cicero und dem gesunden Menschenverstand"

Wie aber? hat denn Carnot etwas von einem Wahlreiche gesagt? — Wie aber? ist denn das so durchaus unmöglich, daß der Sohn des Königs mit dem Willen des Volks, d. h. zu Folge der Verfassung, die Krone erben könne? Freilich da, wo der König und das Gesetz eins sind" d. h. wo der König thun kann, was er will, und seine Gewalt, so lange es ihm gut dünkt, höchstens freiwillig beschränkt; aber keineswegs der Idee nach!

„Auch das — so fährt Herr v. Chateaubriand fort — ist eine sehr elende Krittelei (une chicane bien misérable), die den König von Frankreich trifft. Sind die Engländer nicht frei? Und doch hat Carl II. seine Erklärung zu Breda im eilften Jahre seiner Regierung erlassen, und man sagt: König von England (*King of England*) und nicht: König der Engländer (*King of the English*). Ist es überdieß edler, daß der König durch seinen Titel, Eigenthümer der Franzosen (König der Franzosen), als Eigenthümer Frankreichs (König von Frankreich) sey? Ist es nicht besser, er besitze das Land, als den Menschen? Denn König der

Franzosen will nicht sagen, daß er erwählt worden, von ihnen erkohren, da die Monarchie erblich ist, sondern daß er ihr Herr, ihr Besitzer ist. Alle solche Betrachtungen sind im Grunde nur boshafte Spitzfindigkeiten. Darauf kommt es nicht an u. s. w."

Aber einmal ist Carl II. ein schlechtes Beispiel. Unter diesem Könige waren die Engländer nicht frei. Er handelte tyrannisch in dem unglückseligen Grundsatz seines Hauses, „daß die Königliche Macht von Gott komme," oder wie man das wohl ausdrücken könnte, „daß der König und das Gesetz eins seyen," und dieser Grundsatz hat seinen Bruder und Nachfolger um Thron und Krone gebracht. — Zweitens ist zwar richtig, daß man sagt: der König von England, und nicht der König der Engländer, und doch sind die Engländer frei. Daraus folgt, daß der Titel des Königs das Volk nicht zu Sclaven, und also umgekehrt auch nicht frei mache, aber daraus folgt nicht, daß auf den Titel des Königs nichts ankomme. Wenn dergleichen Dinge aus früheren Zeiten her unangetastet bestehen, so sind sie sehr gleichgültig; wenn aber das Volk solche Dinge einmal zur Sprache gebracht und an ihnen Anstoß genommen hat, so scheinen sie nicht mehr gleichgültig zu seyn; und der Fürst, der alsdann auf ihnen besteht, stellt sich offenbar gegen das Volk und muß die Herzen verwunden, weil er der Einsicht trotzt. — Drittens ist die Erklärung des Ausdrucks: König der Franzosen, merkwürdig. König der Franzosen, heißt: „Eigenthümer (propriétaire) der Franzosen," so wie: König von Frankreich heißt: „Eigenthümer von Frankreich." — Also wenn ich sage: ich bin Herr meines Gesindes, und ich bin Herr meines Kleides, so heißt das in beiden Fällen, gleich viel; etwa: ich bin Ei-

genthümer des Gesindes und des Kleides? Hat man je eine solche Erklärung gehört! — Dagegen ist viertens endlich bestimmt ausgesprochen vom Hrn. v. Chateaubriand, daß der Ausdruck: „König von Frankreich" so viel heiße, als: der König besitzt das Land, er ist Eigenthümer vom Lande. Sein Eigenthum aber kann ein Jeder gebrauchen, wie er will; also kann der König, nach Herrn von Chat., jedem Franzosen das Land nehmen, auf welchem er wohnt, von welchem er lebt, und der Franzose, der das Land, welches innerhalb der Gränzen Frankreichs liegt, sein Land nennt, hat Unrecht. Also wird auch der König die Franzosen, als Zugabe des Landes, als erwachsend auf seinem Grund und Boden, gebrauchen und behandeln können, wie er Lust hat. Und über die Rückkehr zu einem solchen Ausdrucke zu klagen, das wäre „eine sehr elende Krittelei?" Das wäre „boshafte Spitzfindigkeit?"

„Der Ausdruck von Gottes Gnaden aber, sagt Hr. v. Ch., vertheidigt sich selbst. Alles ist von Gottes Gnaden."

Doch genug, um Herrn v. Chateaubriand's Polemik zu zeigen, seine Art, und seinen Bourbonianismus! — Alles Uebrige ist im gleichen Geist und mit gleicher Seichtigkeit und Zweideutigkeit. Aber ein Kapitel möchten wir ausheben, um die Ansicht von den letzten Kriegen, und die Gesinnung zu zeigen, die in den Franzosen gegen uns Alle herrscht, und aus welchen ihre Politik hervorgeht, hervorgegangen ist, und künftig hervorgehen wird.

Wir haben vorlängst einmal (Nemesis II. S. 16.) gesagt; nicht Napoleon allein sey Schuld an den Gräueln, die wir erlebt haben, sondern die ganze Französische Nation habe unaussprechlich gefrevelt; auch nicht Einer sey uns vorgekommen, weder im Leben noch durch

Schriften, der nicht über den s. g. Ruhm der Französischen Waffen eine unglückselige Freude gezeigt hätte. Dazu machten wir die Bemerkung: „selbst Chateaubriand, der fromme Mann, habe eine heimliche Freude über die Großthaten der Franzosen empfunden; und wenn ein Bourbon sie so erzwungen hätte, wie Napoleon, so würde er von Herzen eingestimmt haben." — Nun lautet das zwölfte Kapitel seines Buchs: mit der Ueberschrift: Die Verbündeten und die Französischen Heere, wie folgt.

„Mitten durch die Declamationen (der Gegner) sieht man eine geheime Feindschaft gegen die verbündeten Mächte blicken, die uns zur Zerbrechung unserer Ketten geholfen haben.

„Wenn die Verbündeten nach Frankreich gekommen sind; wessen Schuld ist es? des Königs, oder des Menschen auf der Insel Elba? Sind sie herein gerückt für Ludwig XVIII.? Sie wünschten ohne Zweifel, daß die Franzosen, zurückgekommen von ihren Irrthümern, ihren rechtmäßigen Souverän zurückrufen möchten; sie wünschten es, als das schnellste und sicherste Mittel, das Unglück Europa's zu endigen; sie wünschten es für die Sache der Gerechtigkeit, der Menschheit und der Könige; sie wünschten es endlich wegen ihrer besondern Freundschaft für Ludwig XVIII. und wegen der Achtung für seine Tugenden. Aber dieser Wunsch ihres Herzens war für sie kaum eine schwache Hoffnung. Da sie überdieß von dem unsrigen verschiedene Interessen hatten, so mußte unser Unglück ihren Völkern nachstehen; sie konnten nicht daran denken, die Gräuel des Kriegs in's Unendliche zu verlängern; also würden sie, wenn auch mit Widerwillen, mit Buonaparte unterhandelt haben, wenn er nur die geringste Gerechtigkeit in seine Anmaßungen hätte bringen wollen.

Wie oft hat er sich, während des Congresses in Chatillon, nicht gerühmt, daß er den Frieden in der Tasche hätte? Einmal glaubte man ihn sogar unterzeichnet, und in der That, fehlte nicht viel an der Unterzeichnung. Die Bourbons galten bei diesen Vorgängen nichts, oder wenigstens waren die Wünsche für sie den Abwechselungen des Kriegs, und den politischen Verhältnissen untergeordnet. Sie hatten weder Soldaten, noch Geld oder Credit. Man wollte sogar von ihrem Aufenthalt auf dem festen Lande nichts wissen; und in Paris war es ganz zweifelhaft, ob Jemand von ihnen England verlassen hatte oder nicht.

„Das Unglück des Kriegs kann also unsern Prinzen nicht zugeschrieben werden: das ist so klar, daß man es noch nicht gewagt hat, es ihnen vorzuwerfen. Gewiß aber (und wir fühlen es vielleicht lebhafter, als ein anderer) ist es für ein Volk keine angenehme Sache, Fremdlinge im Herzen seines Landes zu sehen. Aber da die Sache nun einmal, durch die Schuld eines Menschen, der selbst ein Fremdling in Frankreich war, Statt gefunden hat: wie könnte man im Betragen der Feinde das Edle und Großmüthige verkennen! Sie haben zu Paris ein Beispiel gegeben, das einzig in der Geschichte ist, und das vielleicht nicht wieder vorkommen wird. Gab es etwas Unsinnigeres, Abgeschmackteres und Unrechtlicheres, als dieser letzte Krieg, den Buonaparte gegen Alexander erklärt hatte? Es wird ewig schön, ewig groß seyn, daß man von der Brandstätte Moskaus gekommen ist, um in Paris die Denkmäler zu erhalten. Und Oesterreich, das so viele Opfer gebracht hatte, und das so grausam verwüstete Preußen — hatten sie keine Rache zu verüben? Und doch sind die verbündeten Souveräne, unsern Muth bewundernd, alle Beleidigungen vergessend, die Zartheit soweit treibend, daß

sie den Palast unserer Könige nicht betreten wollten, nur mit unserm Glücke beschäftigt gewesen. Und möchten wir einem der größten Männer dieses Jahrhunderts, dem Lord Wellington, die Lobsprüche versagen, die weniger seinen Eigenschaften, als seinem Charakter gebühren?

„Aber nachdem wir uns einmal abgefunden, nachdem wir diese gerechten Lobsprüche den Monarchen, den Männern, den Völkern, welche sie verdienen, einmal gegeben haben, treten wir wieder in alle unsere Rechte ein. Diese Lobsprüche werden nicht zum Nachtheil Derer gegeben, die unsern Waffen gebühren. Wodurch sind wir denn gedemüthigt? Man ist nach Paris gekommen. Gut! Sind wir aber nicht in fast allen Hauptstädten Europa's gewesen? Wenn man aufhörte, gerecht gegen unsern Ruhm zu seyn, so wäre es an uns, desselben zu gedenken. Die Römer sagten: die Liebe des Vaterlandes; wir aber, wir sagen: die Ehre des Vaterlandes. Die Ehre ist für uns Alles. Wehe Dem, der es wagte, diese Ehre anzutasten, in welche ein Franzose all' sein Leben setzt!

„Aber — Gott sey Dank — kein Mensch macht uns streitig, was uns gerechter Weise gehört. Wer verkennt denn den Heroismus unsers Heers? Etwa die Ausgewanderten, die von Fremden beschuldigt sind, daß sie sogar auf solche Siege stolz thäten, die ihnen den Weg in's Vaterland verschlössen?" Und wer kennt nicht die Bewunderung, welche unser König und unsere Prinzen für unsere Soldaten hegen? Die Französische Armee ist Frankreichs ganze Ehre: wenn ihre Siege nicht unsere Verbrechen in Vergessenheit gebracht hätten, bis zu

welcher Erniedrigung würden wir jetzt gefallen seyn! Sie entriß uns der Verachtung der Nationen, indem sie uns mit Lorbern bedeckte; auf jedes Geschrei, welches dem erbitterten Europa entfuhr, antwortete sie mit einem Triumphgeschrei. Unsere Lager waren Tempel des Ruhms, Freistätten vor der Verfolgung; dahin flüchteten sich die Franzosen, welche sich den Gewaltthätigkeiten der Proconsuln zu entziehen suchten. Unsere Soldaten haben unsere Wuth nicht getheilt. In England wollte das Parlament Carl I. retten, uud das Heer ließ ihn sterben; in Frankreich hat die Nationalversammlung Ludwig XVI. auf's Blutgerüst geführt, und die Armee hat keinen Theil an diesem Verbrechen genommen: sie würde es gewiß verhindert haben, wenn sie nicht mit der Zurücktreibung des Feindes zu thun gehabt hätte. Als man ihr befahl, keinem Engländer und keinem Ausgewanderten das Leben zu schenken, da versagte sie den Gehorsam. Verfolgt wie das übrige Frankreich durch Undankbare, die ihr Alles schuldig waren, ist sie oft ohne Sold, ohne Nahrung, ohne Kleidung gewesen; sie sah Commissarien hinter sich herziehen, welche Werkzeuge des Todes mit sich führten, wie wenn die feindlichen Kugeln noch nicht genug von unsern kühnen Soldaten weggerissen hätten! Man schickte unsere Generale zum Tode; Moreau's Vater verlor den Kopf, während dieser große Feldherr die Marken Frankreichs erweiterte. Pichegru und andere berühmte Anführer faßten zuerst den Gedanken, unserm Lande durch Zurückrufung unsers Königs, das Glück zurück zu geben. Ehre also dieser so tapfern, so gefühlvollen, so ruhmliebenden Armee; ihr, welche, immer ihren Fahnen treu, und alle Narrheiten eines Barbaren vergessend, nach dem Rückzuge von Moskau, noch Stärke genug fand, die Schlacht bei Lützen zu gewinnen; ihr, welche gedrängt, aber nicht bewältigt durch

das Gewicht von ganz Europa, sich erröthend in das Herz Frankreichs zurückzog, jeden Fußbreit des vaterländischen Bodens vertheidigte, und sich noch zu neuen Schlachten gefaßt machte, als sie, gestellt zwischen einen Führer, der nicht sterben wollte, und einen König, der da kam ihre Wunden zu verbinden, sich ganz blutig in die Arme des Sohns von Heinrich IV. warf!

„Nein, die ruhmvollen Begebenheiten sind weder vergessen noch entstellt, wie man gern glauben lassen möchte; was man auch sagen mag: die Sache der Ehre ist nicht verloren; und diese Sache kann nie verloren werden von Franzosen. Wie! ist sie nicht tausendmal gewonnen, da sie uns unsern König verschafft, da sie uns aus der Sclaverei gerettet hat? Vom Despotismus befreiet zu seyn, ist ein so großes Gut, daß man es nicht zu theuer erkaufen kann. Wenn ja, was Gott verhüte, unsere Ruhe wieder gestört werden sollte, so können Franzosen wiederum Siege gewinnen: aber wo gewinnt man ein Volk wieder, wenn eine lange Sclaverei dasselbe gebrochen hat? Was uns betrifft, so wollen wir es freimüthig sagen: uns würde Frankreich, wenn es von den Mauern der Stadt Bourges umschlossen, aber unter einem gesetzmäßigen König frei wäre, lieber seyn, als wenn es, einem Tyrannen knechtisch dienend, sich bis Moskau ausdehnte. Wenigstens würde man nicht sehen, daß wir die Wuth eines unwürdigen Herrn anbeteten und seine Verachtung segneten, daß wir seine, vom Blut unserer Söhne triefenden Hände küßten, daß wir seiner Bildsäule Opfer brächten, und seine Büste, im Purpurgewand, auf die Bühne brächten, um ihr Reden zu halten. Die Römer waren ein großes Volk, als sie die Gränze der Samniter noch nicht überschritten hatten,

und was waren sie, als sie, von Nero regiert, an
Ufern des Rheins herrschten und des Euphrates?"—

Dieses letzte Bekenntniß und überhaupt die We-
dung, welche die Rede am Ende nimmt, scheinen a-
tungswürdige Gesinnungen in Herrn v. Chateaub-
and in Beziehung auf andere Völker zu beweisen, G-
sinnungen der Gerechtigkeit, der Mäßigung, des Frieden
Aber einmal geht aus dieser Wendung, wie aus der ga-
zen Rede deutlich hervor, daß solche friedliche Gesinn-
gen, Liebe zur Gerechtigkeit und Achtung für die Fr-
heit der Völker, nicht häufig in Frankreich sind, und
Eroberungslust besiegt haben. Zweitens stehen solche G-
sinnungen im Herrn von Chateaubriand selbst
einem sonderbaren Widerspruch mit seinem Ruhm
Französischen Heere und mit seiner Ansicht von den Fra-
zösischen Waffenthaten. Und drittens folgt nicht,
daß derjenige, der Frankreich lieber in Bourgo
einem Bourbon zusammendrücken, als bis nach
unter einem Napoleon ausdehnen mag, nicht wünsche
könnte, dieses Frankreich, unter einem Bourbon, bis
den Rhein, oder bis an die Elbe, Oder, Weichsel,
erweitern; es folgt nicht, daß Herr v. Chateaubrian
weniger, als sein Gegner Carnot wünschen sollte,
schöne Belgien, den theuren Preis so vielen Französisch
Bluts, mit Frankreich zu vereinigen, wenn er gleich,
sich für mögliche Fälle sicher zu setzen, von natürli
Gränzen nichts wissen will. Jenes ist vielmehr auch a
aus andern Gründen wahrscheinlich.

„Die Ehre ist Alles für die Franzosen." Vo
sagt Hr. v. Ch. schon früher: sie sey das Gewohnh
recht der Franzosen. Sie aber, wo man sie mit K

oder mit Unrecht hinstelle, da verpflichte sie (*il oblige*). Und wozu verpflichtet sie? Zu dem, was man einmal anerkannt hat (*une fois reconnu*). Nun hat man aber anerkannt, daß Frankreich herrschen müsse: das ist eben die Ehre des Vaterlandes, welche der Liebe des Vaterlandes entgegensteht, welche durchaus gerecht und friedlich ist, von welcher aber die Franzosen nichts wissen. Also muß Frankreich erobern, auf daß es herrsche und seine Ehre bewähre.

Nachmals spricht Herr v. Chateaubriand über Frankreichs Verhältniß zu den Staaten des festen Landes (*notre position continentale*). Hier kommt folgende Stelle vor. „In Frankreich muß die vollziehende Gewalt weit mehr Stärke haben, als in England. Der König muß freier seyn in seinen Bewegungen, weil Frankreich größer und den Entwürfen der auswärtigen Politik mehr ausgesetzt ist. — Das Königliche Ansehen muß von vielen Beschränkungen befreiet werden, um mit Kraft und Schnelligkeit handeln zu können; es muß in gewissen Fällen etwas von der Dictatur in Rom haben, und besonders müssen wir in diesem Augenblicke streben, die monarchische Gewalt zu vergrößern, um sie mit aller Stärke auszurüsten, welche das Wohl des Staats erfordert. Unsere Monarchie, wie frei sie auch im Innern seyn mag, muß gänzlich militärisch nach außen bleiben. In England ist die Armee fast nur eine Sache des Luxus; in Frankreich ist sie eine Sache der ersten Nothdurft. Deßwegen werden das Militär und der Adel in unserm Frankreich in einem ganz andern Ansehen stehen, als dessen sie sich in England erfreuen. — Der bürgerliche Schnitt (*l'air bourgeois*) paßt nicht für unsere Freiheit; und die Franzosen werden ihr nicht folgen, als in sofern sie ihre Mütze unter einem Helm zu verbergen weiß."

Das, denken wir, ist deutlich genug; darum führen wir nur noch Eine Stelle an. In dem Kapitel, in welchem er den Adel über die neue Verfassung zu beruhigen sucht, heißt es also: „Sonst, was war denn die Hoffnung und der Ehrgeiz eines Edelmanns? Daß er nach vierzig Dienstjahren Hauptmann wurde, und sich gegen seine alten Tage mit dem Ludwigskreuz und einer Pension von sechs hundert Franken zurückzog! Wenn er aber jetzt die militärische Laufbahn wählt, so wird er durch ein schnelles Steigen (*un avancement rapide*) zu den höchsten Stellen gelangen. Würde wohl jemals, wenn nicht eben eine besondere Gunst, oder eine außerordentliche Handlung dazwischen kamen, ein Nachgeborner aus Gascogne oder Bretagne, unter der alten Regierung, Oberster, General, Marschall von Frankreich geworden seyn?"

Nun aber fragen wir: wie ist dieses schnelle Steigen möglich, wenn man nicht die ungeheueren Heere unterhalten und sie, nach Napoleonischer Weise zu Schlacht und Tod führen will? Und dazu ist denn freilich nöthig, daß der König nach außen hin, sonach für Conscription und dergleichen, dictatorische Gewalt erhalte; für das Innere freilich kann die Constitution, an welcher es ja auch unter Napoleon nicht fehlte, desto unbedenklicher stehen bleiben, je weniger sie alsdann bedeuten wird.

Hieraus scheint klar zu seyn, daß dem frommen Manne, Chateaubriand, doch das Napoleonische System so übel nicht gefallen hat; er wünschte die Verwaltung nur in einer anderen Hand. Darum spricht er hart und verächtlich von „dem Tyrannen," aber er verkündigt dessen Grundsätze zum Vortheile „des gesetzmäßigen Königs (*du roi légitime*)."

Was bedarf es weiter! Wie sehr sie sich auch im Innern befeinden mögen, gegen das Ausland haben sie gleichen Sinn. Der Krieg ist ihre Lust, Gewaltthat ihr Ruhm, Eroberung ihr Zweck, Beknechtung ihre Ehre. Also steht der alte Satz fest: Trauet ihnen nicht!

VIII.

Eine Nachdrucker-Speculation von der neuesten Art.

Wien, den 3ten Februar 1815.

Stellen Sie sich vor, unsere hiesigen Nachdrucker sind auf die sublime Idee gerathen, die Denkschrift der Teutschen Buchhändler an den Congreß wegen eines Reichsgesetzes gegen den Nachdruck, also ihre eigene Anklage, nachzudrucken, und so durch ihre eigene Schande zu gewinnen. Auch ist es höchst genialisch, sich auf eine solche Weise im Besitz der Dieberei erhalten zu wollen. Doch diesen Corsaren ist alles Prise, was nur Gewinn giebt. So druckten sie bei den letzten hiesigen Frei-Redouten und großen Hof-Feten, immer selbst dem Hofe 2 bis 3000 Billets und Einlaß-Karten nach, und verkauften sie zu 20 bis 30 Gulden, so, daß endlich sich das K. K. Oberst-Hofmeister-Amt genöthigt sahe, den strengen Befehl zu geben, daß Niemand mehr auf ein unbeschriebenes Billet, oder der nicht nur über den Verkauf, sondern auch über die Cedirung seines Eintritts-Billets der Ober-Policei-Direction Ausweis geben könne, eingelassen werden solle.

Da nun die sauberen Gesellen ihre dießmalige Speculation auf ein schändliches Falsum, als ihren Nothanker, gegründet, und arglistig genug, die Deputation des ganzen Teutschen Buchhändler-Corps, in eine bloße Privat-Deputation der Leipziger Buchhändler

verwandelt hatten, so sahe sich diese Deputation veranlaßt, eine gut und mit Würde geschriebene Replik darauf öffentlich bekannt zu machen, und dieselbe zugleich dem hohen Congresse, als Vertheidigung ihrer Angelegenheit zu überreichen. Ich theile Ihnen dieselbe zu weiterer Bekanntmachung hierbei mit. Sie werden daraus zugleich ersehen, in welcher günstigen Lage jetzt diese, für die ganze Literatur Teutschland's so wichtige Sache, hier ist.

* * *

Die Unterzeichneten haben unter dem heutigen Dato einen so eben erschienenen Nachdruck ihrer, dem Erlauchten Congresse übergebenen Denkschrift mit angeblichen Berichtigungen erhalten, und finden es nöthig, wegen bedeutender Verfälschung, die sich darin findet, öffentlich ein Wort darüber zu sagen.

Es war zu erwarten, daß die Nachdrucker, geängstigt durch die Deputation, welche vom Buchhändlerstand und in dem Sinne der gesammten Teutschen Gelehrten an den erhabenen Congreß nach Wien gesendet wurde, um für die Zukunft Schutz und gesetzliche Sicherstellung wegen des so sehr gekränkten literarischen Eigenthums zu suchen, Nothwaffen nach ihrer Art ergreifen würden. Ihre Beklommenheit mußte steigen, da sie hörten, daß die edelsten Männer der Teutschen Nation, ein Fürst Metternich und Baron v. Wessenberg als Organe von Oesterreich, Fürst Hardenberg und Baron v. Humbold als solche von Preußen, Fürst Wrede von Baiern, Graf Münster von Hannover u. a. m. die Rechtlichkeit, das Zeitgemäße jenes Gesuches erkannten, und ihren vollen Schutz dieser, — das geistige Wohl aller, durch die Teutsche Sprache, als wahrem Nationalband verbundenen Völkerstämme befördernden — Sache zu versprechen geruhten. Diese hocherleuchteten Staatsmänner würden, wenn nur von dem Privatinteresse Teutscher Kaufleute die Rede gewesen wäre, der obgedachten Deputation keineswegs Gehör gegeben, und sie als unstatthaft zurückgewiesen haben. Doch dieses war keineswegs der Fall. Sie er-

kannten im Gegentheil an, daß die bisherige Duldung des Nachdrucks in einigen Staaten nur die traurige Folge der, durch die letzten Zeitperioden herbeigeführten, gewaltsamen Reibungen und Trennungen, wo selbst sonst innig vereinigte Staaten feindlich gegenüber standen, sey, und daß das große Befreiungswerk Teutschland's, auch durch gerechte, und gesetzlich=feste Bestimmung des Geisteseigenthums nach dem Vorgange benachbarter Europäischer Staaten, (worunter die neuesten Verordnungen der vereinigten Niederlande und von Toscana sich auszeichnen,) gekrönt werden müsse.

Im festen und ehrfurchtsvollen Vertrauen auf die zu wiederhohlten Malen erhaltene hohe und gnädige Zusicherung, daß allen bisherigen sophistischen Discussionen und Verdrehungen über das literarische Eigenthum durch feste gesetzliche Bestimmungen ein Ende gemacht werden solle, könnten die unterzeichneten Deputirten zum Nachdruck ihrer Denkschrift, (denn die durch Parteigeist eingegebenen, und der Hauptsache stets ausweichenden, Noten verdienen gar keine Beantwortung *), schweigen. Doch

*) Was die rechtlichen Bestimmungen in Bezug auf den Nachdruck betrifft, die in gedachten Noten in Zweifel gezogen werden, so verweisen wir den Verfasser derselben auf einen der ersten Oesterreichischen Rechtsgelehrten, den kaiserl. königl. Hofrath, Herrn v. Zeiler, in seinem natürlichen Privatrecht (Wien, bei Wappler und Beck. 1808. 2te Auflage,) wo der §. 138 Folgendes sagt: „Die Geschäftsführung ohne Auftrag (negotiorum gestio) ist kein Vertrag. Wer sich jedoch den dadurch bewirkten Vortheil zuwenden will, muß sich auch den damit verknüpften Ersatz des Aufwandes gefallen lassen. Mengte sich sogar Jemand gegen den Willen des dritten in ein, bereits einem andern aufgetragenes, Geschäft, so verletzte er beide in ihrem Rechte, und wäre beiden dafür verantwortlich. Aus diesem Gesichtspunkte läßt sich auch über die Rechtlichkeit des Büchernachdrucks urtheilen. Der Schriftsteller bevollmächtiget ausschließend seinen Verleger, in seinem Namen mit dem Publicum zu sprechen. Der Nachdrucker mengt sich unberufen in das Geschäft ein, und entzieht dem rechtmäßigen Verleger den Vortheil, den er aus dem ihm überlassenen Rechte ziehen konnte und wollte. Er handelt somit widerrechtlich."

die Verfälschung, die sich der anonyme Herausgeber dabei erlaubt hat, macht es nothwendig, diese öffentlich aufzudecken.

Die Verfälschung, welche den ganzen Gesichtspunkt, aus dem die Deputation zu betrachten ist, zu verrücken strebt, und ihm eine einseitige, egoistische Absicht unterschieben möchte, betrifft nichts Geringeres als den Titel selbst.

Dieser lautet in der, von uns überreichten Schrift folgender Maßen: Denkschrift über den Büchernachdruck, zugleich Bittschrift um Bewirkung eines Teutschen Reichsgesetzes gegen denselben. Den Erlauchten, bei dem Congreß zu Wien versammelten Gesandten Teutscher Staaten ehrerbiethigst überreicht im Namen Teutscher Buchhändler.

Dagegen giebt der Nachdruck den Titel ganz abweichend so:

Denkschrift gegen den Büchernachdruck. Den am Wiener Congresse versammelten Gesandten von einer Deputation der Leipziger Buchhändler überreicht, mit Berichtigungen der darin aufgestellten irrigen Ansichten, von einem Oesterreicher.

In der Aenderung Teutscher Buchhändler in Leipziger Buchhändler, darin liegt die unverzeihliche Verfälschung, die man sich bei dem Nachdruck erlaubt hat.

Die unterzeichneten Deputirten kamen nicht bloß als Abgeordnete der Leipziger Buchhändler nach Wien, sondern als Abgeordnete der angesehensten Buchhandlungen aller Teutschen Staaten, die Oesterreichische Monarchie mit einbegriffen.

Da man nun durch jene Verfälschung in den Augen des Publicums die Gesammtsache der Teutschen Literatur bloß zu einer Privatsache der Leipziger Buchhändler hat machen wollen, so ist es nothwendig, hier die Vollmacht, welche die unterzeichneten Deputirten von 81 der achtungswerthesten Buchhandlungen Teutschland's zu ihrer Sen-

dung empfiengen, abdrucken zu lassen. Sie sind dieses dem Zutrauen ihrer Committenten, so wie der wichtigen Angelegenheit, welche sie zu vertreten gewürdigt worden sind, schuldig.

Wien d. 27. Januar 1815. Cotta. Bertuch.

Vollmacht.

Da sich nach der glücklichen Wiederbefreiung Teutschlands auch die Wiederbelebung, Reinigung, und eine neue bessere Organisation seines so wichtigen Buchhandels höchst nöthig macht, und diese in gegenwärtiger sehr günstigen Periode sicher zu hoffen steht, so haben sich folgende, mit warmen und thätigen Eifer für die gemeinsame gute Sache der Literatur und des Buchhandels belebte Männer, nämlich:

1. Herr Paul Gotthelf Kummer zu Leipzig.
2. — Franz Christian Wilhelm Vogel zu Leipzig.
3. — C. Fr. Enoch Richter zu Leipzig.
4. — Dr. J. G. Cotta in Tübingen.
5. — Joh. Friedr. Hartknoch zu Leipzig.
6. — Legationsrath Fr. Just. Bertuch zu Weimar

zusammen verbunden, mit vereinter Kraft, und im Namen und Auftrag aller soliden und redlich gesinnten Teutschen Buchhandlungen, zur Erreichung des obgedachten heilbringenden, und den Teutschen Buchhandel allein sichernden Zwecks von jetzt an zu arbeiten, und thätigst zu wirken. Wir bevollmächtigen also dieselben hiermit, und durch unsere eigenhändige Unterschrift, als unsere Deputirten für dieß Geschäft in unserem Namen, nach ihren besten Einsichten und erprobten praktischen Kenntnissen in dieser Sache zu handeln und thätigst zu wirken, und genehmigen vorläufig jeden Schritt, den sie gemeinschaftlich zur Erreichung dieses, für ganz Teutschland so heilsamen, Zwecks beschließen und thun werden.

Geschehen zu Leipzig in der Jubilate-Messe 1814.

Obigen ehrenvollen Auftrag unserer verehrten Herren Collegen nehmen wir hiermit, als Ihre Deputation, dankbar für Ihr Vertrauen, an, und versprechen als Männer von Ehre für die gemeinsame gute Sache thätigst zu wirken.

1. Paul Gotthelf Kummer.
2. Friedr. Christ. Wilh. Vogel.
3. Carl Friedr. Enoch Richter.
4. Dr. Cotta.
5. Joh Friedr. Hartknoch.
6. Dr. Friedrich Justin Bertuch, welcher zugleich das Secretariat der Gesellschaft übernimmt.

Liste der Unterzeichner.

1. Gerhard Fleischer in Leipzig.
2. Hahn'sche Verlagsbuchhandlung in Leipzig.
3. Gebrüder Hahn in Hannover.
4. Georg Aug. Grieshammer in Leipzig.
5. Wilh. Gottl. Korn in Breslau.
6. Carl Tauchnitz in Leipzig.
7. Friedr. Frommann in Jena.
8. Breitkopf et Härtel in Leipzig.
9. Horvath in Potsdam.
10. Orell, Füßli et Comp. in Zürch.
11. Duncker et Humblot in Berlin.
12. Friedr. Wilmanns in Frankfurt am Main.
13. J. L. Brede in Offenbach.
14. Joh. Christ. Herrmann'sche Buchhandlung in Frankfurt am Main.
15. Schnuphase in Altenburg.
16. Vossische Buchhandlung in Berlin.
17. Friedr. Nicolovius in Königsberg.
18. Gebr. Gädicke in Berlin.
19. Weygandsche Buchhandl. Jasper in Leipzig.
20. Mohr et Zimmer in Heidelberg.
21. Boselli in Frankfurt am Main.
22. G. Hayn in Berlin.
23. Wilhelm Starke in Chemnitz.
24. Hemmerde et Schwetschke in Halle.
25. Schneider et Weigel in Nürnberg.
26. H. R. Sauerländer in Aarau.
27. Joh. Friedr. Röwer in Göttingen.
28. Carl Aug. Frieße zu Pirna.
29. Joh. Carl Gottfr. Wagner in Neustadt an der Orla

30. C. F. Amelang } in Berlin.
31. C. A. Stuhr } in Berlin.
32. Schulbuchhandlung in Braunschweig.
33. Fr. Vieweg in Braunschweig.
34. Für J. E. Seidel in Sulzbach.
35. Buchhandlung des Waisenhauses von Halle.
36. G. Müller aus Gießen.
37. Joh. Ambr. Barth in Leipzig.
38. Andrä'ische Handlung } in Frankfurt am Main.
39. Varrentrapp et Sohn } in Frankfurt am Main.
40. Joseph Lindauer in München.
41. Vandenhoeck et Rupprecht aus Göttingen.
42. N. Koch in Schleswig.
43. Campe in Nürnberg.
44. Samuel H. Zimmermann in Wittenberg.
45. C. Heyder in Erlangen.
46. K. C. Stiller in Rostock.
47. Carl Nauck in Berlin.
48. Russische Verlagshandlung in Halle.
49. Erdmann Ferdinand Steinacker in Leipzig.
50. F. Temsky, Firma J. G. Calve in Prag.
51. G. Voßsche Buchhandl. in Leipzig.
52. C. J. G. Hartmann d. J. W. Felding aus Riga.
53. J. W. Hitzig aus Berlin.
54. Justus Perthes in Gotha.
55. Joh. Georg Heyse in Bremen.
56. Caspar Widtmann in Prag.
57. Weidmannsche Buchhandlung in Leipzig.
58. Friedr. Jos. Ernst in Quedlinburg.
59. K. A. Rottmann in Berlin.
60. H. L. Brönner in Frankfurt am Main.
61. F. G. Baumgärtner in Leipzig.
62. Industriecomptoir in Leipzig.
63. Fr. Aug. Leo in Leipzig.
64. Für H. Hinrichs, Herold in Leipzig.
65. Carl Franz Koehler in Leipzig.
66. Aug. H. Unzer in Königsberg.
67. Carl Schaumburg et Comp. in Wien.
68. Friedr. Maurer in Berlin.
69. Joh. Benj. Georg Fleischersche Buchhandl. in Leipzig.
70. Carl Gerold in Wien.
71. Maurersche Buchhandlung zu Berlin.
72. Beckersche Buchhandlung zu Gotha.
73. G. J. Goeschen in Grimma.
74. Hoffmannsche Hofbuchhandlung in Weimar.
75. Landes-Industrie-Comptoir in Weimar.
76. Geographisches Institut in Weimar.
77. Hof-, Buch- und Kunsthandlung in Rudolstadt
78. B. F. Voigt in Sondershausen.

Digitized by Google

79. Wilhelm Hennings in Erfurt.
80. G. A. Keysersche Buchhandlung in Erfurt.
81. Camesinasche Buchhandlung in Wien.

IX.

An den Herausgeber der Nemesis.

Da Ihr Journal der Nemesis gewidmet ist, so glaube ich deßhalb einigen Anspruch auf Einrückung folgender Bemerkungen zu haben.

Alle jetzige Lobredner der Preußischen Regierung und Nation, pflegen gewöhnlich mir zugleich schmähende Vorwürfe als Verfasser der vertrauten Briefe zu machen, da sie entweder diese Schrift nicht gelesen, oder vor dem Kriege 1806 wahrscheinlich noch nicht im Preußischen Staate gewohnt haben (denn sonst würden sie doch wohl begriffen und wahrgenommen haben, daß Preußen 1806 ein anderes gewesen als 1813) oder weil sie glauben, wie gemeine Schmeichler, sich bei der Preußischen Regierung beliebt zu machen.

Ich bedarf weiter nichts zu meiner Rechtfertigung anzuführen, als daß ich alle meine Verfolger und Schmäher ersuche:

1) Meine Schriften vor dem Kriege 1806:

Reflexionen über den Preußischen Staat 1805, bei Günther jun. in Glogau. Staats-Anzeiger 1806, bei Fröhlich in Berlin.

Die Schriften nach dem Kriege:

Vertraute Briefe ꝛc.

und die darin enthaltenen Vorschläge zur Reform der Militär- und Civil-Verfassung im Preußischen Staate, mit der jetzigen, seit 1808 angefangenen Umgestaltung zu vergleichen, so werden sie finden, daß die Ideen zu diesen Veränderungen in meinen Schriften angegeben, ja in specie die Landwehr nebst ihrer Einrichtung schon 1805 im Vorschlag gebracht worden ist.

Reflexionen 1tes Heft. S. 38.

Staats-Anzeiger II. Band S. 385 u. fgg.

Feuerbrände 5tes Heft. Schreiben Herzbergs aus der Unterwelt an den König.

Wenn eine Regierung befolgt hat, was ein Schriftsteller vorgeschlagen, so kann man ihn doch deßhalb nicht ferner anklagen?

2) Diejenigen, welche noch über den derben Styl und über unbescheidene Art des Vortrags in meinen Schriften schreien, verweise ich auf meinen Prozeß und auf meine bei Rein gedruckte Rechtfertigung 1811. Darin werden sie finden, daß Se. Majestät der König von Preußen, durch Cabinets-Befehl vom 6. Febr. 1811 diesen Prozeß, der mir wegen unbescheidenen Tadels in meinen Schriften, durch die Cabinets-Ordre vom 8. Febr. 1808 gemacht worden war, niedergeschlagen, die Kosten angewiesen und mich in meiner Ehre und Amte in integrum restituirt hat. Also kann dieser Vorwurf mir auch nicht weiter gemacht werden.

Wenn daher ein Schriftsteller sich jetzt noch erfrechen will, mich öffentlich anzugreifen, so beliebe er nur seinen Namen unter die Schmähung zu setzen, oder wenn er dieß nicht für gut findet, so darf es nur der Buchhändler thun, damit ich weiß, an wen ich mich zu halten habe. Wer mich anonym angreift, den erkläre ich hierdurch für einen Verläumder.

Uebrigens erkläre ich hierdurch feierlichst, daß seit dem Jahre 1812 bis heute, von mir nichts im Druck erschienen ist.

Schweidnitz, den 30. Dembr. 1814.

v. Cölln.

Anzeige.

Die Antwort auf eine Anzeige im Rheinischen Merkur, welche der Herr Geheimerath Gruner in das erste Stück des III. Bandes der Nemesis hat einrücken lassen, muß Jeder sehr gemäßigt finden, der mit den Begebenheiten, an welche jene Anzeige erinnert, nicht näher bekannt ist. Mich hat sie nicht beruhigen können, wie es der Herr Herausgeber dieser Zeitschrift S. 240 zu erwarten schien; vielmehr habe ich mich dadurch veranlaßt gesehen, als Sachwalter des Ungenannten aufzutreten. Da es unmöglich war bei meiner Replik alles Persönliche zu vermeiden: so habe ich sie unter dem Titel: Noch einige Worte über die Vertretung des Volks durch Diener, besonders drucken lassen. Diejenigen, denen es nicht gleichgültig ist, wer in diesem Streite Recht oder Unrecht vor dem unbefangenen Publicum behalten dürfte, können diese kleine Schrift von 3 Bogen bei Herrn K. S. Prelmann, als Inhaber der hiesigen Hofbuchdruckerei erhalten.

Meiningen, den 12ten Januar 1815.

Hendrich.

Inhalt.

Druckfehler.

S. 319 dieses Bandes Z. 14 v. u. lese man Philippisch anstatt Philippinisch.

Digitized by Google

14 DAY USE
RETURN TO DESK FROM WHICH BORROWED

LOAN DEPT.

This book is due on the last date stamped below, or
on the date to which renewed.
Renewed books are subject to immediate recall.

31 Jul'63ZF

IN STACKS
JUN 19 1963

REC'D LD
JUL 2 1963

LD 21A-50m-11,'62
(D3279s10)476B

General Library
University of California
Berkeley

Digitized by Google

491995
D1
N25
v.3
Nemesis.
Zeitschrift für
polutik und geschichte

D1
N25
v.3
491995

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY

Digitized by Google

Digitized by Google